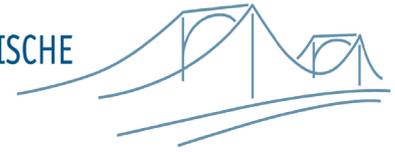


DIGITALE REPRINTS

Dokserver des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam
[HTTP://ZEITGESCHICHTE-DIGITAL.DE/DOKS](http://zeitgeschichte-digital.de/doks)

ZENTRUM FÜR ZEITHISTORISCHE FORSCHUNG POTSDAM

Institut der Leibniz-Gemeinschaft



Christoph Classen

Faschismus und Antifaschismus. Die nationalsozialistische Vergangenheit im ostdeutschen Hörfunk (1945 - 1953) (2004)

<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.107.v1>

Reprint von:

Christoph Classen. Faschismus und Antifaschismus. Die nationalsozialistische Vergangenheit im ostdeutschen Hörfunk (1945 - 1953), Böhlau Verlag Köln 2004, ISBN 978-3-412-15403-5 (Zeithistorische Studien. Herausgegeben vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Band 27)

Copyright der digitalen Neuausgabe (c) 2015 Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam e.V. (ZZF) und Autor, alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk wurde vom Autor für den Download vom Dokumentenserver des ZZF freigegeben und darf nur vervielfältigt und erneut veröffentlicht werden, wenn die Einwilligung der o.g. Rechteinhaber vorliegt. Bitte kontaktieren Sie: <redaktion@zeitgeschichte-digital.de>

Zitationshinweis:

Christoph Classen. Faschismus und Antifaschismus. Die nationalsozialistische Vergangenheit im ostdeutschen Hörfunk (1945 - 1953) (2004), Dokserver des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam,
<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.107.v1>

Ursprünglich erschienen als: Christoph Classen. Faschismus und Antifaschismus. Die nationalsozialistische Vergangenheit im ostdeutschen Hörfunk (1945 - 1953), Böhlau Verlag Köln 2004, ISBN 978-3-412-15403-5 (Zeithistorische Studien. Herausgegeben vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Band 27)

Zeithistorische Studien

Herausgegeben vom Zentrum für
Zeithistorische Forschung Potsdam

Band 27

Christoph Classen

Faschismus und Antifaschismus

Die nationalsozialistische Vergangenheit
im ostdeutschen Hörfunk (1945–1953)



2004

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

ZZF 16833 (H 66) ZZF1

Zentrum für
Zeithistorische Forschung e.V.
Bibliothek

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.
Zugl.: Berlin, Freie Univ., Diss., 2003

Umschlagabbildung:

Buchenwald-Denkmal von Fritz Cremer (Foto: Stefan Moses)

© 2004 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln
Ursulaplatz 1, D-50668 Köln
Tel. (0221) 913 90-0, Fax (0221) 913 90-11
info@boehlau.de

Alle Rechte vorbehalten
Druck und Bindung: MVR Druck GmbH, Brühl
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in Germany

ISBN 3-412-15403-2

Inhalt

| | |
|--|-----------|
| Vorwort | 9 |
| Einleitung: Antifaschismus, Massenmedien und gesellschaftliche Integration in der SBZ/DDR | 11 |
| 1. Das Problem der antifaschistischen Legitimation | 12 |
| 2. Geschichtskulturelle Repräsentationen im Massenmedium | 20 |
| 3. Quellenlage..... | 27 |
| 4. Anlage der Studie | 29 |
| | |
| KAPITEL 1 | |
| Erinnerungskultur, Politik und Medien: Überlegungen zu einem kulturgeschichtlichen Ansatz | 35 |
| 1. Öffentlichkeit und Propaganda in der Diktatur..... | 35 |
| 2. Politischer Mythos und symbolische Politik | 41 |
| 3. Kommunikatives und kulturelles Gedächtnis | 45 |
| 4. Faschismus und Antifaschismus als Diskurs | 51 |
| 5. Geschichtskultur in der Moderne | 57 |

KAPITEL 2

| | |
|---|----|
| Zur Voraussetzung kommunistischer Faschismus-Repräsentationen nach 1945 | 61 |
| 1. Faschismus und Antifaschismus vor 1945: Perzeptionen der rechten Massenbewegungen in der kommunistischen Bewegung | 61 |
| 1.1 Faschismus als Kampfbegriff in der kommunistischen Bewegung zwischen 1921 und 1933 | 62 |
| 1.2 Die Auseinandersetzung mit dem Faschismus nach der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ | 67 |
| 2. Fazit: Faschismus und Antifaschismus zwischen marxistischer Ideologie und sowjetischer Großmachtpolitik..... | 75 |

KAPITEL 3

| | |
|---|-----|
| Repräsentationen des Nationalsozialismus im Hörfunk 1945–1947 | 79 |
| 1. Institutionelle Bedingungen und Entwicklungen des Rundfunks in der SBZ 1945–1947/48..... | 79 |
| 1.1 Die Auseinandersetzung um die Viermächtekontrolle des Berliner Rundfunks | 80 |
| 1.2 Aufbau des Sendernetzes | 85 |
| 1.3 Organisation und Personal | 89 |
| 1.3.1 Sowjetische Kontrolle | 94 |
| 1.3.2 Deutsche Kontroll- und Leitungsinstanzen | 102 |
| 1.4 Aspekte der Programmentwicklung | 104 |
| 2. Ideologische Dekonstruktion des Nationalsozialismus und politische Aufklärung unter sowjetischer Ägide: Die Jahre 1945–1947 | 109 |
| 2.1 „Ein kurzer Sommer“: Konfrontationen mit Verfolgung und Repression..... | 111 |
| 2.1.1 Das KZ als Symbol | 111 |
| 2.1.2 Zwischen Verschweigen und Hilflosigkeit: Die Judenverfolgungen | 129 |
| 2.1.3 Die Kriegsverbrechen in Osteuropa | 133 |
| 2.2 Krieg: Zwischen sowjetischem Sieg und deutschen Opfern | 137 |
| 2.2.1 „Krieg“ in den politischen Wortprogrammen: sowjetische Perspektiven | 139 |
| 2.2.2 „Krieg“ in den Kultursendungen: deutsche Perspektiven | 152 |
| 2.3 Widerstand: Die Beglaubigung des „antifaschistischen Konsenses“ | 159 |

| | |
|---|-----|
| <i>Inhalt</i> | 7 |
| 2.3.1 Gebremste Helden: Gedenken an den kommunistischen Widerstand | 160 |
| 2.3.2 Märtyrer, die für ihren Glauben gelitten haben: christlicher Widerstand..... | 166 |
| 2.3.3 Menschlich geblieben in schwerer Zeit: Resistenz der „kleinen Leute“ | 171 |
| 2.3.4 Der Anfang vom Ende des „antifaschistischen Konsenses“ | 173 |
| 2.4 Fazit: Repräsentationen des Nationalsozialismus und „antifaschistische Konsenspolitik“ | 176 |

KAPITEL 4

| | |
|--|-----|
| Vom Integrationsangebot zur Beglaubigung sozialistischer Transformationspolitik: Faschismus und Antifaschismus im Zeichen der Blockkonfrontation 1948–1953 | 185 |
| 1. Institutionelle Bedingungen und Entwicklungen des Rundfunks in der SBZ/DDR 1948–1953..... | 185 |
| 1.1 Sendernetz, Programme und Konkurrenz aus dem Westen | 186 |
| 1.2 Organisation und Personal | 193 |
| 1.2.1 Die Situation bis zur Ablösung von Heinz Schmidt..... | 193 |
| 1.2.2 Die Jahre 1950–1953: Parteisäuberungen und Zentralisierung..... | 203 |
| 1.3 Programm..... | 220 |
| 2. Die NS-Vergangenheit in Zeiten von Blockkonfrontation und sozialistischer Transformationspolitik (1948–1953) | 226 |
| 2.1 Verfolgung und Repression..... | 227 |
| 2.2 Krieg | 238 |
| 2.3 Widerstand..... | 252 |
| 3. Fazit: Das Verschwinden der Vergangenheit im „parteilichen“ Diskurs..... | 262 |

KAPITEL 5

| | |
|--|-----|
| Zur gesellschaftlichen Rezeption des Antifaschismus: Reichweite und Grenzen | 267 |
| 1. Erwartungen an den Rundfunk in der ostdeutschen Gesellschaft..... | 267 |
| 1.1 Rundfunkversorgung und Teilnehmerzahlen | 268 |
| 1.2 Nutzungspräferenzen..... | 274 |
| 1.3 Erwartungen an das Programm | 279 |

| | |
|------|---|
| 8 | <i>Inhalt</i> |
| 1.4 | Das Radio: Ein Unterhaltungsmedium..... 289 |
| 2. | Nationalsozialismus zwischen kommunikativem Gedächtnis und kultureller Fundierung..... 291 |
| 2.1 | Zur Anschlußfähigkeit der Vergangenheitsdeutungen 1945–1947 292 |
| 2.2 | Zur Anschlußfähigkeit der Vergangenheitsdeutungen 1948–1953 296 |
| 2.3 | Antifaschismus als Generationenprojekt..... 302 |
| | |
| | Resümee: Massenmedien und Vergangenheit zwischen Herrschaft und Gesellschaft – Antinomien einer Diktatur in der Moderne..... 311 |
| 1. | Antifaschismus und Blockkonfrontation 311 |
| 2. | Zur gesellschaftlichen Reichweite des Antifaschismus..... 314 |
| 3. | Radio und massenmediale Kommunikation im Staatssozialismus 318 |
| 4. | Die DDR: Eine Diktatur in der Moderne..... 322 |
| | |
| | Anhang 325 |
| | Quellen..... 325 |
| | Literatur..... 327 |
| | Abkürzungsverzeichnis..... 363 |
| | Biographien..... 369 |
| | Personenregister 381 |

Vorwort

Die vorliegende Arbeit entstand im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft zwischen 1996 und 2001 geförderten Projektbereichs „Geschichte als Herrschaftsdiskurs“ am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Im Jahr 2003 wurde sie vom Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften der Freien Universität Berlin als Dissertation angenommen. Für den Druck habe ich das Manuskript geringfügig überarbeitet.

Der im folgenden unternommene Versuch einer kulturgeschichtlichen Annäherung an die Entstehungs- und Etablierungsphase der kommunistischen Herrschaft in Ostdeutschland ist mir nicht immer leicht gefallen. Nicht nur fehlte es an Vorbildern, auch der Gegenstand selbst erschien mir bisweilen sperrig, denn gerade im Bereich der politischen Kommunikation sieht sich jeder Betrachter mit großen Mengen weitgehend redundanter und aus heutiger Sicht schwer verdaulicher Propaganda konfrontiert. Für mich als jüngeren, im Westen sozialisierten Doktoranden galt es, viel fehlendes Hintergrundwissen zu erwerben und manche Fremdheitserfahrung im Umgang mit den Akten zu verarbeiten.

Um so mehr denke ich, daß es richtig war, die Ebene der Skandalisierungen des Antifaschismus und der politischen Instrumentalisierung der Medien in der DDR zu verlassen und statt dessen einen distanzierteren, theoretisch elaborierten Ansatz zu wählen, der den Gegenstand für weiterreichende Fragen nach dem Charakter von Staat und Gesellschaft sowie nach den Gründen für Stabilität und Zusammenbruch des Systems erschließt. Dies wäre jedoch nicht möglich gewesen ohne das Umfeld des Potsdamer Instituts und die kollegiale, über die Arbeitsgruppe hinausreichende Unterstützung. Stellvertretend für alle Kollegen gilt mein Dank Martin Sabrow, der sich weit über das gewöhnliche Maß hinaus für das Projekt engagiert hat und dies auch in schwierigen Phasen. Jürgen Kocka sei dafür gedankt, daß er trotz großer anderweitiger Belastungen die Betreuung der Dissertation übernommen hat und stets Zeit fand, wenn ich ihn darum gebeten habe.

Die Qualität nahezu jeder historischen Arbeit ist abhängig vom Einsatz der Archivare. Stellvertretend sei hier Ingrid Pietrzynski vom Deutschen Rundfunkarchiv Berlin (heute Potsdam-Babelsberg) genannt, die nie müde wurde, mehr Material auf meinen Tisch zu laden und mich auf weitere Quellen aufmerksam zu machen.

Schließlich haben mich zahlreiche Freunde und Kollegen unterstützt, von denen hier längst nicht alle namentlich genannt werden können. Jörg Requate half mir bei der Formu-

lierung des Forschungsantrags. Christian Wolzenburg hat das Manuskript vollständig, Lu Seegers und Petra Galle haben jeweils Teile gelesen. Letztere hat mir auch das Manuskript ihrer seinerzeit noch unveröffentlichten Dissertation zugänglich gemacht, ebenso wie Klaus Arnold und Annette Weinke. Jörg Roesler verdanke ich in einer frühen Phase den sehr wichtigen Hinweis, die Rezeption des Antifaschismus keinesfalls auszusparen. Waltraud Peters hat die mühselige Arbeit auf sich genommen, aus dem Manuskript ein druckfertiges Buch zu machen, was auch die Anfertigung des Personenregisters umfaßte. Joachim Petzold (†), Bettina Scheuring, Stefan Moses und Dörte Eckhoff halfen in anderer Weise.

Diese Danksagung wäre nicht vollständig ohne eine Entschuldigung an meine Familie. Besonders Jurek mußte in der Endphase der Dissertation allzuoft auf seinen Vater verzichten, wenn ich – wie er es nannte – „das blöde Buch“ fertigmachen mußte.

Christoph Classen

Potsdam, im August 2004

Einleitung: Antifaschismus, Massenmedien und gesellschaftliche Integration in der SBZ/DDR

Man mag diesem Staat und seinem Gesellschaftssystem vieles vorwerfen. Aber daß sie in der Auseinandersetzung zwischen Faschismus und Antifaschismus jemals auf der falschen Seite gestanden haben, wird sich nicht nachweisen lassen.

(Günter Benser)¹

Jede pädagogische und historische Rundfunksendung wimmelt von Entstellungen. Und dabei hätte man's doch nicht nötig zu lügen!

(Victor Klemperer)²

Die 30. Sitzung der Enquete-Kommission des Bundestages zur Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit stand unter der Überschrift „Antifaschismus und Rechtsradikalismus in der SBZ/DDR“.³ Nach den Referaten der Gutachter meldete sich der 1942 geborene PDS-Abgeordnete und frühere SED-Funktionär Dietmar Keller mit einer biographisch geprägten Anmerkung zu Wort: Er wisse heute durchaus um die Instrumentalisierung und den Mißbrauch des Antifaschismus in der DDR, wie sie in den Vorträgen zum Ausdruck gekommen sei. Aber als er als 16-jähriger auf Radio Moskau „zum ersten Mal in meinem Leben diese Sendung gehört [...]“ habe, wie „der Sprecher nur die Namen der Städte sagte, dann erklingen die Glocken der größten Kirche der Stadt, und dann wird die Zahl der Toten genannt. Das hat für mich eine solche emotionale und moralische Wirkung gehabt, daß mein antifaschistisches Bild sehr stark geprägt wurde [...]“, und er wolle, daß „diese Seite des nicht verordneten Antifaschismus [...]“ ebenfalls Beachtung finde.⁴

Auf den ersten Blick mag hier der Eindruck entstehen, es handele sich um die typische Einlassung eines Mitgliedes der ehemaligen Systemelite, das den Begriff des „verordneten

1 Günter Benser, Möglichkeiten und Grenzen einer antifaschistisch-demokratischen Erneuerung in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg, in: Dietmar Keller/Hans Modrow/Herbert Wolf (Hg.), Ansichten zu einer Geschichte der DDR, Bd. IV, Bonn/Berlin 1994, S. 137–152, hier: S. 150.

2 Tagebucheintragung vom 24. Mai 1950, in: Victor Klemperer, So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Tagebücher 1950–1959, hg. v. Walter Nowojski, Bd. 2, Berlin/Weimar⁶1996, S. 38.

3 Vgl. Antifaschismus und Rechtsradikalismus in der DDR. Protokoll der 30. Sitzung der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“, Bd. III/1, Frankfurt a. M./Baden-Baden 1995, S. 95–201.

4 Ebd., S. 155.

Antifaschismus“ als Zumutung einer bundesrepublikanischen „Siegengeschichtsschreibung“ zurückweist – ein in den neunziger Jahren nicht eben seltenes Phänomen. Doch das Unbehagen, dem Keller hier Ausdruck verliehen hat, ist deshalb von besonderem Interesse, weil es sich nicht in der Apologie eines ehemaligen Funktionärs erschöpft. Vielmehr verweist sein Statement exemplarisch auf den Zusammenhang zwischen kanonischen Geschichtsdeutungen, massenmedialen Inszenierungen und ihrer – generationell unterschiedlichen – gesellschaftlichen Rezeption. Dieser Zusammenhang kommt in der Formel vom „verordneten Antifaschismus“ kaum hinreichend zum Ausdruck.⁵ Sie umfaßt zwar die Anstrengungen, die von seiten der Partei unternommen wurden, ein verbindliches, politisch zweckmäßiges Geschichtsbild zu etablieren, unterstellt aber den Adressaten reichlich pauschal lediglich eine ablehnende Rolle – oder deutet eine solche zumindest an.

Eben an diesem Punkt setzt die vorliegende Studie an: Wie wurde die NS-Vergangenheit in der SBZ und in der frühen DDR öffentlich wahrgenommen und dargestellt, wie wurde sie im seinerzeit wichtigsten Massenmedium, dem Radio, inszeniert und wie standen die Chancen auf positive gesellschaftliche Aufnahme? Damit sind zugleich die drei wichtigsten Dimensionen der folgenden Studie benannt: Erstens die Untersuchung der Geschichtsbilder im öffentlichen Diskurs, zweitens die Analyse des Verständnisses von Radio im Sozialismus inklusive der damit verbundenen Praxen, schließlich die Frage der gesellschaftlichen Tiefenwirkungen der antifaschistischen Sinnangebote und ihrer Bedeutung für die erfolgreiche Etablierung des Systems und seinen weiteren Bestand.

1. Das Problem der antifaschistischen Legitimation

Man kann vom Antifaschismus in der DDR eineinhalb Dekaden nach ihrem Zusammenbruch schwerlich behaupten, daß er zu den wenig beachteten Aspekten der DDR-Vergangenheit zählt. Vielmehr hatte die starke Fixierung der DDR auf ihre geschichtsphilosophische Legitimation, die in ihrem Selbstverständnis als „antifaschistischer Staat“ ihren Ausdruck fand, zur Folge, daß das Thema nach 1990 zu einem Kristallisationspunkt der Auseinandersetzungen über die Legitimität der DDR insgesamt und den angemessenen Umgang mit ihrem Erbe wurde.⁶

In den Diskussionen während der ersten Hälfte der neunziger Jahre überschritten sich wissenschaftliche und publizistische Diskurse. Nach 1990 setzte zunächst eine umfassende Dekonstruktion des antifaschistischen Selbstverständnisses der DDR ein, die sowohl die theoretischen Grundlagen als auch die konkreten Geschichtsbilder und die mit dem staatsfiziellen Antifaschismus verbundenen Herrschaftspraxen erfaßte.⁷ Dagegen sah die über-

5 Der Begriff stammt nebenbei bemerkt bereits aus den achtziger Jahren; er geht zurück auf Ralph Giordano, *Die zweite Schuld. Oder von der Last Deutscher zu sein*, Hamburg 1987, S. 215–228.

6 Vgl. Robert Erlinghagen, *Die Diskussion um den Begriff des Antifaschismus seit 1989/90*, Berlin/Hamburg 1997.

7 Vgl.: Der Bundesminister des Innern (Hg.), *Bedeutung und Funktion des Antifaschismus*, Bonn 1990 (Texte zur inneren Sicherheit); Konrad H. Jarausch, *Das Versagen des ostdeutschen Antifaschismus. Paradoxien von Wissenschaft als Politik*, in: *Berliner Debatte INITIAL*. (1991), Heft 2, S. 114–124; Hans-Helmut Knütter, *Antifaschismus und politische Kultur in Deutschland nach der Wiedervereinigung*.

wiegende Mehrheit der führenden DDR-Historiker kaum einen Anlaß zu einer kritischen Revision der von ihnen selbst verbreiteten und mitzuverantwortenden Geschichtsdeutungen und verharrte zumeist in Apologie.⁸ Einzelne Kritiker aus den eigenen Reihen waren heftigen Anwürfen ausgesetzt,⁹ Kritik von westlicher Seite wurde dagegen als geschichtspolitische „Siegengeschichtsschreibung“ denunziert und mit Hinweisen auf die Versäumnisse der frühen Bundesrepublik im Umgang mit dem Nationalsozialismus gekontert.¹⁰ Unverkennbar konservierten große Teile der enttäuschten und deklassierten Eliten den DDR-Antifaschismus als „trotziges Selbstbehauptungselement“¹¹ in dem von ihnen abgelehnten Umbau der Gesellschaft nach westlichem Vorbild. Allenfalls war man bereit, gewisse stalinistische „Deformationen“ zuzugestehen.¹²

Im Schema von Dekonstruktionen und Apologien, das die Auseinandersetzung mit der DDR insgesamt prägte (und bisweilen noch prägt),¹³ wirkte der Frontverlauf des Kalten

gung, in: APuZ (1991), B 9, S. 17–28; Olaf Groehler, Der Holocaust in der Geschichtsschreibung der DDR, in: Ulrich Herbert/ders., Zweierlei Bewältigung. Vier Beiträge über den Umgang mit der NS-Vergangenheit in beiden deutschen Staaten, Hamburg 1992, S. 41–66; Mythos Antifaschismus. Ein Traditionskabinett wird kommentiert, hg. v. Kulturamt Prenzlauer Berg und dem Aktiven Museum Faschismus und Widerstand in Berlin e.V., Berlin 1992; essayistisch: Antonia Grunenberg, Antifaschismus – ein deutscher Mythos, Reinbek 1993; Annette Simon, Antifaschismus als Loyalitätsfalle. Ich und sie: Ein Versuch, mir und anderen meine ostdeutsche Moral zu erklären, Frankfurter Allgemeine Zeitung 1.2.1993, S. 27; Jürgen Danyel/Olaf Groehler/Mario Keßler, Antifaschismus und Verdrängung. Zum Umgang mit der NS-Vergangenheit in der DDR, in: Jürgen Kocka/Martin Sabrow (Hg.), Die DDR als Geschichte. Fragen – Hypothesen – Perspektiven, Berlin 1994, S. 148–152; Dan Diner, Zur Ideologie des Antifaschismus, in: Bernhard Moltmann/Doron Kiesel/Cilly Kugelmann/Hanno Loewy/Dietrich Neuhaus (Hg.), Erinnerung. Zur Gegenwart des Holocaust in Deutschland-West und Deutschland-Ost. Frankfurt a. M. 1994 (Arnoldhainer Texte, 79), S. 21–29; Lutz Niethammer (Hg.), Der „gesäuberte Antifaschismus“. Die SED und die roten Kapos von Buchenwald, Berlin 1994; Thilo Gabelmann, Thälmann ist niemals gefallen? Eine Legende stirbt. Berlin 1996; vgl. auch die Sachverständigen-Vorträge von Bernd Faulenbach, Günter Fippel, Manfred Wilke und Karl Wilhelm Fricke vor der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages vom 5. März 1993, in: Deutscher Bundestag, Materialien, Bd. III/1, S. 101–143.

- 8 Vgl. u.a.: Werner Röhr (Hg.), Faschismus und Rassismus. Kontroversen um Ideologie und Opfer, Berlin 1992; Heinz Kühnrich, „Verordnet“ oder nichts weiter? Nachdenken über Antifaschismus in der DDR, in: ZfG 40, (1992), S. 819–833.
- 9 Vgl. u.a. die Debatte zwischen Olaf Groehler, Jürgen Kuczynski, Kurt Gossweiler und Kurt Pätzold in der Zeitschrift „Konkret“, H. 5/1992, 8/1992 und 11/1992. Unter den prominenten ostdeutschen Historikern stand Groehler mit seiner kritischen Position praktisch allein da.
- 10 Vgl. Monika Zorn, Hitlers zweimal getötete Opfer. Westdeutsche Endlösung des Antifaschismus auf dem Gebiet der DDR, Freiburg 1996 (Unerwünschte Bücher zum Faschismus, 6); Günter Judick/Hans Joachim Krusch (Hg.), Wider die Verfälschung deutscher Geschichte. Beiträge zum antifaschistischen Widerstand in Deutschland und zur Gründung der BRD und der DDR, Essen 1999.
- 11 Alexander von Plato/Almuth Leh, „Ein unglaublicher Frühling“. Erfahrene Geschichte im Nachkriegsdeutschland 1945–1948, Bonn 1997, S. 145.
- 12 So Kurt Finker, Faschismus, Antifaschismus und „verordneter Antifaschismus“, in: Ludwig Elm/Dietmar Keller/Reinhard Mocek (Hg.), Ansichten zur Geschichte der DDR, Bonn/Berlin 1998, S. 142–200; ders., Zwischen Integration und Legitimation. Der antifaschistische Widerstandskampf in Geschichtsbild und Geschichtsschreibung der DDR, Leipzig 1999.
- 13 Vgl. hierzu Jürgen Kocka, Chance und Herausforderung. Aufgaben der Zeitgeschichtsforschung beim Umgang mit der DDR-Vergangenheit, in: Bernd Faulenbach/Markus Meckel/Hermann Weber (Hg.), Die Partei hatte immer recht – Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur, Essen 1994, S. 239–249.

Krieges nach. Für beide Seiten markierte die deutsch-deutsche Grenze nicht zuletzt eine moralische Demarkationslinie zwischen Schuld und Unschuld.¹⁴ Die Frage nach der Angemessenheit des gesellschaftlichen Umgangs mit dem Nationalsozialismus war – wie könnte es bei diesem Thema auch anders sein – in beiden Gesellschaften schon vor 1989 stark normativ aufgeladen. Insofern vermag die Polarisierung nach 1990 kaum zu überraschen, aber sie führte dazu, daß Versuche, das „evaluatorische“ Schema von Dekonstruktion und deren Abwehr zu verlassen, es hier besonders schwer hatten. So plausibel und notwendig diese kritische Auseinandersetzung angesichts der Fallhöhe zwischen moralischem Anspruch und gesellschaftlicher Praxis der SED-Führung zunächst auch war, und so naheliegend manche Apologie vor dem Hintergrund biographischer Überzeugungen oder Verstrickungen, so wenig Raum boten die hitzigen Debatten zunächst für Perspektiven, die eine umfassende Historisierung des Phänomens ermöglichten.

Der Begriff „Antifaschismus“ selbst blieb in diesen Debatten meist merkwürdig unklar. Die heftigen Diskussionen um das Thema beruhten – neben der starken normativen Aufladung und der engen Verzahnung mit der Frage nach der Legitimität der DDR insgesamt – offenkundig auch auf der Unschärfe des Begriffs.¹⁵ Was mit „Antifaschismus“ jeweils gemeint war, differierte stark, und nicht immer scheint den Kontrahenten bewußt gewesen zu sein, daß sie jeweils von unterschiedlichen Vorverständnissen ausgingen und auf unterschiedliche Dimensionen des Begriffes abzielten.¹⁶ Offenbar handelt es sich um einen vielschichtigen, gewissermaßen changierenden Begriff, der ganz verschiedene Dimensionen, Ebenen und Inhalte umfaßt – selbst dann, wenn er, wie im vorliegenden Falle, nur auf die DDR bezogen wird. Sein auffälligstes Merkmal scheint gerade in seiner Unbestimmtheit zu liegen.¹⁷

Es ist also davon auszugehen, daß sich hinter diesem Begriff unterschiedliche, keineswegs immer nur historisch konnotierte Repräsentationen verbergen, die thematisch und formal, funktional und zeitlich zu differenzieren sind. Insbesondere spielt augenscheinlich eine normative, gegenwartsbezogene Dimension des Begriffes eine Rolle, die in ihrem Kern auf eine entschiedene Ablehnung der NS-Herrschaft und ähnlicher Herrschaftsformen hinausläuft. Sie wird von Kommunisten wie Konservativen gleichermaßen in Anspruch ge-

14 Daß diese Wahrnehmungen die materielle Existenz der Grenze überdauern, ist nur ein weiteres Indiz für die zumindest partiell gelungene Integration der Gesellschaften im Kalten Krieg nach innen; vgl. auch v. Plato/Leh, Frühling, S. 145.

15 Zur kritisch-historischen Analyse des Begriffs vgl. Hans-Helmuth Knütter, Antifaschismus und politische Kultur in der Bundesrepublik Deutschland, in: Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen/Hans-Helmuth Knütter/Hans-Peter Schwarz (Hg.), Demokratie und Diktatur. Geist und Gestalt politischer Herrschaft in Deutschland und Europa. Festschrift für Karl Dietrich Bracher, Düsseldorf 1987, S. 365–399.

16 Diese Schwierigkeiten sind auch in der Diskussion im Zuge der Anhörung der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“ zum Thema „Antifaschismus und Rechtsradikalismus in der SBZ/DDR“ zu spüren; vgl. Protokoll der 30. Sitzung, in: Deutscher Bundestag, bes. S. 143–171.

17 Entsprechend schwer tun sich theoretische Begriffsbestimmungen jenseits der marxistischen Orthodoxie, die sich nicht wirklich auf die konkreten historischen Kontexte einlassen; vgl. z.B. Manfred Funke, Faschismus und Antifaschismus – Versuch einer historisch-politischen Begriffsbestimmung, in: Der Bundesminister des Inneren (Hg.), Bedeutung und Funktion des Antifaschismus, Bonn²1994, S. 7–20.

nommen, und dies hat dazu geführt, daß bisweilen eine Konkurrenz um die „richtige“ politische Besetzung des Begriffs aufgekommen ist.¹⁸

Aber selbst historische Annäherungen zeigen, daß unter dem Begriff im Laufe der Zeit ganz verschiedene Aspekte und Phänomene subsumiert worden sind. Beispielsweise sind Darstellungen des Kampfes von Kommunisten gegen den Nationalsozialismus etwas anderes als die Inszenierung der „deutsch-sowjetischen Freundschaft“ (DSF) über den Topos der „Befreiung“; die gegenwartsbezogene stereotype Apostrophierung der Bundesrepublik oder der USA als „faschistisches System“ in zahlreichen Tageskommentaren ist schwerlich mit einem Hörspiel in eins zu setzen, das sich mit den psychisch-mental Dispositionen nationalsozialistischer Gefolgschaft befaßt.¹⁹ Und sogar die im engeren Sinne propagandistischen Bedeutungen konnten unter Umständen schnellem Wandel unterliegen, wenn die politische Großwetterlage es angezeigt scheinen ließ – hier deutet sich bereits an, daß die verschiedenen Aktualisierungen des Themas sich keineswegs immer komplementär zueinander verhielten, sondern unter Umständen Spannungsverhältnisse oder sogar Widersprüche entstehen konnten. Eine historisch-empirische Klärung der jeweiligen Inhalte, ihrer Formen und der Praxen, die in der DDR mit dem Antifaschismus verbunden waren, erscheint deshalb überfällig.

Damit ist zugleich die Frage nach der Tragfähigkeit des Begriffs als Forschungskategorie aufgeworfen. Strenggenommen müßte man hier beim Begriff des „Faschismus“ ansetzen, auf den die Kategorie antithetisch verweist. Doch die häufig scholastischen, ihrerseits stark von politischen Gegenwartsentwürfen geprägten Debatten um diesen Begriff sollen und müssen hier nicht nachvollzogen werden.²⁰ Nicht nur die klassische ökonomistische Interpretation, wie sie von kommunistischer Seite vertreten worden ist, kann als widerlegt gelten, sondern im Rahmen der empirischen Forschung sind auch darüber hinaus zunehmend die Unterschiede zwischen dem italienischen Faschismus und dem Nationalsozialismus als „Kernbestandteile“ der Sammelkategorie herausgearbeitet worden.²¹

18 Vgl. dazu Werner Bramke, Antifaschistische Tradition und aktueller Antifaschismus, in: Klaus Kinner/Rolf Richter (Hg.), *Rechtsextremismus und Antifaschismus: historische und aktuelle Dimensionen*, Berlin 2000, S. 8–13; Manfred Agethen/Eckhard Jesse/Ehrhart Neubert, Vorwort der Herausgeber, in: dies. (Hg.), *Der missbrauchte Antifaschismus. DDR-Staatsdoktrin und Lebenslüge der deutschen Linken*, Freiburg u.a. 2002, S. 13–28.

19 Vgl. das Hörspiel „Herhören, hier spricht Hackenberger!“ des Senders Leipzig (1951), Autor: Walter Karl Schweikart, Regie: Werner Wieland, Wdh. am 28.1.1954 auf dem Berliner Rundfunk; DRA Berlin, B 082–00–04/0003.

20 Einen guten Überblick mit ausgewogener Bewertung gibt Ian Kershaw, *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*, Reinbek ²1994, S. 41–81.

21 Demzufolge wird der Begriff hier jenseits von Zitaten und indirekten Wiedergaben der kommunistischen Sicht im folgenden sparsam verwendet: Wo in anderen Zusammenhängen von „Faschismus“ die Rede ist, meint der Begriff meistens die Selbstbezeichnung des italienischen Rechtsextremismus unter Mussolini; zugleich wird er als Sammelbegriff für die rechtsextremen Massenbewegungen der Zwischenkriegs- und Kriegszeit jedoch nicht völlig aufgegeben, weil er auf gemeinsame soziale Grundlagen, ihre antimoderne Stoßrichtung und – anders als „Rechtsextremismus“ – den spezifischen Zeitraum der zwanziger bis vierziger Jahre verweist; vgl. dazu Jürgen Kocka, *Ursachen des Nationalsozialismus*, in: APuZ B 45/1980, S. 3–15, bes. S. 15; Christof Dipper/Rainer Hudemann/Jens Petersen, *Vergleichende Faschismusforschung – Schwerpunkte, Tendenzen, Hypothesen*, in: dies. (Hg.), *Faschismus und Faschismen im Vergleich. Wolfgang Schieder zum 60. Geburtstag*, Köln 1998, S. 9–21.

Ist also schon die Tragfähigkeit des Faschismus-Begriffs zumindest zweifelhaft, so gilt dies erst recht für seine antithetische Erweiterung, den Antifaschismus. Der Verweis auf den marxistischen Faschismusbegriff mit seinem einseitigen Gesellschaftsmodell im Hintergrund einerseits spricht ebenso gegen eine einfache Übernahme als Forschungskategorie wie seine Unbestimmtheit und die Vielzahl damit verbundener Verständnisse und Praxen andererseits. Ziel dieser Studie ist es, auf empirischem Wege zu klären, was sich mit dem Begriff unter den spezifischen Bedingungen der SBZ und der frühen DDR verband. Er wird somit selbst zu einem Untersuchungsgegenstand und damit zum Objekt kritischer Historisierung. Dieses Interesse erfordert eine distanzierte Begriffsbildung, die die Untiefen zeitgenössischer Assoziationen zu vermeiden sucht. Entsprechend der Fragestellung dieser Arbeit, die sich besonders auf die Entstehung des historischen Kerns des DDR-eigenen Antifaschismus konzentriert, wird der kategoriale Rahmen der Untersuchung hier im Anschluß an Jürgen Danyel wertneutral als „Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in der DDR“ gefaßt.²²

Ab Mitte der neunziger Jahre erschienen erste empirisch fundierte Forschungen zu einzelnen Aspekten des Themas, so daß neben die politisch-polemische nun zunehmend eine historisierende und sachliche Auseinandersetzung mit dem Thema trat.²³ Erkennbar wurde die Forschung nun von Auseinandersetzungen mit der bundesrepublikanischen Rezeption des Nationalsozialismus beeinflusst, deren breite Erforschung ebenfalls in diese Zeit fiel.²⁴ Schwerpunkte lagen dabei insbesondere auf jenen Gebieten, die aus westdeutscher Perspektive in der DDR vernachlässigt worden waren, wie der Umgang mit Holocaust, Antisemitismus und Judentum in der DDR.²⁵ Naheliegender waren vor diesem Hintergrund Vergleiche, sei es auf deutsch-deutscher oder internationaler Ebene.²⁶

-
- 22 Dazu Jürgen Danyel, *Die geteilte Vergangenheit. Gesellschaftliche Ausgangslagen und politische Dispositionen für den Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten nach 1949*, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Historische DDR-Forschung. Aufsätze und Studien*, Berlin 1993, S. 129–147, hier: S. 132ff.
- 23 Konzeptionell: Danyel, *Geteilte Vergangenheit*, in: Kocka, *Historische DDR-Forschung*; Niethammer, *Der „gesäuberte Antifaschismus“*; vgl. auch die Beiträge einiger neuerer Sammelbände: *Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag. Antifaschismus – Geschichte und Neubewertung*, hg. v. Claudia Keller und der literaturWERKstatt berlin, Berlin 1996; Annette Leo/Peter Reif-Spirek (Hg.), *Helden, Täter und Verräter. Studien zum DDR-Antifaschismus*, Berlin 1999 sowie dies. (Hg.), *Vielstimmiges Schweigen. Neue Studien zum DDR-Antifaschismus*, Berlin 2001; Manfred Weißbecker/Reinhard Kühnl (Hg.), *Rassismus, Faschismus, Antifaschismus. Forschungen und Betrachtungen. Gewidmet Kurt Pätzold zum 70. Geburtstag*, Köln 2000, bes. S. 244–393.
- 24 Als Überblick mit Hinweisen auf Desiderata und Konzepte zu ihrer Überwindung vgl. Manfred Hettling, *Die Historisierung der Erinnerung – Westdeutsche Rezeption der nationalsozialistischen Vergangenheit*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXIX* (2000), S. 357–378.
- 25 Olaf Groehler, *Der Umgang mit dem Holocaust in der DDR*, in: Rolf Steininger, (Hg.), *Der Umgang mit dem Holocaust. Europa – USA – Israel*, Wien/Köln/Weimar 1994, S. 233–245; weniger bezogen auf historische Deutungen denn auf eine Geschichte der Juden in der DDR: Peter Maser, *Juden und jüdische Gemeinden in der DDR bis in das Jahr 1988*, in *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XX* (1991), S. 393–426; Erica Burgauer, *Zwischen Erinnerung und Verdrängung – Juden in Deutschland nach 1945*, Reinbek 1993; Michael Wolffsohn, *Die Deutschland-Akte. Juden und Deutsche in Ost und West. Tatsachen und Legenden*, München 1995; Mario Keßler, *Die SED und die Juden – Zwischen Repression und Toleranz. Politische Entwicklungen bis 1967*, Berlin 1995 (*Zeithistorische Studien*, 6); Angelika Timm, Hammer, Zirkel, Davidstern. *Das gestörte Verhältnis der DDR zu Zionismus und dem*

Auch wenn tatsächlich integrativ angelegte Untersuchungen zum Thema noch immer eher die Ausnahme als die Regel darstellen,²⁷ hat sich die Übertragung von allgemeineren Fragen der sogenannten „Bewältigungsforschung“ und die Öffnung einer vergleichenden Perspektive gewiß produktiv ausgewirkt. Insbesondere ist das Thema von den aktuellen übergreifenden Diskussionen um die Legitimität der DDR „entlastet“ und damit einem historisierenden Zugriff zugänglich gemacht worden. Gleichwohl sind umfassende empirische Untersuchungen zum DDR-Antifaschismus jedoch nach wie vor eher die Ausnahme denn die Regel geblieben,²⁸ und noch längst nicht immer ist der „genaue Blick“ als Mittel gegen „unproduktive Polemik“²⁹ an deren Stelle getreten.³⁰

So vermag es nicht wirklich zu überraschen, daß trotz der intensiven Debatten der neunziger Jahre zahlreiche Fragen noch keineswegs befriedigend geklärt sind. Zwar ist über die Inszenierung und Instrumentalisierung der NS-Vergangenheit durch die SED-Spitze im Kalten Krieg in Öffentlichkeit, Medien und Geschichtswissenschaft inzwischen einiges bekannt, besonders für die Zeit ab den fünfziger Jahren.³¹ Aber es versteht sich, daß die

Staat Israel, Bonn 1997; Lothar Mertens, Davidstern unter Hammer und Zirkel. Die Jiddischen Gemeinden in der SBZ/DDR und ihre Behandlung durch Partei und Staat, Olms 1997.

- 26 Ulrich Herbert/Olaf Groehler, *Zweierlei Bewältigung*. Vier Beiträge über den Umgang mit der NS-Vergangenheit in beiden deutschen Staaten, Hamburg 1992; Steininger, *Umgang*; Moltmann u.a., *Erinnerung*; Jürgen Danyel (Hg.), *Die geteilte Vergangenheit*. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten, Berlin 1995 (Zeithistorische Studien, 4); Werner Bergmann u.a. (Hg.), *Schwieriges Erbe*. Der Umgang mit Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt a. M./New York 1995; Jürgen Kocka/Martin Sabrow, *Die doppelte Vergangenheit*. Der gemeinsame Blick auf die geteilte Geschichte, in: *Funkkolleg Deutschland im Umbruch*. Studienbrief 2, hg. v. Deutschen Institut für Fernstudienforschung (DIFF), Tübingen 1997, S. 6/1–6/42; Helmut König/Michael Kohlstruck/Andreas Wöll (Hg.), *Vergangenheitsbewältigung am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts*, Opladen/Wiesbaden 1998 (Leviathan Sonderheft 18/1998).
- 27 Während die Artikel zu einzelnen Aspekten bzw. Ländern in den erwähnten Sammelbänden meist unverbunden nebeneinander standen, liegen inzwischen einige neuere Studien vor, die den Umgang mit dem Nationalsozialismus in beiden deutschen Staaten integrativ behandeln: Jeffrey Herf, *Zweierlei Erinnerung*, *Die NS-Vergangenheit im geteilten Deutschland*, Berlin 1998; Aleida Assmann/Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit*. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945. Stuttgart 1999; neuerdings für die sechziger Jahre Detlef Siegfried, *Zwischen Aufarbeitung und Schlußstrich*. Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in den beiden deutschen Staaten 1958 bis 1969, in: Axel Schildt/Detlef Siegfried/Karl Christian Lammers (Hg.), *Dynamische Zeiten*. Die sechziger Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 77–113; Eike Wolgast, *Die Wahrnehmung des Dritten Reiches in der unmittelbaren Nachkriegszeit (1945/46)*, Heidelberg 2001.
- 28 Vgl. als eine der raren Monographien zum Thema jetzt Simone Barck, *Antifa-Geschichte(n)*. Eine literarische Spurensuche in der DDR der 1950er und 1960er Jahre, Köln/Weimar/Wien 2003.
- 29 So Annette Leo und Peter Reif-Spirek in ihrem „Plädoyer für den genauen Blick“, in: dies. (Hg.), *Helden, Täter und Verräter*, S. 7–12, hier: S. 12.
- 30 Daß die vorwiegend gegenwartsbezogene, politisch motivierte Auseinandersetzung mit dem Thema offenbar noch immer nicht an ihr Ende gekommen ist, belegen Titel, Konzeption und einige Aufsätze eines jüngeren Sammelbandes; vgl. Agethen u.a., *Der missbrauchte Antifaschismus*.
- 31 Vgl. u.a. Michael Lemke, *Instrumentalisierter Antifaschismus und SED-Kampagnenpolitik im deutschen Sonderkonflikt 1960–1968*, in: Danyel (Hg.), *Geteilte Vergangenheit*, S. 61–86; ders., *Kampagnen gegen Bonn*. Die Systemkrise der DDR und die West-Propaganda der SED 1960–1963, in: *VfZ* 2 (1993), S. 153–174; Wolffsohn, *Deutschland-Akte*; Joachim Käppner, *Erstarrte Geschichte*, *Faschismus und Holocaust im Spiegel der Geschichtswissenschaft und Geschichtspropaganda der DDR*, Hamburg

Verhältnisse der einigermaßen konsolidierten SED-Herrschaft sich keineswegs auf die Besatzungszeit und die Gründungsjahre zurückprojizieren lassen. Vielmehr zeigen Untersuchungen über die Haltung der KPD/SED-Spitze in dieser Zeit, daß die heftigen Machtkämpfe unter den deutschen Kommunisten unmittelbar mit den unterschiedlichen Erfahrungshintergründen von Exil, Widerstand und Haft in Zusammenhang standen und seinerzeit auch inhaltlich noch unterschiedliche Konzeptionen im Umgang mit der Vergangenheit vertreten worden sind.³²

Vor diesem Hintergrund ist insbesondere die These vom „guten Anfang“ zu prüfen, d.h. die Annahme, erst der Prozeß der Stalinisierung und des sich zuspitzenden Kalten Krieges habe eine zunächst weitgehend offene, tatsächlich von einem antifaschistischen gesellschaftlichen Konsens getragene Entwicklung in den ersten Nachkriegsjahren beendet und pervertiert.³³ Kann man tatsächlich von einer Entwicklung „vom Antifaschismus zum Stalinismus“ sprechen, wie dies im Untertitel einer neueren Darstellung über die Entstehung der DDR zwischen 1945 und 1953 nahelegt?³⁴ Wie sahen die öffentlich verhandelten Bilder von der jüngsten Vergangenheit in dieser Phase tatsächlich aus und wie veränderten sie sich unter dem Einfluß der sich rasch wandelnden politischen Rahmenbedingungen?

Zwar stechen die großen Anstrengungen, die von seiten der SED unternommen wurden, um Geschichte „zu bewirtschaften“, sie in ihrem Sinne verfügbar und für die Gegenwart sowie ihren gesellschaftlichen Zukunftsentwurf produktiv zu machen, jedem ins Auge, der sich retrospektiv mit diesem Thema befaßt. Doch die daraus allzu leicht resultierende Beschränkung auf eine Perspektive „von oben“, auf die Akteure und professionellen Vermittler, birgt zwei zentrale Gefahren. Erstens besteht die Gefahr, den intentionalen Aspekt zu überschätzen und die Thematisierung der Vergangenheit allein unter strategischen Gesichtspunkten der Legitimation des Regimes und der Herrschaftssicherung zu betrachten. Dies mag vom Ende her gedacht – also dem Zusammenbruch der DDR und den Praktiken des „quasireligiösen antifaschistischen Staatskultes“ (Bernd Faulenbach) in der späteren DDR – plausibel erscheinen.³⁵ Für die Frühzeit jedoch führt jede Argumentation, die diesen Faktor absolut setzt, in die Irre. Hier spielte das historisch gewachsene, nur bedingt reflektierte Selbstverständnis der Eliten, ihre politische Sozialisation und Wahrnehmung eine zentrale Rolle.³⁶ Zweitens kann eine solche Betrachtungsweise dazu führen, daß außen vor bleibt,

1999; Klaus Arnold, *Kalter Krieg im Äther. Der Deutschlandsender und die Westpropaganda der DDR*, Münster u.a. 2002 (Kommunikationsgeschichte, 16), bes. S. 362ff., 413ff.; im folgenden zitiert nach der Dissertationschrift: Klaus Arnold, *Die Bundesrepublik als Nazi-Diktatur. Der Deutschlandsender und die DDR-Westpropaganda im Kalten Krieg*, Diss., München 2000.

- 32 Vgl. bes. Jörn Schütrumpf, „Besprechungen zwischen den ehemaligen VVN-Kameraden ... dürfen nicht mehr stattfinden.“ Antifaschismus in der DDR, in: *Parteiauftrag: Ein neues Deutschland. Bilder, Rituale und Symbole der frühen DDR*, München/Berlin 1997, S. 142–152; Groehler, *Der Umgang mit dem Holocaust; Danyel, Die geteilte Vergangenheit*.
- 33 In diesem Sinne vor allem Kurt Finker, *Zwischen Integration und Legitimation. Der antifaschistische Widerstandskampf in Geschichtsbild und Geschichtsschreibung der DDR*, Leipzig 1999, bes. S. 20ff.
- 34 Vgl. Gareth Pitchard, *The making of the GDR 1945–53. From antifascism to Stalinism*, Manchester/New York 2000.
- 35 Vgl. Stefan Wolle, *Staatsfeind Faschist*, in: *Der Spiegel*, Nr. 34/2001, S. 144–150.
- 36 Vgl. Jürgen Danyel, *Die unbescholtene Macht. Zum antifaschistischen Selbstverständnis der ostdeutschen Eliten*, in: Peter Hübner (Hg.), *Eliten im Sozialismus. Beiträge zur Sozialgeschichte der DDR*, Köln u.a. 1999 (*Zeithistorische Studien*, 15), S. 67–85.

daß sich die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit auch in der Diktatur in einem Spannungsverhältnis zwischen herrschaftlicher Überformung und gesellschaftlichen Stimmungen abgespielt hat. Betrachtet man nur die medial vermittelten Geschichtsbilder und ihre Inszenierung, so gerät die Rezeption durch breitere Bevölkerungsschichten ebenso aus dem Blick wie die wechselseitigen Einflüsse von gesellschaftlichen Stimmungslagen und der Inszenierung von Geschichte.

Gerade diese Fragen sind jedoch von besonderem Interesse. Denn damit ist die tatsächliche Reichweite des Antifaschismus bei der Stabilisierung und Legitimation der SED-Herrschaft angesprochen. Kann man tatsächlich davon sprechen, daß der Antifaschismus „die glaubwürdigste Legitimation der DDR als deutscher Teilstaat war“, ³⁷ also stärker als andere legitimatorische Grundlagen (wie z.B. der Sozialismus) dazu beigetragen hat, dauerhafte Loyalität gegenüber der DDR zu sichern? ³⁸ Dies würde bedeuten, daß das antifaschistische Deutungsmuster die Möglichkeit geboten haben müßte, ein breites, scheinbar unüberbrückbares Spektrum von Erfahrungen und Bedürfnissen der Erinnerungskultur zu integrieren, in dem sich kommunistische Exilanten und Verfolgte ebenso wie die (in sich heterogene) deutsche Bevölkerungsmehrheit wiederfinden konnten. ³⁹ Lag das Geheimnis des Erfolgs der antifaschistischen Legitimation also darin, daß sie bei genauerem Hinsehen vielschichtiger und damit für ganz unterschiedliche soziale Gruppen anschlussfähig war? blieb ihr Erfolg auf bestimmte gesellschaftliche Segmente beschränkt? Oder handelte es sich am Ende doch nur um ein blutleeres, artifizielles Konstrukt, dessen Einfluß retrospektiv weit überschätzt wird?

Das primäre Interesse richtet sich damit also nicht darauf, die Fehler und Versäumnisse im offiziellen Geschichtsbild anhand des heutigen Wissensstandes und heutiger Perspektiven offenzulegen. Ziel ist nicht, den „Vorwürfen“ und „Verteidigungen“ in der Debatte weitere hinzuzufügen, sondern eine empirische Analyse des Umgangs mit dem Nationalsozialismus im Spannungsfeld politischer und gesellschaftlicher Interessen vorzunehmen. Es geht also um die Konstituierung und die Formen, die Geltungskraft und die Grenzen sowie den Wandel der antifaschistischen „Meistererzählung“ ⁴⁰ im Spannungsfeld von tradierten

37 Deutscher Bundestag, Materialien der Enquete-Kommission, Beitrag von Manfred Wilke, S. 120.

38 In diesem Sinne: Peter Graf Kielmansegg, *Nach der Katastrophe. Eine Geschichte des geteilten Deutschland*, Berlin 2000, S. 561–574, hier bes. S. 562ff.

39 Generell gilt auch hier, was Max Weber als Basis aller Herrschaftsverhältnisse identifiziert hat: Herrschaft geht (anders als Macht) nicht einfach in Übermächtigkeit auf, sondern sie bedarf zusätzlich der Anerkennung durch die Betroffenen. Für die symbolische Ebene, auf die Herrschaft und Legitimationsglaube seit jeher angewiesen sind, hat das Konsequenzen: Staatliche Repräsentationen können nicht ohne weiteres „gegen“ die Gesellschaft produziert werden, sondern ihre Symbole unterliegen in hohem Maße tradierten kulturellen Prägungen. Und diese Symbole müssen „offen“ und mehrdeutig sein, damit sie für ein breites Spektrum von Lesarten und gesellschaftlichen Bedürfnissen anschlussfähig sind und ihre gesellschaftlich integrierende, systemstabilisierende Funktion entfalten können; Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft, Grundriß der verstehenden Soziologie*, Tübingen ⁵1976, vgl. S. 28f.

40 Zum Begriff und Konzept der „Meistererzählung“ vgl. Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow „Meistererzählung“ als analytischer Begriff, in: dies. (Hg.), *Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945*, Göttingen 2002, S. 9–32; Matthias Middell/Monika Gibas/Frank Hadler, Sinnstiftung und Systemlegitimation durch historisches Erzählen. Überlegungen zu Funktionsmechanismen von Repräsentationen des Vergangenen, in: *Zugänge zu historischen Meistererzählungen*, hg. v. Matthias Middell/Monika Gibas/Frank Hadler (= *Comparativ* 10 (2000), H. 2), S. 7–35.

Wirklichkeitsordnungen und ihrer herrschaftlichen Überformung. Der Antifaschismus wird dabei nicht auf eine „Herrschaftstechnik“ reduziert, sondern die Untersuchung schließt das Selbstverständnis der Protagonisten ebenso mit ein wie das gesellschaftliche Bedürfnis nach historischer Sinnstiftung und Ordnung. Besondere Aufmerksamkeit gilt daher den Tiefenschichten historischer Repräsentation, also den privilegierten Argumentationsmustern, rhetorisch-narrativen Praktiken und den symbolischen Repräsentationen der öffentlichen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, mithin einem Bereich, der dem Bewußtsein der Zeitgenossen keineswegs vollständig zugänglich war. Der diskursive Umgang mit dem Thema rückt damit in den Mittelpunkt einer Untersuchung von Herrschaftsbeziehungen in der Diktatur und politischer Kultur im weiteren Sinne.

2. Geschichtskulturelle Repräsentationen im Massenmedium

Die damit aufgeworfene Frage nach der Bedeutung antifaschistischer Deutungsmuster für den Zusammenhang von Herrschaft und Gesellschaft in der Diktatur erfordert einen neuen Zugang zum Thema. Weniger geht es hier darum, die Mechanismen der Konstruktion bzw. Konstitution des Geschichtsbildes zu beschreiben, wie sie sich anhand der damit beauftragten professionellen Institutionen, namentlich der Historiographie analysieren lassen.⁴¹ Vielmehr richtet sich das Interesse auf den kommunikativen Aspekt, auf die breite Vermittlung von Geschichte. Dafür spielt die Historiographie nur indirekt eine Rolle, und statt dessen liegt es nahe, geschichtskulturelle Repräsentationen in den modernen Massenmedien zu untersuchen. Das ist bisher allenfalls ansatzweise und für einzelne Aspekte geschehen.⁴²

-
- 41 Vgl. dazu Käppner, *Erstarrte Geschichte*; allgemein zur Historiographie der DDR und ihren Funktionsmechanismen: Martin Sabrow, *Die Diktatur des Konsenses. Geschichtswissenschaft in der DDR 1949–1969*. München 2001 (*Ordnungssysteme – Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit*, 8); Siegfried Lokatis, *Der rote Faden. Kommunistische Parteigeschichte und Zensur unter Walter Ulbricht*, Köln/Weimar/Wien 2003 (*Zeithistorische Studien*, 25).
- 42 Vgl. für den Rundfunk: Jörg-Uwe Fischer, „Die Heimat ruft“. Die Heimkehr deutscher Kriegsgefangener aus der Sowjetunion im Programm des Berliner Rundfunks (1945–1950), in: *Rundfunk und Geschichte (RuG)* 23 (1997), H. 2/3, S. 127–133; ders., „man soll nicht vergessen“ – Stalingrad-Deutungen im Hörfunkprogramm der SBZ/DDR in den späten vierziger und fünfziger Jahren, in: Ursula Heukenkamp (Hg.), *Schuld und Sühne? Kriegserlebnis und Kriegsdeutung in deutschen Medien der Nachkriegszeit (1945–1961)*, Amsterdam 2001, S. 127–138 (*Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik*, 50.1); Christoph Classen, „Guten Abend und auf Wiederhören“. Faschismus und Antifaschismus in frühen DDR-Hörfunkkommentaren, in: Martin Sabrow (Hg.), *Verwaltete Vergangenheit. Geschichtskultur und Herrschaftslegitimation in der DDR*. Leipzig 1997 (*Geschichtswissenschaft und Geschichtskultur im 20. Jahrhundert*, 1), S. 237–255; ders., Zum öffentlichen Umgang mit der NS-Vergangenheit in der DDR. Das Beispiel des Radios, in: Axel Schild/Detlef Siegfried/Karl-Christian Lammers (Hg.), *Dynamische Zeiten. Die sechziger Jahre in beiden deutschen Staaten*, Hamburg 2000, S. 166–196; ders., Vom Anfang im Ende: „Befreiung“ im Rundfunk, in: Martin Sabrow (Hg.), *Geschichte als Herrschaftsdiskurs. Fallstudien aus der frühen DDR*, Köln/Weimar/Wien 2000, S. 87–118; Ingrid Pietrzynski, „Die Gegenwart zwingt zur Besinnung!“ Die Thematisierung von Kriegsschuld in Kommentaren und Betrachtungen des DDR-Rundfunks der fünfziger Jahre. In: *Rundfunk und Geschichte* 26 (2000), Heft 1/2, S. 45–50; dies., „Vergessen ist zu einfach. Begreifen muß man!“ Der Zweite Weltkrieg in literarischen Sendereihen des DDR-Hörfunks in der zweiten Hälfte der fünfziger

Der Hörfunk ist dafür während des hier avisierten Zeitraums des ersten Nachkriegsjahrzehntes ideal: Er stieß bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit auf große Resonanz, während diese Zeit insgesamt bekanntlich durch Papierknappheit und eine nur langsam wiederentstehende provisorische Infrastruktur gekennzeichnet war. Zudem war er in der SBZ/DDR in hohem Maße zentralisiert und erreichte eine sehr große Zahl von Rezipienten, deutlich mehr als einzelne Zeitungen oder Kinofilme. Schließlich repräsentierte er bis zum Aufstieg des Fernsehens, das in der DDR seinen Durchbruch Ende der fünfziger bzw. in den frühen sechziger Jahren erlebte,⁴³ auch das modernste Massenmedium. Zudem ist das suggestive Potential des Hörfunks erheblich höher einzuschätzen als dasjenige der klassischen Printmedien. In der Kombination aus Eindringlichkeit von Tönen und „Flüchtigkeit“ der Eindrücke prägen die elektronischen Medien unsere Wahrnehmung auf eine qualitativ andere Weise als Zeitungen und Bücher: Eine kritische Reflexion der Rezeption akustischer und visueller Sinneseindrücke ist vergleichsweise deutlich schwieriger.

Die Verbreitung und Eindringlichkeit der über den Rundfunk verbreiteten Angebote stellen gewiß wichtige Argumente dafür dar, eine Untersuchung zum Umgang mit dem Nationalsozialismus in der Nachkriegszeit auf Basis des Rundfunks vorzunehmen. Es kommt aber noch ein weiterer Aspekt hinzu: Neben der (tages)aktuellen Publizistik spiegelt das Programm ältere Medien wie Literatur, Theater und Film in Form von Lesungen, Rezensionen und Adaptionen. Hörspiel, Feature und musikalische Sendungen repräsentierten medienspezifische Formate, und von Beginn an spielte Unterhaltung eine Rolle.⁴⁴ Das Medium bündelt also ganz verschiedene Perspektiven, die es ermöglichen, auf ein relativ breites Spektrum geschichtskultureller Repräsentationen zuzugreifen: Im Radio hatte die Ansprache eines Parteifunktionärs zu einem Gedenktag ebenso seinen Platz wie Lesungen literarischer Werke aus dem östlichen und sogar westlichen Ausland. Der Rundfunk bietet sich daher an, um der Frage nachzugehen, wie homogen das öffentlich verbreitete Geschichtsbild in der DDR tatsächlich war, bzw. welche Deutungsvarianten möglicherweise zu verschiedenen Zeiten eine Chance hatten.

Allerdings darf dabei die spezifische Qualität der massenmedialen Öffentlichkeit im Staatssozialismus nicht übersehen werden, denn „Öffentlichkeit“ im Sinne des normativen westlichen Modells, das von einem relativ frei zugänglichen Kommunikationsraum zur Artikulation von unterschiedlichen Interessen und Meinungen ausgeht,⁴⁵ haben die Massenmedien in der DDR nicht konstituiert. Vielmehr bestand bekanntlich eine enge Verbindung zwischen dem politischen System und den Medien.⁴⁶ Für die Verantwortlichen in Ostdeutschland galt es als selbstverständlich, daß der Rundfunk, wie alle anderen Massen-

Jahre – Literaturauswahl und Lesartdeutungen, in: Heukenkamp, Schuld und Sühne, S. 493–514; Christine Bartlitz, Der Nürnberger Prozeß in Reportagen und Kommentaren des Berliner Rundfunks 1945/46, in: Heukenkamp, Schuld und Sühne, S. 555–566.

43 Vgl. Peter Hoff, Zwischen Mauerbau und VII. Parteitag – Das Fernsehen der DDR von 1961 bis 1971, in: Kurt Hickethier, Geschichte des deutschen Fernsehens, Stuttgart/Weimar 1998, S. 281–313.

44 Vgl. zur Programmstruktur der fünfziger Jahre: Konrad Dussel, Unterhaltung im Sozialismus. Hörfunkprogramme in der DDR der fünfziger Jahre, in: Deutschland Archiv 31 (1998), H. 3, S. 404–418.

45 Vgl. hierzu Kapitel I.1.

46 Vgl. Gunter Holzweißig, Zensur ohne Zensor. Die SED-Informationsdiktatur, Bonn 1997 und Jürgen Wilke, Medien DDR, in: Elisabeth Noelle-Neumann/Winfried Schulz/Jürgen Wilke (Hg.), Fischer Lexikon Publizistik – Massenkommunikation, Frankfurt a. M. 1994, S. 219–244.

medien auch, während der Phase des Sozialismus im Leninschen Sinne „Agitator“, „Propagandist“ und „kollektiver Organisator“ zu sein hatte und die Partei bei der schwierigen Aufgabe, den Boden für die kommunistische Gesellschaftsordnung zu bereiten, nach Kräften zu unterstützen hatte.⁴⁷ Entsprechend groß fielen die Anstrengungen aus, das Medium und seine Inhalte zu kontrollieren. Insofern spiegelt also auch der Rundfunk zuvorderst die Perspektiven der Parteiführung, während Kritik, abweichende Meinungen und inkompatible Erfahrungen regelmäßig ausgeblendet blieben – mit Ausnahme allenfalls von eng definierter „erwünschter“ Kritik im Rahmen des Systems.

Dementsprechend schien das totalitarismustheoretische Modell, das nach 1989⁴⁸ allgemein eine Renaissance erlebte, in bezug auf die Medien der DDR besonders geeignet, um die Realität einer reglementierten Öffentlichkeit zu erfassen, die unter strenger Parteiaufsicht stand.⁴⁹ Tatsächlich bietet sich der Erklärungsansatz an, um den Herrschaftsanspruch und die damit verbundenen institutionellen Strukturen innerhalb des Medienapparates bzw. im Verhältnis zur politischen Ebene zu beschreiben⁵⁰ – ein großer Teil der Veröffentlichungen, die seit 1990 zu den DDR-Medien erschienen sind, hat denn auch explizit oder implizit auf totalitarismustheoretische Ansätze zurückgegriffen.⁵¹ Doch die daraus resultierende enge

-
- 47 Die sozialistische Theorie der Massenkommunikation in ihrer DDR-spezifischen Ausprägung ist wiederholt erschöpfend behandelt worden, so daß hier nicht näher darauf eingegangen werden muß; noch immer richtungsweisend: Elisabeth M. Hermann, *Zur Theorie und Praxis der Presse in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Berichte und Dokumente*, Berlin (West) 1963.
- 48 Vor der Wende interessierte sich die in erster Linie politologisch und kommunikationswissenschaftlich geprägte bundesrepublikanische DDR-Forschung zu Medien und Rundfunk vorwiegend für eine Beschreibung der Institutionen und Methoden der Medienlenkung sowie die propagandistische Funktion der Massenmedien im SED-Staat. Das Programm selbst und seine Inhalte waren selten Thema, und wenn, dann fast ausschließlich in Form politischer und Informationssendungen; vgl. zusammenfassend: Wilfried Scharf, zur wissenschaftlichen Behandlung der DDR-Massenmedien in der Bundesrepublik Deutschland: *Theoriedefizit*, in: Rolf Geserick/Arnulf Kutsch (Hg.), *Publizistik und Journalismus in der DDR. Acht Beiträge zum Gedenken an Elisabeth Löckenhoff*, München u.a. 1988, (Kommunikation und Politik, 20), S. 37–60; Hans J. Kleinsteuber, *Die ignorierte Wende? Entwicklungen in der DDR und die bundesdeutsche Kommunikationswissenschaft*, in: Edith Spielhagen (Hg.), *So durften wir glauben zu kämpfen. Erfahrungen mit DDR-Medien*, Berlin 1993, S. 207–219 sowie Wilbert Ubbens, *Literatur zur Analyse der DDR-Publizistik in der Bundesrepublik Deutschland. Bibliographie*, in: Geserick/Kutsch, *Publizistik und Journalismus*, S. 217–242.
- 49 In den klassischen Definitionen totalitärer Herrschaft von Carl Joachim Friedrich, Zbigniew Brzezinski und Hannah Arendt kommt der Existenz eines Nachrichtenmonopols und exzessiver politischer Propaganda im Dienste der staatstragenden Ideologie und der Monopolpartei jeweils zentrale Bedeutung zu.
- 50 Vgl. auch die Diskussion des Konzeptes in bezug auf die DDR-Medien durch westdeutsche Medienforscher nach der Wende: Günter Holzweißig, *Totalitarismusforschung passé? Rückfragen an Verena Blum*, in: *medium* 1/92, S. 76–78.
- 51 Vgl. u.a. Holzweißig, *Zensur*; Ansgar Diller, *Der Rundfunk als Herrschaftsinstrument in der DDR*, in: *Deutscher Bundestag* (Hg.), *Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“*, Bd. II/2, Frankfurt a. M./Baden-Baden 1995, S. 1214–1242; Silvia Müller, *Der Rundfunk als Herrschaftsinstrument der SED*, in: ebd., Bd. II/4, S. 2287–2326; Peter Ludes, *Das Fernsehen als Herrschaftsinstrument der SED*, in: ebd., Bd. III/3, S. 2194–2218; Klaus Arnold, *Die Bundesrepublik als Nazi-Diktatur. Der Deutschlandsender und die DDR-Westpropaganda im Kalten Krieg*, Diss., München 2000, bes. S. 281ff.; aus der älteren Literatur vor allem Elisabeth M. Herrmann, *Die Presse in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands*, Bonn 1957; Ernst Richter/Carola Stern/Peter Dietrich, *Agitation und Propaganda. Das System der publizistischen Massenföhrung in der Sowjetzone*, Berlin, Frankfurt a. M. 1958. (Schriften des Instituts für politische Wissen-

Wahrnehmung der Medien als Propagandaapparate oder „Herrschaftsinstrumente“⁵² ist zugleich in mancher Hinsicht problematisch, denn damit werden die Medien auf ihre politische Funktion im engeren Sinne beschränkt. Die Nutzung durch die Rezipienten, aber auch die Inhalte der Medien jenseits der politischen Berichterstattung bleiben dabei ausgeblendet. Auch im Bereich der Medien zeigt sich, daß die Totalitarismustheorien ihre Stärke eher bei der Beschreibung und dem Vergleich⁵³ von Strukturen und Institutionen in Diktaturen haben, der Gesellschaft hingegen überwiegend eine passive Rolle beimessen.⁵⁴ Darin kommt nicht zuletzt ein verkürztes Verständnis der gesellschaftlichen Bedeutung und Wirkungen von Medien zum Ausdruck, das nur die Extrempole der linearen Aneignung (Manipulation) oder der „Abstoßung“ durch Propaganda kennt.⁵⁵ Wie, so kann man fragen, ist damit die breite Akzeptanz zumindest von Teilen des massenmedialen Angebotes in der DDR zu erklären? Wieso wurden Radio und Fernsehen zeitweise mit einer Vielzahl von Hörer- und Zuschauerbriefen bedacht, wenn sie nur als verlängerter Arm der Partei fungierten?⁵⁶ Lassen sich Musik und andere Unterhaltungssendungen, die einen Großteil des Radioprogramms ausmachten, aber auch Literatur- und Kulturprogramme genauso problemlos unter dem

schaft, 10); Gerhard Walther, *Der Rundfunk in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands*, Bonn/Berlin 1961. (Bonner Berichte aus Ost- und Mitteldeutschland); Karolus Heinz Heil, *Das Fernsehen in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands 1953–1963*, Bonn/Berlin 1963 (Bonner Berichte aus Ost- und Mitteldeutschland).

- 52 Vgl. Diller, *Der Rundfunk als Herrschaftsinstrument*, und Müller, *Der Rundfunk als Herrschaftsinstrument*.
- 53 Vgl. als Beispiel für einen differenzierten, kulturhistorisch fundierten Vergleich die Arbeit von Christoph Kivelitz, *Die Propagandaausstellung in europäischen Diktaturen. Konfrontation und Vergleich: Nationalsozialismus in Deutschland, Faschismus in Italien und die UdSSR der Stalinzeit*, Bochum 1999; Kivelitz grenzt sich dabei allerdings von politologischen Erklärungsmodellen à la Friedrich/Brzezinski ab und bezieht sich stärker auf historisch-deskriptive Ansätze, wie sie etwa von Franz Neumann vertreten worden sind.
- 54 Dies gilt zumindest für die „klassischen“ auf den Herrschaftsapparat fixierten Ansätze von Friedrich/Brzezinski etc.; ein anderes, stärker auf die Gesellschaft gerichtetes Konzept vertritt Sigrid Meuschel, *Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR*, Frankfurt a. M. 1992, bes. S. 10ff.; vgl. zu der umstrittenen, politisch aufgeladenen Frage ihres Wertes im einzelnen die differenzierten, unpolemischen Auseinandersetzungen mit totalitarismustheoretischen Ansätzen von Ralph Jessen, *DDR-Geschichte und Totalitarismustheorie*, in: *Berliner Debatte INITIAL* 4/5 1995, S. 17–24 und Ian Ker-shaw, *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*, Reinbek 21994, bes. S. 65–70; die Konsequenz, eine *Gesellschaftstheorie* totalitärer Regime zu formulieren, zieht Wolfgang Kraushaar, *Sich aufs Eis wagen. Plädoyer für eine Auseinandersetzung mit der Totalitarismustheorie*, in: Eckhard Jesse (Hg.), *Totalitarismus im 20. Jahrhundert. Eine Bilanz der internationalen Forschung*, Bonn ²1999, S. 487–504, hier: S. 502.
- 55 Hannah Arendt geht von einer holistischen Geschlossenheit aus, innerhalb derer totalitäre Systeme mittels Propaganda eine eigene Wirklichkeit erzeugen könnten, die dann – durch Terror – auch materiell nachvollzogen werden könne; sie spricht von der „Transformation der Tatsächlichkeit in die Fiktion“ als Leistung der Propaganda, vgl. dies., *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, München/Zürich ⁸2001, S. 726ff.; Friedrich geht dagegen von einem tiefen Mißtrauen der Bevölkerung gegen alle massenmedial verbreiteten Informationen aus; vgl. Carl J. Friedrich, *Totalitäre Diktatur*, Stuttgart 1957, S. 159f.; heutzutage finden sich z.T. wieder analoge Positionen, etwa in dem pauschalen Postulat, nichts habe der DDR so sehr geschadet wie ihre eigene Propaganda; vgl. Stefan Wolle, *Die heile Welt der Diktatur, Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989*, Bonn 1998, S. 70.
- 56 Vgl. Ellen Bos, *Leserbriefe in Tageszeitungen der DDR. Zur „Massenverbundenheit“ der Presse 1949–1989*, Opladen 1993 (Studien zur Sozialwissenschaft, 113).

Propaganda-Begriff subsumieren, wie dies – cum grano salis – für politische Kommentare und Nachrichten gilt?

Die Fixierung auf das Politische verkennt die ambivalente Rolle, die den Massenmedien insgesamt und dem Radio im speziellen in der Diktatur zugekommen ist. Den Ansprüchen der Parteispitze, das Medium zur Mobilisierung der Gesellschaft und zur Herstellung von „sozialistischem Bewußtsein“ zu nutzen, standen auf seiten der Bevölkerung andersgeartete Nutzungspräferenzen und -gewohnheiten gegenüber, die die Verantwortlichen – ebenso wie die Eigengesetzlichkeiten des auditiven Mediums – nicht auf Dauer vernachlässigen konnten, wenn sie nicht riskieren wollten, große Teile der Hörschaft zu verlieren.⁵⁷ Massenmedien wohnt eo ipso ein partizipatorisches Element inne, weil sich ihr Konsum nicht steuern läßt – auch nicht in der Diktatur. Verschärft wurde diese Situation im Falle der DDR noch durch die mediale Konkurrenzsituation im deutsch-deutschen Konflikt. Über die elektronischen Medien Radio und Fernsehen war der Westen in der DDR permanent präsent und konstituierte eine „zweite Medienöffentlichkeit“, die andauernde Reaktionen provozierte und die angestrebte Kontrolle über den öffentlichen Raum a priori ad absurdum führte.⁵⁸ Zu Recht ist im Hinblick auf die idealtypischen Annahmen der klassischen Totalitarismustheorien gefragt worden, „was [...] von einem Nachrichtenmonopol zu halten [sei], das jeden Abend um 20.00 Uhr von der Mehrheit der Staatsbevölkerung per Knopfdruck aufgehoben wurde?“⁵⁹ Gerade die Medienpolitik der DDR zeigt, wie sehr die Partei in die Defensive geraten konnte: Selbst in den fünfziger Jahren traute man sich nicht, den Empfang der Westmedien direkt offiziell unter Strafe zu stellen, und nach den mehr oder minder untauglichen Versuchen bis in die frühen sechziger Jahre, den Konsum durch geheime Störsender, Demontage von Antennen und ein Bündel von Sanktionen zu unterbinden, erodierte die Position der Partei zum Westempfang de facto immer weiter – von dem berühmten Halbsatz Honeckers auf der 9. Tagung des ZK der SED 1973, jeder könne das westdeutsche Fernsehen „nach Belieben ein- und ausschalten“, bis zur Versorgung großer Wohngebiete mit Gemeinschaftsantennen und Kabelanschlüssen in den achtziger Jahren, die auch den Empfang westdeutscher Programme ermöglichten.⁶⁰

57 Vgl. dazu: Inge Marbolek/Adelheid von Saldern (Hg.), *Zuhören und Gehörtwerden (I). Radio im Nationalsozialismus zwischen Lenkung und Ablenkung*. Unter Mitarbeit von Daniela Münkel, Monika Pater, Uta C. Schmidt, Tübingen 1998 sowie Adelheid v. Saldern/Inge Marbolek (Hg.), *Zuhören und Gehörtwerden (II). Radio in der DDR zwischen Lenkung und Ablenkung*. Unter Mitarbeit von Daniela Münkel, Monika Pater, Uta C. Schmidt, Tübingen 1998.

58 Vgl. Axel Schildt, *Zwei Staaten – eine Hörfunk- und Fernsehnation. Überlegungen zur Bedeutung der elektronischen Massenmedien in der Geschichte der Kommunikation zwischen der Bundesrepublik und der DDR*, in: Arnd Bauerkämper/Martin Sabrow/Bernd Stöver (Hg.), *Doppelte Zeitgeschichte. Deutsch-deutsche Beziehungen 1945-1990*, Bonn 1998, S. 58–71; vgl. zur deutsch-deutschen Medienkonkurrenz jetzt auch die Dissertationen von Petra Galle, *RIAS Berlin und Berliner Rundfunk 1945–1949. Die Entwicklung ihrer Profile in Programm, Personal und Organisation vor dem Hintergrund des beginnenden Kalten Krieges*, Münster 2003 (im folgenden zitiert nach der Dissertationsschrift, Berlin 2001) sowie Maral Herbst, *Demokratie und Maulkorb. Der deutsche Rundfunk in Berlin zwischen Staatsgründung und Mauerbau*, Berlin 2002.

59 Jessen, *DDR-Geschichte*, S. 21.

60 Vgl. Rolf Geserick, *40 Jahre Presse, Rundfunk und Kommunikationspolitik in der DDR*, München 1989, bes. S. 395ff.; Holzweißig, *Zensur*, S. 169ff. Gesericks kommunikationswissenschaftlicher Studie kommt das Verdienst zu, schon vor der Wende das Bewußtsein für den Wandel und die Probleme der ostdeutschen Medienpolitik im Laufe der DDR-Geschichte geschärft zu haben. Ob dieser Wandel aller-

Schließlich unterschätzt die Annahme, die monopolisierte Medienlandschaft habe allein dem Machterhalt der Parteispitze gedient, den Glauben an die dahinterstehende idealistische Utopie, der zufolge auf diesem Wege ein „sozialistisches Bewußtsein“ geschaffen werden sollte, das als Bedingung galt, um das Ziel einer harmonischen und homogenen Gemeinschaft zu erreichen. Wenigstens in der Ära Ulbricht wurde das immer wieder verkündete Postulat der „Massenverbundenheit“, mit dem das Ideal einer harmonischen kommunikativen „Versöhnung“ zwischen Staat und Partei einerseits und der Bevölkerungsmehrheit andererseits bezeichnet wurde, noch ernst genommen – so utopisch es auch war.⁶¹

Es ist daher nötig, die Massenmedien und die öffentliche Sphäre in der DDR – trotz der unverkennbaren propagandistischen Anstrengungen – exemplarisch einer Betrachtung zu unterziehen, die nicht auf die Rekonstruktion der politischen Anleitung und ihre propagandistischen Intentionen beschränkt ist, sondern allgemeiner bei den Kommunikationsstrukturen und -inhalten ansetzt und nach ihrem Wandel, ihren jeweiligen Bedingungen und Chancen fragt.⁶² Wie groß das konsensstiftende, herrschaftsstabilisierende Potential der Medien tatsächlich war, erschließt sich erst, wenn in einer gesellschaftlichen Perspektive auch die Wechselwirkungsprozesse zwischen Publikumsreaktionen und den medialen Angeboten untersucht werden. Welche Bedeutung hatte das Medium für die Politiker, die Journalisten *und* die Hörer, und wie gingen diese Gruppen jeweils damit um? Wie beeinflussten sich die mutmaßlich unterschiedlichen Interessen gegenseitig? Wie hermetisch geschlossen war die Sphäre öffentlicher Kommunikation wirklich, bzw. welchen Anpassungsprozessen unterlag sie? Waren die gesellschaftlichen Kommunikationsprozesse in der SBZ/DDR unter der propagandistischen Oberfläche möglicherweise vielschichtiger als es zunächst scheint? Welchen Einfluß hatten die sich schnell wandelnden politischen Rahmenbedingungen auf das Medium und seine Inhalte? Kann man vielleicht sogar von „Ansätzen“ zu „innergesellschaftlichen Verständigungsprozessen“ sprechen, wie Jörg Requate (allerdings vor allem für die Zeit seit den sechziger Jahren) dies unterstellt?⁶³ Ein solcher Ansatz macht es zudem möglich, einen empirischen Beitrag zur Topographie von Öffentlichkeit(en) in der Diktatur zu leisten.⁶⁴

dings tatsächlich im Sinne einer Professionalisierung maßgeblich von der Kommunikationswissenschaft an der Leipziger Karl-Marx-Universität beeinflusst worden ist, wie Geserick annimmt, scheint zweifelhaft.

- 61 Vgl. dazu: Ellen Bos, *Leserbriefe*, sowie Sigrun Richter, *Die Volkskorrespondenten-Bewegung der SED-Bezirkspresse. Theorie, Geschichte und Entwicklung einer Kommunikatorfigur*, Frankfurt a. M. u.a. 1993.
- 62 In diesem Sinne: Jörg Requate, *Kommunikation und Propaganda in den Medien der DDR. Möglichkeiten und Grenzen des kommunikativen Austausches zwischen den audiovisuellen Medien der DDR und ihrem Publikum*, in: SPIEL 14 (1995), H. 2, S. 230–243, hier: 231f. sowie ders., *Die Untersuchung der audiovisuellen Medien der DDR als Forschungsaufgabe. Probleme, Chancen und Perspektiven*, in: Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien, H. 7 (1996), S. 22–34.
- 63 Vgl. Jörg Requate, *Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analyse*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 25 (1999), S. 5–32, hier: S. 30; vgl. dazu auch die Ergebnisse von Bos, *Leserbriefe*, die ebenfalls nahelegen, daß Leserbriefe der Bevölkerung eine zwar begrenzte, aber vielfach genutzte Möglichkeit boten, Unzufriedenheit und Kritik zu artikulieren; ebd. S. 228ff.
- 64 Vgl. Gabor T. Rittersporn/Malte Rolf/Jan C. Behrends (Hg.), *Sphären von Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs: zwischen partei-staatlicher Selbstinszenierung und kirchlichen Gegenwelten*. Frankfurt a. M. 2003 (Komparatistische Bibliothek, 11); u.a. bietet die gleichzeitige Präsenz literarischer und im engen Sinne politischer Diskurse im Radio die Chance, der Frage nachzugehen, ob der

Damit ist zugleich die Frage nach den „Grenzen der Diktatur“ (Richard Bessel/Ralph Jessen) aufgeworfen, nach all jenen Faktoren, die in einem Spannungsverhältnis zum absoluten Herrschaftsanspruch der SED standen. Das konnten zum einen intra- und interinstitutionelle Widersprüche und Konflikte des Medien- und Propagandaapparates sein, etwa der stets latente Gegensatz zwischen politischen Intentionen und wirtschaftlichen Zwängen. Zweitens sind damit die medialen Eigengesetzlichkeiten und die Nutzungspräferenzen des Publikums angesprochen, die sich unter Umständen den propagandistischen Intentionen nicht nur nicht fügten, sondern schlicht verweigerten. Schließlich kommt ein inhaltlicher Aspekt hinzu: Die Thematisierung der nationalsozialistischen Vergangenheit war im Nachkriegsdeutschland alles andere als unproblematisch: Vielmehr bestand angesichts der tiefen Infiltration der deutschen Gesellschaft durch den Nationalsozialismus die Gefahr, daß Instrumentalisierungen nicht intendierte oder sogar kontraproduktive Wirkungen entfalten konnten. Die Untersuchung soll also auch dazu beitragen, einer differenzierteren, kontextualisierten Sicht des Medien- und Propagandaapparates Vorschub zu leisten, die Klischees einer monolithischen Struktur und statischen Taktik ebenso hinterfragt, wie pauschale Vorstellungen von ungebrochener Effizienz und linearen Medienwirkungen.

Last but not least soll damit auch ein Ansatz verfolgt werden, der der überragenden Bedeutung der Massenmedien als gesellschaftlich prägende Instanzen des 20. Jahrhunderts dadurch Rechnung trägt, daß er Fragen der Mediengeschichte in den Kontext sozial- und kulturgeschichtlich orientierter Zeitgeschichtsforschung einzuholen sucht, um damit die Isolierung der Rundfunkgeschichte als positivistische Institutionen- oder Programmgeschichte zu überwinden.⁶⁵

aus der literarischen Vormärz-Forschung abgeleitete Topos der „Ersatzöffentlichkeit“, also die partielle Substitution politischer durch literarische und kulturelle Diskurse geeignet ist, die Situation in der DDR angemessen zu beschreiben; vgl. dazu Simone Barck/Martina Langermann/Jörg Requate, Kommunikative Strukturen, Medien und Öffentlichkeiten in der DDR. Dimensionen und Ambivalenzen, in: Berliner Debatte – Initial, 4/5 (1995), S. 25–38, bes: S. 30f. sowie die skeptische Einschätzung dieses Modells durch Requate, Öffentlichkeit, S. 27.

- 65 Vgl. in diesem Sinne auch: Hanno Knoch/Daniel Morat, Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880–1960. Zur historischen Kommunikologie der massenmedialen Sattelzeit, in: dies. (Hg.), Kommunikation als Beobachtung. Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880–1960, München 2003, S. 9–33; Inge Marbolek/Adelheid von Saldern, Massenmedien im Kontext von Herrschaft, Alltag und Gesellschaft. Eine Herausforderung an die Geschichtsschreibung, in: dies. (Hg.), Radiozeiten. Herrschaft, Alltag, Gesellschaft 1924–1960, Potsdam 1999, S. 11–38, sowie die jüngst erhobene Forderung, Mediengeschichte „als integralen Teil einer umfassenden Politikgeschichte“ zu betreiben und dabei das Augenmerk „auf die sich wandelnden Formen der Inszenierung und Medialisierung von Herrschaft“ zu richten; vgl. Andreas Schulz, Der Aufstieg der „vierten Gewalt“. Medien, Politik und Öffentlichkeit im Zeitalter der Massenkommunikation, in: Historische Zeitschrift 270 (2000), S. 65–97, hier S. 96; die dort artikulierte Skepsis gegenüber kulturwissenschaftlichen Methoden, die „die wichtigste, die politische Dimension“ vernachlässigen würden, unterschätzt freilich deren analytisches Potential für politische Prozesse; vgl. ebd., S. 95f.

3. Quellenlage

Die Untersuchung basiert zuvorderst auf der Programmüberlieferung des DDR-Rundfunks, die nach dem Zusammenbruch der DDR im Deutschen Rundfunkarchiv (DRA) in Berlin-Adlershof (inzwischen Potsdam-Babelsberg) zusammengefaßt wurde.⁶⁶ Die dort vorhandene Überlieferung von Sendemanuskripten und Sendeprotokollen ist außerordentlich umfangreich, aber keineswegs lückenlos. Dies betrifft zum einen einzelne Jahre, aus denen nur wenige Manuskripte von Rundfunkbeiträgen erhalten sind. Zum anderen ist diese Überlieferung nicht repräsentativ, sondern konzentriert sich vor allem auf das Wortprogramm, hier wiederum insbesondere auf politische Kommentare und Kulturprogramme. Unterhaltende, musikorientierte Sendungen sind wesentlich schlechter dokumentiert, für den vorliegenden Zusammenhang freilich auch in der Regel kaum relevant. Erschwerend kommt hinzu, daß der größere Teil der Sendemanuskripte zum Zeitpunkt der Recherchen noch nicht archivalisch erschlossen war.⁶⁷ Es schien daher geboten, weitere Materialien heranzuziehen, die über das Programm insgesamt Auskunft geben konnten, insbesondere die (einzige) Programmzeitschrift.⁶⁸

Noch sehr viel fragmentarischer ist die Überlieferung von Mitschnitten auf Tonband. Hier wurden im gesamten Untersuchungszeitraum nur außergewöhnliche Produktionen oder Dokumentationen besonderer Ereignisse aufbewahrt, denen man nach damaligen Maßstäben einen bleibenden Wert zumaß – der Rest wurde gelöscht, um seinerzeit wertvolles und knappes Bandmaterial zu sparen. Gleichwohl ist eine nicht unerhebliche Zahl thematisch einschlägiger Beiträge erhalten, die ausreichend ist, um sich ein Bild von der auditiven Inszenierung und der ästhetischen Qualität des Programms zu machen. Letzteres ist wegen des hohen Aufwandes entsprechender Umschnitte und Analysen ohnehin nur exemplarisch möglich.

Den zweiten Schwerpunkt bilden Quellen der institutionellen Ebene. Während sich Akten aus den ersten Nachkriegsjahren und einige persönliche Nachlässe ehemaliger Mitarbeiter ebenfalls im Deutschen Rundfunkarchiv in Potsdam befinden,⁶⁹ lagert der Hauptnachlaß des Rundfunks der DDR im Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde. Dieser Bestand des „Staatlichen Rundfunkkomitees“ (StRK) umfaßt überwiegend Akten aus der Zeit ab 1952. Obwohl die Überlieferung außerordentlich umfangreich ist und die Protokolle sowie Vorlagen der

66 Zur Überlieferungssituation vgl. Joachim Felix Leonhard, Programmvermögen und kulturelles Erbe. Die Rundfunkarchive Ost im Deutschen Rundfunkarchiv, in: *Deutschland Archiv* 28 (1995), H. 4, S. 404–410 und Ingrid Pietrzynski, Der DDR-Rundfunk ist tot – es leben die Akten, in: Heide Riedel (Hg.), *Mit uns zieht die neue Zeit, 40 Jahre DDR-Medien*, Berlin 1994, S. 299–302.

67 Für die Frühzeit liegen dagegen bereits gedruckte Quelleninventare vor, die von großem Nutzen waren; vgl. Bernd Löw, *Hörspiel 1945–1949. Eine Dokumentation*, Potsdam 1997 (Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, 12); Deutsches Rundfunkarchiv (Hg.), *Inventar der Manuskriptbestände des Berliner Rundfunks (1945–1950)*. Zusammengestellt und bearbeitet von Alexander Greguletz, Potsdam 1999 (Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, 24).

68 Vgl. zur Programmzeitschrift „Unser Rundfunk“ (bis 1953: „Der Rundfunk“, ab Oktober 1959 „FF Funk und Fernsehen der DDR“) Susanne Wöfle-Fischer, Hörer als Leser: „Einen *Rundfunk* bitte!“ Zur Frühgeschichte einer Programmzeitschrift, in: Barck/Langermann/Lokatis, *Zeitschriften*, S. 394–401.

69 Vgl. inzwischen: Deutsches Rundfunkarchiv (Hg.), *Das Schriftgut des DDR-Hörfunks: eine Bestandsübersicht*. Bearbeitet von Ingrid Pietrzynski unter Mitarbeit von Alexander Greguletz, Potsdam 2002.

Leitungsebene des Rundfunks praktisch vollständig erhalten sind, fällt auf, daß Material zu einzelnen Sendungen (Korrespondenzen mit Autoren etc.) kaum vorhanden ist. Die Arbeit der Redaktionen, sofern sie sich in dem vergleichsweise schnelllebigen Rundfunkjournalismus überhaupt schriftlich niedergeschlagen hat, spiegelt sich darin fast gar nicht. Daher ist es auch nur selten möglich, Diskussionen über thematisch einschlägige Produktionen, ihre Veränderung bzw. Anpassung an politische Vorgaben im einzelnen zu verfolgen. Immerhin beinhaltet die Überlieferung auch Materialien, die Rückschlüsse auf die Hörer zulassen, darunter zahlreiche Hörerbriefe, Statistiken von Briefeingängen, Umfragen und Untersuchungen der Hörerforschung.⁷⁰

Drittens wurden Dokumente der zentralen politischen Ebene ausgewertet, sofern sie sich auf den Rundfunk bezogen haben. Dies betrifft neben Politbüro und ZK-Sekretariat insbesondere jene Institutionen der Partei, die für die politische Anleitung der Medien zuständig waren, nämlich die Abteilungen für Agitation und Propaganda des ZK.⁷¹ Hinzu treten Unterlagen von Personen und Institutionen, die sich in der DDR schwerpunktmäßig mit der öffentlichen Darstellung der (bundesdeutschen) NS-Vergangenheit beschäftigt haben. Diese Unterlagen des ehemaligen zentralen Parteiarchivs (ZPA) sind heute in der „Stiftung Parteien und Massenorganisationen der DDR“ (SAPMO) zusammengefaßt und im Bundesarchiv Berlin deponiert.

Schließlich stützt sich die Untersuchung auf Dokumente des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (BStU). Dieses – in der Regel personenbezogene – Material ist vor allem geeignet, um einen Eindruck von den Denunziationen und der permanenten mißtrauischen Beobachtung auch prominentester Journalisten wie Karl-Eduard von Schnitzler und Herbert Gessner zu vermitteln, die im Westen nur als Aushängeschilder und Sprachrohre des Regimes wahrgenommen worden sind. Abgesehen davon kam der Staatssicherheit in dieser frühen Phase (das Ministerium wurde im Februar 1950 gegründet), augenscheinlich noch keine zentrale Rolle zu. Für die Überwachung und Beeinflussung der Medieninhalte war es auch später nur in Ausnahmefällen zuständig, vielmehr stand neben der Bespitzelung der Mitarbeiter durch Kollegen und Vorgesetzte der sogenannte „Objektschutz“ im Vordergrund, also die Sicherung der Sendeanlagen in Krisensituationen.⁷² Erst deutlich später, nämlich ab Anfang der sechziger Jahre, nahm das Ministerium im Rahmen der propagandistischen Kampagnen gegen NS-belastete Eliten in der Bundesrepublik auch nachhaltigen Einfluß auf die öffentliche Darstellung der nationalsozialistischen Vergangenheit. Die zentrale Sammlung von belastendem Material über ehemalige Nazis in der Bundesrepublik und in der DDR durch das Ministerium für Staatssicherheit scheint allerdings erst Mitte der sechziger Jahre eingesetzt zu haben, also zu einem

70 Vgl. zur DDR-eigenen Rezeptionsforschung: Konrad Dussel, Der DDR-Rundfunk und seine Hörer. Ansätze zur Rezeptionsforschung in Ostdeutschland (1945–1965), in: Rundfunk und Geschichte 24 (1998), H. 2/3, S. 122–136.

71 Vgl. hierzu Ansgar Diller/Ingrid Pietrzynski: SED und Rundfunk. Quelleninventar zu den Protokollen der Parteiführungsgremien (1946–1989), in: Rundfunk und Geschichte 22, 1996, 1, S. 30–42.

72 Vgl. zur Tätigkeit des MfS im Mediensektor Holzweißig, Zensur, S. 89–123 sowie Daniela Munkel, Herrschaftspraxis im Rundfunk der SBZ/DDR. Anspruch – Sicherung – Grenzen, in: Marbolek/v. Salderm, Radiozeiten, S. 83–100, bes.: S. 89–97.

Zeitpunkt, als die Kampagnen ihren Zenit bereits überschritten hatten.⁷³ Insgesamt kommt diesem Material daher für den vorliegenden Fall eher ergänzende Funktion zu.⁷⁴

4. Anlage der Studie

Dem Ziel einer umfassenden empirischen Analyse entsprechend wird ein breiter Zugriff favorisiert, der a priori weder auf einen Sender noch auf einzelne Genres beschränkt ist. Wenn es darum geht, unterschiedliche Deutungen, Perspektiven und den Prozeß der Kanonisierung im Umgang mit der Vergangenheit zu untersuchen, scheint es sinnvoll, literarisch geprägte Genres ebenso mit einzubeziehen wie stärker publizistisch orientierte Gattungen. Nur so läßt sich die Frage beantworten, wie breit das Spektrum geschichtskultureller Repräsentationen innerhalb des Mediums Hörfunk zu unterschiedlichen Zeiten tatsächlich war, und ob es – bezogen auf den Untersuchungsgegenstand – so etwas wie eine literarische Gegen- oder Ersatzöffentlichkeit gegeben hat. Ebenso wenig wie die Privilegierung hochkultureller literarischer Diskurse (wie sie insbesondere von Teilen der Literaturwissenschaft bis heute praktiziert wird) für sich genommen ein stimmiges Bild der öffentlichen Thematisierung des Nationalsozialismus in der DDR ergäbe, gilt dies auch für eine Beschränkung auf die „ermüdende Form“⁷⁵ der politischen Propaganda im engeren Sinne.

Aus dem gleichen Grunde schließt die Untersuchung die beiden wichtigsten Sender des frühen Rundfunks in der SBZ/DDR mit ein, und zwar den Berliner Rundfunk und den Deutschlandsender. Der Leipziger Sender, der mit einem eigenständigen Programmangebot zwischen 1946 und 1952 existierte, konnte aufgrund der schlechten Quellenlage nur kurzfristig berücksichtigt werden. Seit 1952 war der Rundfunk in der DDR dann straff zentralisiert, und es wurden drei Programme unter den Bezeichnungen Berlin I, II und III ausgestrahlt, denen jeweils unterschiedliche Funktionen fest zugewiesen waren: Während ein Programm vor allem die Hörer in Ost- und Westberlin ansprechen sollte, richtete sich ein weiteres an die gesamte Republik. Der Deutschlandsender (interimsmäßig Berlin I) war speziell für die Westpropaganda in Richtung Bundesrepublik zuständig.⁷⁶ Auch hier besteht also die Möglichkeit zu prüfen, ob, und wenn ja in welcher Form sich die Thematisierung der NS-Vergangenheit jeweils unterschied. Die übrigen Sender (Radio Berlin International, Deutscher Freiheitssender 904 und Deutscher Soldatensender) traten erst später hinzu und

73 Vgl. dazu Annette Weinke, *Die Verfolgung von NS-Tätern im geteilten Deutschland. Vergangenheitsbewältigung 1949–1969* oder: *Eine deutsch-deutsche Beziehungsgeschichte im Kalten Krieg*, Paderborn u. a. 2002 sowie Dagmar Unverhau, *Das „NS-Archiv“ des Ministeriums für Staatssicherheit*, Münster 1998.

74 In diesem Zusammenhang ist allerdings darauf hinzuweisen, daß die Praxis der Materialausgabe durch die BStU auch vor den jüngsten juristisch bedingten Einschränkungen aus Sicht der zeithistorischen Forschung kaum befriedigen konnte; insbesondere fehlt ein Überblick über das vorhandene Material inklusive entsprechender Findmittel etc.

75 Requate, *Öffentlichkeit und Medien*, S. 29.

76 Vgl. zur Entwicklung der Sender und Programme im einzelnen die Kapitel 3.1 und 4.1.

hatten innerhalb der DDR auch nur randständige Bedeutung. Sie können deshalb hier unberücksichtigt bleiben.⁷⁷

Dem Thema ist insofern eine beziehungsgeschichtliche Dimension immanent, als die Konkurrenz der beiden deutschen Staaten um Legitimation und Anerkennung nach innen und außen den Umgang mit der NS-Vergangenheit nachhaltig beeinflusst hat, und sich die historischen Deutungen, Identifikationsangebote und Außenrepräsentationen mindestens bis in die frühen sechziger Jahre stets nicht nur an die eigene Gesellschaft gerichtet haben, sondern zugleich auch an die Bevölkerung des jeweils anderen Teilstaates. Zudem gab es Versuche, die Wahrnehmung im Ausland zu beeinflussen, indem Vergangenheitsbezüge zur Diskreditierung der anderen Seite genutzt wurden bzw. ein konsequenter Bruch des eigenen Teilstaates mit dem Nationalsozialismus postuliert wurde. Diese – keineswegs auf den Umgang mit der jüngsten Vergangenheit begrenzte – „Legitimationskonkurrenz“ fand ihre massenkommunikative Entsprechung im deutsch-deutschen „Ätherkrieg“ (Rolf Geserick), d.h. in der Präsenz von Radio- und später auch Fernsehprogrammen des jeweiligen „Gegners“ im eigenen System, die Vorstellungen eines geschlossenen Kommunikationsraumes a priori ad absurdum führte.

Diese Konstellation gilt es angemessen zu berücksichtigen und im Blick zu behalten. Gleichwohl wird hier von einer vergleichenden Betrachtung – etwa im Sinne einer gemeinsamen deutschen Nachkriegsgeschichte beider deutscher Staaten⁷⁸ – Abstand genommen. Dies ist vor allem dem zentralen Anliegen der Untersuchung geschuldet, einen Beitrag zum Zusammenhang von antifaschistischer Legitimation, Herrschaft und Loyalität in der SBZ und der frühen DDR zu liefern. Diese Fragestellung läßt sich nicht ohne weiteres auf die Bundesrepublik übertragen; dagegen sprechen fundamentale Differenzen des politischen Systems, aber auch der unterschiedliche Stellenwert, den die nationalsozialistische Vergangenheit jeweils in der Legitimationskultur beider Systeme einnahm. Obwohl der Bezug auf den Nationalsozialismus auch in der Bundesrepublik zumindest implizit immer von großer Bedeutung für das staatliche Selbstverständnis war (und bis heute ist),⁷⁹ läge es nicht unbedingt nahe, ihre Akzeptanz vorrangig aus ihrem Umgang mit der Vergangenheit zu erklären.

77 Vgl. zu den beiden „konspirativen“, auf die Bundesrepublik gerichteten Sendern: Jürgen Wilke/Stephan Sartoris, Radiopropaganda durch Geheimsender der DDR im Kalten Krieg, in: Jürgen Wilke (Hg.), Pressepolitik und Propaganda. Historische Studien vom Vormärz bis zum Kalten Krieg, Köln u.a. 1997, S. 285–331.

78 Vgl. konzeptionell hierzu Arnd Bauerkämper/Martin Sabrow/Bernd Stöver (Hg.), Doppelte Zeitgeschichte. Deutsch-deutsche Beziehungen 1945–1990, Bonn 1998 sowie Getrennte Vergangenheit – Gemeinsame Geschichte? Protokoll einer Podiumsdiskussion mit Prof. Dr. Mary Fulbrook, Prof. Dr. Klaus-Dietmar Henke, Prof. Dr. Hildegard Maria Nickel, Prof. Dr. Hermann Weber, Prof. Dr. Udo Wengst und Dr. Stefan Wolle, Moderation Prof. Dr. Konrad H. Jarausch, in: Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien, Nr. 15, 1999, S. 13–46.

79 Vgl. als Überblick über die öffentliche Thematisierung in der Bundesrepublik: Clemens Vollnhals, Zwischen Verdrängung und Aufklärung. Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust in der frühen Bundesrepublik, in: Ursula Büttner (Hg.), Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich, Hamburg 1992 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, 29), S. 357–392; Axel Schildt, Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Öffentlichkeit der Nachkriegszeit, in: Wilfried Loth/Bernd A. Rusinek (Hg.), Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, Frankfurt a. M./New York 1998, S. 19–54 sowie Jürgen Wilke, Massenmedien und Vergangenheitsbewältigung, in: ders. (Hg.), Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Köln 1999, S. 649–671.

Erhebliche methodische Probleme kämen außerdem hinzu, vor allem der Vergleich einer kontrollierten mit einer zunehmend pluralistisch verfaßten massenmedialen Öffentlichkeit. Beziehungsgeschichtliche Aspekte sollen deshalb hier punktuell behandelt werden und sich – wo nötig – in Exkursen niederschlagen.

Die Studie widmet sich der unmittelbaren Nachkriegszeit von 1945 bis 1947 sowie der ersten Phase der sozialistischen Transformationspolitik, die ca. 1948 einsetzte und bis zum 17. Juni 1953 andauerte. Gerade diese Phase scheint im Hinblick auf die skizzierte Fragestellung besonders interessant, weil der Herrschaftsanspruch über die Medien hier erst noch durchgesetzt werden mußte und in dieser Zeit noch kein einheitliches, kanonisches Geschichtsbild existierte. Zu vermuten ist daher nicht nur, daß unter der sowjetischen Besatzung und Zensur wichtige Voraussetzungen für die weiteren Entwicklungen geschaffen wurden, sondern daß sich gerade hier gewissermaßen die Ursprünge der herrschaftlichen Bemächtigung sowohl über die Institutionen als auch über Geschichtsdeutungen und die daraus erwachsenden Konflikte besonders gut besichtigen lassen. Innerhalb dieses Zeitraums ergibt sich die Zäsur aus der deutlich unterschiedlich akzentuierten Periode einer sowjetisch dominierten gesellschaftlichen Integrationspolitik, der sogenannten „antifaschistisch-demokratischen“ Phase, und einer Periode der offenen Einbindung der SBZ in das „sozialistische Lager“, die forciert 1948 und somit bereits vor der Staatsgründung im Herbst 1949 einsetzte, und die nach Stalins Tod und insbesondere nach dem Arbeiteraufstand vom 17. Juni zumindest vorläufig eine deutliche Abschwächung erfuhr.

Das hier skizzierte Vorhaben einer kulturgeschichtlichen Analyse von politischer Kommunikation in der Diktatur kann auf wenig ähnlich orientierte Vorbilder zurückgreifen. Es liegt daher nahe, der Reflexion einiger zentraler Begriffe etwas Raum zu geben und verschiedene Theorieangebote auf ihren heuristischen Wert bezüglich der Fragestellungen hin zu mustern; von dieser Position aus können dann auch die notwendigen methodischen Festlegungen getroffen werden. Dies soll im folgenden, ersten Kapitel geschehen.

Das zweite Kapitel trägt einem Umstand Rechnung, der in den Debatten der neunziger Jahre nahezu vollständig ausgeblendet blieb: Der Antifaschismus der DDR ist 1945 bzw. 1949 nicht aus dem Nichts entstanden, sondern die Perzeptionen dieses Phänomens sind innerhalb der kommunistischen Bewegung nahezu ebenso alt wie die Entstehung rechter Massenbewegungen in Westeuropa. Sowjetische Wahrnehmungen und Interessen spielten dabei über die Komintern (KI) bald eine gewichtige Rolle, und daher wird in diesem Kapitel die Auseinandersetzung mit diesem Thema zwischen den frühen zwanziger Jahren bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs in groben Zügen nachvollzogen. Nur so scheint es möglich, die Entwicklung nach 1945 im Spannungsfeld von nationalen Erfahrungsbeständen, sowjetischen Einflüssen und traditionellen Deutungsmustern plausibel zu analysieren.

Trotz des diskursgeschichtlichen Ansatzes soll hier ganz explizit keine „Kulturgeschichtsschreibung ohne Materialität“ betrieben werden, also eine Rekonstruktion von Diskursen, deren institutionelle und materielle Basis ebenso wenig thematisiert wird wie die damit verbundenen sozialen Praxen. Vielmehr liegt dieser Studie die Überzeugung zugrunde, daß materielle, kulturelle und soziale Verhältnisse sich wechselseitig prägen und einer dieser Faktoren nur um den Preis erheblicher Leerstellen unberücksichtigt bleiben kann.⁸⁰

80 Vgl. dazu Karl H. Hörning, Kultur und soziale Praxis. Wege zu einer „realistischen“ Kulturanalyse, in: Andreas Hepp/Rainer Winter (Hg.), Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse

Deshalb wird in den Kapiteln 3 und 4 eine enge Verzahnung dieser beiden Ebenen angestrebt. Die jeweiligen institutionellen Entwicklungen des Rundfunks sind daher in diesen Kapiteln für die Jahre 1945–1947 und 1948–1953 den Rekonstruktionen der Vergangenheitsdiskurse im Medium vorangestellt. Beabsichtigt ist, dem Leser eine Übersicht der beteiligten Instanzen sowie der habituellen und dekretierten Verfahren ihres Zusammenspiels zu vermitteln. Dabei wird einerseits auf den teilweise schon beachtlichen Forschungsstand jüngerer Untersuchungen zurückgegriffen, der jedoch entsprechend der spezifischen Fragestellung und des damit verbundenen methodischen Ansatzes durch eigene Quellenstudien ergänzt wurde. Im Unterschied zu „klassischen“ institutionsgeschichtlichen Untersuchungen geht es dabei nicht zuletzt darum, das Selbstverständnis und die Mentalitäten der Beteiligten mit einzubeziehen. Welches Verständnis hatten sie von dem Medium, seinen Hörern und ihrer eigenen Tätigkeit? Wie wurden Diskussionen geführt, und was galt dabei als „normal“? Das Interesse richtet sich hier also gewissermaßen auf die „Betriebskultur“ des Rundfunk- und Anleitungsapparates, die mutmaßlich einen Schlüssel zu einem historisierenden und damit weitergehenden Verständnis damaliger Handlungslogiken und Wahrnehmungen liefern kann.

Der mediale Diskurs über das Thema „NS-Vergangenheit“ wird anhand von drei breit angelegten, genreübergreifenden Längsschnittanalysen zu den Themenbereichen „Verfolgung und Repression“, „Krieg“, und „Widerstand“ näher beschrieben und untersucht. Am Ende der Kapitel steht jeweils eine Zusammenfassung, die in einem stärker synthetisierenden Zugriff Strukturmerkmale und Besonderheiten des Diskurses destilliert und die „materielle“, institutionsgeschichtliche sowie die Programmebene aufeinander bezieht.

Das vorletzte Kapitel unternimmt schließlich den Versuch, sich der Frage der Nutzung des Mediums, aber auch der Reichweite und Grenzen des offiziellen antifaschistischen Geschichtsbildes zu nähern. Dies geschieht nicht mit einem kommunikationswissenschaftlichen Ansatz, der im strengen Sinne nach „Medienwirkungen“ fragt und zwangsläufig an der Quellenlage scheitern müßte,⁸¹ sondern die Perspektive ist hier gewissermaßen umgekehrt, von der Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung des Mediums und der historischen Mythen bestimmt. In einem ersten Schritt wird zunächst auf die Mediennutzung und die Erwartungen der Hörer an das Programm eingegangen. Anschließend wird unter Rückgriff auf ein Modell sozialer und generationspezifischer Dispositionen und die Ergebnisse aus der Untersuchung des öffentlichen Vergangenheitsdiskurses eine These zur gesellschaftlichen Breitenwirkung antifaschistischer Mythen entwickelt, die die oben skizzierten diffusen Vorstellungen zu diesem Thema im Hinblick auf soziale Bedingungen und verschiedene

²1999, S. 33–47, hier bes. S. 37ff. Einen ähnlich breiten Zugang, der mit den Begriffen „Repräsentationen“, „Praktiken“ und „Aneignungsweisen“ gekennzeichnet ist (wobei „Repräsentationen“ auch ihre materielle Seite etwa in Form von Institutionen mit einschließt) favorisiert Roger Chartier in seiner Erweiterung der Mentalitätsgeschichte der Annales-Schule; vgl. Roger Chartier, Kulturgeschichte zwischen Repräsentationen und Praktiken, in: ders., Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung, Berlin 1989, S. 7–20.

81 Einen Überblick zum Diskussionsstand in der Kommunikationswissenschaft liefert Wolfgang Donsbach, Inhalte, Nutzung und Wirkung politischer Kommunikation, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, 22 (1993), H. 4, S. 389–407.

kommunikative Öffentlichkeiten zumindest differenziert.⁸² Eine Bilanz der Ergebnisse, die in den Kontext allgemeinerer Überlegungen zum Charakter der DDR als einer „Diktatur in der Moderne“ gestellt werden, schließt die Arbeit ab.

82 Vgl. zu diesem Komplex neuerdings die generationsbezogenen Studien der Tradierungsforschung: Bernd Faulenbach/Annette Leo/Klaus Weberskirch, *Zweierlei Geschichte. Lebensgeschichten und Geschichtsbewußtsein von Arbeitnehmern in West- und Ostdeutschland*, Essen 2000 (Geschichte und Erwachsenenbildung, 11); Dorothee Wierling, *Erzählungen im Widerspruch? Der Nationalsozialismus und die erste Nachkriegsgeneration der DDR*, in: *Memory, WerkstattGeschichte* 30 (2001), S. 17–31; dies., *Geboren im Jahr Eins. Der Jahrgang 1949 in der DDR. Versuch einer Kollektivbiographie*, Berlin 2002; Harald Welzer/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall, „Opa war kein Nazi“. *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*, Frankfurt a. M. 2002; Nina Leonhard, *Politik- und Geschichtsbewußtsein im Wandel. Die politische Bedeutung der nationalsozialistischen Vergangenheit im Verlauf von drei Generationen in Ost- und Westdeutschland*, Münster 2002 (Politik und Geschichte, 3); Sabine Moller, *Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland (Studien zum Nationalsozialismus in der edition diskord, 8)*, Tübingen 2003.

KAPITEL 1

Erinnerungskultur, Politik und Medien: Überlegungen zu einem kulturgeschichtlichen Ansatz

Das Anliegen einer differenzierten, kulturgeschichtlichen Analyse der öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in der Diktatur bedarf eines interdisziplinären Ansatzes, der die funktionale Dimension von historisch begründeten Herrschafts- und Legitimationsansprüchen mit der Frage nach gesellschaftlichen Bedeutungs- und Sinnggebungsprozessen verbindet.

Das Ziel ist dabei nicht nur, den allgemeinen begrifflichen Rahmen der Studie abzustecken, sondern mit Hilfe theoretischer Konzeptualisierungen einen distanzierteren Zugriff auf das Thema zu ermöglichen, der sich nicht in den etablierten, aktuell-politischen Beurteilungsmustern erschöpft. Neben dem Versuch, den Umgang mit Vergangenheit in der DDR zu historisieren, indem er an historische Entwicklungen und kulturelle Konstellationen zurückgebunden wird, geht es insbesondere darum, Kategorien zu gewinnen, mit deren Hilfe es möglich ist, jener Frage nachzugehen, die als „Kardinalfrage“ der historischen Auseinandersetzung mit dem staatsoffiziellen „Antifaschismus“ gelten kann, die sich aber zugleich einer direkten Analyse entzieht, nämlich der Frage nach den gesellschaftlichen Tiefenwirkungen der politisch überformten Vergangenheitsdeutungen.

1. Öffentlichkeit und Propaganda in der Diktatur

Eine große Zahl von Studien, die sich mit den Massenmedien der DDR auseinandersetzen, nutzt mehr oder minder reflektiert den Begriff der Propaganda, wenn es um die Programmatik oder Beschreibung von Medieninhalten geht. Dafür scheint auf den ersten Blick vieles zu sprechen, vor allem der Primat der Politik auch im Mediensektor, der sich in der Schaffung einschlägiger meinungsbeeinflussender Institutionen und Strukturen in der DDR eindrucksvoll manifestierte. Doch bei näherer Ansicht bereitet der Begriff „Propaganda“ erhebliche Probleme. Da ist zunächst die ausgeprägt pejorative Belastung, die ihn über weite Strecken seiner Geschichte begleitet hat, seitdem sich damit während der Aufklärung zunächst konspirative Vorstellungen einer gegenaufklärerischen Offensive des katholischen Papsttums verbanden, später der nicht minder überhöhte Glaube an die Existenz einer ge-

heimen, meinungssteuernden Zentrale von Anhängern der Französischen Revolution.¹ „Propaganda“ wurde und wird meistens genannt, was der Gegner tut, während für die eigenen Strategien zur Meinungsbeeinflussung euphemistischer von „Aufklärung“ oder „Öffentlichkeitsarbeit“ die Rede ist.² Damit einher ging eine „eigentümliche Überschätzung, ja geradezu Dämonisierung der Propaganda“, der nicht zuletzt zahlreiche „Propagandisten“ (unter ihnen Hitler und Goebbels) erlagen.³

Das Interesse, den Begriff analytisch fruchtbar zu machen, sieht sich also schnell mit der Problematik konfrontiert, Propaganda von omnipräsenten persuasiven Formen der Beeinflussung, Argumentation, Werbung und Erziehung abzugrenzen, jedenfalls dann, wenn er diese nicht einschließen soll und damit zu einer universalen Kategorie menschlicher Lebensäußerungen würde, die ohne nennenswerte Trennschärfe wäre. Doch eine solche Abgrenzung gestaltet sich außerordentlich schwierig. Schon dem Anspruch, sie auf staatliche Massenbeeinflussung zu begrenzen, haftet etwas Willkürliches an, werden doch dadurch Überzeugungsstrategien nicht-staatlicher Institutionen (z.B. Parteien) ausgeschlossen, während andererseits schon der Kontakt mit staatlichen Institutionen ausreicht, um z.B. literarische Äußerungen zu „Propaganda“ zu erklären. Die Ähnlichkeit und Überschneidungen, die sich zwischen Produktwerbung und politischer Werbung in jüngster Zeit immer stärker herauskristallisieren, drohen so außerdem aus dem Blick zu geraten.⁴

Nicht unproblematisch ist auch ein jüngst unternommener Versuch, den Propaganda-Begriff eng an totalitäre Systeme zu binden, indem darunter die (massenmediale) Verbreitung einer auf absolute Wahrheit zielenden Ideologie verstanden wird.⁵ Während Überzeugungsstrategien in pluralistischen Systemen lediglich darauf aus seien, positive Images und partikuläre Wahrheiten zu erzeugen bzw. zu verbreiten, gehe es bei Propaganda um „die Formung eines umfassenden als absolute Wahrheit präsentierten ideologischen Weltbildes bei ihrem Zielpublikum“.⁶ Sieht man davon ab, daß das Problem damit genau genommen auf den Ideologie-Begriff verlagert wird,⁷ bleibt die Unterscheidung auch insgesamt zweifelhaft. So ist durchaus fraglich, ob die Reichweite des Geltungsanspruches politischer Aussagen

-
- 1 Vgl. Wolfgang Schieder/Christof Dipper, Propaganda, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. V, S. 69–112, hier: S. 71ff.
 - 2 Allerdings machten gerade der Nationalsozialismus und die kommunistischen Systeme davon eine Ausnahme, indem sie versuchten, den Begriff positiv zu besetzen. Zumindest im Falle des NS kann dieser Versuch als gescheitert gelten; vgl. Schieder/Dipper, Propaganda, S. 111.
 - 3 Ute Daniel/Wolfram Siemann, Historische Dimensionen der Propaganda, in: dies. (Hg.), *Propaganda. Meinungskampf, Verführung und politische Sinnstiftung 1789–1989*, Frankfurt a. M. 1989, S. 7–20, hier: S. 10; Bernd Sösemann, Propaganda und Öffentlichkeit in der „Volksgemeinschaft“, in: ders. (Hg.), *Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Einführung und Überblick*, München 2002, S. 114–154, hier: S. 117, 124ff.
 - 4 Vgl. Jeffrey Verhey, Neuere Arbeiten zur Propagandageschichte, in: *Archiv für Sozialgeschichte (AfS)* 40 (2001), S. 624–632, hier: S. 627.
 - 5 Vgl. die sehr weit ausholende Diskussion des Begriffes bei Arnold, *Deutschlandsender*, S. 16–94, hier: S. 46ff.
 - 6 Ebd., S. 50.
 - 7 Arnold stützt sich hier auf eine konventionelle, eher schlichte Definition des Begriffes, die ein „Unwahrheits“-Postulat von Ideologien einschließt; vgl. zur Tauglichkeit des Ideologie-Begriffes aus historischer Perspektive: Peter Schöttler, *Mentalitäten, Ideologien, Diskurse. Zur sozialgeschichtlichen Thematisierung der „dritten Ebene“*, in: Lüdtko, *Alltagsgeschichte*, S. 85–136.

tatsächlich in jedem Falle vom politischen System abhängig ist.⁸ Die pejorative Konnotation holt die Kategorie hier über den Umweg der „Ideologie“ wieder ein, und indem implizit das liberale Modell einer pluralistischen Öffentlichkeit als Maßstab dient, wird das Potential des Begriffs für historische Analysen vergeben.⁹

Letztlich entscheidend für die Verwendung kann aber nur der heuristische Wert sein. Seine Stärke liegt in der Beschreibung einer politischen Praxis, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts eng mit der „Vergesellschaftung“ von Politik,¹⁰ also der Teilhabe einer immer größeren Zahl von Menschen an politischen Prozessen zusammenhängt. Zugleich unterlag Herrschaft seit der Aufklärung wachsendem Legitimationsdruck, weil der „fraglose“ Legitimationsrahmen von Herrschaft als transzendentaler Kategorie, die letztlich auf göttlicher Fügung beruhe, brüchig wurde. Diese Entwicklung zog es nach sich, daß zur Durchsetzung politischer Ziele zunehmend auf Mittel der Meinungsbeeinflussung zurückgegriffen worden ist. Die defensive Praxis der Zensur wurde dabei früh durch aktive Strategien ergänzt,¹¹ die mit den zunehmenden Partizipationsansprüchen der Bevölkerung im 20. Jahrhundert und vor allem der Durchsetzung der modernen Massenmedien weiter intensiviert wurden.¹²

Der Begriff scheint geeignet, diesen Prozeß, der letztlich in Entwicklungen der Neuzeit begründet liegt und der a priori keineswegs an umfassende Ideologien oder totalitäre Systeme gebunden ist, vor allem in diachroner Perspektive zu beschreiben. Er hat aber den Nachteil, daß er sich auf Institutionen und ihre intentionalen Strategien konzentriert und dem Publikum als Adressaten der Kampagnen eine lediglich passive Rolle zuweist. Indem die Untersuchungen meist auf die politischen Intentionen der Produzenten fixiert bleiben, wird implizit leicht das überkommene Klischee bedient, entsprechende Strategien könnten politische Meinungen tatsächlich in einem umfassenden Sinne prägen und bestimmte Handlungen induzieren.¹³ Wenn es wie im vorliegenden Falle um die Verbindung von herr-

8 Arnold räumt selbst gewisse Einschränkungen ein, vgl. ders., *Deutschlandsender*, S. 51.

9 Folgte man dieser Definition, dann wäre die massiv betriebene Kampagne der Bundesregierung zur Popularisierung der Wiederbewaffnung in den frühen fünfziger Jahren keine Propaganda, während zumindest unklar bleibt, ob die gesamten Inhalte ostdeutscher Medien demnach als Propaganda aufzufassen sind. In einem neueren Aufsatz hat Arnold die konstitutive Bedeutung von „Ideologie“ für „Propaganda“ spürbar zurückgenommen; hier tritt eine stärker systemtheoretische Argumentation in den Vordergrund, die Propaganda als „vom Politiksystem bestimmte Kommunikation von Machtinteressen in der Öffentlichkeit“ definiert; vgl. Klaus Arnold, *Propaganda als ideologische Kommunikation*, in: *Publizistik* 48 (2003), H. 1, S. 63–82, hier: S. 78.

10 Vgl. Georg Simmel, *Das Problem der Soziologie*, in: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt a. M. 1992, S. 13–62.

11 Vgl. Wolfgang Piereth, *Propaganda im 19. Jahrhundert. Die Anfänge aktiver staatlicher Pressepolitik in Deutschland (1800–1871)*, in: Daniel/Siemann, *Propaganda*, S. 21–43.

12 Vgl. Daniel/Siemann, *Propaganda*, S. 13.

13 Ein empirischer Beleg für diese relativ einfache, auf einem der naturwissenschaftlichen Theoriebildung entlehnten Stimulus-response-Modell basierende Annahme steht bis heute aus; die aktuelle Wirkungsforschung geht von einem wesentlich komplexeren, auf Wechselwirkungen beruhenden Verhältnis aus; vgl. dazu Klaus Merten/Siegfried J. Schmid/Siegfried Weischenberg (Hg.), *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*, Opladen 1994, S. 291–328; die Persistenz dieses Topos dürfte eher auf kulturkritische, elitär geprägte Perzeptionen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in der Tradition Gustave Le Bons zurückgehen, denen zufolge die „Masse“ leicht verführbar sei und von der zunehmend liberal verfaßten, schwer kontrollierbaren Presse daher eine große Gefahr

schaftlicher Überformung, gesellschaftlichen Erwartungshaltungen und einen zumindest partiell unbewußten Rekurs auf Traditionen geht, ist der Propagandabegriff daher weniger hilfreich, zumal damit meistens nur politische Diskurse im engeren Sinne verbunden werden.

Die zunehmende Ausprägung von Strategien zur Massenbeeinflussung verweist indessen auf einen anderen, grundlegenden Prozeß des 19. Jahrhunderts, nämlich die Entstehung einer modernen, massenmedial geprägten Öffentlichkeit. Als unstrittig kann gelten, daß die sozialen und technischen Umwälzungen in der Folge der industriellen Revolution und der Aufklärung die gesellschaftlichen Kommunikationsverhältnisse grundlegend verändert haben. Der Aufstieg des Bürgertums, die Urbanisierung und Alphabetisierung sowie die massenhafte Verbreitung von erschwinglicher Belletristik und wenig später von Zeitungen, die sich nicht mehr allein an elitäre Leserkreise richteten, schufen im 19. Jahrhundert die Basis für jene gesellschaftliche Dynamik, die durch die Entwicklung der visuellen, auditiven und digitalen Medien im 20. Jahrhundert noch einmal erheblich intensiviert werden sollte.¹⁴ Über solche sehr allgemeine Charakterisierungen hinaus erweist sich „Öffentlichkeit“ allerdings als diffuse, kaum operationalisierbare Kategorie, wenn damit die Konstituierung eines übergreifenden gesellschaftlichen Kommunikationsraumes assoziiert wird.¹⁵ Zugleich wirkt sie eng, ist daran doch in westlichen Gesellschaften in der Rezeption von Jürgen Habermas' berühmter Studie¹⁶ und seiner darauf aufbauenden Gesellschaftstheorie¹⁷ meist das Ideal eines offenen Forums kritisch rasonierender Citoyens geknüpft.¹⁸ Abgegrenzt ist Öffentlichkeit nach diesem Verständnis nur gegen die private Sphäre¹⁹ und gegen den Arkanbereich des (absolutistischen) Staates.

Ein solcher, gewissermaßen „emphatischer“ Begriff von Öffentlichkeit²⁰ ist für Analysen massenmedialer Kommunikation in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts gewiß nicht an-

für den Staat (und nicht zuletzt die eigene soziale Schicht) ausgehe; vgl. hierzu Gustave Le Bon, *Psychologie der Massen*, Stuttgart 1982 (frz. zuerst 1895) sowie Schulz, *Vierte Gewalt*, bes. S. 81f., 85ff.

- 14 Einen überblicksartigen Längsschnitt dieser Prozesse seit dem 18. Jh. liefert Jens Uwe Hohendahl (Hg.), *Öffentlichkeit. Geschichte eines kritischen Begriffs*, Stuttgart 2000.
- 15 Die zahlreichen Klagen über den geringen Wissensstand zur Entwicklung von Öffentlichkeiten dürfte hier ihre Ursache haben; vgl. Jürgen Gerhards/Friedhelm Neidhardt, *Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit. Fragestellungen und Ansätze*, in: Stefan Müller-Doohm/Klaus Neumann-Braun (Hg.), *Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation. Beiträge zur Medien- und Kommunikationssoziologie*, Opladen 1991, S. 31–88, hier: S. 34.
- 16 Für diesen Prozeß, der eng mit der Entstehung des Bürgertums als sozialer Schicht zusammenhängt, vgl. die klassische Studie von Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, Frankfurt a. M. ²1990.
- 17 Vgl. insbes. Jürgen Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt a. M. 1981.
- 18 Vgl. Friedhelm Neidhardt, Einleitung, in: ders. (Hg.), *Öffentlichkeit, Öffentliche Meinung, Soziale Bewegungen*, Opladen 1994, S. 7–41.
- 19 Vgl. jedoch zur jeweiligen Durchdringung der beiden Sphären jeweils mit kulturkritischem Akzent Reinhart Koselleck, *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a. M. 1973 sowie Richard Sennett, *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt a. M. 1983.
- 20 Diesem Verständnis blieben auch zahlreiche „Gegenentwürfe“ besonders der siebziger Jahre verpflichtet; vgl. *pars pro toto* Oskar Negt/Alexander Kluge, *Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*, Frankfurt a. M. 1972.

schlußfähig.²¹ Es darf allerdings bezweifelt werden, daß damit überhaupt eine historische Situation zureichend empirisch beschrieben werden kann.²² Statt dessen ist in jüngerer Zeit versucht worden, den Begriff von seinen normativen Konnotationen und seiner universalistischen Tendenz zu lösen, um ihn für die historische Analyse gesellschaftlicher Kommunikationsprozesse fruchtbar zu machen.²³ Demnach ist davon auszugehen, daß Öffentlichkeiten stets im Plural gedacht werden müssen, weil sie nie einen homogenen Raum konstituieren, sondern partiell voneinander abgegrenzt, in Oppositions-, Konkurrenz- und Überschneidungsbeziehungen zueinander stehen.²⁴ Sie sind jeweils an spezifische soziale Voraussetzungen, Räume, Kommunikationssituationen und Medien gebunden und müssen in diesen Kontexten untersucht werden. Im engeren Sinne, bezogen auf massenmediale Kommunikation, kann darunter in Abgrenzung zu systemtheoretischen Definitionen²⁵ demnach ein Zusammenhang verstanden werden, „[...] in dem verschiedene Akteure (Ange-

-
- 21 Eine Öffentlichkeit in diesem Sinne haben insbesondere die kommunistischen Diktaturen ganz ohne Zweifel nicht konstituiert, sondern im Gegenteil stets zu verhindern gesucht. Zur konstitutiven Bedeutung der – gewissermaßen konsensualen – strikten Trennung von Arkanbereich der SED-Herrschaft und Nahbereich individuellen Handelns in der gesellschaftlichen Wahrnehmung der DDR vgl. Thomas Lindenberger, *Die Diktatur der Grenzen*, in: ders., *Herrschaft und Eigensinn in der Diktatur*, Köln u.a. 1999, S. 13–44, bes. S. 32; zum Selbstverständnis einer „sozialistischen Öffentlichkeit“ in der DDR vgl. Martin Zagatta, *Informationspolitik und Öffentlichkeit. Zur Theorie der politischen Kommunikation in der DDR. Mit einer Fallstudie zur Einführung des Wehrkundeunterrichts*, Köln 1984, bes. S. 12ff., 23ff.; Verena Blaum/Werner Löcher, *Öffentlichkeit*, in: Wolfgang R. Langenbucher/Ralf Rytlewski/Bernd Weyergraf, *Kulturpolitisches Wörterbuch Bundesrepublik Deutschland – Deutsche Demokratische Republik im Vergleich*, Stuttgart 1988, S. 542–546.
- 22 Zur Kritik an Habermas vgl. die Zusammenfassung bei Jörg Requate, *Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analyse*, in: (GG) 25 (1999), S. 5–32, hier S. 5ff; zu einer im Vergleich zu Habermas skeptischen Analyse bürgerlicher Öffentlichkeiten und der Notwendigkeit, sich von der Vorstellung eines einheitlichen, homogenen Raumes zu verabschieden, gelangt am Beispiel Frankreichs im 18. Jh. auch schon Hanno Kesting, *Öffentlichkeit und Propaganda. Zur Theorie der öffentlichen Meinung*, Bruchsal 1995 (zuerst 1966).
- 23 Vgl. Requate, *Öffentlichkeit und Medien*; Axel Schildt, *Das Jahrhundert der Massenmedien. Ansichten eine künftigen Geschichte der Öffentlichkeit*, in: GG 27 (2001), S. 177–206; Karl Christian Führer/Knut Hickethier/Axel Schildt, *Öffentlichkeit – Medien – Geschichte. Konzepte der modernen Öffentlichkeit und Zugänge zu ihrer Erforschung*, in: AfS 41 (2001), S. 1–38; Bernd Weisbrod, *Medien als symbolische Form der Mediengesellschaft. Die medialen Bedingungen von Öffentlichkeit im 20. Jahrhundert*, in: *Historische Anthropologie* 9 (2001), S. 270–283; Adelheid von Saldern, *Öffentlichkeiten in Diktaturen. Zu den Herrschaftspraxen im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, in: Günther Heydemann/Heinrich Oberreuter (Hg.), *Diktaturen in Deutschland – Vergleichsaspekte. Strukturen, Institutionen und Verhaltensweisen*, Bonn 2003, S. 442–475; Gábor T. Rittersporn/Malte Rolf/Jan C. Behrends (Hg.), *Sphären von Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs. Zwischen parteilich-staatlicher Selbstinszenierung und kirchlichen Gegenwelten*, Frankfurt a. M. 2003.
- 24 Führer/Hickethier/Schildt, *Öffentlichkeit*, S. 11f.
- 25 Systemtheoretische Ansätze verstehen unter Öffentlichkeit ein funktionales, autopoietisches System, das Themen für die gesellschaftliche Selbstverständigung bzw. Selbstbeobachtung zur Verfügung stellt und verarbeitet; bezieht man dieses Modell auf den Staatssozialismus, so läßt sich zwar ein genereller Funktionsverlust von Öffentlichkeit erklären, der aus der politischen Überformung resultiert; darin scheint sich allerdings weitgehend der Erklärungswert zu erschöpfen, weil die Systemtheorie insgesamt letztlich auf die Analyse funktional differenzierter Gesellschaften abzielt und eine gewisse Autonomie der Teilsysteme voraussetzt; vgl. Niklas Luhmann, *Die Realität der Massenmedien*, Opladen² 1994 sowie Jürgen Gerhards, *Politische Öffentlichkeit. Ein system- und akteursbezogener Bestimmungsver-such*, in: Neidhardt (Hg.), *Öffentlichkeit*, S. 77–105.

botsproduzenten, Präsentatoren, Publikum), Medien der Vermittlung, ein dadurch entstehender spezifischer Kommunikationsraum und eine in diesem Raum entstehende Kommunikation mit interaktiven Elementen unterschiedlichster Art zusammenkommen [...]“.²⁶ Offenheit des Zugangs und Allgemeinverständlichkeit der kommunizierten Inhalte sind demnach zwar mögliche, aber keine zwingenden Voraussetzungen.

Eine solche Definition, die den kommunikativen Zusammenhang verschiedener Akteure in den Mittelpunkt stellt, ist nicht mit bestimmten politisch-normativen Voraussetzungen verknüpft und kann somit auch auf die massenmediale Vermittlung historischer Repräsentationen in der Diktatur angewandt werden. Sie bietet vor allem den Vorzug, daß damit der Blick für den spezifischen Zusammenhang von Angebot und Nutzung der Inhalte sowie die Eigenlogiken des jeweiligen Mediums gelenkt wird, ohne daß der politisch-institutionelle Rahmen ausgeblendet wird. Der Aspekt der strengen Zugangsbeschränkung und inhaltlichen Kontrolle der öffentlichen Sphäre, wie er in der DDR realisiert war, bleibt zwar ein zentrales und charakteristisches Merkmal dieser Öffentlichkeit, wird aber auch nicht absolut gesetzt wie in totalitarismustheoretischen Ansätzen. Anders formuliert: während diese und das damit mehr oder minder verbundene Modell der Propaganda wenigstens in einem traditionellen Begriffsverständnis dem Publikum keinen Akteursstatus zubilligen und auch die medienspezifischen Faktoren tendenziell den politischen Intentionen, ihrer institutionellen Verfassung und inhaltlichen Ausprägung unterordnet, wird hier die komplexe Interaktion der verschiedenen Ebenen betont, die in den politischen Strategien der Herrschenden eben nicht aufgehen, sondern immer auch die technischen Voraussetzungen und gesellschaftlichen Logiken (wie z.B. Bedürfnisse nach Unterhaltung, Sinnstiftung und Orientierung) mit einschließen.²⁷

Damit ist freilich noch nicht mehr als ein Rahmen der Untersuchung vorgegeben, der im Hinblick auf den Gegenstand und seine methodische Bearbeitung konkretisiert werden muß.

Der Propaganda-Begriff scheint insbesondere dort tauglich, wo es um die Analyse intentionaler Strategien der Massenbeeinflussung geht; zur Analyse von deren Aneignungen und Wirkungen trägt er wenig bei. Die Kategorie „Öffentlichkeit(en)“ leistet dort mehr, weil sie die spezifischen medialen Arrangements in Rechnung stellt und auf die Totalität von Kommunikationsprozessen zielt, also auch die Prozeduren ihrer Aneignung durch unterschiedliche soziale Gruppen. Der Gegenstand wirkt dadurch wesentlich komplexer, er kann nicht mehr einfach auf die Kalküle und Logiken von politischen Eliten begrenzt werden. Freilich eignet dem Begriff dann eine gewisse Offenheit oder auch Vagheit, wenn es – wie hier – um ein Massenmedium wie das Radio geht, das sich eben nicht an eine bestimmte, sozial eingrenzbarere Gruppe richtete. „Öffentlichkeit“ ist also insbesondere dort eine brauchbare Analyse-Kategorie, wo Kommunikationsprozesse jenseits gesamtgesellschaftlich adressierter Massenmedien untersucht werden sollen. Die besondere Aufmerksamkeit, die damit auf die situativen Kontexte von Kommunikation, auf ihren prozeßhaften Charakter und die Existenz von anderen, konkurrierenden Öffentlichkeiten gerichtet wird, gilt es gleichwohl im Verlauf der folgenden Untersuchung im Blick zu behalten.

26 Führer/Hickethier/Schildt, *Öffentlichkeit*, S. 15.

27 Ebd.

2. Politischer Mythos und symbolische Politik

Es empfiehlt sich daher, den Blick auf semiotisch orientierte Konzepte aus dem Bereich der neueren politischen Kulturforschung zu richten. Auf eine umfassende, auch nur halbwegs repräsentative Darstellung und Herleitung soll hier verzichtet werden, zumal einschlägige Überblicke und Ausarbeitungen an anderer Stelle vorliegen.²⁸ Statt dessen werden nach einer knappen Skizze im folgenden nur einige Vorzüge und Probleme herausgearbeitet, sofern sie für den vorliegenden Zusammenhang von Bedeutung sind.

Spätestens seit der Rekonzeptualisierung von politischer Kultur,²⁹ mit der die quantitativ angelegte, meist streng sozialwissenschaftlich ausgerichtete „attitude-Forschung“ überwunden wurde, stößt auch aus politologischer Sicht die symbolische Dimension, die „Bedeutungsseite“ von Politik auf zunehmendes Interesse.³⁰ Dabei fließen verschiedene Traditionen zusammen, die von klassischen Analysen politischer Sprache³¹ über die Verknüpfung von Symbol, Handlungs- und Kommunikationstheorien³² bis hin zu Ästhetikkonzeptionen³³ sowie Ansätzen der Mythen- und Narrativitätsforschung³⁴, z.T. auch der Diskurstheorie³⁵ reichen. Im Hinblick auf historische Repräsentationen ist dabei insbesondere auf das Konzept des „politischen Mythos“ Bezug genommen worden.³⁶

-
- 28 Vgl. Yves Bizeul, *Theorien der politischen Mythen und Rituale*, in: ders. (Hg.), *Politische Mythen und Rituale in Deutschland, Frankreich und Polen*, Berlin 2000, S. 15–39.
- 29 Vgl. dazu: Peter Reichel, *Politische Kultur der Bundesrepublik*, Opladen 1991; Dirk Berg-Schlosser/Jakob Schissler (Hg.), *Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung*, Opladen 1987; Karl Rohe, *Politische Kultur und ihre Analyse. Probleme und Perspektiven der politischen Kulturforschung*, in: *HZ* 250 (1990), S. 321–346.
- 30 Vgl. Thomas Mergel, *Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik*, in: *GG* 28 (2002), S. 574–606.
- 31 Victor Klemperer, *LTI. Notizbuch eines Philologen*. Leipzig 1975; Dolf Sternberger/Gerhard Storz/Wilhelm E. Süskind, *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen*, Hamburg/Düsseldorf²1968; Wolfgang Bergsdorf, *Politik und Sprache*, München/Wien 1978.
- 32 Vgl. bes. Murray Edelman, *Politik als Ritual. Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns*, Frankfurt a. M./New York 1990; Talcott Parsons, *Sozialstruktur und die symbolischen Tauschmedien*, in: Claus Pias u.a. (Hg.), *Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard*, Stuttgart 1999, S. 34–44 (Reprint, zuerst engl. 1975); Pierre Bourdieu, *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Frankfurt a. M. 1970; Ulrich Sarcinelli, *Symbolische Politik. Zur Bedeutung symbolischen Handelns in der Wahlkampfkommunikation der Bundesrepublik Deutschland*, Opladen 1987.
- 33 Klassisch: Walter Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, in: Claus Pias u.a., *Kursbuch Medienkultur*, S. 18–33 (Reprint, zuerst 1936), vgl. zu dieser Problematik grundsätzlich Reinhart Koselleck, *Politische Sinnlichkeit und mancherlei Künste*, in: Sabine R. Arnold/Christian Fuhrmeister/Dietmar Schiller (Hg.), *Politische Inszenierung. Zur Sinnlichkeit der Macht*. Wien u.a. 1998, S. 25–34.
- 34 Vgl. bes. Ernst Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil. Das mythische Denken*, Darmstadt 1994; Hans Blumenberg, *Arbeit am Mythos*. Frankfurt a. M. 1984; zusammenfassend: Andreas Dörner, *Politischer Mythos und symbolische Politik. Der Hermannmythos: zur Entstehung des Nationalbewußtseins der Deutschen*, Reinbek 1996, S. 35ff.
- 35 Vgl. hierzu Kapitel 1.4.
- 36 Vgl. neben Dörner und den thematischen Beiträgen in dem Sammelband von Bizeul u.a. Sabine Behrenbeck, *Gefallenengedenken in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“*, in: Arnold u.a. (Hg.), *Politische Inszenierung*, S. 35–55 sowie bezogen auf die DDR: Herfried Münkler, *Politische Mythen*

Zu dessen Verständnis ist es notwendig, das alltagssprachliche, einen strikten Gegensatz zwischen Mythos und Logos konstituierende Verständnis des Begriffes mit seinen pejorativen Implikationen zu verabschieden.³⁷ Ausgangspunkt ist vielmehr die Annahme, daß, wie Ernst Cassirer und Hans Blumenberg gezeigt haben, jede Sicht der Welt symbolisch vermittelt ist, unabhängig vom jeweiligen politischen System. Mythen kommt dabei ein zentraler Stellenwert zu. Sie lassen sich als „narrative Symbolgebilde mit einem kollektiven, auf das grundlegende Ordnungsproblem sozialer Verbände bezogenen Wirkungspotential“ charakterisieren.³⁸ Ihre Struktur ist komplex und als Erzählung entfaltet, was sie von politischen Symbolen einerseits und Ideologien andererseits unterscheidet, die nicht narrativ strukturiert sind.³⁹ Sie spielen in allen politischen Systemen eine Rolle und sind keineswegs auf undemokratische Systeme begrenzt. Obwohl ihnen in der Regel ein historischer Kern eignet, ist es wenig sinnvoll, sie an Kriterien der „Wahrheit“ messen zu wollen.⁴⁰ Vielmehr sind sie durch ihre sinnstiftende, komplexitätsreduzierende Funktion bestimmt: Sie konstituieren (politische) Räume, stiften Einheit, harmonisieren Widersprüche, indem sie auf vermeintlich gemeinsame Ursprünge verweisen. Ihr fundierender Anspruch richtet sich dabei stets auf konkrete soziale Verbände.⁴¹ Ihre Leistungsfähigkeit gewinnen politische Mythen maßgeblich aus ihrer sakralen Dimension. Sie betonen das Außergewöhnliche, Besondere, indem sie den Ursprung z.B. als Erlösungsgeschichte heldenhafter Kämpfe und Opfer inszenieren und eine mystische Zeit generieren, die über die „profane“ gegenwärtige Zeit und die Lebensspanne der Zeitgenossen hinausreicht.⁴² Sie konstituieren Liturgien und werden durch diese rituell gesichert, sind also meist eng mit Riten verbunden.⁴³ Sie verbin-

der DDR. Vortrag vor den Mitgliedern der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 16. Februar 1996, in: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Jahrbuch 1996. Berlin 1997, S. 123–155; ders., Antifaschismus und antifaschistischer Widerstand als politischer Gründungsmythos der DDR, in: APuZ, B 45/1998, 16–29; Raina Zimmering, Mythen in der Politik der DDR. Ein Beitrag zur Erforschung politischer Mythen, Opladen 2000.

- 37 Auch die Begriffsverwendung von Roland Barthes bleibt einem solchen pejorativen Verständnis verhaftet; vgl. ders., *Mythen des Alltags*, Frankfurt a. M. 1964.
- 38 Dörner, *Politischer Mythos*, S.43.
- 39 Allerdings können Mythen auch in Symbolen „ikonisch verdichtet“ sein, wie sich etwa am Beispiel der „Bastille“ als Symbol der französischen Revolution zeigen ließe; vgl. Herfried Münkler, *Politische Mythen und nationale Identität. Vorüberlegungen zu einer Theorie politischer Mythen*, in: Wolfgang Frindte/Harald Pätzolt (Hg.), *Mythen der Deutschen. Deutsche Befindlichkeiten zwischen Geschichte und Geschichten*, Opladen 1994, S. 21–27.
- 40 Obwohl entsprechende Versuche – auch von wissenschaftlicher Seite – immer wieder unternommen werden; vgl. etwa die Bemühungen des unlängst verstorbenen Anthropologen Thor Heyerdal, der realen Existenz der skandinavischen Mythengestalt Odin auf die Spur zu kommen; vgl. http://www1.meome.de/app/fin/includes/art_print.jsp/80885.html (letzter Aufruf 29.04.2002).
- 41 Das unterscheidet sie einerseits von literarischen Formen wie Märchen und Sagen, mit denen sich kein konkreter politischer Anspruch verbindet, andererseits von Religionen, die auf den Ursprung allen Seins zielen.
- 42 „Durch seine regelmäßige Wiederkehr drückt der Ritus eine Zeit aus, deren Rhythmen weitgespannter sind als die des gewöhnlichen Handelns. Indem er so die Zeit skandiert, fügt er die gewöhnliche Zeit und damit jedes kurze menschliche Leben in eine Zeit von großer Weite ein.“; vgl. Paul Ricoeur, *Zeit und Erzählung*, Bd. 3: *Die erzählte Zeit*, München 1991, S. 167f.; zit. nach Bizeul, *Theorien der politischen Mythen*, S. 19.
- 43 Vgl. Bizeul, *Theorien der politischen Mythen*, S. 20.

den menschliche Bedürfnisse nach Ordnung und Transzendenz – eben das macht sie für politische Instrumentalisierungen so attraktiv.

Die Bedeutung politischer Mythen und Rituale erschöpft sich nicht in ihrer *sinnstiftenden Funktion* der „Verknüpfung der Gegenwart mit einer als sinnvoll angesehenen Vergangenheit“. ⁴⁴ Bereits angedeutet wurde ihre *Integrationsfunktion*: Mit ihrer Hilfe gewinnen Gesellschaften Orientierung, sie können sich ihrer Gemeinsamkeiten versichern und Heterogenität bewältigen. ⁴⁵ In der Verbindung von Integration und Sinnstiftung liegt ihre *Legitimationsfunktion* für bestehende Herrschaftsverhältnisse oder zur Mobilisierung von Gruppen begründet. Dabei ist aber nicht nur an Bemächtigungsstrategien in totalitären System zu denken, sondern ebenso sehr können sie konsensstiftende Funktionen in demokratischen Gesellschaften übernehmen oder emanzipatorischen Zielen dienen. Mythen an sich sind wertneutral, es kommt allein auf ihre Deutung und Auslegung an. So läßt sich am Beispiel von Jeanne d’ Arc zeigen, daß diese Figur seit dem Aufkommen des Mythos um sie im 19. Jahrhundert von unterschiedlichen politischen Lagern zu wechselnden, jeweils aktuellen Zwecken popularisiert worden ist – bis hin zur gegenwärtigen Aktualisierung durch den rechtspopulistischen „Front National“ (FN) gegen Ausländer als angebliche neue „Eroberer“ Frankreichs. ⁴⁶

Obwohl ihre propagandistisch-strategische Instrumentalisierung immer wieder ins Auge sticht, ist davon auszugehen, daß das Wirkungspotential derartiger Versuche durchaus begrenzt ist. Zum einen lassen sich politische Mythen keineswegs in einem technokratischen Sinne einfach implantieren, sondern sie sind an diskursive Kontexte und Voraussetzungen geknüpft, d.h. sie müssen kulturell „verankert“ sein. ⁴⁷ Zum anderen läuft jede Hypostasierung zum „Monomythos“ Gefahr, die Anschlußfähigkeit für die Pluralität unterschiedlicher Erfahrungen und Erzählungen zu verlieren. ⁴⁸

Läßt sich nun der Antifaschismus in der DDR als „Mythos“ begreifen, wie dies wiederholt getan worden ist? Die Kritik, die bisher diesbezüglich artikuliert worden ist, beruht überwiegend auf ideologisch-politischen Gründen. ⁴⁹ Sie ist somit einem normativem Gegendiskurs gegen die Dekonstruktion des staatsoffiziellen Geschichtsbildes und seiner politischen Implikationen zuzuordnen, der diesem letztlich verhaftet bleibt und uns hier nicht

44 Rüdiger Voigt (Hg.), *Politik der Symbole, Symbole der Politik*, Opladen 1989, S. 11, zit. nach Bizeul, *Politische Mythen*, S. 21.

45 Dies wird naheliegenderweise besonders von kommunitaristischen Theoretikern positiv gewertet, vgl. ebd., S. 23.

46 Vgl. Bizeul, *Politische Mythen*, der ihnen deshalb die Qualität eines „Januskopf“ zuspricht; ebd., S. 32ff.

47 Anders Cassirer, der – nach der traumatischen Erfahrung der nationalsozialistischen Herrschaft – technokratisch annahm, Mythen würden sich künftig „wie jede andere moderne Waffe – wie Maschinengewehre oder Aeroplane“ herstellen lassen; vgl. Bizeul, *Politische Mythen*, S. 27.

48 Odo Marquard, *Lob des Polytheismus. Über Monomythie und Polymythie*, in: ders., *Abschied vom Prinzipiellen*, Ditzingen 1987, S. 91–116.

49 So wird z.B. Roland Barthes Mythos-Begriff aufgerufen, um gegen Grunenbergs Etikettierung des Antifaschismus als Mythos zu polemisieren; vgl. Detlef Kannapin, *Antifaschismus im Film der DDR. DEFA-Spielfilme 1945–1955/56*, Köln 1997 (PapyRossa Hochschulschriften, 21), S. 18ff.; vgl. allgemein zu derartigen Vorbehalten gegen den Mythos-Begriff: Zimmering, *Mythen in der Politik der DDR*, S. 17ff.

weiter zu beschäftigen braucht.⁵⁰ Allerdings erscheinen Rekurse auf einen ideologiekritischen Mythosbegriff aus anderen Gründen problematisch: Sie dienen vor allem der Dekonstruktion historischer Legitimationen – darüber hinaus leisten sie wenig oder nichts.⁵¹ Methodisch sinnvoll ist der Mythos-Begriff nur, wenn er nicht zur Etikettierung eines (oder sogar mehrerer) Diskurse dient, sondern auf die unterschiedlichen Erzählungen Anwendungen findet, die den Diskurs erst konstituieren.⁵² So erscheint es z.B. sinnvoll, den Mythos der „Selbstbefreiung“ des KZ Buchenwald in seinen jeweiligen politischen Kontexten zu untersuchen, um damit Veränderungen und Wirkungspotentiale beschreiben zu können. Auch kann die Mythenpolitik, d.h. der politische Bezug auf unterschiedliche, möglicherweise widersprüchliche Mythen untersucht werden, wie dies Raina Zimmering für die DDR in überzeugender Weise getan hat.⁵³ Dafür ist es jedoch notwendig die Komplexität und Heterogenität der zugrundeliegenden Erzählungen wahrzunehmen, die, allen Versuchen politischer Homogenisierung zum Trotz, auch den antifaschistischen Diskurs auszeichnet. Das ist nur mit einem eng gefaßten Mythos-Begriff möglich, der auf narrativ entfaltete, historisch konnotierte Sinnstiftungen begrenzt ist.

So gefaßt kann der Begriff nützlich sein, weil er Fragen von Herrschaft und Sinnstiftung miteinander verbindet. Mit seiner Hilfe werden Kernelemente der historisch-politischen Ordnung von Gesellschaften einer Analyse zugänglich. Insbesondere ist zu betonen, daß daran Konzepte der Narrationsforschung in der Folge des „linguistic turn“ angeschlossen werden können.⁵⁴

Ein Problem liegt jedoch – zumindest im vorliegenden Kontext – darin, daß der Antifaschismus-Diskurs nur partiell einer Analyse als politischer Mythos zugänglich ist. Wesentliche Teile sind nicht narrativ entfaltet und zielen nicht auf das kulturell Besondere, sondern richten sich auf alltägliche Kommunikation. Zudem liegt die Stärke des Konzeptes eher in der Beschreibung langfristiger, diachroner Bedeutungszuschreibungen, weniger darin, die tatsächliche gesellschaftliche und politische (Breiten-)Wirkung zu ermessen. Mit anderen Worten, dort wo (wie es in der DDR der Fall war) massiv versucht wird, auf propagandistischem Wege kurzfristige politische Wirkungen durch Implantation, Hypostasierung und Re-Interpretation von Mythen zu erzeugen, bleibt die Frage nach den Erfolgen weitgehend

50 Vgl. dazu die Einleitung der vorliegenden Arbeit.

51 Beispiele dafür liefern Michael Zimmermann, *Der antifaschistische Mythos der DDR*, in: *Mythos Antifaschismus*, Ein Traditionskabinett wird kommentiert, S. 135–153, hier: S. 137f. sowie Antonia Grunenberg, die sich fragen lassen muß, ob sie mit ihrer Definition des Antifaschismus als „einer unwiderlegbaren Ordnung von Bildern und Symbolen, die auf eine einheitliche, organisch strukturierte, harmonisch gestaltete gesellschaftliche Ordnung gerichtet war“, nicht bereits das Ergebnis vor die Analyse setzt; vgl. Grunenberg, *Antifaschismus*, S. 12.

52 Es scheint mir also heuristisch nicht sinnvoll, von „dem Antifaschismus“ als Mythos zu sprechen, wie dies Grunenberg, Zimmermann, aber auch Münkler tun.

53 Vgl. Zimmering, *Mythen in der Politik der DDR*.

54 Neben der klassischen Studie von Hayden White, „*Metahistory*“. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1991, sei hier verwiesen auf Paul Ricoeur, *Zeit und Erzählung*, 3 Bde. München 1988–1991 sowie neuere Versuche der Operationalisierung im historiographiegeschichtlichen Kontext; vgl. Middell/Gibas/Hadler, *Sinnstiftung und Systemlegitimation sowie Jarausch/Sabrow, „Meistererzählung“ als analytischer Begriff*, in: dies. (Hg.), *Meistererzählung*, S. 9–32.

offen. Zwar lassen sich gewisse Hinweise aus der Rekonstruktion von Inkonsistenzen, Brüchen u.ä. gewinnen, aber die Ergebnisse bleiben eher vage.⁵⁵

3. Kommunikatives und kulturelles Gedächtnis

Hier kann die neuere kulturwissenschaftliche Erinnerungs- und Gedächtnisforschung helfen, in deren Zentrum ebenfalls historisch-politische Mythen stehen, die sich dem Komplex jedoch über den Begriff der Erinnerung nähert und damit nicht allein die Produktion von Bedeutung und ihre politischen Implikationen untersucht, sondern das Verhältnis zur Zeit, zu Vergangenheit und Zukunft in den Mittelpunkt ihres Interesses rückt. Im folgenden soll besonders das Modell des „kommunikativen und kulturellen Gedächtnis“ vorgestellt werden. Es ist maßgeblich von dem Ägyptologen Jan Assmann ausgearbeitet worden, und dementsprechend richtet es den Blick auf universelle, gewissermaßen anthropologische Tendenzen im Umgang mit Vergangenheit und ihrer Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Obwohl außer Frage steht, daß sich moderne Gesellschaften in vieler Hinsicht von den antiken Hochkulturen unterscheiden, die Assmann zuvorderst (aber nicht ausschließlich) im Blick hat, sind die Kategorien erstaunlich gut auf moderne Kulturen übertragbar. Denn die Vergegenwärtigung von Vergangenem steht immer im Zusammenhang mit dem Bedürfnis, Identität in der Gegenwart zu stiften und ist insofern eminent politisch. Der Begriff des „kulturellen Gedächtnisses“ fokussiert auf den Prozeß der „Vergemeinschaftung“ (Max Weber), also von gruppenbezogener Identitätsbildung durch Bezug auf eine mystisch überhöhte Vergangenheit. Eben diesem Phänomen gilt hier, bezogen auf die DDR, unser Interesse.

Assmanns Überlegungen bauen auf älteren Theoriebildungen auf, namentlich den Arbeiten des französischen Soziologen Maurice Halbwachs,⁵⁶ der den Begriff des „kollektiven Gedächtnis“ geprägt hat.⁵⁷ Der Begriff ist – ähnlich wie derjenige der „kollektiven Identität“ – zunächst mißverständlich und bedarf einer präzisen Definition. Sinnvollerweise ist damit weder eine normative Größe beschrieben, noch sollte dem kollektiven Gedächtnis – und hier ist die Gedächtnis-Metapher vielleicht unglücklich gewählt – eine Subjektqualität analog zum individuellen Gedächtnis zugeschrieben werden.⁵⁸ Vielmehr vollzieht der Ansatz einen „konstruktivistischen“ Perspektivwechsel, weil er die verbreitete Vorstellung vom Gedächtnis als individuellem „Speichermedium“ verwirft, und statt dessen Erinnerung in Vorwegnahme wissenssoziologischer Modellbildungen als gegenwartsbezogene soziale (Re-)Konstruktionsleistung beschreibt, die in einer Interaktion von Individuum und Gesellschaft er-

55 So auch die Kritik an Zimmering; vgl. die Rezension von Gerd Dietrich in H-SOZ-U-KULT, 25.11.2000, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensio/buecher/2000/dige1100.htm>; letzter Aufruf: 26.4.2002.

56 Zu Halbwachs' Biographie vgl. ausführlich Lutz Niethammer, Kollektive Identität, S. 314ff.

57 Vgl. Maurice Halbwachs, Das kollektive Gedächtnis, Frankfurt a. M. 1985.

58 So gebraucht wird der Begriff zur Metapher, und seine Benutzung dementsprechend fragwürdig; Halbwachs hat dem an einigen Stellen selbst Vorschub geleistet; vgl. Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1997, S. 36.

bracht wird. Erinnerung ist somit von sozialen Bedingungen und von Interaktion abhängig, und sie ist dementsprechend angewiesen auf Kommunikation.⁵⁹

Eine besondere Relevanz für die vorliegende Untersuchung ergibt sich jedoch erst aus der Unterscheidung von zwei unterschiedlichen Typen der Erinnerung, die Jan Assman in Erweiterung und Kombination der älteren Theoriebildung als kommunikatives und als kulturelles Gedächtnis bezeichnet hat. Das kommunikative Gedächtnis umfaßt demnach rezente Erinnerungen, es ist im Prinzip an die Zeitzeugenschaft gebunden. Es beruht auf der spezifischen Generationenerfahrung, und es ist mehr oder minder von seinen Trägern abhängig: Nach deren Tod erneuert sich sein Inhalt. Da die Erinnerung biographisch konnotiert ist und auf sozialer Interaktion beruht, ist sie unstrukturiert, plural und „naturwüchsig“, auch wenn sich dies mit der Notwendigkeit der Speicherung und der Überführung in eine offizielle Form abschwächt – Assmann nennt als „magische Grenze“ (floating gap), nach der es zu einem Umbruch komme, einen Zeitraum von ca. 40 Jahren.⁶⁰

Der Begriff des „kulturellen Gedächtnisses“ beschreibt dagegen den Typus einer fundierenden Erinnerung. Sie bedient sich kodifizierender Formen, ist identitätsstiftend und eher künstlich implementiert als gewachsen. Sie richtet sich auf jene Zeit, die biographischen Erinnerungen nicht mehr zugänglich ist. Das kulturelle Gedächtnis stellt die identitätsstiftenden Ursprungsmythen einer Gesellschaft zur Verfügung und zwar in stark symbolhaftverdichteter, ritualisierter und sakral überhöhter Form. Es ist nicht, wie das kommunikative Gedächtnis, alltagsbezogen, sondern es befriedigt das Bedürfnis nach Transzendenz, indem es herausragende „überlebensgroße“ Identitätsangebote zur Verfügung stellt, die sozial integrierend wirken sollen.⁶¹ Das kulturelle Gedächtnis ist artifiziell geformt und bedarf daher spezifischer Träger in Form von Priestern, Mandarinen, Schamanen o.ä., die es kontrollieren und pflegen. In seinem Zentrum steht das Totengedenken. Teilhabe ist einerseits obligatorisch, andererseits stellt es einen von Eliten kontrollierten Arkanbereich dar, dessen Kern mehr oder weniger streng abgeschottet ist – eben darauf beruht seine transzendente Wirkung.⁶² Zumal in modernen Gesellschaften ist davon auszugehen, daß beide Typen der Erinnerung nicht unabhängig voneinander existieren, sondern sich bis zu einem gewissen Grade gegenseitig beeinflussen und durchdringen.⁶³

Kennzeichnend für das kulturelle Gedächtnis ist sein fundierender Charakter, seine sinn- und gemeinschaftsstiftende Funktion, die Vergangenheit immer in einen Mythos verwandelt. Damit ist nicht gemeint, daß die Erinnerungen des kulturellen Gedächtnisses nicht „wahr“ sein können, aber die Rekonstruktion der Vergangenheit tritt – anders als dem Anspruch nach in der Historiographie – hinter die gegenwartsbezogene, semiotisierende Inter-

59 Vgl. dazu detailliert Maurice Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis*; Zusammenfassungen der Überlegungen von Halbwachs bieten Jan Assman, *Das kulturelle Gedächtnis*, S. 34–48; Jan-Holger Kirsch, „Wir haben aus der Geschichte gelernt“. Der 8. Mai als politischer Gedenktag in Deutschland, Köln 1999 (Beiträge zur Geschichtskultur, 16); Klaus Große Kracht, *Gedächtnis und Geschichte: Maurice Halbwachs – Pierre Nora*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (GWU)* 47 (1996), H. 1, S. 21–29, hier S. 22–24 sowie kritisch Niethammer, *Kollektive Identität*, S. 314–366.

60 Assman, *Das kulturelle Gedächtnis*, S. 50–52.

61 Assman nennt als typisches Beispiel den Exodus als Gründungsmythos Israels; ebd., S. 52.

62 Ebd., S. 52ff.

63 Vgl. ebd. S. 55; vgl. auch den auf diese Problematik bezogenen Differenzierungsvorschlag von Kirsch, *Wir haben aus der Geschichte gelernt*, S. 31f.

pretation zurück: „Mythos ist eine Geschichte, die man sich erzählt, um sich über sich selbst und die Welt zu orientieren, eine Wahrheit höherer Ordnung, die nicht einfach nur stimmt, sondern darüber hinaus auch noch normative Ansprüche stellt und formative Kraft besitzt.“⁶⁴ Der Begriff des Mythos akzentuiert also auch hier Geschichte somit nicht in erster Linie als historische Tatsache, sondern in ihrer semiotisierenden und handlungsanleitenden Funktion. Im Mythos wird also die gegenwarts- und zukunftsbezogene „Allianz zwischen Herrschaft und Erinnerung“ faßbar.⁶⁵

Mythische Erzählungen müssen keineswegs immer fundierend wirken, sondern können auch kontrapräsentisch angelegt sein: Nicht immer erscheint Gegenwärtiges als notwendig, sinnvoll, und unabänderlich (fundierend), sondern auch das Gegenteil ist möglich: Dann wird die Defizienz-Erfahrung der Gegenwart beschworen, d.h., das Verschwundene, Verlorene etc. – meist in Form eines heroischen Zeitalters – thematisiert. Die Gegenwart scheint dagegen abzufallen, zumindest wird sie relativiert. Beides muß sich nicht ausschließen, sondern kann ineinander verwoben sein und prinzipiell kann jeder fundierende Mythos umschlagen.⁶⁶ Fundierend und kontrapräsentisch ist also nicht der Mythos an sich, sondern seine handlungsanleitende Bedeutung in der Gegenwart.⁶⁷ Indem das kulturelle Gedächtnis die „Herstellung von Ungleichzeitigkeit“ und damit die Überwindung der Eindimensionalität alltäglicher Reproduktion ermöglicht, kann es nicht nur affirmativ wirken, sondern sich u.U. auch subversiv gegen die bestehenden Verhältnisse wenden.⁶⁸

Wie wird Vergangenheit als „gruppenbezogene Kontinuitätsfiktion“ (Halbwachs) in der kulturellen Praxis hergestellt? Da es nicht biologisch vererbbar ist, muß das kulturelle Gedächtnis über die Generationenfolge hinweg kulturell tradiert werden, d.h. in symbolischen Formen wie Mythen, Riten, Liedern, Erzählungen, Bildern, Gesetzen etc. Assmann unterscheidet hier zwei funktional äquivalente Modi, in denen dies möglich ist: einen repetitiven und einen interpretativen. Der repetitive Modus ist derjenige der identischen Wiederholung, etwa in Form eines Ritus, der fast schon zwanghaft reproduziert wird und der die rituelle Kohärenz sichert; dabei erschöpft sich der Ritus nicht in der Repetition, sondern er vergegenwärtigt in seinen symbolischen Bezügen durchaus einen Sinn. Im zweiten Modus wird die kulturelle Kohärenz der Gesellschaft textuell gesichert, also unter Rückgriff auf ein anderes, moderneres Medium. Sie hat hier die Form der exegetischen Ausdeutung von kanonischen Texten. Deutung wird zum zentralen Prinzip der Sicherung von kultureller Kohärenz und Identität. Diese Form ist vergleichsweise fragiler, weil Texte leichter verlorengelassen und vieldeutiger sind als Riten. Die Entwicklung der Schrift markiert die Scheidelinie

64 „Mythos ist die zur fundierenden Geschichte verdichtete Vergangenheit“; Assman, *Das kulturelle Gedächtnis*, S. 78.

65 Ebd. S. 71.

66 Kontrapräsentische Erinnerung kann u.U. in Situationen der Unterdrückung und Verelendung revolutionär werden, wenn die Defizienz-Erfahrung zu groß wird. Die mythische Vergangenheit wird dann zur sozialen und politischen Utopie, die auf Verwirklichung drängt (Chiliasmus).

67 Diese Kraft bezeichnet Assmann als „Mythomotorik“; vgl. ebd. S. 78f.

68 Eben darin liege die Angst von Diktaturen vor dem kulturellen Gedächtnis begründet, die sich in Kontrolle und Unterdrückung von Erinnerung niederschlägt; vgl. ebd. S. 86.

zwischen beiden Modi: Nicht-schriftliche Gesellschaften sind rituell gestützt, während schriftliche Kulturen Erinnerung überwiegend textuell sichern.⁶⁹

Zur Sicherung der kulturellen Kohärenz bedarf es in Schriftkulturen eines Kanons. Damit ist hier allerdings nicht – wie im heutigen Alltagsverständnis – in erster Linie ein bestimmter, normativ herausgehobener Textbestand gemeint, sondern Assmann versteht darunter allgemeiner „[...] das Prinzip einer kollektiven Identitätsstiftung und -stabilisierung, die zugleich Basis individueller Identität ist, als Medium einer Individuation durch Vergesellschaftung, Selbstverwirklichung durch Einfügung in das ‚normative Bewußtsein einer ganzen Bevölkerung‘ (Habermas). Der Kanon stiftet einen Nexus zwischen Ich-Identität und kollektiver Identität. Er repräsentiert das Ganze einer Gesellschaft und zugleich ein Deutungs- und Wertesystem, im Bekenntnis zu dem sich der Einzelne der Gesellschaft entgliedert und als deren Mitglied seine Identität aufbaut.“⁷⁰ Die Funktion eines Kanons liegt in der Begrenzung von Unsicherheit und Zufall. Er gibt vermeintlich verbindliche, gesicherte und unveränderbare Normen vor und stellt insofern eine Reaktion auf Kontingenzerfahrungen und daraus resultierende Orientierungsprobleme dar. Typischerweise finden daher Kanonisierungen bzw. Rekanonisierungen im Kontext von Krisenerfahrungen und kulturellen oder politischen Umbrüchen statt, in Zeiten „schismatische[r] Polarisierungen“, in denen ein allgemeiner Traditionsbezug den Ansprüchen auf Orientierung nicht mehr zu genügen scheint.⁷¹

Um diese Orientierungs- und Sinnstiftungsfunktion erfüllen zu können, muß die Kanonbildung selektiv und autoritativ verfahren, d.h. aus einem größeren Bestand traditioneller Überlieferungen werden jene ausgegrenzt, die nicht problemlos in Übereinstimmung mit der angestrebten Wertordnung zu bringen sind, ggf. durch Zensur und Unterdrückung.⁷² Zugleich verbindet sich mit dem Kanon ein autoritativer, sakraler Anspruch, der seine Ursache letztlich in seinem Streben hat, die „richtigen“ Maßstäbe in Zeiten zerbrochener Traditionen und kultureller Polarisierung zur Verfügung zu stellen: „Der Kanon verkörpert in diesen Situationen konkurrierender Ordnungen und Ansprüche den Anspruch der besten und einzig wahren Tradition. Wer sich ihr anschließt, bekehrt und bekennt sich zugleich zu einer normativen Selbstdefinition, zu einer Identität, die im Einklang steht mit den Geboten der Vernunft oder der Offenbarung. Die Phänomene „Kanon“ und „Konversion“ gehören zusammen.“⁷³ Er folgt somit nicht nur einem binären Code, der scharf zwischen richtig und falsch, Freund und Feind etc. unterscheidet, sondern vermittelt dadurch auch eine Motivations-

69 Der Hauptunterschied zwischen den beiden Modi liegt in der Variabilität: Rituelle Kohärenz basiert auf Wiederholung, ist also nicht variabel, während textuelle Kohärenz nicht nur variabel ist, sondern sogar zur Variation einlädt. Der informative Gehalt ist im rituellen Modus gering, weil die Texte nichts Neues enthalten. In mündlichen Kulturen ist dies notwendiger Weise so, weil Informationen nur im Modus der Wiederholung gesichert werden können. Textuelle Kohärenz stellt sich nicht von selbst her, sondern basiert auf Selektion; ebd. S. 90ff.

70 Der Begriff hat hier also im Anschluß an ältere Verständnisse eine konstruktivistische und normierend-orientierende Bedeutung; vgl. Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis*, S. 127.

71 Ebd., S. 123, 125.

72 Assmann unterscheidet hier zwischen einem Kanon im weiteren und im engeren Sinne, die jeweils gegen Tradition und Klassik abgegrenzt werden; im Hinblick auf die antifaschistische Tradition in der DDR interessiert insbesondere ein enger Kanonbegriff, der sich durch Zensur und Unterdrückung konkurrierender Überlieferungen auszeichnet; vgl. ebd., S. 114ff.

73 Ebd., S. 126.

struktur, die jeden, der sich ihm unterwirft, auszeichnet, sei es als „gut“, „schön“ oder „vernünftig“.⁷⁴ Diese Motivation ist nötig, weil sich sonst niemand dem normativen Anspruch des Kanons unterwerfen würde. Sie stellt zugleich den Schlüssel zu diesem Phänomen dar: Die Gratifikation, die die Unterwerfung unter den Kanon bietet, besteht in der Stiftung von Identität in dem oben genannten Sinne, als Vermittlung zwischen Individuum und sozialer Umwelt.⁷⁵

Das kulturelle Gedächtnis verfolgt also das Ziel, eine innerkulturell verbindliche symbolische Sinnwelt zur Verfügung zu stellen, die reflexiv ist, weil sie sich deutlich von der alternativlosen Selbstverständlichkeit alltäglicher Wirklichkeitskonstruktionen unterscheidet. Es zielt auf die Stiftung einer „kollektiven Identität“,⁷⁶ insofern über ein gemeinsames Symbolsystem ein Bewußtsein sozialer Zugehörigkeit geschaffen werden soll, das nicht nur den Rahmen kleinräumiger, scheinbar natürlicher Gruppenbildungen wie Familie überschreitet, sondern zugleich normierend und handlungsanleitend wirkt. Der Vergangenheit kommt dabei eine Schlüsselfunktion zu, weil jede Vorstellung von Identität auf Kontinuität beruht; „Imagined Communities“⁷⁷, seien sie nun ethnischer, nationaler, religiöser oder sonstiger Art, bedürfen offenbar der Vorstellung einer Verankerung in der Tiefe der Zeit. Zugleich kann nicht oft genug betont werden, daß Identitätskonstruktionen stets auf Abgrenzung von einem „anderen“ beruhen. In dieser Dialektik von Inklusion und Exklusion liegt die allen Kollektivvorstellungen inhärente „Tendenz zu Fundamentalismus und Gewalt“⁷⁸ begründet, die zu jenen gewaltsamen Auseinandersetzungen führt, wie sie in den Krisenregionen der Welt tagtäglich beobachtet werden können.

Es bedarf jedoch offenbar spezifischer Bedingungen, damit diese Tendenz zum Problem wird. Als eine dieser Voraussetzungen kann die Steigerung kulturell vermittelter Sinnwelten zu besonderer, quasi „übermenschlicher“ Größe gelten, die vorzugsweise dann eintritt, wenn

74 Der Psychoanalytiker Christian Schneider spricht in diesem Zusammenhang von einer „narzißtischen Gratifikation“, die auf der Fiktion der Auserwähltheit oder besonderen Leistung etc. beruhe; vgl. ders., *Identität und Identitätswandel der Deutschen nach 1945*, in: Wilfried Loth/Bernd A. Rusinek (Hg.), *Verwandlungspolitik*, S. 247–258, hier: S. 249.

75 Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis*, S. 126f.

76 Die inflationäre Konjunktur des Identitätsbegriffes und insbesondere seine Übertragung auf Kollektive sind in jüngster Zeit auf heftige, z.T. berechnete Kritik gestoßen, die sich schwerpunktmäßig auf a) die fehlende begriffliche Präzision, b) auf die (positive) normative Aufladung und c) auf die homogenisierende Tendenz und die unstatthafte Übertragung individualpsychologischer Modellvorstellungen auf Kollektive richtet; die hier im Anschluß an Jan Assman benutzte Begriffsverwendung zielt dagegen ausschließlich auf die Bedeutung historisch konnotierter Symbole in der Vermittlung von Individuum und Gesellschaft, d.h. sie bietet einen Ansatzpunkt zur Analyse der Semiotik von Vergemeinschaftungsprozessen; über deren tatsächliche Tragweite ist damit zunächst freilich ebensowenig gesagt, wie über ihren normativen Wert; auch wird damit Kollektiven keine eigene Identität zugeschrieben, sondern der Begriff bleibt an Subjekte gebunden, deren Selbstkonzepte keineswegs nahtlos in diesen Gemeinschaftsvorstellungen aufgehen; vgl. dazu im einzelnen: Niethammer, *Kollektive Identität*, bes. S. 54f.; bezogen auf die Begriffsverwendung im sogenannten „Historikerstreit“ im Tenor ähnlich wie Niethammer auch bereits Hans-Ulrich Wehler, *Entsorgung der deutschen Vergangenheit? Ein polemischer Essay zum „Historikerstreit“*, München 1988, S. 138ff. sowie Christian-Hubertus Wolzenburg, *Der Historikerstreit – ein Beispiel für die Standortabhängigkeit von Ergebnissen zeitgeschichtlicher Forschung*, Magisterarbeit, Wuppertal 1994, S. 199–213.

77 Vgl. Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation*, S. 15.

78 Niethammer, *Kollektive Identität*, S. 625.

ihnen – etwa in der Folge politischer Umbrüche – die Funktion zukommt, politisch instabile Formationen zu sichern. Unter den Bedingungen von Traditionsbruch, Instabilität und (vermeintlicher) Bedrohung kann es zu verstärkten Distinktionsprozessen kommen, d.h., zu Grenzziehungen, die das Eigene und das Fremde radikal kulturell gegeneinander abgrenzen, anhand welcher Merkmale auch immer.⁷⁹ Das kann soweit gehen, daß die eigene Kultur schlicht als „Kultur an sich“ gilt, während andere Kulturen als „untermenschlich“, als vorzivilisatorisch diskriminiert werden,⁸⁰ gesteigerte Distinktionen können aber auch der Herstellung einer Gegen-Identität dienen, die sich in Opposition zu einer als dominierend empfundenen Kultur definieren. Typisch für eine derartige „limitische Aufrüstung“ kultureller Distinktionen ist ein Zusammengehörigkeitsbewußtsein, das auf einer Abgrenzung nach außen beruht. In diesem Zustand werde, so Assmann, aus Kultur Religion: „Das religiöse Element distinktiv gesteigerter Identität liegt in dem Ausschließlichkeitsanspruch, mit dem dieses Wir-Bewußtsein durchgesetzt wird: Es will *alle* erfassen, und jeden einzelnen *ganz*. Alle sonstigen Unterschiede verblassen vor der einen, entscheidenden Distinktion“.⁸¹

Die Analogien zur „antifaschistischen“ Traditions- und Kanonbildung in sozialistischen Systemen liegen auf der Hand, so daß sie hier nur in aller Kürze skizziert werden müssen.⁸² Das betrifft zum einen den situativen Hintergrund von Traditionsbruch und Kontingenzerfahrungen, zweitens die formalen Ausprägungen von der kanonischen Absicherung und Abgrenzung von bestimmten Traditionen gegen rezente Erinnerungen bis zu ihrer kulturellen Steigerung und ihrem quasi-religiösen Charakter sowie drittens ihre Funktion der identitären Abgrenzung gegen eine andere, womöglich als übermächtig empfundene Kultur und der Absicherung einer instabilen politischen Ordnung.

Die Kategorien des kommunikativen und kulturellen Gedächtnisses bieten für das eingangs formulierte Untersuchungsinteresse verschiedene Vorteile. Zunächst einmal präsentiert sich der Gegenstand hier weiter, als es bei Untersuchungen politischer Mythen möglich ist: Für die Erinnerungen einer Gesellschaft sind Mythen zwar zentral, aber sie gehen darin bei weitem nicht auf. Daß Herrschaft „ein starkes Inzentiv für Erinnerung“ (oder auch Vergessen) darstellt,⁸³ darf auch hier vorausgesetzt werden, ebenso wie der Grund dafür, nämlich daß Herrschaft auf kanonisierte, mythische Erinnerung angewiesen ist. So naheliegend dieser Zusammenhang im Falle der ostdeutschen Thematisierung der NS-Vergangenheit auch ist, mit den Kategorien des „kulturellen“ und des „kommunikativen“ Gedächtnisses bleiben zugleich die Voraussetzungen gesellschaftlicher Erinnerungsprozesse präsent.

79 Assmann bezeichnet diese kulturellen Grenzziehungen nach dem Ethnologen Wilhelm E. Mühlmann als „limitische Struktur“; vgl. Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis*, S. 153.

80 Zum intellektuellen Apologeten solcher Distinktionen hat sich Carl Schmitt mit seiner Unterscheidung von „Freund“ und „Feind“ als Kriterium des Politischen in seiner berühmten Schrift „Begriff des Politischen“ (1932) gemacht, um damit seine antiliberalen Staatstheorie zu munitionieren; vgl. dazu Niehammer, *Kollektives Gedächtnis*, S. 77–122, hier bes. S. 102ff.

81 Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis*, S. 157; Hervorhebungen im Original; unverkennbar sind damit jene Muster angesprochen, die im Zentrum des Konzeptes der „Politischen Religionen“ stehen; vgl. dazu als Überblick: Jürgen Gebhardt, *Politische Kultur und Zivilreligion*, in: Berg-Schlosser/Schissler, *Politische Kultur*, S. 49–60.

82 Vgl. dazu im einzelnen Kapitel 5.2.

83 Vgl. Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis*, S. 70ff.

Insgesamt liefert das Modell durch den Bezug auf die Kategorie der „Erinnerung“ Ansatzpunkte, mit deren Hilfe die Potentiale und Grenzen kulturell gesteigerter und kanonisierter Vergangenheitsbezüge besser ausgelotet werden können als in der Beschränkung auf politische Mythen. Der Verdacht liegt nahe: Erinnerung ist nicht beliebig disponibel; ein tragfähiges „kulturelles Gedächtnis“ läßt sich schon wegen der rezenten Erinnerungen im „kommunikativen Gedächtnis“ kaum innerhalb einer Generation ausbilden, und es muß, zumal unter den Bedingungen der massenmedialen Moderne, andauernd gegen konkurrierende Mythen verteidigt werden. Ferner darf die fundierende Transzendenz historischer Mythen dann als bedroht gelten, wenn sie dem Verschleiß alltäglicher normativer Anleitung ausgesetzt ist – weitere Spannungslinien kommen hinzu.⁸⁴

Obwohl die kommunistischen Diktaturen zweifellos spezifische Muster im Umgang mit Vergangenheit ausgebildet haben,⁸⁵ sensibilisiert die Theorie schließlich auch für die Kontinuitäten und Ähnlichkeiten im Verhältnis zwischen historischen Repräsentationen, Gesellschaft und Herrschaftsprozessen. Die Diktaturen des 20. Jahrhunderts erscheinen trotz ihrer Besonderheiten des politischen Systems nicht als so exzeptionell, wie sie sich selbst inszeniert haben und von außen bisweilen wahrgenommen wurden und noch immer werden, sondern, aller revolutionären Rhetorik zum Trotz, als Teil einer langen Tradition, im Hinblick auf die Symbol- und Erinnerungspolitik erscheinen sie gar als ausgesprochen traditionale Gesellschaften.

Ein Problem für unseren Zusammenhang liegt freilich darin, daß die Struktur des „kommunikativen Gedächtnisses“ bei Assmann nur wenig akzentuiert ist. Selbst wenn man die strikte Unterteilung in kommunikatives und kulturelles Gedächtnis in Frage stellt,⁸⁶ ist nicht zu übersehen, daß mit der kommunistischen Widerstandstradition ein Zeitraum in den Status kultureller Weihen erhoben werden sollte, die dem Alltagsgedächtnis vieler Zeitgenossen noch zugänglich war. Zudem ging die Thematisierung der NS-Zeit in der DDR keineswegs im Widerstandsdiskurs auf, sondern umfaßte in Form symbolischer Analogien die gesamte öffentliche Sprache der DDR. Zu fragen ist deshalb weiter nach den Bedingungen und Strukturen „alltäglicher“ Medien- und Geschichtsdiskurse, die einen hohen Anteil an den Thematisierungen in den Massenmedien hatten.

4. Faschismus und Antifaschismus als Diskurs

An dieser Stelle können möglicherweise die Überlegungen Michel Foucaults weiterhelfen, der wie kein zweiter den Zusammenhang von Bedeutung und Macht zum Gegenstand seiner umfassenden gesellschaftstheoretischen Analysen der Neuzeit gemacht hat. Es empfiehlt

84 Zu denken ist im Falle des ostdeutschen „Antifaschismus“ als „repräsentativer Elitenkultur“ insbesondere an den Gegensatz zwischen gesellschaftlich integrierenden und stratifizierenden Wirkungen; vgl. hierzu auch Kapitel 5.2.3 dieser Arbeit.

85 Vgl. hierzu weiter unten Kapitel 4.

86 Vgl. Kirsch, „Wir haben aus der Geschichte gelernt“.

sich daher, seine Diskurstheorie⁸⁷ hier ebenfalls einer kursorischen Betrachtung zu unterziehen.⁸⁸

Im Mittelpunkt steht bei Foucault die Beschreibung symbolischer Praxen, d.h. der Sinn- und Wissensproduktion moderner Gesellschaften mit ihren Mechanismen der Inklusion und Exklusion, der Grenzziehungen, Metaphernbildungen usw. zu umfassenden, komplexen Bedeutungssystemen, die zugleich Machtverhältnisse repräsentieren. Gesellschaft wird primär semiotisch entworfen, als kulturelles Bedeutungssystem und symbolische Ordnung, die Handlungen strukturiert, sich u.a. in Form von Institutionen oder Bauwerken materialisieren kann und sich auf diese Weise selbst reproduziert. Macht- und Herrschaftsverhältnisse sind, folgt man Foucault, in den jeweiligen gesellschaftlichen Vorstellungswelten und den daraus resultierenden Praxen gewissermaßen „subkutan“ eingeschrieben und begründet – zugleich sind sie vielfältig, oft subtil und in ihrer Komplexität und ihren Eigenlogiken nur historisch rekonstruierbar, keineswegs aber von einem Punkt aus einfach erklärbar oder gar umstürzbar.

Diskurse können also bei Foucault als heterogene „semantische Strukturelemente der gesellschaftlich-symbolischen Ordnung und zugleich als strukturbildende Prinzipien von Gesellschaft verstanden werden, die an die Stelle eines intentional und willentlich handelnden Subjekts treten und [...] als mehr oder weniger zufällige, ereignishaft Strukturmodelle betrachtet werden.“⁸⁹ Sie tendieren dazu, scheinbar „natürliche“ Gegebenheiten zu konstituieren. Zugleich bilden sie jene „Arenen“, in denen Schauplätze und Kämpfe um Repräsentationen und Distinktionen und damit um Macht ausgefochten werden.⁹⁰ Sie sind nicht auf Texte beschränkt, sondern repräsentieren zugleich eine „regulierende Praxis“, die sich materiell, in Handlungen und Institutionalisierungsprozessen niederschlägt.⁹¹ Demzufolge zielt ihre Analyse nicht im sprachwissenschaftlichen Sinne auf die Zeichenebene, die Codes ihrer

87 Um Mißverständnissen vorzubeugen sei betont, daß im folgenden ausschließlich auf den „formativen“, analytischen Diskursbegriff Foucaults rekurriert wird, der in der Rationalitätskritik Nietzsches und Heideggers wurzelt und mit der diskursethischen, einem Kantianischen Rationalismusideal verpflichteten Theorie Habermas' außer dem Namen nur den gemeinsamen Ansatzpunkt menschlicher Kommunikation teilt; vgl. zur Unterscheidung: Hans-Ulrich Nennen, Einführung, in: ders. (Hg.) *Diskurs. Begriff und Realisierung*, Würzburg 2000, S. VII–XXV; Reinhard Brunner, *Praxis und Diskurs*, in: Nennen, *Diskurs*, S. 141–159; grundlegend zum Diskursbegriff in Abgrenzung von Alltagssprachlichen Verständnissen Peter Schöttler, *Wer hat Angst vor dem „linguistic turn“?*, in: GG 24 (1997) H. 1, S. 134–151, hier: S. 134ff.

88 Eine umfassende Darstellung der Foucaultschen Theorie ist hier weder notwendig noch möglich; vgl. dazu insbes. Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M. 1981; ders.: *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt a. M. 1974. ders., *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt a. M. 1998; nützliche Überblicke liefern Hannelore Bublitz, *Foucaults Archäologie des kulturellen Unbewußten. Zum Wissensarchiv und Wissensbegehren moderner Gesellschaften*, Frankfurt a. M./New York 1999 sowie (prononciert aus historischer Sicht) Ulrich Brieler, *Foucaults Geschichte*, in: GG 24 (1998), H. 1, S. 248–282.

89 Bublitz, *Foucaults Archäologie*, S. 78f.

90 Hier berühren sich seine Überlegungen mit denjenigen Bourdieus und Chartiers; während jedoch Bourdieu umgekehrt von einer Prädominanz der materiellen (Klassen-)Ebene ausgeht, beharrt Foucault darauf, daß die kulturellen Muster vorgängig seien; Chartier scheint mir dazwischen zu liegen und von einem Wechselwirkungsverhältnis zwischen beiden Ebenen auszugehen; vgl. Roger Chartier, *Kulturgeschichte zwischen Repräsentationen und Praktiken*, in: ders. (Hg.), *Die unvollendete Vergangenheit*, S. 7–23.

91 Foucault spricht in diesem Zusammenhang von „Dispositiven“.

Vermittlung, sondern fragt nach den historischen Bedingungen und Konsequenzen von Aussagen und den damit verbundenen Strukturen und Praxen.⁹²

Der Diskursbegriff ist insofern hilfreich, als er das Verhältnis von Macht und symbolischer Ordnung thematisiert, das auch im Falle historischer Deutungszusammenhänge in der Diktatur evident ist. Zudem sensibilisiert er für die Vielschichtigkeit, Heterogenität und vielfache „Unsichtbarkeit“ von kulturell evozierten Machtbeziehungen, die auch in Diktaturen keineswegs nur im politischen Apparat institutionalisiert sind. Selbst im Staatssozialismus, so darf demnach vermutet werden, bleiben (historische) Deutungen mehrdimensional und vielschichtig, weil sich die damit verbundenen unterschiedlichen Interessen, Perspektiven und Deutungen nicht wirklich harmonisieren lassen: Diskurse sind prinzipiell nichts, was beherrschbar wäre; alle gesellschaftlichen Gruppen sind gleichermaßen in Diskurse verstrickt. Der Begriff verweist drittens auf die untrennbare Verbindung von symbolischer Bedeutung und materiellen Handlungen und Strukturen, der jede Analyse Rechnung tragen muß. Schließlich leistet er eine radikale Historisierung, weil Diskurse und die damit verbundenen Dispositive demnach ausschließlich auf historisch bedingten Konstellationen beruhen. Wirklichkeitsordnungen entziehen sich so einfachen normativen ex-post-Urteilen, sondern können nach Foucault allein „archäologisch“ untersucht und „kartographiert“ werden.

Insgesamt werden die Grundlagen für Macht- und Herrschaftsbeziehungen in der Moderne somit nicht nur auf der semiotischen Ebene verortet, sondern auch in ihrer gesellschaftlichen Breite erfaßt: Vorstellungen einer einfachen Polarität von Herrschern und Beherrschten werden zugunsten derjenigen einer komplexen Matrix von Machtbeziehungen aufgelöst. Zugleich stehen damit traditionelle Konzepte der Wirkung von Kommunikation und Medien zur Disposition: Während Diskurse als „strukturelle Prägungen“ auf symbolischer, argumentativer und inhaltlicher Ebene bewußtseinsbildend wirken, gilt dies für einzelne Texte oder Sendungen kaum: „Entscheidend ist nicht [...] die Hermeneutik von Einzelbeispielen.“⁹³ Damit erheben Diskurstheorie und -analyse auch den Anspruch, einen „Beitrag zur (Medien-)Wirkungsforschung“ zu leisten, der sich deutlich von Ansätzen der Einstellungsforschung im Zusammenhang mit selektiven Medienangeboten unterscheidet.⁹⁴ Die Theorie bietet somit Anknüpfungspunkte zur Thematisierung der „Dritten Ebene“ (Ernest Labrousse), zu einer Verbindung von geistes- und ideologiegeschichtlichen Fragestellungen mit der gesellschafts- und sozialgeschichtlichen Dimension.

Allerdings zeigen sich damit zugleich die Grenzen eines diskursanalytischen Zugangs im Sinne Foucaults: Daß historische Repräsentationen in seinen Überlegungen nicht näher spezifiziert sind, ist nicht einmal das eigentliche Problem. Schwerer wiegt, daß sein Interesse einer „Ontologie der Macht“ in modernen Gesellschaften auf der Unsichtbarkeit und Pluralität von internalisierten, scheinbar „natürlichen“ Machtbeziehungen beruht, die sich über Wissenssysteme konstituieren und sich dadurch auf subtile Art der Reflexion entziehen. Das mag für die Entstehung moderner Gesellschaften seit dem 16. Jahrhundert plausibel sein, aber es paßt schlecht zu jenem gewaltsamen Versuch des Umsturzes einer Wirklichkeitsordnung, als der die Etablierung einer kommunistischen Diktatur in Deutschland

92 Vgl. Bublitz, Foucaults Archäologie, S. 94ff.

93 Vgl. Jürgen Link, Nomalismus, Konturen eines Konzepts, in: *kultuRRevolution* 27 (1992), S. 50–72, zitiert nach Siegfried Jäger, *Kritische Diskursanalyse, Eine Einführung*, Duisburg, ²1999, S. 170

94 Ebd., S.170.

nach 1945 (auch) begriffen werden kann. Die Wirklichkeit war hier, nach dem Bruch, eben gerade nicht fraglos, der artifizielle Charakter des institutionalisierten „offiziellen“ Diskurses stieß im Gegenteil auf große Skepsis und unterlag somit permanenten Reflexionen. Macht war (scheinbar) nicht anonym, sondern schien eine feste Adresse zu haben und beanspruchte diese auch für sich: Folgt man Foucault, dann können die anhaltenden propagandistischen Versuche zur Herstellung eines „sozialistischen Bewußtseins“ als Bestrebung interpretiert werden, Herrschaft *über* Diskurse zu gewinnen – ein letztlich sinnloses Unterfangen, weil es die nicht hintergehbaren Bedingungen diskursiver Prozesse ignorierte.⁹⁵

So richtig und wichtig der Hinweis auf die Eigendynamik und den prägenden Charakter von Diskursen ist, so stellt sich doch die Frage, ob strategische Versuche, Kommunikation zu beeinflussen, damit nicht unterschätzt werden. Der Foucaultsche Diskursbegriff stellt das Propaganda-Konzept gewissermaßen auf den Kopf: Hier scheint die anonyme Macht der Diskurse die intentionalen Strategien zu dominieren. Plausibler ist es, von einer Interdependenzbeziehung auszugehen, in der zwar die stabilisierten Diskurspraktiken allen Versuchen kommunikativer Beeinflussung vorausgehen, diese aber umgekehrt auf den Diskurs zurückwirken.⁹⁶ Damit werden einfache Vorstellungen von Manipulierbarkeit ebenso zurückgewiesen wie die pauschale Annahme der Einflußlosigkeit strategischer Kommunikation – das Konzept scheint so geeigneter, um Anwendung auf eine Gesellschaftsformation zu finden, in der wenigstens zeitweise der politische Anspruch erhoben wurde, auch den Wissens- und Bedeutungshaushalt von Grund auf zu revolutionieren.

In Anknüpfung an die Theoriebildung Foucaults sind zahlreiche Überlegungen zur Operationalisierbarkeit angestellt und elaborierte Verfahren der Diskursanalyse entwickelt worden. Im folgenden werden die Modelle aufgegriffen, die die Sprachwissenschaftler Jürgen Link und (auf dessen Überlegungen aufbauend) Siegfried Jäger entwickelt haben, um Diskurse analysierbar zu machen. Auch diese Konzepte sollen hier lediglich in bezug auf den vorliegenden Gegenstand in der gebotenen Kürze skizziert werden.⁹⁷

Begreift man Diskurse als „Fluß von ‚Wissen‘ durch die Zeit“,⁹⁸ als „Ensemble der Wissensproduktion“,⁹⁹ dann wird klar, daß sie nicht primär durch Inhalte bestimmt sind. Maßgeblich für die Abgrenzung sind vielmehr die Regeln, die festlegen, was jeweils sagbar ist und was nicht. Dementsprechend lassen sich verschiedene diskursive Ebenen unterscheiden: Spezialdiskurse, wie z.B. wissenschaftliche, unterliegen anderen Reglementierungen als Redeformen mit populärem, integrierenden Charakter wie z.B. journalistische Repräsentation.

95 Foucault muß der revolutionäre Impetus und der politische Dominanzanspruch in den kommunistischen Diktaturen als weitgehend sinnloses Unterfangen erschienen sein, das allenfalls vorübergehend und oberflächlich die weitgehend kontingenten Machtbeziehungen moderner Gesellschaften kaschieren konnte – hier dürfte, nebenbei bemerkt, auf der Ebene von Schlußfolgerungen eine der raren Übereinstimmungen mit den systemtheoretischen Annahmen Niklas Luhmanns zu finden sein.

96 Die Kritik, daß der von Foucault selbst benutzte Begriff der „Strategie“ in seiner Theorie „eigentümlich ins Leere“ laufe, formuliert auch Andreas Dörner, *Politischer Mythos*, S. 15f.; er schlägt, analog zum vorliegenden Vorschlag, unter Rückgriff auf eine Begriffsbildung Wilhelm von Humboldts vor, eher von einer Dialektik von *ergon* und *energeia* auszugehen.

97 Vgl. dazu ausführlich Jürgen Link/Ursula Link-Heer, *Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)* 20 (1990), H. 77, S. 88–99, sowie Jäger, *Diskursanalyse*.

98 Jäger, *Diskursanalyse*, S. 129.

99 Ebd.

tionen. Eine dritte Ebene bildet der Interdiskurs, der als Sammlung des gemeinsamen Wissens- und Bedeutungshaushaltes verstanden werden kann, aus dem sich die einzelnen Diskurse speisen (und den sie ihrerseits konstituieren). Anders als diese und besonders als Spezialdiskurse ist der Interdiskurs plural, widersprüchlich und vergleichsweise wenig reglementiert: er bildet gleichwohl die Basis menschlicher Kommunikation, weil er einen Vorrat gemeinsamer Vorstellungen, Metaphern, Analogien etc. bereitstellt, an die im Rahmen einzelner Diskurse angeschlossen werden kann und die dort jeweils spezifisch reinterpremierbar sind.¹⁰⁰ Die einzelnen Diskurse und Diskursstränge sind vielfältig miteinander verknüpft und verschränkt, sie „wuchern“ gewissermaßen durch die Zeit.¹⁰¹

Aufgabe der Diskursanalyse ist es daher, die Verflechtung und Überschneidung der verschiedenen Diskurse und Diskursebenen zu analysieren und ihre Beziehungen zueinander zu klären. Dabei sind nicht nur die Inhalte von Bedeutung, sondern auch ihre jeweiligen institutionellen Formen, die Träger des Diskurses, ggf. das Verhältnis zu konkurrierenden Diskursen, ihr diachroner Wandel, die rhetorischen Mittel usw.¹⁰² Eine Schlüsselstellung kommt insbesondere der Analyse von Symbolen zu, dem sogenannten „synchronen System kollektiver Symbole“ (Sysykoll).¹⁰³ Darunter werden kollektiv geteilte kulturelle Stereotypen oder Topoi verstanden, also jene bildlichen Allegorien, Embleme, Metaphern, Analogien und Vergleiche, die „ein prozessierendes Regelwerk“ bilden und dadurch die gesellschaftliche Wirklichkeit symbolisch integrieren und kollektiv erfahrbar machen.¹⁰⁴

Bezogen auf den Gegenstand der vorliegenden Arbeit bedeutet dies zunächst einmal, daß die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus üblicherweise Bestandteil verschiedener Diskurse ist, also etwa eines fachwissenschaftlichen, eines literarischen und eines im engeren Sinne politischen. Journalistische Öffentlichkeit konstituiert normalerweise einen eigenen Diskurs, der unter anderem die Funktion hat, die unterschiedlichen Spezialdiskurse zu vermitteln. Das Thema bildet sich also auf dieser Ebene in einem oder mehreren Diskurssträngen ab, die nicht nur ineinander verflochten sind, sondern jeweils auch Bestandteile anders gelagerter Diskurse sind.

Wenn aber unter Diskursen mit Link „eine institutionell verfestigte Redeweise, insofern eine solche Redeweise schon Handeln bestimmt und verfestigt und also auch schon Macht ausübt“, verstanden werden kann,¹⁰⁵ dann heißt dies, daß die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in der DDR nicht nur einzelne Diskursstränge umfaßte, sondern selbst einen hegemonialen Diskurs konstituiert hat. Es ist dann zu untersuchen, inwieweit dieser politisch implantierte Diskurs andere Diskurse jeweils dominieren konnte. Zugleich blieben seine Träger selbstverständlich an die symbolischen Ressourcen des Interdiskurses gebunden, waren also selbst in Diskurse verstrickt. Hierbei ist die Tatsache von zentraler Bedeutung, daß die DDR wenigstens anfangs keinen eigenen gesellschaftlichen Raum konstituiert hat, sondern Diskurse gesamtgesellschaftlich (also in West- und Ost-

100 Vgl. Jürgen Link/Ursula Link-Heer, Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse, in: LiLi 20.

101 Vgl. Hannelore Bublitz u.a. (Hg.), Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt a. M./New York 1999.

102 Dazu im einzelnen Jäger, Diskursanalyse, S. 158ff.

103 Vgl. Jäger, Diskursanalyse, S. 133ff.

104 Ebd.

105 Jürgen Link, Was ist und was bringt Diskurstaktik, in: kultuRRRevolution 2 (1983), S. 60–66, hier: S. 60.

deutschland) verfaßt waren. Der Faschismus- und Antifaschismus-Diskurs kann dann als Gegendiskurs¹⁰⁶ begriffen werden, mit dem versucht wurde, hegemoniale, im Alltagsdiskurs verankerte und im Westen vermeintlich oder tatsächlich institutionalisierte Deutungsmuster außer Kraft zu setzen. Wenn diese These zutrifft, dann bestand die Hegemonie dieses Diskurses nur scheinbar, tatsächlich aber arbeitete er sich an anderen Diskursen ab, auf die er zugleich verwies; ein weiteres Mal zeigt sich, daß der spezifische Rahmen der deutschen Teilung nicht unberücksichtigt bleiben kann, in diesem Falle paradoxerweise deshalb, weil Diskurse den sozialen und institutionellen Ordnungsmustern nicht ohne weiteres folgen.

Abschließend ist an dieser Stelle auf einen Versuch aus neuester Zeit hinzuweisen, das foucaultsche Diskurskonzept speziell auf die Geschichtskultur in der DDR anzuwenden. Unter dem Titel „Geschichte als Herrschaftsdiskurs“ wird auch hier die Dialektik einer ehernen, unhintergehbaren Diskursordnung einerseits und von staatssozialistischen Versuchen andererseits betont, Herrschaft *über* Diskurse zu erlangen.¹⁰⁷ Ausgangspunkt ist dabei das Interesse, historische Sinnbildungen in der DDR „in ihrer (fremden) Normalität“ verstehbar zu machen,¹⁰⁸ d.h. die Macht der jeweils mit großem Aufwand institutionalisierten und kontrollierten Diskurse von einem Standort aus zu rekonstruieren, der sich weder die östlichen noch die westlichen Wahrheitskriterien zu eigen macht. Ausgehend von sprachlichen Repräsentationen steht die Rekonstruktion einer Metaebene verbindlicher, partiell unbewußter Diskursregeln im Mittelpunkt, welche eine eigene, „künstliche“ Normalität konstituiert haben sollen, die der Geschichtskultur in der DDR zumindest zeitweise den Status eigener Gültigkeit verliehen habe.¹⁰⁹

Was für die Fachwissenschaft im engeren Sinne durchaus plausibel sein mag, trifft aber auf geschichtskulturelle Repräsentationen in anderen Kontexten nicht unbedingt zu: Künstlichkeit fordert Reflexivität heraus, und Reflexivität ist „Gift“ für Normalität. Jedenfalls für das weitere geschichtskulturelle Umfeld ist davon auszugehen, daß die mit großer institutioneller Macht etablierten Geschichtsdiskurse auf erhebliche Gegenmacht in Form etablierter Diskurse stießen, die ihren Anspruch auf unumschränkte Gültigkeit massiv eingeschränkt haben dürften. Das Konzept krankt hier daran, daß verschiedene Ebenen des Diskurses, verschiedene Diskurse und Diskursstränge nicht präzise genug differenziert werden: Alltagsdiskurse und interdiskursive Zwänge entfalten in weiteren gesellschaftlichen Kontexten u.U. ganz andere Wirkungen als in dem eher isolierten Spezialdiskurs einer Wissenschaft mit parteilichem Selbstverständnis. Gerade in der Analyse von Verknüpfungen unterschiedlicher Diskursstränge und Diskursebenen miteinander, ihrer jeweiligen Referentialität und Verankerung im Interdiskurs kann jedoch der eigentliche Gewinn des Diskurs-Begriffes vermutet werden: Mit seiner Hilfe ist es möglich, bisherige Annahmen über gesellschaftliche Tiefenwirkungen der politisch dominierten Diskurse in der DDR-Öffentlichkeit erheblich zu differenzieren.

106 Ebd.

107 Vgl. hierzu ausführlich Martin Sabrow, *Geschichtsdiskurs und Doktringesellschaft*, in: ders. (Hg.), *Geschichte als Herrschaftsdiskurs*, S. 9–35.

108 Ebd., S. 18ff.

109 Vgl. als empirisch gesättigte Umsetzung des Konzeptes: Martin Sabrow, *Das Diktat des Konsenses. Geschichtswissenschaft in der DDR 1949–1969*, München 2001 (*Ordnungssysteme – Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit* 8).

Der Diskursbegriff sensibilisiert vor allem für die Vielschichtigkeit von gesellschaftlichen Machtbeziehungen auch in diktatorischen Systemen. Wenn Macht und Herrschaft nicht zuletzt an kategoriale Ordnungen und Bedeutungssysteme geknüpft sind, dann sind diese nicht beliebig disponibel. Er umfaßt damit auch jene Dimensionen, die im Konzept von „Propaganda“ ausgespart bleiben, nämlich die Bedingungen von Kommunikation und ihre Wirkungen: Die Macht von Diskursen hängt eben nicht nur von Strategien und ihrem institutionellen Rückhalt ab, sondern auch von ihrer Etablierung, ihren Bezügen auf den Interdiskurs und dergleichen mehr. Ein weiterer Vorteil liegt zweifellos in der Verfügbarkeit ausgearbeiteter methodischer Instrumente.

5. Geschichtskultur in der Moderne

Abschließend sollen die bisherigen Überlegungen in den Kontext einer Spezifik geschichtskultureller (oder jedenfalls historisch konnotierter) Repräsentationen in der Moderne gestellt werden.

Der utilitaristische Gebrauch von Geschichte zeichnet mitnichten exklusiv die Diktaturen des 20. Jahrhunderts aus. Vielmehr handelt es sich um einen Prozeß, der weitgehend parallel zur Ausprägung der bereits angedeuteten „Vergesellschaftung“ seit dem späten 18. Jahrhundert verlief, die u.a. in der Entstehung von neuen, dynamischen Öffentlichkeiten und der Intensivierung von Überzeugungs- und Legitimationsstrategien ihren Niederschlag fand. Seinen Ursprung im modernen Sinne verdankt er der Aufklärung und den Erfahrungen der Französischen Revolution, die das gesellschaftliche Verständnis der Kategorie „Geschichte“ radikal veränderten.¹¹⁰ Zwar hat es, wie uns die Arbeiten Jan Assmanns lehren, auch in antiken, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gesellschaften Erinnerungskulturen gegeben, die Identitäten schufen und herrschaftlich überformt waren,¹¹¹ aber erst jetzt wurde „Geschichte“ zu einer ontologischen, versubjektivierten Kategorie, die sowohl die Vergangenheit selbst als auch deren reflexive Deutung einschloß.¹¹² In der Moderne bezeichnete „Geschichte“ einen universellen Leitbegriff, in dem Erfahrungen und Erwartungen, Vergangenheit und Zukunft zusammenflossen und den gegenüber älteren Verständnissen seine geschichtsphilosophische Dimension auszeichnete. Sie selbst erhielt den Status einer übermächtigen, transzendenten Macht – um es mit Foucault zu sagen: „Geschichte“ konstituierte einen eigenen Diskurs.¹¹³

110 Vgl. Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1989.

111 Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis*, passim.

112 Vgl. Reinhart Koselleck, *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte*, in: Klaus E. Müller/Jörn Rüsen (Hg.), *Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien*, Reinbek 1997, S. 79–97, hier: S. 89f.

113 Diese Subjektqualität einer „sinnhaften“ Geschichte wird ontogenetisch auf religiöse Wurzeln zurückgeführt: „Judentum und Christentum luden die innerweltliche Kontingenz unverfügbarer Ereignisse mit der Subjektqualität eines weltmächtig handelnden Gottes auf. Dieser Gott ging dann in die Subjektqualität einer Menschheitskonzeption ein, die anthropologisch die Einheit der Geschichte und die zeitliche

Damit kam der Geschichtsprozeß als Legitimationsinstanz ins Spiel. Seit dem 18. Jahrhundert beriefen sich alle möglichen Staaten, Herrscher und soziale Gruppen auf vermeintliche historische Imperative, um ihre jeweiligen Interessen, Sinnstiftungen und politischen Programme zu legitimieren:¹¹⁴ „Der Kampf um die Herrschaft und ihre Dauerhaftigkeit war seither immer auch ein Kampf um die Herrschaft über die Geschichte, über Erinnerung und Vergessen“.¹¹⁵ Die teleologische Verbrämung der kommunistischen Revolutionäre und Funktionäre zu „Trägern des objektiven Geschichtsprozesses“ im Marxismus-Leninismus stellt somit nur eine späte und theoretisch besonders elaborierte Form einer weit verbreiteten und bis heute keineswegs überwundenen Praxis dar.

Ob „Geschichte“ den Verlust anderer metaphysischer Legitimationsquellen kompensierte, wie vielfach angenommen, sei dahingestellt.¹¹⁶ Jedenfalls nahm der Bezug auf „konkrete“, vergleichsweise gegenwartsnahe Geschichtsmythen ebenso zu wie die Geschwindigkeit, mit der sie jeweils zugunsten aktueller Bedürfnisse umgedeutet oder abgelöst wurden. Die Modernisierungskrisen und Katastrophenerfahrungen des 19. und 20. Jahrhunderts haben zu diesem „Beschleunigungsprozeß“ beigetragen, genauso wie die zunehmenden Chancen massenmedialer Verbreitung. Damit historische Interpretationen und Programme gesellschaftlich wirksam (und umkämpft) werden konnten, mußte freilich noch ein anderer neuzeitlicher Prozeß hinzukommen: Gemeint ist die Entwicklung moderner Massenmedien und die Verbreitung der entsprechenden Aneignungstechniken. Das „Zeitalter der Extreme“ (Eric Hobsbawm) hätte ohne die massenmedial vermittelten Informationen, Suggestionen und Kollektivvorstellungen, ohne die mediale Überwindung von Zeit und Raum, schwerlich so dynamisch verlaufen können, wie es – im negativen wie im positiven Sinne – tatsächlich der Fall gewesen ist.¹¹⁷ „Geschichte“ im Sinne historischer Argumentationen, Mystifizierungen und selektiver Bezüge hat dabei eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Beides zusammen findet in jenem „Geschichtsboom“ seinen Ausdruck, der noch immer anhält und eher zu- als abzunehmen scheint.

Vor diesem Hintergrund kam und kommt weiterhin historischen Deutungen und insbesondere ihrer Organisation in mythischen Erzählungen eine besondere Bedeutung zu: Sie leisten Arbeit am Problem der Kontingenz, indem sie das Individuum in ein Verhältnis zur Zeit und zur Welt setzen, Identität stiften, Gemeinschaft organisieren, Komplexität reduzieren, Erfahrungen und Erwartungen organisieren und damit Handlungsoptionen oder -imperative aufzeigen. Kurz: sie generieren historischen Sinn.¹¹⁸ „Geschichte“ gewinnt so in

Richtung des Weltverlaufs in und durch menschliches Handeln konstituierte“; vgl. Jörn Rüsen, Was heißt: Sinn der Geschichte?, in: Müller/Rüsen, Historische Sinnbildung, S. 17–47, Zitat: S. 18.

114 Zum Zusammenhang von Öffentlichkeit, Legitimation und Geschichtsphilosophie im 18. Jh. vgl. Keating, Öffentlichkeit und Propaganda, bes. S. 90ff.

115 Edgar Wolfrum, Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990, Darmstadt 1999, S. 18.

116 Entsprechenden Annahmen zufolge ist die Selbstverständlichkeit sozialer Identitäten in der Moderne durch Säkularisierung, zunehmende soziale und räumliche Mobilität sowie gesellschaftliche Differenzierungsprozesse verlorengegangen und bedarf der andauernden aktiven Rekonstruktion; dazu kritisch Niethammer, Kollektive Identität, passim.

117 Andreas Dörner, Medienkultur und politische Öffentlichkeit: Perspektiven und Probleme der Cultural Studies aus politikwissenschaftlicher Sicht, in: Hepp/Winter (Hg.), Kultur-Medien-Macht, S. 319–335, hier: S. 319.

118 Rüsen, Was heißt: Sinn der Geschichte, bes. S. 19, 29f.

gewissem Umfang eine utopische Qualität, indem die Vergangenheit mit Sinnqualitäten für die Orientierung in der Gegenwart aufgeladen wird, um damit lebensweltliche Orientierung, Vertrauen und Sicherheit zu gewährleisten, die anders offenbar nicht zu gewinnen sind.¹¹⁹

Um diese komplexen, gesellschaftlich zentralen Zusammenhänge analytisch fassen zu können, bietet sich der Begriff „Geschichtskultur“ an, der sich in Erweiterung der älteren Kategorie des Geschichtsbewußtseins¹²⁰ auf den Gesamtzusammenhang der gesellschaftlichen Erinnerungsprozesse richtet. Impliziert ist damit nicht nur ein heterogenes, über den engeren Bereich der Historiographie hinausweisendes Feld von Vergangenheitsrepräsentationen,¹²¹ sondern deren Organisation in diskursiv organisierten Bedeutungssystemen im oben skizzierten Sinne.¹²² Historisch-politische Mythen und deren Verankerung im „kulturellen Gedächtnis“ erscheinen dabei als Kernelemente solcher Bedeutungssysteme, die aber auch im Hinblick auf ihre Verflechtung, Abgrenzung und sonstige (semantische) Struktur zu untersuchen sind. Zu berücksichtigen sind dabei nicht nur die (propagandistischen) Intentionen der politischen Akteure, sondern auch die spezifischen Bedingungen massenmedialer, an das Medium Radio gekoppelter Öffentlichkeit.

Statt die Wahrnehmung allein auf die im engeren Sinne politischen Instrumentalisierungen zu richten, wird somit ein weiterer Kontext lebensweltlicher Voraussetzungen von Erinnerungsprozessen problematisiert.¹²³ Da die Wirkung historischer Repräsentationen an be-

119 Vgl. Werner Weidenfeld, *Geschichte und Politik*, in: ders. (Hg.), *Geschichtsbewußtsein der Deutschen. Materialien zur Spurensuche einer Nation*, Köln 1987, S. 13–31, hier: S. 20ff., 26ff.

120 Der aus dem didaktischen Bereich stammende Begriff zielt auf die subjektive, über Sozialisationsprozesse vermittelte Aneignung von Zeit; vgl. Karl-Ernst Jeismann, *Dimensionen nationalgeschichtlichen Bewußtseins*, in: Weidenfeld (Hg.), *Geschichtsbewußtsein der Deutschen*, S. 35–51, hier: S.35ff.

121 So die Begriffsverwendung bei Wolfgang Hardtwig, *Geschichtskultur und Wissenschaft*, München 1990, S. 8f.

122 Vgl. zu einem solchen Begriff von Geschichtskultur die ähnlichen Überlegungen von Jörn Rösen in: ders., *Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewußtseins, sich in der Zeit zurechtzufinden*, Köln u.a. 1994, S. 211ff: Anders als ich bezieht sich Rösen aber nicht auf den Diskursbegriff, sondern unterscheidet analog zu den anthropologischen Konstanten Gefühl, Wille und Verstand drei Dimensionen von Geschichtskultur: eine ästhetische, eine politische und eine kognitive. Die ästhetische Dimension meint nicht allein historische Inhalte in der Kunst, sondern zielt insgesamt auf die sinnliche Wahrnehmungsqualität historischer Repräsentationen, ihre formale Stimmigkeit. Die politische Dimension bezieht sich auf das oben bereits skizzierte Verhältnis von Herrschaft und Legitimation – gleichwohl bleibe dieses Verhältnis zwischen Erinnerung und politischer Herrschaft stets latent spannungsgeladen. Die kognitive Dimension schließlich betrifft den Bereich der Wissenssicherung, der in modernen Gesellschaften in den historischen Wissenschaften institutionalisiert sei. Keine Dimension komme, so Rösen, ohne die anderen aus; nur in einer Balance generierten sie jene Leistung, die als historischer Sinn wahrgenommen werde. Zugleich sei davon auszugehen, daß die Dimensionen dazu neigen, sich auf Kosten der jeweils anderen zu verselbständigen. Das Modell hat den Vorzug, daß es den Blick auf die Grundlagen historischen Denkens in der Moderne richtet und über die Kulturkategorie den „konstitutiven Adressatenbezug“ einbezieht. Abgesehen von Rösens normativen Implikationen bleibt die Trennschärfe der drei Dimensionen jedoch ein problematischer Punkt.

123 Eben diese Erweiterung scheint mir in der Konzeption von „Geschichtspolitik“, wie sie Edgar Wolfrum stark macht, verlorenzugehen. Sie ist zudem entsprechend ihrer Ausrichtung auf die Bundesrepublik konflikttheoretisch hinterlegt und bedürfte zur Analyse staatssozialistischer Systeme erheblicher Modifikationen; vgl. Wolfrum, *Geschichtspolitik*, S. 22–38. Zu konfliktbezogenen Analysen des Umgangs mit dem NS-Erbe in der Bundesrepublik vgl. ferner: Werner Bergmann, *Antisemitismus in öffentlichen Konflikten. Kollektives Lernen in der politischen Kultur der Bundesrepublik 1949–1989*, Frankfurt a. M./New York 1997, bes. S. 11ff. sowie Michael Schwap-Trapp, *Konflikt, Kultur und Interpretation*.

stimmte unhintergehbare Bedingungen geknüpft ist, deutet sich die Fragilität politischer Instrumentalisierungen von Geschichte an; zugleich kann daraus indirekt auf ihre gesellschaftlichen Wirkungspotentiale geschlossen werden.

Das Verhältnis von Politik und Gesellschaft wird so nicht vorschnell auf nur eine Seite reduziert. Zeitbezüge erscheinen vielmehr in der Spannung zwischen politischen Herrschaftsinteressen, technisch-medialen Voraussetzungen und der *longue durée* gesellschaftlicher Produktion von Wirklichkeit mit ihren Bedürfnissen nach Sinnstiftung und Reduktion von Komplexität. An die Stelle eines „historistischen Relationismus“ tritt die wissenssoziologische Frage nach dem „gesellschaftlichen Bedeutungshaushalt“ in der Gegenwart: Nicht die Suche nach der „Wahrheit“ des antifaschistischen Geschichtsbildes ist demnach maßgeblich, sondern im Mittelpunkt steht die Analyse historisch konnotierter Sinnstiftungen für den Gegenwarts- und Zukunftshorizont der frühen DDR.¹²⁴ Die Instrumentalisierungen, Interessen, Macht- und Herrschaftsansprüche werden mit mentalen Sinngebungs- und Sinnbildungsprozessen verbunden, also mit jener kulturell generierten Subjektqualität, ohne die Menschen nicht handeln und leben können.

Eine Diskursanalyse des öffentlichen Umgangs mit dem Nationalsozialismus, Opladen 1996, bes. S. 31ff.

124 Nur am Rande sei hier bemerkt, daß damit Fragen aufgeworfen sind, die sich einfachen Werturteilen entziehen, weil diese sich immer sofort nach der Tragfähigkeit ihrer eigenen Maßstäbe fragen lassen müssen.

KAPITEL 2

Zur Voraussetzung kommunistischer Faschismus-Repräsentationen nach 1945

1. Faschismus und Antifaschismus vor 1945: Perzeptionen der rechten Massenbewegungen in der kommunistischen Bewegung

Der Begriff des „Faschismus“ war 1945 ebensowenig neu wie die damit verbundenen „antifaschistischen“ politischen Strategien. Vielmehr war die Auseinandersetzung mit diesem Phänomen genauso alt wie der Aufstieg der rechten Massenbewegungen in Europa seit Anfang der zwanziger Jahre. Die Bedeutungen und Konnotationen dessen, was unter „Faschismus“ und „Antifaschismus“ nach dem Krieg verstanden wurde, war untrennbar mit der Entwicklung der kommunistischen Bewegung vor und während des Krieges verbunden. Die Art, wie auf diese Begriffe in der Nachkriegszeit Bezug genommen wurde, mußte an vielen Stellen unverständlich bleiben, wenn diese Vorgeschichte ausgeblendet bliebe.¹ Dazu ist es nötig, den nationalen Rahmen zeitweise zu verlassen und Aspekte der Geschichte der Sowjetunion mit einzubeziehen. Es versteht sich, daß die z.T. sehr komplexen Entwicklungen an dieser Stelle nicht im einzelnen nachvollzogen werden können, insbesondere auch nicht die zahlreichen Meinungen von oppositionellen, häufig isolierten Kommunisten, die sich in ihren Auseinandersetzungen mit dem Faschismus z.T. erheblich von der „offiziellen“, spätestens ab 1925 von der Sowjetunion dominierten Linie der Komintern unterschieden.² An

1 Dies ist ein generelles Problem der Nach-Wende-Diskussion über den Antifaschismus. Die Diskussionen innerhalb der kommunistischen Bewegung über den Faschismus während der Zwischenkriegszeit bleiben allzuoft ausgeblendet. Dadurch wird der Gegenstand gewissermaßen „enthistorisiert“ und für einen vorwiegend evaluierenden Blick – sei es aus Ost- oder West-Sicht – anfällig. So etwa bei Funke, Faschismus und Antifaschismus.

2 Vgl. dazu: Mario Keßler/Yvonne Thron: Entscheidung für den Stalinismus? Die Bolschewisierung in KPD und Komintern, in: Theodor Bergmann/Mario Keßler (Hg.), Aufstieg und Zerfall der Komintern. Studien zur Geschichte ihrer Transformation (1919–1943), Mainz 1992, S. 85–94.

dieser Stelle muß vielmehr die überblicksartige Rekonstruktion der wichtigsten Entwicklungen auf der Basis ausgewählter Sekundärliteratur ausreichen.

1.1 Faschismus als Kampfbegriff in der kommunistischen Bewegung zwischen 1921 und 1933

Der Begriff Faschismus geht auf das lateinische „fascis“ zurück und verweist ursprünglich auf ein Rutenbündel mit Beil, das im römischen Reich den höchsten Magistraten als Symbol der Strafgewalt von Liktores vorangetragen wurde.³ Ausgehend von dieser Bedeutung diente es als Selbstbezeichnung der von Mussolini 1919 gegründeten „Fasci di combattimento“, die im Zuge der Krise nach dem Ersten Weltkrieg mit antisozialistischer Programmatik und den Methoden des Straßenkampfes rasch an Einfluß gewannen. Nachdem Versuche revolutionärer Umstürze von sozialistischer Seite gescheitert waren, erlangte die inzwischen zur „Partito Nazionale Fascista“ (PNF) umgewandelte rechtsgerichtete Bewegung schnell eine Massenbasis und kam bekanntlich 1922 nach dem sogenannten „Marsch auf Rom“ an die Macht, wenn auch zunächst noch im Rahmen einer Koalitionsregierung.

Das Scheitern einer sozialistischen Revolution und das Auftreten sowie der unerwartete Erfolg einer neuen politischen Kraft, die noch dazu unter Führung eines kommunistischen Renegaten stand, führte dazu, daß innerhalb der Komintern⁴ bereits seit 1921 über den Charakter der neuen Bewegung diskutiert wurde. Die atomisierte italienische Arbeiterbewegung konnte sich ebensowenig auf eine einheitliche Bewertung des Phänomens einigen, wie auf eine Strategie zu ihrer Eindämmung. Die Komintern neigte zunächst dazu, hinter dem Auftreten der rechten Massenbewegung schlicht die Gegenrevolution zu vermuten und bezeichnete sie in Anlehnung an die Gegner im russischen Bürgerkrieg als „weiße Garde“, ihre Aktivitäten als „weißen Terror“.⁵

Auch nach dem „Marsch auf Rom“ gab es innerhalb der Komintern zunächst keine gemeinsame Einschätzung des Faschismus. Während Lenin in einem seiner letzten Beiträge zur politisch-theoretischen Diskussion auf dem IV. Kongreß der Komintern im November 1922 die Ereignisse in Italien ebenfalls allein aus der russischen Perspektive betrachtete und die Faschisten mit dem von der zaristischen Polizei initiierten Widerstand der „Schwarzhundertschaften“ während der Aufstände 1905 verglich, zugleich ihren Erfolg als „Lehrgeld“ der KPI auf dem Weg zur Revolution abbuchte, neigten andere Kommunisten wie Karl Radek und Clara Zetkin dazu, den Massencharakter und die revolutionäre Dynamik zu würdigen und damit auch eine neue Qualität der Bewegung anzuerkennen.⁶ Vereinzelt wurden bereits 1923 Stimmen laut, die vor einer Verallgemeinerung des Faschismusbegriffes auf „alle gegenrevolutionären Tendenzen und Bewegungen“ warnten.⁷ Innerhalb der KPI

3 Vgl. Emilio Gentile, Der Liktochenkult, in: Dipper u.a. (Hg.), Faschismus und Faschismen, S. 247–262.

4 Vgl. zur Komintern und ihrer frühen Entwicklung zu einem Instrument der sowjetischen Außenpolitik: Bergmann/Keßler, Aufstieg und Zerfall der Komintern; vgl. Anm. 2.

5 So auf dem III. Kongreß der Komintern im Juni 1921; vgl. Leonid Luks, Einsichten und Fehleinschätzungen. Faschismusanalyse der Komintern 1921–1928, in: Keller, Antifaschismus, S. 77–92, hier: S. 79.

6 Leonid Luks, Entstehung der kommunistischen Faschismustheorien. Die Auseinandersetzung der Komintern mit Faschismus und Nationalsozialismus 1921–1935, Stuttgart 1985, S. 38ff.

7 So der ungarische Kominternideologe Giulio Aquila im März 1923, zit. nach ebd., S. 43.

setzte sich von seiten ihrer Führung allerdings eine „linke“ Position durch, die keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Faschismus und bürgerlicher Demokratie sah und die Ereignisse lediglich als Machtkampf innerhalb des bürgerlichen Lagers wertete. Hinzu kam, daß selbst die Mehrzahl jener kommunistischen Theoretiker, die den revolutionären Charakter des Faschismus anerkannten, dazu neigten, ihn zu verharmlosen, weil sie seine Ideologie als kleinbürgerlich und rückständig qualifizierten und ihm ihrem teleologischen Geschichtsverständnis entsprechend den baldigen Untergang zwischen den „eigentlichen“ Klasseninteressen und -kämpfen prophezeiten.⁸ Von Anfang an erwies sich somit das marxistische Axiom einer Zweiteilung der Gesellschaft in Proletariat und Bourgeoisie als übermächtig bei der Wahrnehmung der rechtsradikalen Massenbewegungen und ihren Grundlagen.

Die Hoffnungen vieler Kommunisten auf unmittelbar bevorstehende Revolutionen in den west- und südeuropäischen Ländern, die ähnlich wie in Rußland verlaufen würden, erfüllten sich bekanntlich trotz der krisenhaften Situation im Nachkriegs-Europa nicht. Statt dessen mußten sie – wie etwa im Falle des sogenannten „Oktoberaufstandes“ 1923 in Deutschland – nicht selten herbe Niederlagen hinnehmen. Die Verantwortung dafür wurde tendenziell weniger in gesellschaftlichen Widerständen lokalisiert als beim politischen Gegner, der dazu vorzugsweise kompakt als „Gegenrevolution“ konstruiert wurde.⁹ Die Konzeption einer „Einheitsfront“, die zwischen dem III. und IV. Weltkongreß der Komintern ausgearbeitet worden war und die heterogene Arbeiterschaft (unter Umgehung der sozialdemokratischen Führung und Parteistrukturen) auf das gemeinsame Ziel der bevorstehenden proletarischen Revolution verpflichten sollte, wurde nach den Rückschlägen des Jahres 1923 aufgegeben und wich einer schroffen Abgrenzungspolitik gegen die Sozialdemokratie und andere oppositionelle Richtungen innerhalb der Linken, denen man die Verantwortung für den mißglückten Umsturz aufbürdete.¹⁰

Daraus resultierte die zunehmende Identifizierung des Faschismus-Begriffes mit allen politischen Gegnern eines revolutionären Umsturzes unter kommunistischer Führung. Bereits 1923/24 erklärte der Vorsitzende der Komintern, Grigorij Sinowjew, die deutsche Sozialdemokratie zu einer „Spielart“ des Faschismus, die es aufs schärfste zu bekämpfen gelte.¹¹ Aus seiner Sicht war dies nur konsequent, „spaltete“ demnach doch die legalistische SPD das Proletariat und arbeitete mit ihrer Stützung des Parlamentarismus objektiv gegen eine proletarische Revolution und damit vermeintlich den Interessen der Bourgeoisie zu. Gerade der Sozialdemokratie kam in dieser Perspektive eine besondere Verantwortung für das bisherige Scheitern der kommunistischen Revolution zu.¹² Die schnelle Niederschla-

8 Luks, *Einsichten und Fehleinschätzungen*, S. 85.

9 Vgl. Friedrich Firsov, *Stalin und die Komintern*, in: Bergmann/Keßler, *Aufstieg und Zerfall der Komintern*, S. 37–84, hier: S. 31.

10 Bernhard H. Bayerlein, *Einheitsfront- und Volksfrontmythos als Ursprungslegenden des Antifaschismus*, in: Keller, *Antifaschismus*, S. 103–122, hier: S. 105ff.

11 Luks, *Einsichten und Fehleinschätzungen*, S. 87.

12 Diese Perspektive spiegelte nicht zuletzt die Gründungsgeschichte der Komintern, die 1919 als Vereinigung der Linken gegründet worden war, um nach dem vermeintlichen „Verrat“ der deutschen Sozialdemokratie die Perspektive der Weltrevolution aufrechtzuerhalten (III. Internationale); vgl. Manfred Wilke, *Ein Bulgare in Moskau*. In seinen Tagebüchern analysiert der einstige Generalsekretär der Kommunistischen Internationale die Politik der UdSSR unter ihrem Despoten Stalin, in: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 59, 12. März 2001, Seite 10.

gung des nationalsozialistischen Putschversuchs vom November 1923 in Deutschland tat ein übriges, um eine intensive Auseinandersetzung mit der rechtsextremen Bedrohung jenseits der überkommenen kommunistischen Deutungskategorien zu verhindern. Der Preis war die pejorative Inflationierung des Faschismus-Begriffs, der praktisch zu einem Synonym für alle Gegner der mehr oder minder isolierten kommunistischen Kräfte wurde und dabei die Besonderheiten und das explosive Potential der rechtsextremen Massenbewegungen in Westeuropa vernachlässigte oder ganz ausblendete.

Zwar schwächte sich die Ausweitung des Begriffs auf alle Gegner des Kommunismus während der Konsolidierungsphase der europäischen Zwischenkriegsordnung in der Mitte der zwanziger Jahre wieder ab, und es mehrten sich Stimmen, die wieder die Besonderheiten der rechtspopulistischen Bewegungen in Italien und Deutschland herausstrichen und – besonders von italienischer Seite – die spezifischen nationalen Voraussetzungen für die Machtübernahme Mussolinis betonten.¹³ Aber 1928 kehrte die weite, vor allem auch gegen die westeuropäische Sozialdemokratie gerichtete Auslegung des Faschismusbegriffs in der Komintern zurück. Die Gründe dafür lagen nun, nach der „Bolschewisierung“¹⁴ der Komintern, zuvorderst in innersowjetischen Entwicklungen und Interessen: Nach der Ausschaltung der linken Opposition unter Trotzki versuchte Stalin erfolgreich, sich gegen seinen bisherigen Verbündeten Bucharin durch die Wiederbelebung des Leninschen Aktivismus zu profilieren und verkündete auf dem 15. Parteitag der KPdSU eine neue, revolutionäre Phase des Klassenkampfes.¹⁵ Ein geweiteter, auf oppositionelle Haltungen innerhalb der Linken gerichteter Faschismus-Begriff war dabei in zweierlei Hinsicht hilfreich: Zum einen schien vor allem die gegenüber den Kommunisten nach wie vor dominante europäische Sozialdemokratie den erneuten Übergang in die offensive Phase des proletarischen Umsturzes zu verhindern, sie stand also Stalins Proklamation einer „neuen revolutionären Krise“ des Kapitalismus im Wege. Ebenso wichtig war jedoch die indirekte innenpolitische Drohkulisse gegen den vermeintlichen „Rechtsabweichler“ Bucharin,¹⁶ der die privatwirtschaftlich orientierte „Neue Ökonomische Politik“ (NEP) verteidigte und sich gegen Stalins radikale Pläne einer forcierten Industrialisierung und Kollektivierung der Landwirtschaft wandte, mit denen dieser die bolschewistische Herrschaft auf dem Lande und in den nichtrussischen Republiken durchzusetzen gedachte.¹⁷ Im gleichen Kontext ist auch die weitere Zuspitzung

13 Besonders die Führung der KPI unter Gramsci und dem Theoretiker Togliatti setzte sich 1926–1928 für eine differenzierte Sicht des Faschismus in Italien ein; vgl. Luks, *Einsichten und Fehleinschätzungen*, S. 88ff.

14 Bayerlein, *Einheitsfront- und Volksfrontmythos*, S. 107.

15 Vgl. Nicholas N. Kozlow/Eric D. Weitz, *Betrachtungen über die Ursprünge der „Dritten Periode“: Bucharin, die Komintern und die politische Ökonomie der Weimarer Republik*, in: Bergmann/Keßler, *Aufstieg und Zerfall der Komintern*, S. 123–142.

16 Luks, *Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie*, S. 130ff.

17 Bekanntlich mündete dieses Vorhaben in den Pogromen gegen die sogenannten „Kulaken“, in deren Folge Hunderttausende von Bauern umkamen und ca. zwei Millionen vertrieben wurden; weitere sechs Millionen fielen nach Schätzungen der großen Hungersnot zum Opfer, die sich an die Zwangskollektivierung und „Entkulakisierung“ anschloß; vgl. dazu Arnd Bauerkämper, *Vertreibung als Exklusion gesellschaftlicher Führungsgruppen. Die Verdrängung der „Großbauern“ in der SBZ/DDR und die Vernichtung der „Kulaken“ in der UdSSR im Vergleich*, in: Günther Schulz (Hg.), *Vertriebene Eliten. Vertreibung und Verfolgung von Führungsschichten im 20. Jahrhundert*, München 2001, (*Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit*, 24), S. 125–164, sowie Nicolas Werth, *Ein Staat gegen sein Volk*.

dieser Tendenz zu der sogenannten Sozialfaschismus-These auf dem 10. Plenum des EKKI (Juli 1929) zu betrachten. Sie erklärte den „Sozialfaschismus“ (gemeint waren alle moderaten, nicht auf eine unmittelbare Revolution gerichteten politischen Konzepte der Linken, wie sie außerhalb Rußlands vorzugsweise in der Sozialdemokratie vertreten wurden) zum Hauptfeind des „revolutionären Proletariats“. Ausgehend von Italien, seien alle bürgerlichen und sozialdemokratischen Parteien in Europa dem Faschismus anheimgefallen, der den Gegenpol zum Aufbau des Sozialismus in der Sowjetunion bilde. Der „Sozialfaschismus“ sei dabei eine besondere Erscheinung in hochindustrialisierten Ländern mit starken sozialdemokratischen Parteien. Diese Gegner, die anders als die „einfachen“ Faschisten nicht mit offenem Visier kämpfen würden, wären sogar noch um ein Vielfaches gefährlicher als letztere. Offenkundig sollte diese These nicht nur Stalins Proklamation einer neuen „dritten“ Entwicklungsstufe des Kapitalismus stützen, sondern stand auch in direktem Zusammenhang mit dem radikalen Kampf gegen die etablierte dörfliche Bevölkerung in der Sowjetunion, gegen den es über Bucharins Sturz hinaus innerhalb der Partei erhebliche Widerstände gab.¹⁸ Wer an einen (friedlichen) Ausgleich der Klasseninteressen glaube, so der mehr oder minder indirekte Vorwurf an die „rechten“ Bolschewiki, sei bestenfalls ein „blinder Versöhnler“, im schlimmeren Falle selbst ein Faschist.¹⁹ Damit war der Weg für eine politisch weniger einengende Einschätzung des Aufstiegs des Nationalsozialismus in Deutschland innerhalb der Komintern nachhaltig blockiert.

Auch der – für die meisten kommunistischen Theoretiker völlig überraschende – Erfolg der NSDAP bei den Reichstagswahlen von 1930 änderte wenig an der Sozialfaschismus-These und der daran geknüpften Strategie der radikalen Abgrenzung von allen anderen politischen Kräften. Maßgeblich blieb vor allem die innenpolitische Lage in der Sowjetunion, in der zwischen 1930 und 1933, wie von Bucharin prophezeit, bürgerkriegsähnliche Zustände herrschten. Voller Verzweiflung wehrte sich die Landbevölkerung gegen ihre soziale oder gar physische Vernichtung, ohne dabei gegen die bewaffneten Staatsorgane eine wirkliche Chance zu haben.²⁰ In dieser Situation verschärfte die Komintern noch ihren isolationistischen, gegen jede „rechte“ Opposition gerichteten Kurs, unabhängig davon, ob dies der Position der kommunistischen Parteien außerhalb der Sowjetunion zuträglich war oder

Gewalt, Unterdrückung und Terror in der Sowjetunion, in: Stéphane Courtois u.a. (Hg.), *Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückung, Verbrechen und Terror*, München/Zürich 1998, S. 44–295, hier: S. 165–188.

18 Zu Recht ist auf den außerordentlichen Niveauverlust der theoretischen Diskussion innerhalb der Komintern durch die Ausschaltung linker und rechter Theoretiker sowie die völlige Unterordnung der Diskussion unter die Imperative der sowjetischen Politik hingewiesen worden; vgl. Gert Schäfer, *Der Faschismus und die Kommunistische Internationale*, in: Bergmann/Keßler (Hg.), *Aufstieg und Zerfall der Komintern*, S. 167–201.

19 Luks, *Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie*, S. 137ff.

20 Für den Erfolg war aber nicht zuletzt maßgeblich, daß die gewaltsamen Kollektivierungsmaßnahmen auf eine soziale Basis innerhalb der Landbevölkerung bauen konnten. Gerd Koenen bemerkte zum Pogromcharakter der Kollektivierung: „Inmitten der allgemeinen, brutalen Entsolidarisierung entwickelte das kollektiviert Dorf den blinden Drang, sich radikal zu homogenisieren und zu egalisieren – eine Regression, die offenbar einem archaischen Instinkt des Selbstschutzes entsprang.“; ders., *Utopie der Säuberung. Was war der Kommunismus?*, Frankfurt a. M. 2000, S. 169.

nicht.²¹ Allerdings spielten auch traditionelle außenpolitische Wahrnehmungen eine Rolle: Seit der Revolution herrschte innerhalb der kommunistischen Führung die Angst, die „imperialistischen“ Westmächte würden die Herrschaft der Bolschewiki durch einen Krieg beenden. Aus dieser Perspektive erschienen die bürgerlichen und sozialdemokratischen Regierungen der Siegermächte des Ersten Weltkrieges, namentlich Frankreichs und Großbritanniens, als Hauptfeinde. Permanent wurde nun die Gefahr eines angeblich unmittelbar bevorstehenden Interventionskrieges gegen die Sowjetunion beschworen, obwohl es dafür keine reale Grundlage gab.²²

Die KPD, in deren Interesse ein solcher Kurs als Oppositionspartei eigentlich nicht liegen konnte, trug ihn gleichwohl vorbehaltlos mit.²³ Sie erklärte die „Errichtung einer faschistischen Diktatur“ bereits mit den Präsidial-Kabinetten unter Brüning für vollzogen und sprach inflationär zunächst vom Brüning-Faschismus, später vom Papen- und Schleicher-Faschismus.²⁴ Die zunehmende Erosion der Republik und die sich zuspitzende Krise wurde eher als Bestätigung des bisherigen Kurses gewertet, weil sie die erwartete (und ersehnte) revolutionäre Situation anzukündigen schienen. Daß neben der NSDAP auch die KPD von dem Vertrauensverlust der Wähler zu den Parteien der Mitte und in das parlamentarische System insgesamt profitierte, bestärkte die kommunistischen Funktionäre nur in ihrem doktrinären Kurs.²⁵ Das Erstarken des Nationalsozialismus hielt man für ein nur kurzfristiges Phänomen, das schnell vorübergehen werde, da es der Partei an einer „klassenmäßigen“ Verwurzelung ebenso mangle wie an einer entsprechenden Programmatik. Demgegenüber galt als politischer Hauptfeind nach wie vor die SPD, die man sowohl im Hinblick auf ihre organisatorische Basis als auch in bezug auf ihre Verankerung im Proletariat für weitaus stärker hielt als die NSDAP.²⁶ Ende 1931 wandte sich Thälmann scharf gegen Aufweichungstendenzen des Abgrenzungskurses an der kommunistischen Basis und erklärte, es gebe Kommunisten, die vor „nationalsozialistischen Bäumen den sozialdemokratischen Wald“ nicht sehen wollten.²⁷

-
- 21 So auf dem 11. Plenum des EKKI vom März 1931 und auf dem 12. Plenum vom August 1932 wo die Sozialfaschismus-These und der prioritäre Kampf gegen die Sozialdemokratie explizit bestätigt bzw. zur „Tagesaufgabe“ erklärt wurden: Dem „Sozialfaschismus“ als Ausdruck einer „gemäßigeren“ Anwendung der bürgerlichen Klassengewalt mit seiner „speziellen Funktion des Betruges der Arbeitermassen“ sollte demnach der „Hauptschlag“ gelten. Vgl. Luks, Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie, S. 149ff. sowie Finker, KPD und Antifaschismus 1929–1934, in: ZfG 41 (1993), H. 5, S. 389–398, hier: S. 394.
- 22 Wahrscheinlich handelte es sich dabei allerdings weniger um tatsächliche Überzeugungen der sowjetischen Führung, die über die wirkliche Lage ausreichend informiert gewesen sein dürfte, als um eine Kampagne, die insofern legitimatorisch wirken sollte, als sie die innenpolitischen Widerstände gegen Stalins radikale Industrialisierungs- und Kollektivierungspolitik kompensieren sollte.
- 23 Volle Zustimmung durch das Politbüro der KPD im Oktober 1932 (Finker, KPD und Antifaschismus, S. 394).
- 24 Vgl. ebd., S. 391.
- 25 Zwischenzeitlich versuchte die KPD sogar, die chauvinistischen Parolen der Rechten zu kopieren und sich als konsequentester Anwalt der „Befreiung aller Deutschen“ zu profilieren; Luks, Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie, S. 145f.
- 26 Hier offenbart sich ein Paradoxon in den Perzeptionen der Bolschewiki: Obwohl sie selbst ungeheuer zur Dynamisierung der politischen und sozialen Verhältnisse im 20. Jahrhundert beigetragen hatten, neigten sie in ihren Analysen zur Vernachlässigung der dynamischen Momente und zur Überbetonung der statischen Elemente in der Gesellschaft; vgl. ebd., S. 156f.
- 27 Ebd., S. 151.

Ohne Zweifel rächte sich nun, daß sich innerhalb der KPD schon Jahre zuvor eine von Moskau abhängige politische Führung durchgesetzt hatte, die zu eigenständigen Analysen und konzeptionellen Schlüssen kaum in der Lage war.²⁸

1.2 Die Auseinandersetzung mit dem Faschismus nach der nationalsozialistischen „Machtergreifung“

Angesichts der konsequenten Unterschätzung der Nationalsozialisten nicht nur durch die Komintern, sondern auch durch die KPD-Spitze, nimmt es nicht wunder, daß die Übergabe der Macht an Hitler im Januar 1933 diese vollkommen überraschte und entsprechend unvorbereitet traf. Die verhängnisvolle Strategie der KPD in der ersten Phase der Illegalität, als man glaubte, die Partei in ihrer bisherigen zentralistischen Struktur im Untergrund erhalten zu können und damit Tausende von Mitgliedern praktisch der Gestapo auslieferte,²⁹ hatte zweifellos hier ihre Ursache. Eine Revision des bisherigen Kurses blieb seitens der Komintern und der KPD-Führung trotz der sogenannten „Machtergreifung“ in Deutschland und der darauf folgenden radikalen politischen Umwälzung einschließlich der Ausschaltung aller direkten politischen Gegner zunächst aus.

Nach der Machtübernahme der NSDAP versicherte das ZK der KPD im Mai 1933 sich selbst der „absolut richtigen politischen Linie des ZK der KPD vor und während des Staatsstreiches durch Hitler.“³⁰ Innerhalb der Komintern hielt man an der These fest, die Herrschaft Hitlers werde nicht von Dauer sein, vielmehr werde ihr die proletarische Revolution „auf dem Fuße“ folgen.³¹ Dementsprechend verlieh das Politbüro der deutschen Partei in seiner Resolution „Über die gegenwärtige Lage in Deutschland und die Aufgaben der KPD“ seiner Überzeugung Ausdruck, daß nun, ungeachtet des staatlichen Terrors, „ein ungeheurer revolutionärer Aufschwung“ zu verzeichnen sei, vor dem „alle Kräfte der faschistischen Diktatur“ bereits „zittern“ würden.³² Schuldig am (vorübergehenden) Sieg Hitlers sei allein die Sozialdemokratie: In Deutschland habe die „Zweite Internationale“ ihre verdiente Niederlage erlitten.³³ Darin erkannte die KPD im Oktober 1933 nicht zuletzt eine historische Chance zur Ausschaltung der ungeliebten Bruderpartei: „Die Geschichte gibt jetzt die reale Möglichkeit zur Liquidierung des Masseneinflusses der SPD, dieser Schuldigen am Siege des Faschismus und dieser Hauptstütze der Bourgeoisie, gibt die Möglichkeit der Wiederherstellung der Einheit der Arbeiterklasse.“³⁴ Der Kern des „Faschismus“ wurde noch im-

28 In Moskau galt die KPD Anfang der dreißiger Jahre als „Musterschüler“, sie habe einen „glänzenden Weg der Bolschewisierung zurückgelegt“, hieß es in der „Kommunistischen Internationale“. Luks bemerkt dazu: „Für dieses Lob aus Moskau, auf das die KPD-Führung stolz war, mußten die Deutschen mit dem Verzicht auf eine realistische, den eigenen Interessen Rechnung tragende Politik bezahlen.“; vgl. ebd., S. 147.

29 Vgl. hierzu Hermann Weber, *Die KPD in der Illegalität*, in: Richard Löwenthal/Patrick von zur Mühlen (Hg.), *Widerstand und Verweigerung in Deutschland*. Bonn³1997, S. 83–101.

30 Finker, *KPD und Antifaschismus*, S. 395.

31 Vgl. Luks, *Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie*, S. 265, Anm. 145.

32 Finker, *KPD und Antifaschismus*, S. 396.

33 Luks, *Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie*, S. 162.

34 Resolution des Politbüros der KPD „Über die gegenwärtige Lage in Deutschland und die Aufgaben der KPD“ (10. Oktober 1933), zit. nach Finker, *KPD und Antifaschismus*, S. 396.

mer jenseits der NSDAP verortet, und der Kampf richtete sich damit weiterhin hauptsächlich gegen einen Gegner, zu dem Leonid Luks bemerkt hat, er sei im Prinzip nur eine von den Kommunisten „selbst konstruierte Attrappe“ gewesen.³⁵ Noch im Juni 1934 hieß es von seiten der KPD, die Sozialdemokratie werde „immer [...] ein Werkzeug der Konterrevolution, der Bourgeoisie, des Kapitalismus sein und bleiben.“³⁶

Auf dem 13. Plenum des EKKI vom November 1933 erklärte Wilhelm Pieck demonstrativ den Aufbau des Sozialismus in der Sowjetunion zum wichtigsten Ereignis der unmittelbaren Vergangenheit. Zu einem Eingeständnis der fragwürdigen Einschätzungen der rechten Massenbewegungen oder auch nur zu einer erkennbaren Revision der bisherigen Linie kam es vorläufig nicht. Der Hauptredner Kuusinen sah im Nationalsozialismus die traditionelle Dialektik der finsternen Geißeln des Kapitalismus und der sich damit zugleich ankündigenden Erlösung durch die bevorstehende proletarische Revolution in Deutschland verkörpert.³⁷

Als entscheidend für eine strategische Wende sollten sich ein weiteres Mal weniger die unmittelbaren Ereignisse in Deutschland erweisen als die – damit allerdings verbundenen – Interessen der Sowjetunion, diesmal vor allem auf dem Sektor der Außenpolitik. Die anhaltend antisowjetische Politik des nationalsozialistischen Deutschland ließ die anfangs pragmatisch-abwartende, auf eine Fortsetzung der Einbindung Deutschlands in die sowjetische Sicherheitspolitik bedachte Außenpolitik Stalins zunehmend obsolet erscheinen.³⁸ Unter Hitler entwickelte sich Deutschland schnell zum Zentrum antikommunistischer Politik, und auch über Deutschland hinaus profitierten die antisozialistischen rechtsextremen Bewegungen von den Erfolgen der Nationalsozialisten. Um der Gefahr zunehmender Isolation zu entgehen und die Risiken der programmatisch expansionistischen, anti-sowjetischen Politik Hitlers zu minimieren, überwand der Pragmatiker Stalin die traditionellen Ressentiments der sowjetischen Außenpolitik gegenüber den Westmächten und suchte deren Nähe. Mit den sogenannten „Beistandspakten“ mit Frankreich und der Tschechoslowakei (1935) leitete die Sowjetunion faktisch eine Politik der Eindämmung Deutschlands ein.³⁹ Dieser Strategie stand die bisherige, auf strikte Abgrenzung von allen bürgerlichen und sozialdemokratischen Kräften bedachte Faschismus-Definition entgegen, die noch immer am Nahziel kommunistischer Umstürze in den Staaten Zentraleuropas orientiert war – und damit einem Ziel, das im übrigen zunehmend unrealistischer erscheinen mußte. Hinzu kam, daß nach dem Abschluß der „Entkulakisierung“ auch die Notwendigkeit einer scharfen Bekämpfung der „rechten“ innenpolitischen Opposition wegfiel, die den bisherigen Kurs maßgeblich motiviert hatte.

35 Luks, Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie, S. 167.

36 Vgl. Finker, KPD und Antifaschismus, S. 397; ironischerweise wurde zu dieser Zeit innerhalb der Komintern bereits an der radikalen Abkehr von der Sozialfaschismus-These gearbeitet.

37 François Furet, Das Ende der Illusion. Der Kommunismus im 20. Jahrhundert, München/Zürich 1998, S. 284f.

38 Furet weist darauf hin, daß Stalin die nationalsozialistische Politik ein ganzes Jahr lang nicht kommentiert habe, auch nicht nach dem Reichstagsbrand und dem Verbot der KPD; vgl. Furet, Das Ende der Illusion, S. 276; zur außenpolitischen Wende der Sowjetunion, die Hitler u.a. durch den Nichtangriffspakt mit Polen vom 26.1.1936 provoziert hatte, und dem Charakter der Beistandspakte vgl. im einzelnen Michael G. Müller, Beistandspakt(e), in: Torke, Historisches Lexikon der Sowjetunion, S. 43f. sowie Furet, Ende der Illusion, S. 277f.

39 Ebd., S. 168ff.

Die Konsequenz war, daß innerhalb der Komintern ab Mitte 1934 zunächst verdeckt eine Wende vorbereitet wurde, die nicht nur mit der Sozialfaschismus-These brach, sondern – unter dem Label der „antifaschistischen Einheits- und Volksfront“ und mit Blick auf Frankreich – einer breiten Bündnispolitik ins bürgerliche Lager die Tür öffnen sollte.⁴⁰ Der bisherigen Gleichsetzung von Faschismus und parlamentarischer Demokratie wurde nun, zunächst im Dezember 1934 durch das Exekutivkomitee und dann auf dem VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale im August 1935, eine klare Absage erteilt. Jetzt erst bekam der Faschismus eine feste Adresse und die Nationalsozialisten und ihre Verbündeten rückten als eigentliche Gegner in den Mittelpunkt der kommunistischen Strategie; das bisherige Nahziel einer proletarischen Revolution unter kommunistischer Führung wurde dem „antifaschistischen“ Imperativ nachgeordnet.⁴¹ Die vormalige Linie wurde in bewährter Manier als Verirrung einzelner Linksabweichler abgetan.

Die strategische Wende, die nunmehr die Gefahr von rechts endlich ernst nahm, ging allerdings nicht mit einer differenzierten oder auch nur wirklich neuen Analyse des Phänomens einher. Die berühmte und – wie sich erweisen sollte – bemerkenswert langlebige Formel des neuen Generalsekretärs der Kommunistischen Internationale, Georgi Dimitroff,⁴² derzufolge der Faschismus die „offene, terroristische Diktatur der reaktionärsten, chauvinistischsten, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals“ sei,⁴³ hatte vor allem den Vorteil, viel Spielraum für taktische Bündnisse zu lassen, zeichnete sich aber von Anfang an durch ihren ökonomistischen Reduktionismus und die aus marxistischer Sicht „politisch korrekte“ Betonung des Klassencharakters aus. Der zum Verständnis des Phänomens zentrale Aspekt der tiefen gesellschaftlichen Verwurzelung der rechten Bewegungen wurde mehr dementiert als betont, und genaugenommen stand die klassenbezogene Definition auch in einem latenten Spannungsverhältnis zur Volksfront-Strategie, die ja gerade auf die (zeitweise) Überwindung der Klassengrenzen zur Bekämpfung des Faschismus setzte. Ihre Ex-

40 Zu den genaueren Abläufen hinter den Kulissen der Komintern vgl. Furet, *Ende der Illusion*, S. 285f.; ferner Schäfer, *Der Faschismus*, S. 178ff.

41 Bayerlein weist darauf hin, daß die Volksfront-Konzeption somit nicht nur als Ausfluß außenpolitischer Interessen der Sowjetunion gewertet werden kann, sondern sich – neben dem Druck „von unten“ (also einzelner nationaler Sektionen in der Komintern, die auf den „Schock“ der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ reagierten), auch einer pragmatischen Umorientierung verdankte, die den revolutionären Radikalismus als kurzfristige politische Perspektive aufgab; vgl. Bayerlein, *Einheits- und Volksfrontmythos*, S. 114f.

42 Dimitroff selbst verkörperte die neue, nun vor allem gegen den Nationalsozialismus und seine europäischen Pendanten gerichtete Linie in perfekter Weise: Seine Berufung an die Spitze der Komintern verdankte sich seinem Image als „antifaschistischer Held“, das er sich durch seine Rolle als Angeklagter im Reichstagsbrand-Prozeß und seinen Freispruch ebendort erworben hatte. Zum Charakter dieses Prozesses vgl. die Charakterisierung als „Propagandaschlacht zwischen Berlin und Moskau“ durch Arthur Koestler, der daran selbst als subalterner Mitarbeiter im kommunistischen Propagandaapparat Willi Münzenbergs teilgenommen hat. Vermutlich kam Dimitroff durch deutsch-sowjetische Geheimverhandlungen frei. Koestlers Darstellung wird breit zitiert von Furet, *Ende der Illusion*, S. 282f.; vgl. zu Dimitroff auch Bernhard H. Bayerlein/Waldislaw Hedeler (Hg.), *Georgi Dimitroff. Kommentare und Materialien zu den Tagebüchern 1933–1943*, Berlin 2000, bes. S. 7ff.

43 Diese Definition war nicht neu, sondern ging bereits auf das 13. Plenum des EKKI vom November 1933 zurück. Ein (gekürzter) Abdruck von Dimitroffs Referat auf dem VII. Weltkongreß der KI findet sich in Reinhard Kühnl (Hg.), *Texte zur Faschismuskonzeption I. Positionen und Kontroversen*. Reinbek 1974, S. 57–75, Zitat: S. 58.

ponierung dürfte sich denn auch weniger tiefschürfenden Analysen verdanken als ihrem integrativen Potential. Es handelte sich dabei, wie François Furet hervorgehoben hat, um eine Kompromißformel, die es erlaubte, nun den Nationalsozialismus als „entschiedenste“ Form der imperialistischen Herrschaft in den Blick zu nehmen und dadurch die bisher primär gegen die bürgerlichen Demokratien gerichtete Politik aufzugeben, ohne zugleich die bisherigen ideologischen Grundlagen völlig preiszugeben.⁴⁴ Die Formel war damit geeignet, den Bruch, den die neue Politik de facto bedeutete und der an der radikalisierten kommunistischen Basis auf Unverständnis und Widerstand stieß,⁴⁵ abzumildern. So war es möglich, daß das ZK der KPD noch 1936 einen Aufruf veröffentlichen konnte, indem es hieß: „Du Nationalsozialist, Du, Antifaschist, reicht Euch die Hand gegen die 3 000 Millionäre“.⁴⁶

Das änderte freilich ebensowenig wie die vorrangig an den außenpolitischen Interessen der Sowjetunion orientierte Motivation der neuen Linie etwas daran, daß sich die Volksfront-Strategie als ausgesprochen erfolgreich erweisen sollte. Der antifaschistische Mythos, wie er nach dem Krieg nicht nur in der DDR entstand und von der Linken gepflegt wurde, hat hier seinen eigentlichen Ursprung, nicht in dem bis dahin vorherrschenden klassenbezogenen Faschismus-Begriff der III. Internationale. Der Antifaschismus, verstanden als direkter Kampf gegen die rechten Diktaturen und besonders gegen Hitler, war nicht nur ungleich konkreter als das immer wieder enttäuschte Ziel einer proletarischen Revolution, sondern er gewann auch in dem Maße an moralischer Dignität, in dem die Preisgabe basaler zivilisatorischer Standards durch den Nationalsozialismus (und seine Verbündeten) ruchbar wurde.⁴⁷ Eben dies, seine scheinbar unangreifbare Programmatik, machte seine Attraktivität weit über den Kreis überzeugter Kommunisten aus. Den offiziellen Zielen der „Volksfront“ konnte sich auch verpflichtet fühlen, wer die radikale Konsequenz einer proletarischen Revolution ablehnte, denn die Kommunisten zeigten sich hier scheinbar demokratisch geläutert. Zugleich ließ Dimitroffs Definition nicht zufällig für die eigene Klientel ein sublimeres Begriffsverständnis zu, demzufolge mit dem Sieg über den Faschismus als „höchstentwickelter“ Form des Kapitalismus zwangsläufig auch dessen Ende gekommen sei; an dem eigentlichen Ziel der Weltrevolution ändere sich also trotz veränderter Strategie nichts. Abstriche am avantgardistischen Selbstverständnis waren demnach nicht nötig: Die Kommunisten waren die einzigen, denen sich der sublimierte Sinn der antifaschistischen Aktion erschloß, demokratische Bündnisse hatten nur den Status vorübergehender Konzessionen.⁴⁸ Die „Janusköpfigkeit“ des Antifaschismus zwischen der (lediglich strategischen) Verteidigung republikanischer Werte einerseits und dem gegensätzlichen, perspektivisch nie aufgegebenen Ziel der Errichtung einer Diktatur des Proletariats tritt bereits hier deutlich zutage.⁴⁹

44 Vgl. Furet, *Ende der Illusion*, S. 286ff.

45 Dies gilt besonders für Deutschland; vgl. Bayerlein, *Einheitsfront- und Volksfrontmythos*, S. 115, 117.

46 Zit. nach: *Der Spanienkrieg 1936–1939. Bewährung des Antifaschismus. Die Volksfront wird zur Front gesäubert. Diskussion mit Walther Bernecker, Silvia Schlenstedt, Ursula Lankau-Alex; Moderation Jürgen Schebera*, in: Keller, *Antifaschismus*, S. 123–139, hier S. 134.

47 Zugleich lenkte er, wie Furet zu Recht bemerkt, die Aufmerksamkeit vieler Linker von den nicht minder grausamen Verbrechen ab, die unter Stalins Ägide zeitgleich in der Sowjetunion begangen wurden; vgl. Furet, *Ende der Illusion*, S. 288f.

48 Ebd.

49 Vgl. Furet, *Ende der Illusion*, S. 306f.

Der Erfolg der „antifaschistischen“ Volksfront-Konzeption ist trotz der (kurzfristigen) Erfolge entsprechend zusammengesetzter Regierungen in Spanien und Frankreich in im engen Sinne politikgeschichtlichen Kategorien nicht hinreichend zu fassen. Vielmehr lag er nahezu von Anfang an auf der symbolischen Ebene. Zum Mythos im oben beschriebenen Sinne wurde dabei die Verteidigung der republikanischen Regierung während des spanischen Bürgerkriegs, insbesondere durch die Interbrigaden der Komintern. In dieser zum „Stellvertreterkrieg“ avancierten Auseinandersetzung⁵⁰ erwies sich bereits die ungeheure Anziehungskraft der neuen Konzeption bis weit ins bürgerliche Lager hinein. Unter dem Eindruck der nationalsozialistischen Machtergreifung gelang es, die traditionellen Gegensätze innerhalb der Linken und zu Teilen des liberal-bürgerlichen Milieus zumindest kurzfristig zu überdecken. Hier ergab sich scheinbar die Möglichkeit, dem bisher mehr oder minder ohnmächtig beobachteten Vormarsch Hitlers an einer „echten“ Front entgegenzutreten. Die „Volksfront“ blieb – anders als z.B. die „Einheitsfront“ nicht abstraktes Konstrukt, sondern wurde wirklich praktiziert. Da sich der Putsch Francos gegen eine demokratisch gewählte Regierung richtete, konnte die Volksfront-Konzeption zudem ihre vermeintlich demokratische Ausrichtung zur Entfaltung bringen: „Antifaschismus“ wurde vom radikalen Klassenkampf-Image befreit und nicht nur moralisch sanktioniert, sondern auch mit demokratischen Werten aufgeladen. Unter tatkräftiger Hilfe Hitlers gelang es so, die faktische Trias aus antiparlamentarischer Rechte, bürgerlichem bzw. sozialdemokratischem Lager und antiparlamentarischer Linke in der Wahrnehmung der demokratisch orientierten Linken aufzulösen, und einem bipolaren Modell hohe Akzeptanz zu verschaffen, indem es lediglich den Faschismus oder seinen Antagonisten, den Antifaschismus zu geben schien.

Daß die von Stalin gelenkte Komintern de facto keineswegs demokratisch geläutert war, versteht sich von selbst. Der Enthusiasmus der Freiwilligen wurde auch in Spanien schnell mit der Pragmatik sowjetischer Großmachtpolitik konfrontiert: angefangen von der Unterzeichnung des Nichteinmischungsabkommens und der relativ späten, verdeckten Intervention über die stets verhaltene Unterstützung, die einen Sieg der republikanischen Seite nicht wirklich zuließ, Waffenlieferungen, die nach dem Kriterium politischer Willfährigkeit fein dosiert wurden, bis hin zu den Säuberungen gegen politische „Abweichler“ hinter der Front, in denen sich die sowjetische Verfolgungswelle fortsetzte.⁵¹ In unserem Zusammenhang ist

50 Auf die sozialen Grundlagen des Bürgerkriegs kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden; vielmehr soll der Hinweis genügen, daß die Auseinandersetzung tief in den sozialen Gegensätzen der spanischen Gesellschaft wurzelte und die Etikettierung als Kampf zwischen Faschismus und Antifaschismus sich lediglich der Interventionspolitik Deutschlands und Italiens einerseits und der Sowjetunion andererseits sowie retrospektiven Zuschreibungen verdankte; vgl. dazu Furet, *Ende der Illusion*, S. 319ff.

51 Über Stalins Motive für diese alles andere als konsequent „antifaschistische“ Politik ist viel gerätselt worden. Nicht unwahrscheinlich erscheint, daß er den Konflikt vor allem virulent halten wollte, weil er hoffte, durch eine Internationalisierung des Konfliktes doch noch jene „natürliche“ Konstellation eines Krieges zwischen Deutschland und den Versailler Siegermächten provozieren zu können, die die Sowjetunion aus dem von Stalin als unvermeidlich angesehenen bevorstehenden Krieg heraushalten und damit ihre Position als europäische Großmacht stärken sollte. Diese Auffassung vertritt Hugh Thomas, *The Spanish Civil War. Revolution and Counter-Revolution*, New York u.a. 1994; Furet vertritt dagegen die weitergehende Meinung, daß es Stalin vor allem um den (verdeckten) Ausbau der sowjetischen Einflußsphäre gegangen sei; er sieht auch die „Säuberungen“ in Spanien vor allem in diesem Zusammenhang; vgl. ders., *Ende der Illusion*, S. 334f.

vor allem interessant, daß all dies dem Enthusiasmus der „Spanienkämpfer“ und dem daraus abgeleiteten Mythos kaum geschadet zu haben scheint. Dies läßt sich nicht allein mit der Angst vor dem stalinistischen Terror erklären, zumal die entsprechenden Erzählungen meist weit über dessen Ende hinaus aufrechterhalten wurden. Sicher spielte dabei die Haltung der demokratischen Regierungen den Sowjets in die Hände: Durch die Nichteinmischungspolitik Großbritanniens und Frankreichs schien lediglich Moskau die republikanische Sache in Europa entschlossen zu verteidigen.

Wichtiger noch scheint aber die ungeheure disziplinierende und integrierende Wirkung des dichotomischen Antifaschismus-Konstruktes selbst, wie sie sich hier erstmals offenbart: Angesichts des Gegners und der äußeren Bedrohung vermochte es interne Kritik und Zweifel weitenteils zu suspendieren, jedenfalls in der Öffentlichkeit. Jede entsprechende Äußerung schien dem Feind zuzuarbeiten, und kritische Darstellungen, wie sie linksliberale Zeitgenossen wie George Orwell und Ernest Hemingway vor dem Hintergrund ihrer eigenen Erfahrungen lieferten,⁵² blieben eher die Ausnahme als die Regel.⁵³ Es ist kein Wunder, daß sich die Ankläger während der „großen Säuberungen“ 1936–1938 in der Sowjetunion diese Logik zu eigen machten⁵⁴ und mit dem Kampfbegriff des „Hitler-Trotzkisten“ operierten, der aus heutiger Sicht nachgrade absurd anmutet. Das integrative Potential des Antifaschismus-Konstruktes wird hier ebenso deutlich wie seine Kehrseite, die eliminatorische Ausgrenzung.⁵⁵ Beides wird uns unter den Bedingungen des Kalten Krieges wieder begegnen.

Wenn es nach dem Taktieren im Spanischen Bürgerkrieg und der massiven Ausschaltung verdienter Bolschewiki und internationaler Kommunisten während der „Säuberungen“ noch eines Beleges bedurfte, daß die praktische sowjetische Politik die ethischen Normen ignorierte, die die enthusiasmierte Basis mit der Volksfront-Konzeption verbanden, und sich allein an strategischen Gesichtspunkten orientierte, dann lieferte diesen der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt vom August 1939, der sogenannte „Hitler-Stalin-Pakt“. Dieser „Angriffsvertrag“, wie Gerd Koenen ihn mit Blick auf das geheime Zusatzabkommen, das die Einflußbereiche einer zukünftigen Expansionspolitik zwischen beiden Staaten definierte, genannt hat, war keineswegs so „widernatürlich“, wie er nicht nur von Kommunisten seinerzeit empfunden wurde und bis heute empfunden wird.⁵⁶ Als „widernatürlich“ muß Stalin viel eher ein Bündnis mit den Westmächten England, Frankreich und USA empfunden ha-

52 Vgl. bes. George Orwell, *Mein Katalonien*, Zürich 2000 (zuerst 1938) sowie die (in bezug auf die Methoden der Kriegsführung auf republikanischer Seite) ebenfalls kritische Darstellung von Ernest Hemingway, *Wem die Stunde schlägt*, Frankfurt a. M. 2000 (zuerst 1940).

53 Es spricht in diesem Zusammenhang für sich, daß ein aufgeklärter Geist wie Lion Feuchtwanger als Beobachter die Moskauer Schauprozesse von 1936/38 öffentlich verteidigte und Kritiker „miserable Antifaschisten“ schalt; vgl. Stéphane Courtois, *Terror gegen die Massen. Stalin und der Gulag-Staat*, in: *Der Spiegel*, H. 30/1999, S. 115–123; zu Feuchtwangers apologetischem Reisebericht „Moskau 1937“ ferner Koenen, *Utopie*, S. 235f., 239.

54 Bayerlein, *Einheitsfront- und Volksfrontmythos*, S. 117f.

55 Im August 1936 notierte die deutsche Kommunistin Emma Dornberger, die bereits 1932 in die Sowjetunion emigriert war, angesichts des ersten Schauprozesses gegen Sinowjew in ihr Tagebuch: „Der Prozeßverlauf deckt alles auf – Gestapo im Bunde mit Trotzki, wahrhaftig ein würdiges Paar! Für mich und für uns alle eine große Lehre! [...] Mitten unter uns, in der nächsten Umgebung, da sitzen Feinde, und wir sehen nichts. [...] Hoffentlich sind wirklich alle Fäden aufgedeckt.“; zit. nach Koenen, *Utopie*, S. 251; Dornberger wurde später selbst verhaftet.

56 Vgl. Koenen, *Utopie*, S. 305.

ben, die er als eigentliche Gralshüter des Kapitalismus identifizierte. Angeblich seien es diese Mächte, die die Achsenmächte in einen Konflikt mit der Sowjetunion hineinzudrängen versuchten, damit sie „für sie die Kastanien aus dem Feuer holen“ sollten.⁵⁷ Stalins Perspektive war also nach wie vor diejenige zweier Weltlager, in denen sich letztlich Kapitalismus und Kommunismus gegenüberstanden. Die etablierten Großmächte erschienen ihm dabei ungleich gefährlicher als Italien und das wiederaufstrebende Deutschland. Seine Strategie lief daher genau auf das hinaus, was er den Westmächten unterstellte: Diese sollten mit Deutschland Krieg führen, weil ein solcher Konflikt unter Ausschluß der Sowjetunion alle übrigen Groß- und Mittelmächte in Europa schwächen würde und damit optimale Voraussetzungen für die Ausweitung des sowjetischen Hegemoniebereichs böte. Eben dieser Strategie diene das Zweckbündnis mit Hitler, und bis zu Hitlers Angriff auf die Sowjetunion schien diese Strategie auch aufzugehen. Es war nicht defensiver Natur, sondern sollte einen Krieg im Westen provozieren und gleichzeitig die Ausweitung des sowjetischen Einflußbereiches auf Polen, Rumänien, die baltischen Republiken und Finnland ermöglichen.⁵⁸ Daß Hitler aus ideologischen Gründen entgegen aller Vernunft vor Abschluß der Kämpfe an der Westfront seinen stillen Verbündeten und Rohstofflieferanten angreifen könnte, kam dem Pragmatiker Stalin offensichtlich nicht in den Sinn.⁵⁹

Schon vorher hatte die Sowjetunion insgeheim Exilanten an die Gestapo ausgeliefert⁶⁰ und alle in sowjetischen Rüstungsbetrieben arbeitende Deutsche verhaften lassen,⁶¹ aber nun vollzog Stalin abermals eine Kehrtwende seiner Bündnispolitik, die den westeuropäischen Kommunisten, die unter der Verfolgung durch den Nationalsozialismus litten, endgültig nicht mehr vermittelt werden konnte.⁶² Gerade sie fielen, sofern sie sich ins sowjetische Exil gerettet hatten, dann auch weitenteils den großen Säuberungen zum Opfer.⁶³ Wenn nun bekannt wird, daß Stalin sich bereits seinerzeit mit dem Gedanken der Auflösung der Komintern trug, gar einen weiteren Schauprozeß gegen ihre Führung plante,⁶⁴ dann paßt dies ins Bild: Seine taktischen Wenden konnten von deren Propaganda ohnehin nicht mehr nach-

-
- 57 So Stalin auf der berühmten „Kastanien-Rede“ auf dem Parteitag der KPdSU am 10. März 1939; zit. nach Koenen, *Utopie*, S. 302.
- 58 Gerd Koenen geht deshalb so weit, Stalin zusammen mit Hitler die Entfesselung des Zweiten Weltkriegs zuzuschreiben; vgl. Koenen, *Utopie*, S. 310.
- 59 Zu den Rohstofflieferungen, die es keineswegs ermöglichen, der Sowjetunion „Neutralität“ zu attestieren, vgl. ebd.
- 60 Vgl. Hans Schafranek, *Zwischen NKWD und Gestapo. Die Auslieferung deutscher und österreichischer Antifaschisten aus der Sowjetunion an Nazi-Deutschland 1937–1941*, Frankfurt a. M. 1990.
- 61 Koenen, *Utopie*, S. 247.
- 62 Konsequenter war die sowjetische Politik nur in einer Hinsicht: Sie verfolgte stets das Ziel, der Sowjetunion bei der als unvermeidlich angesehenen Neu- und Umverteilung der Einflußbereiche in Europa eine möglichst günstige Position zu verschaffen; zu den Irritationen speziell bei deutschen Kommunisten aber auch in der sowjetischen Bevölkerung vgl. Wolfgang Leonhard, *Die Revolution entläßt ihre Kinder*, Köln 192000, S. 68ff. sowie Walter Janka, *Spuren eines Lebens*, Berlin 1991, S. 176.
- 63 Dies betraf besonders den Kominternapparat sowie die kommunistischen Parteien Polens, Ungarns und Jugoslawiens, später auch die deutsche KP; weitenteils vergessen ist, daß während der „Säuberungen“ und des Krieges die überwiegende Mehrheit der osteuropäischen Ausländer, aber auch der deutschen Emigranten in der Sowjetunion als „Volksfeinde“ galten und, sofern man sie nicht verhaftete, in entlegene Gebiete deportiert worden sind; die meisten davon kehrten nie zurück; vgl. Koenen, *Utopie*, S. 248ff.; Leonhard, *Revolution*, S. 159–216.
- 64 Vgl. Bayerlein, *Einheitsfront- und Volksfrontmythos*, S. 118.

vollzogen werden, sie stand ihm zu stark im Weg, als daß sie noch konstruktiv hätte wirken können.⁶⁵

Auch nach dem Angriff auf die Sowjetunion 1941 und dem erneuten Bündnis mit den Westmächten erlangte das Volksfront- bzw. Antifaschismus-Konzept traditionellen Zuschnitts keine große Bedeutung mehr.⁶⁶ Unter den Bedingungen des Krieges stand in der Sowjetunion die Verteidigung der Nation im Vordergrund, und damit ein Topos, dessen Revitalisierung Stalin in Rußland seit längerem erfolgreich betrieben hatte. Antifaschismus wurde jetzt auch in den von Deutschland besetzten Ländern ein Synonym für den patriotischen Befreiungskampf und bediente sich damit der tief verankerten patriotischen Gefühle der jeweiligen Bevölkerungen. Dieses Konzept fand selbst auf Deutschland Anwendung, obwohl dies angesichts der deutschen Expansionspolitik und der traditionell von der politischen Rechten beanspruchten Nations-Kategorie keineswegs nahelag.⁶⁷ Institutionell verankert wurde es in den Exil-Organisationen „Nationalkomitee Freies Deutschland“ (NKFD) und im „Bund Deutscher Offiziere“, die jeweils unter sowjetischem Einfluß im Sommer bzw. Herbst 1943 gegründet wurden.⁶⁸ Anders als alle bisherigen „antifaschistischen“ Konzeptionen verzichteten die Versuche, eine nationale Befreiungsbewegung gegen die NS-Herrschaft zu initiieren, auf jede sozialistische Programmatik und schloß statt dessen an konservative und deutschnationale Symbole und Stereotype an. Abermals wurde den deutschen Kommunisten einiges abverlangt: Auf sowjetisches Geheiß präsentierte sich etwa das NKFD nicht in den republikanischen Farben, sondern griff auf die Farben ihrer rechten Gegner, die schwarzweißrote Fahne des Kaiserreichs zurück.⁶⁹ Schon während der Gründungsphase zeigten sich allerdings auch hier die Untiefen, in die jede nach außen gerichtete Proklamation einer wie auch immer gearteten Programmatik angesichts der schnellen taktischen Wendungen der sowjetischen Außenpolitik geraten mußte.⁷⁰

Natürlich könnte man diese strategische Neuorientierung als „radikalisierte“ Volksfront-Strategie deuten: Die politische Programmatik wurde noch diffuser, und der Sozialismus trat nun scheinbar ganz hinter das Ziel einer Vereinigung der Gegner des Nationalsozialismus zurück, die „Volksfront“ wurde gewissermaßen um die gemäßigte Rechte erweitert. Aber dies hieße, den realen Bruch zu unterschätzen: Während es 1934/1935 um eine Vermittlung

65 Die Komintern wurde schließlich auf Geheiß Stalins im Mai 1943 offiziell aufgelöst.

66 Bezeichnenderweise brach Stalin noch bis Herbst 1943 den Kontakt zur deutschen Regierung nicht ganz ab und ließ im September in Schweden Verhandlungen über einen Waffenstillstand führen. Aus seiner Sicht bestätigte die Herauszögerung der Eröffnung einer „Zweiten Front“ seine traditionellen Ressentiments gegen die Westmächte; vgl. hierzu Michael G. Müller, Zweiter Weltkrieg, in: Torke, Historisches Lexikon der Sowjetunion, S. 382–384 sowie Leonhard, Revolution, S. 360ff.

67 Nach dem Scheitern der kommunistischen Widerstandsbewegung boten sich allerdings die deutschen Kriegsgefangenen als neue Rekrutierungsbasis für eine nationale Oppositionsbewegung gegen den Nationalsozialismus an.

68 Vgl. zu diesen Organisationen im einzelnen Bodo Scheurig, Verräter oder Patrioten. Das Nationalkomitee „Freies Deutschland“ und der Bund Deutscher Offiziere in der Sowjetunion 1943–1945, Berlin/Frankfurt a. M. 1993; Gerd R. Ueberschär (Hrsg.), Das Nationalkomitee „Freies Deutschland“ und der Bund Deutscher Offiziere. Frankfurt a. M. 1995 sowie Jörg Morré, Hinter den Kulissen des Nationalkomitees. Das Institut 99 in Moskau und die Deutschlandpolitik der UdSSR 1943–1946. München 2001 (Schriftenreihe des Instituts für Zeitgeschichte, 82).

69 Vgl. hierzu die Darstellung bei Leonhard, Revolution, S. 343f.

70 Vgl. ebd. S. 360ff.

der bisherigen radikalen Programmatik der kommunistischen Parteien in West- und Südeuropa mit der republikanischen Linken ging, war der Adressat diesmal das nationale Kollektiv der Deutschen, konkret: potentielle Gegner des Nationalsozialismus.⁷¹ Der traditionelle Faschismus-Begriff spielte überhaupt keine Rolle mehr, jeder Bezug auf den Klassenbegriff war tabu. Auf Befindlichkeiten der deutschen Kommunisten konnte, und, so zynisch es klingt, mußte angesichts ihrer Verfolgung in Deutschland auch keine Rücksicht mehr genommen werden. Den deutschen Kadern in Moskau dagegen war die strategische Orientierung trotz mancher Irritationen⁷² bewußt.⁷³ Nach 1945 wurde dessen ungeachtet auch diese Linie unter dem Begriff des „Antifaschismus“ subsumiert.

2. Fazit: Faschismus und Antifaschismus zwischen marxistischer Ideologie und sowjetischer Großmachtpolitik

Läßt man alle Wendungen der Faschismus-Rezeption zwischen Anfang der zwanziger Jahre bis zum Kriegsende Revue passieren, so zeigt sich, daß von Anfang an das marxistische Gesellschaftsmodell mit seiner strikten Trennung von Arbeiterklasse und Bourgeoisie die Perzeptionen der rechten Massenbewegungen dominierten. Deren Aufstieg wurde lange als Bestätigung der eigenen teleologischen Annahmen über die krisenhafte Zuspitzung der kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaftsordnung wahrgenommen und als Chance für die Einlösung der chiliastischen Erlösungshoffnung einer proletarischen Revolution angesehen. Dem Ziel einer solchen Revolution blieb alles andere untergeordnet, und so blockierte es nicht nur lange die Zusammenarbeit mit sozialdemokratischen und liberalen Kreisen, sondern überhaupt die Einsicht in die Spezifik der rechtsextremen Bewegungen. Maßgeblich war dafür neben ideologischen Axiomen nicht zuletzt die lineare Übertragung von Erfahrungen aus der vorrevolutionären Zeit und der Oktoberrevolution in Rußland auf die Situation in Zentral- und Südeuropa, wie sie nicht nur seitens der Bolschewiki, sondern auch in der Komintern an der Tagesordnung waren.

Darin spiegelte sich die starke Ausrichtung der Komintern am „Mutterland der Revolution“ einschließlich der Zentralisierung ihrer Strukturen, die eine differenzierte Wahrnehmung der heterogenen und dynamischen Verhältnisse in anderen Ländern außerordentlich erschwerte. In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre geriet die Komintern dann vollends unter die Kontrolle der sowjetischen Führung. Die Wahrnehmung des Faschismus und des Nationalsozialismus sowie die Strategien im Umgang damit richteten sich nun in erster Linie nach den jeweiligen innen- oder außenpolitischen Konflikten bzw. Erfordernissen der sowjetischen Politik unter Stalin. Zwar fällt in die Zeit nach der „Machtergreifung“ auch die (reichlich späte) Verabschiedung des bisherigen radikalen, am kurzfristigen Ziel einer Re-

71 Vgl. Arnold Sywottek, *Deutsche Volksdemokratie. Studien zur politischen Konzeption der KPD 1935–1946*, Düsseldorf 1971 (Studien zur modernen Geschichte, 1), S. 148ff.

72 Ebd.

73 Im übrigen wäre jede offene Kritik unter den Bedingungen des Moskauer Exils Selbstmord gewesen.

volution ausgerichteten Kurses.⁷⁴ Aber der imperialistischen Machtpolitik Stalins mit ihren schnellen Umorientierungen stand bald auch die neue, pragmatischere Politik der „antifaschistischen Volksfront“ wieder im Wege.

Unübersehbar ist zudem eine deutliche Tendenz zur Universalisierung der Kategorie „Faschismus“, die schon seinerzeit faktisch zu einer kompakten Sammelbezeichnung für praktisch alle Gegner des jeweiligen politischen Kurses der KPD bzw. KPdSU-Führungen wurde. Dahinter stand ein manichäisches Weltbild mit paranoiden Zügen, in dem sich spürbar die defensive Minderheitenposition der jeweiligen kommunistischen Führungen spiegelt – sei es auf innenpolitischer oder außenpolitischer Ebene.

Bemerkenswerterweise tat all dies der Verklärung zum „konsequenten antifaschistischen Kampf“ der Kommunisten kaum einen Abbruch. Dies hat verschiedene Ursachen: Zu nennen ist in erster Linie der „mentale Schock“,⁷⁵ den der beispiellose Vormarsch der Nationalsozialisten und ihre Brutalität auslösten. Sie provozierten damit praktischen Widerstand der einfachen Parteimitglieder, der unter den Bedingungen der Illegalität meist rasch den Kontakt zu den „offiziellen“ Komintern-Verlautbarungen mit ihren taktischen Wendungen verlor. Massive politische Differenzen innerhalb der traditionell uneinigem kommunistischen Bewegung, aber auch gegenüber anderen politischen Kräften schienen angesichts des Kampfes gegen den nationalsozialistischen Terror an der Basis nicht selten zumindest vorübergehend suspendiert. Dieser authentische, opferreiche Widerstand und die damit verbundene Solidarisierung entfaltete als Erfahrung eines gemeinsamen, vermeintlich „gerechten“ Kampfes⁷⁶ eine symbolische Wirkung, die es erlaubte, die kaum glanzvolle, mit zahlreichen Widersprüchen und Kurswechseln behaftete offizielle, von Moskau dominierte Linie weitgehend zu eskamotieren. Das galt im übrigen auch für den Terror in der Sowjetunion, dessen Thematisierung, so er denn überhaupt wahrgenommen wurde, aus Opportunität unterblieb.⁷⁷ Schließlich dürfte auch von Bedeutung gewesen sein, daß das Klischee vom „antifaschistischen Kampf“ nach 1945 einem weitverbreiteten Bedürfnis entgegenkam, sich

74 Die z.T. bis heute tradierte Vorstellung, eine konsequente Zusammenarbeit der „Linken“ gegen die „Rechte“ hätte die nationalsozialistische Herrschaft verhindern können, ist im übrigen keineswegs so plausibel, wie es auf den ersten Blick den Anschein haben mag. Sie verkennt nicht nur, daß die politischen Gegensätze zwischen der parlamentarisch orientierten Sozialdemokratie und entsprechenden liberalen und z.T. auch konservativen Kreisen viel geringer waren als die Kluft zu den Kommunisten, die dieses System ablehnten und überwinden wollten. Vielmehr hätte eine faktische Zusammenarbeit zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten die ohnehin wahnhaft gesteigerten Ängste vor einer Bedrohung durch eine kommunistische Revolution, wie sie bis weit ins konservative und liberale Milieu vorherrschend waren, wahrscheinlich eher noch gesteigert. Hitler wäre so vielen Wählern möglicherweise erst recht als „letzte Rettung“ vor einer kommunistischen Herrschaft erschienen.

75 Vgl. Bayerlein, *Einheitsfront- und Volksfrontmythos*, S. 114.

76 Antonia Grunenberg hat in diesem Zusammenhang auf die sozialpsychologischen Hintergründe aufmerksam gemacht: Die äußere Bedrohung schaffte ein Gemeinschaftsgefühl, das bei den spanischen Interbrigaden besonders ausgeprägt zu beobachten ist. Um dieses Gefühl aufrechtzuerhalten, war eine klare Front, ein Feindbild notwendig, wie es die antifaschistische Theorie der „Zwei Lager“ lieferte; unter den Bedingungen des Exils konnte demnach das Gefühl der permanenten Bedrohung durch eine unsichtbare, nicht faßbare Gefahr (wie sie während der Säuberungen von der sowjetischen Geheimpolizei ausging) auf einen konkreten, identifizierbaren Feind hin kanalisiert werden. Vgl. Grunenberg, *Antifaschismus*, S. 76ff.

77 Die deutschen Kader im sowjetischen Exil trugen ohnehin jede Wendung mit, teils aus Angst in eine Minderheitenposition zu gelangen, teils aus strategischem Pragmatismus.

durch Identifikation nachträglich vom Nationalsozialismus zu distanzieren – aber das gehört schon in den Bereich des „Zweiten Lebens“ des Antifaschismus, das uns an anderer Stelle beschäftigen wird.

Antonia Grunenberg hat darauf hingewiesen, daß die Komplexitätsreduktion, die mit der „antifaschistischen“ Zwei-Lager-Theorie einherging, auch als Teil der antimodernen Diskurse während der Krise der Zwischenkriegszeit verstanden werden kann, die ihrerseits bereits im 19. Jahrhundert wurzeln.⁷⁸ Der antifaschistische Mythos sei – ebenso wie die völkischen Diskurse – Teil einer Welt gewesen, „deren Akteure auf den wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Wandel mit der Überproduktion von Untergangs-, Erlösungs-, Kampf- und Siegmotiven und -symbolen reagierten.“⁷⁹ Das ist, jedenfalls für die Rezeption in Zentraleuropa, gewiß keine falsche Beobachtung. Aber für die Sowjetunion, deren Führung, wie wir gesehen haben, spätestens seit Mitte der zwanziger Jahre die kommunistischen Perzeptionen der völkischen Bewegungen dominierte, trifft dies kaum zu.

Rußland wies zu Beginn der bolschewistischen Herrschaft noch kaum moderne Züge auf. Die Bolschewiki, und allen voran Stalin, glaubten vielmehr an die Möglichkeit, ihr radikales Gesellschaftsprogramm mit den Mitteln der klassischen Moderne, also Industrialisierung, Aufklärung, Bürokratie, zentraler Kontrolle und Planung etc. umsetzen zu können. Sie blieben insofern stets einer „naiven“ rationalistisch-technokratischen Fortschrittsgläubigkeit verhaftet. Entsprechend unverständlich mußte ihnen die Gedankenwelt der rechten, völkischen Bewegungen mit ihren naturmystischen, irrationalen und antimodernen Denkfiguren bleiben. Antisemitismus wirkte vor diesem Hintergrund stets nur wie ein „Ablenkungsmanöver“ der herrschenden Klasse von den eigentlichen sozialen Problemen, unbeschadet der eigenen gesellschaftlichen Anfälligkeit dafür. Hauptmotiv hinter dem Faschismus schien die Verteidigung der kapitalistischen Ordnung, nicht ein eliminatorischer Antisemitismus. Wenn sich der kommunistische Faschismus-Diskurs nicht anders als etwa sein völkisch-rassistisches Pendant durch radikale Komplexitätsreduktion und ein inhärentes Gewaltpotential auszeichnete, das sich gegen beliebige vermeintliche Gegner im Inneren oder von außen richten konnte, dann hatte dies mit antimodernen gesellschaftlichen Grundstimmungen in der Sowjetunion zunächst wenig zu tun. Die Ursache lag vielmehr darin, daß sich damit eine Projektionsfläche für die paranoiden Gegner-Phantasien der sowjetischen Führung bot, mit denen sich diese die anhaltenden Widerstände gegen ihr utopisches gesellschaftliches Umwälzungsprogramm erklären konnte. Anders formuliert: Das Feindbild wurde hier gebraucht, um die gesellschaftlichen Widersprüche auszublenden, die man selbst erst produziert hatte.

In Mitteleuropa, zumal in Deutschland, lagen die Dinge anders: Hier war die Krise der Moderne für weite Teile der Bevölkerung in den hochindustrialisierten Ländern spätestens seit dem Ersten Weltkrieg mit seinen Folgen drastisch erfahrbar geworden.⁸⁰ Dementsprechend fielen antimoderne Diskurse auf fruchtbaren Boden. Gerade der Aufstieg der völkischen Bewegung läßt sich hier nicht zuletzt als Gegenreaktion auf die Zumutungen des beschleunigten gesellschaftlichen Wandels und der damit verbundenen sozialen Umwälzun-

78 Grunenberg, *Antifaschismus*, S. 33ff.

79 Ebd., S. 75.

80 Vgl. Detlef J. K. Peukert, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt a. M. 1987.

gen deuten. Grundsätzlich verdankte sich wohl auch der Aufstieg des Kommunismus in Deutschland solchen Krisenerfahrungen. Die holistische Geschlossenheit der Ideologie sowie das damit verbundene eschatologische Erlösungsversprechen übten angesichts heute nur noch schwer vorstellbarer sozialer Härten ohne Zweifel hohe Anziehungskraft aus. Aber der Erfolg des Faschismus-Antifaschismus-Paradigmas über den harten Kern der kommunistischen Bewegung hinaus beruhte weniger auf antimodernen Grundstimmungen als vielmehr auf der Radikalität, mit der die Nationalsozialisten nach 1933 daran gingen, ihre politischen Gegner auszuschalten und ihr imperialistisch-rassistisches Projekt umzusetzen. Die positive Disposition für eine „antifaschistische“ Grundstimmung schufen die Nationalsozialisten durch ihre beispiellose Ignoranz gegenüber den zivilisatorischen Selbstverständlichkeiten selbst. Gesamtgesellschaftlich betrachtet erreichte sie in Deutschland den Höhepunkt ihrer Popularität erst nach 1945: als kulturelles Muster, das eine pauschale Distanzierung von der Politik des vormaligen Regimes gestattete und es moralisch wie politisch ermöglichte, aktuell auf der „richtigen“ Seite zu stehen.

KAPITEL 3

Repräsentationen des Nationalsozialismus im Hörfunk 1945–1947

Der Rückgriff auf einen Diskursbegriff, der sich an die damit verbundene Theorie Foucaults anlehnt, legt eine Darstellung des Gegenstandes nahe, in der die institutionellen und sozialen Grundlagen eng mit den inhaltlichen Aspekten verzahnt sind; Diskurse umfassen demnach nie nur die inhaltliche Seite sondern haben stets auch materielle Grundlagen. Beides steht in einem Wechselwirkungsverhältnis, d.h. bestimmte Diskurse und daran geknüpfte Vorstellungen „materialisieren“ sich unter Umständen in institutionellen Strukturen, während letztere umgekehrt auf die Inhalte zurückwirken.¹ Im folgenden werden deshalb zuerst die institutionellen und programmlichen Rahmenbedingungen skizziert, bevor paradigmatisch auf die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus eingegangen wird.

1. Institutionelle Bedingungen und Entwicklungen des Rundfunks in der SBZ 1945–1947/48

Darstellungen, die sich mit der organisatorischen Entwicklung des Rundfunks in der SBZ bzw. DDR beschäftigen, setzen üblicherweise mit der Wiederaufnahme des Sendebetriebs, dem 13. Mai 1945 oder allenfalls der Besetzung des Berliner Funkhauses durch sowjetische Truppen am 2. Mai ein.² Es lohnt sich jedoch, etwas weiter auszuholen und zunächst einen kurzen Blick auf die Planungen der Alliierten während des Krieges zu werfen, weil nur so die Entwicklung des Rundfunks zwischen intentionalen Strategien und improvisiertem Handeln im Spannungsfeld der alliierten Interessen erkennbar wird.

1 Vgl. Kapitel 1.4.

2 Vgl. z.B. Konrad Dussel, *Deutsche Rundfunkgeschichte, Eine Einführung*, Konstanz 1999, S. 128ff.

1.1 Die Auseinandersetzung um die Viermächtekontrolle des Berliner Rundfunks

Bereits im Frühjahr 1944 schlug die auf westlicher Seite schwerpunktmäßig mit Informationsplanungen beschäftigte Stelle, die beim alliierten Oberkommando als angloamerikanische Gemeinschaftseinrichtung angesiedelte Psychological Warfare Division (PWD), die Errichtung einer zentralen, von allen Alliierten gemeinsam getragenen Kontrollinstanz für die deutschen Medien einschließlich des Rundfunksystems vor.³ Nach dem Ende des Krieges sollte unter dessen Ägide von Berlin aus ein zentrales nationales Rundfunkprogramm ausgestrahlt werden, das die deutschen Dienste der BBC und von Voice of America ablösen sollte.⁴ Diese Planungen hatten auch nach der deutschen Kapitulation noch Bestand,⁵ obwohl die sowjetische Seite sich dazu nie geäußert hatte und sie folglich auch nicht Teil der offiziell vereinbarten interalliierten Nachkriegsplanung waren.⁶ Allerdings wurde die für einen solchen Plan geeignete Sendeanlage, der Deutschlandsender in Herzberg a.d. Elster, im April 1945 im Zuge eines Luftangriffes zerstört, nur zwei Tage, bevor sowjetische Truppen die Anlage besetzten.⁷

Über die Planungen auf sowjetischer Seite ist demgegenüber wenig bekannt. Abgesehen davon, daß die Zuständigkeit für derartige Fragen bei der Hauptverwaltung der Roten Armee angesiedelt werden sollte,⁸ gibt es kaum Indizien dafür, daß auf sowjetischer Seite überhaupt konkrete Planungen für die Informationskontrolle respektive den Aufbau des Rundfunks existierten. Auch in den Nachkriegsplanungen der emigrierten KPD-Funktionäre spielte der Rundfunk bis zum Frühjahr 1945 keine Rolle. Offenbar rechnete niemand damit, in Deutschland einen intakten Sender vorzufinden; man ging davon aus, daß lediglich fahrbare Frontradiostationen der Roten Armee zur Verfügung stünden.⁹ Erst nach der Besetzung der Sendeanlagen in Königs Wusterhausen durch sowjetische Truppen Ende April 1945 änderte sich dies: Einen Tag bevor die Gruppe von kommunistischen Exil-Kadern, die soge-

3 Vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 40ff.

4 Vgl. Arnulf Kutsch, Unter britischer Kontrolle. Der Zonensender 1945–1948, in: Wolfram Köhler (Hg.), Der NDR. Zwischen Programm und Politik, Hannover 1991, S. 83–148.

5 Vgl. das geheime „Manual for the Control of German Information Services“ des Alliierten Oberkommandos des Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force (SHAEF) vom 12. Mai 1945, in dem neben regionalen Stationen in der Verantwortung der jeweiligen Besatzungsmächte die Errichtung eines „national broadcasting service under multi-partite control [...] be originated from Berlin“ „as soon as possible“ vorgeschlagen wurde; zit. nach Hans Bausch, Rundfunkpolitik nach 1945, Erster Teil: 1945–1962, München 1980, S. 67 (Rundfunk in Deutschland, 3).

6 Vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 43; zu den amerikanischen Planungen vgl. ausführlich Barbara Mettler, Demokratisierung und Kalter Krieg. Zur amerikanischen Informations- und Rundfunkpolitik in Westdeutschland 1945–1949, Berlin 1975, bes. S. 47ff.

7 Diese offenbar gezielte Bombardierung durch die U.S.-Army läßt die Vermutung zu, daß man auf amerikanischer Seite verhindern wollte, daß die intakte Anlage den Sowjets in die Hände fiel; dies läßt auf erhebliches Mißtrauen seitens der Amerikaner gegenüber den gemeinsamen Planungen mit der sowjetischen Seite schließen.

8 Diese Stelle war in der Folge dann tatsächlich bis zur Schaffung einer entsprechenden Einrichtung bei der Sowjetischen Militäradministration für Deutschland (SMAD) für die Informationskontrolle zuständig; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 45.

9 In diesem Sinne hat sich retrospektiv der erste Intendant des Berliner Rundfunks, Hans Mahle, geäußert; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 47.

nannte „Gruppe Ulbricht“, Moskau in Richtung Berlin verließ,¹⁰ findet sich in einer Notiz Wilhelm Piecks erstmals ein Hinweis auf personelle Dispositionen zur Besetzung einer Radiostation in Berlin. Pieck nennt darin die Namen Mahle, Ackermann sowie Fritz Erpenbeck und Heinrich Greif.¹¹ Zwar waren schon zuvor Mahle und Markus Wolf als Redakteure für Frontsendestationen vorgesehen,¹² aber von koordinierter Planung und gezieltem Personaleinsatz konnte kaum die Rede sein.¹³

Auch die Maßnahmen von sowjetischer Seite während der Besetzung der deutschen Hauptstadt und nach der Kapitulation des Reiches deuten weniger auf stringente Planung als auf ein unkoordiniertes, durch unterschiedliche Interessen und unklare Kompetenzverteilung gekennzeichnetes Vorgehen: Im Befehl Nr. 1 des sowjetischen Stadtkommandanten Nikolaj Bersarin vom 26. April 1945 wurde von der Bevölkerung die Ablieferung aller Radiogeräte binnen 72 Stunden gefordert,¹⁴ eine Regelung, die in krassem Gegensatz zur Praxis in den westlichen Zonen stand.¹⁵ Auf den ersten Blick mutet es paradox an, daß Mahle nur gut zwei Wochen später, am Morgen des 13. Mai¹⁶ von Bersarin den Auftrag erhielt, im weitgehend unbeschädigten Funkhaus der Reichsrundfunkgesellschaft in Berlin-Charlottenburg den Sendebetrieb wieder aufzunehmen. Doch folgt man Mahles eigener Darstellung, bezog sich dieser Auftrag ursprünglich ausschließlich auf russischsprachige Sendungen. An ein Radioprogramm für Deutsche war demnach nicht gedacht. Vielmehr hätte es von seiten der deutschen Kommunisten in einer ausführlichen Diskussion mühsamer Überzeugungsarbeit bedurft, bis Bersarin, vermutlich nach Rücksprache mit seinem Vorgesetzten, dem Oberkommandierenden General Schukow, der Aufnahme eines deutschsprachigen Programms zugestimmt hätte.¹⁷

Unabhängig davon, ob Mahles Erinnerungen in diesem Punkt zutreffen oder nicht, die sowjetische Praxis blieb auch in den folgenden Monaten in sich widersprüchlich. So suchten Demontagetrupps das Funkhaus auf und nahmen sämtliche Radiogeräte einschließlich des Gerätes des amtierenden Intendanten Mahle mit. Hier und an anderer Stelle wurden Funk-

10 Vgl. zur „Gruppe Ulbricht“: Gerhard Keiderling, *Die „Gruppe Ulbricht“ in Berlin, April bis Juni 1945. Von den Vorbereitungen im Sommer 1944 bis zur Wiedergründung der KPD im Juni 1945. Eine Dokumentation*, Berlin 1993 sowie ders., *Wir sind die Staatspartei. Die KPD-Bezirksorganisation Groß-Berlin April 1945 – April 1946*, Berlin 1997.

11 Ebd., S. 284.

12 Galle, *RIAS Berlin*, zitiert ein Dispositionspapier zum Kadereinsatz der KPD von Februar 1945, vgl. ebd., S. 48.

13 Ackermann, der als Rundfunk-Spezialist der KPD galt (er hatte den Emigranten-Sender „Freies Deutschland“ geleitet), kam in dieser Funktion bekanntlich nicht zum Einsatz, sondern wurde bereits einen Tag nach Piecks Disposition als Leiter einer weiteren „Initiativgruppe von Beauftragten des ZK der KPD“, der sogenannten „Gruppe Ackermann“, nach Sachsen delegiert.

14 Ein Faksimile des Befehls ist abgedruckt in Riedel, *Mit uns zieht die neue Zeit ...*, S. 8.

15 Vgl. Galle, *RIAS Berlin*, S. 91f.

16 In seinen Erinnerungen nennt Mahle den 12. Mai, in späteren Interviews den 13. Mai; vgl. *SAPMO-BArch*, SgY 30/1094, Bl. 258.

17 Vgl. Galle, *RIAS Berlin*, S. 49f.; Galle weist darauf hin, daß Mahles Erinnerungen sich teilweise widersprechen; in einem früheren Interview hat er angegeben, Bersarin habe ihm detaillierte Anweisungen zur Gestaltung der ersten Sendung vom 13. Mai gegeben; vgl. Maryellen Boyle/Alfred Eichhorn, *Interview mit Hans Mahle. Auszüge aus einem Tonband-Protokoll*, in: Edith Spielhagen (Hg.), *So durften wir glauben zu kämpfen ... Erfahrungen mit DDR-Medien*, Berlin 1993, S. 29–54, hier: S. 38.

technik und Sendeanlagen demontiert und in die Sowjetunion geschafft;¹⁸ offenbar befürchtete man, die entsprechenden Einrichtungen könnten nach dem Eintreffen der Westalliierten dem eigenen Einfluß entzogen werden. Vieles spricht dafür, daß die Sowjets ursprünglich nicht an die Aufnahme eines drahtlosen Rundfunkdienstes für die deutsche Bevölkerung gedacht hatten, sondern eher an Demontagen der Technik interessiert waren, während man zu Informations- und Propagandazwecken analog zur Praxis in der Sowjetunion während des Krieges auf Drahtfunk und öffentliche Lautsprecheranlagen setzte.¹⁹ Dieses Desinteresse und eine nicht an den deutschen Verhältnissen orientierte Konzeption würden auch erklären, daß es von sowjetischer Seite zunächst offenbar weder Vorgaben noch eine Kontrolle des ausdrücklich als deutsche Station (und nicht als Sender der Besatzungsmacht) apostrophierten Berliner Rundfunks²⁰ gab.²¹ Zur Installation sowjetischer Kontrolloffiziere kam es erst nach einem Hinweis der Westalliierten, die derzeitige Praxis verstoße gegen das Abkommen von Jalta, in dem Rundfunk in deutscher Eigenverantwortung ausgeschlossen worden sei.²² Der Besitz von Radioempfängern wurde in der SBZ erst Ende September 1945 wieder offiziell zugelassen, und auch dies nur mit erheblichen Einschränkungen.²³

-
- 18 Vgl. zu den Demontagen im „Haus des Rundfunks“, die auch Teile des Schallarchivs betrafen: Jörg-Uwe Fischer/Ingrid Pietrzynski, „Hier spricht Berlin ...“. Das Programm des Berliner Rundfunks 1945 und seine Überlieferung im Deutschen Rundfunkarchiv, Standort Berlin, in: Deutsches Rundfunkarchiv (Hg.), „Hier spricht Berlin“. Der Neubeginn des Rundfunks in Berlin 1945, Potsdam 1995, S. 33–66, hier: S. 34; von den Demontagen waren ferner die nicht zerstörten Teile der Sendeanlagen in Königs Wusterhausen betroffen, die noch im Mai 1945 in die Sowjetunion verbracht wurden; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 49 u. S. 65f.; vgl. ferner Walther, Der Rundfunk, S. 11.
- 19 Noch im Befehl Nr. 78 der SMAD vom 27. September 1945 wurde die Übertragung des Berliner Programms über Leitungen in die wichtigsten großen Städte befohlen, die, analog zur sowjetischen Praxis, offenbar dem kollektiven Empfang im öffentlichen und betrieblichen Rahmen dienen sollte; vgl. dazu Arnulf Kutsch, Rundfunk und Politik im Nachkriegs-Berlin. Der ‚Berliner Rundfunk‘ und sein Intendant Max Seydewitz, in: Geserick/Kutsch, Publizistik, S. 115–149, hier: S. 121f.; zum Befehl Nr. 78 vgl. auch Anm. 23.
- 20 In der unmittelbaren Nachkriegszeit variierte die Stations-Bezeichnung noch. Der ehemalige „Reichsender Berlin“ meldete sich seit dem 13. Mai unter der Bezeichnung „Hier spricht Berlin“, figuriert aber in den Quellen auch als „Radio Berlin“, bis sich nach kurzer Zeit die Bezeichnung „Berliner Rundfunk“ einbürgerte; der Einfachheit halber wird im folgenden für die Zeit nach der Kapitulation stets dieser letzte Name benutzt; vgl. zur Namensfrage auch die Erinnerungen von Artur Mannbar, in: 1. Workshop 17. Dezember 1991: Rundfunkneubeginn 1991, Diskussionsbeitrag Mannbar, in: Heide Riedel (Hg.), Mit uns zieht die neue Zeit, 40 Jahre DDR-Medien, Berlin o.J. (1993), S. 21–31, hier: S. 23f.
- 21 Vgl. die Aussagen Mahles in Boyle/Eichhorn, Interview, S. 38, 40 sowie in Riedel, Mit uns zieht die neue Zeit, 1. Workshop 17. Dezember 1991, Diskussionsbeiträge Mahle, S. 27.
- 22 Ebd., S. 41f.; vgl. auch DRA (Hg.), „Hier spricht Berlin ...“, S. 19.
- 23 Die Erlaubnis galt nur für Privatpersonen, nur für „kleine“ Geräte mit bis zu drei Röhren, die lediglich regionale Stationen empfangen konnten und nahm die „ehemaligen aktivistischen Mitglieder der faschistischen Partei“ ausdrücklich aus; vgl. Befehl der SMAD Nr. 78 vom 27. September 1945 (Betr.: Den Radioempfang in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands); zugleich wurde in diesem Befehl als Reaktion auf den Aufbau eines Drahtfunks durch die Amerikaner (des späteren RIAS) die Übermittlung der Berliner Radiosendungen in die SBZ und die Einspeisung in das Berliner Drahtfunk-Netz befohlen; vgl. DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 20100-00/0005 (Büro des Intendanten: Geschäftsunterlagen 1946–1950); dort als Fotokopie des Originals a.d. Staatsarchiv Dresden, Signatur Inf. 513.

Gleichwohl wies die SMAD Ansprüche von seiten der Westalliierten, die nach der Besetzung ihrer Sektoren Anfang Juli 1945 sofort eine gemeinsame Kontrolle des nun im britischen Sektor gelegenen Funkhauses forderten (und diese offenbar auch unmittelbar vor Ort umzusetzen suchten),²⁴ zurück.²⁵ Als Argument verwiesen die Sowjets dabei nicht auf ihre fehlende Zustimmung zu den Planungen der PWD. Sie führten vielmehr ins Feld, daß der Berliner Rundfunk als einzige intakte Station in der sowjetischen Zone mit gleicher Selbstverständlichkeit ihrer Kontrolle unterstehen müsse, wie dies in der britischen und der amerikanischen Zone für die dort jeweils besetzten Funkhäuser, etwa in Hamburg und Köln gelte.²⁶ Dabei kam ihnen zu Hilfe, daß an die geplante Verbreitung eines nationalen Programms durch die Zerstörung der Sendeanlagen ohnehin nicht mehr zu denken war; vorläufig stand der Berliner Rundfunk nur als Sender für den Berliner Raum zur Verfügung. Diese Argumente wurden von westlicher Seite prinzipiell akzeptiert; ein Kompromiß, nach dem die Sendezeit nach sowjetisch und westlich kontrollierten Zeiten aufgeteilt werden sollte, scheiterte im letzten Moment an einer Auslegungsfrage.²⁷

Insgesamt zeigt sich, daß auch das Scheitern einer Viermächte-Kontrolle über den Berliner Sender nicht zwangsläufig war. Vielmehr versuchten die Sowjets auch in diesem Bereich, Positionen zu besetzen und Fakten zu ihren Gunsten zu schaffen, durchaus in der Erwartung, diese Position nötigenfalls wieder aufgeben zu müssen. Entscheidend für ihren Erfolg war das Argument der Gleichberechtigung der Alliierten, dem sich die westliche Seite nicht verschließen konnte.²⁸ Erst im Zuge der sich schnell zuspitzenden Gegensätze zwischen der sowjetischen und der westlichen Seite wurden sich die Sowjets der großen Bedeutung des Senders bewußt, und erst dann nahmen sie jene „harte Haltung“ ein, die den *status quo* einer alleinigen sowjetischen Kontrolle des Berliner Rundfunks festschrieb und das Funkhaus in der Masurenallee dauerhaft zu einer sowjetischen Enklave im britischen Sektor machte.²⁹ Die Westalliierten reagierten mit dem Aufbau eigener Rundfunkstationen,

24 Vgl. Boyle/Eichhorn, Interview, S. 42f.

25 Die Darstellung Wolfgang Schivelbuschs, die Westalliierten hätten es zunächst verabsäumt, die Viermächtekontrolle einzufordern, ist so nicht aufrechtzuerhalten; vgl. Wolfgang Schivelbusch, Vor dem Vorhang. Das geistige Berlin 1945–1948, München/Wien 1995, S. 176.

26 Zu den Verhandlungen über die Viermächte-Kontrolle des „Berliner Rundfunks“ vgl. ausführlich Galle, RIAS Berlin, S. 50–61.

27 Ebd., S. 51; vgl. auch Walther, Der Rundfunk, S. 11.

28 In einer Hintergrundinformation, die für den Political Advisor der Amerikaner im Alliierten Kontrollrat, Robert Murphy, geschrieben wurde, wird Anfang 1946 beklagt, daß hinsichtlich des Anspruchs auf Viermächtekontrolle auch intern nie völlige Einigkeit erzielt worden sei: „However, even among ourselves we have never been in full agreement to this point“; zit. nach Galle, RIAS Berlin, S. 53.

29 Vgl. dazu ausführlich Galle, RIAS Berlin, S. 54ff.; während der Eskalation des Konfliktes um das Funkhaus in der Masurenallee Anfang der fünfziger Jahre findet sich in den Quellen ein Hinweis auf ein mündliches Agreement zwischen Vertretern der britischen und der sowjetischen Besatzungsmächte im Alliierten Kontrollrat; demnach sei dort 1945 im Gegenzug für den Verbleib des Funkhauses unter sowjetischer Kontrolle eine Änderung der ursprünglich vorgesehenen Sektorengrenzen vorgenommen worden. Der Militärflughafen Gatow an der westlichen Stadtgrenze sei dabei der britischen Zone statt – wie ursprünglich vorgesehen – der sowjetischen Zone zugeschlagen worden. Eine Verifizierung dieser Version war jedoch offenbar schon seinerzeit kaum möglich, weil bei der SMAD in Karlshorst keine schriftlichen Unterlagen vorhanden waren, die dies bestätigen konnten; vgl. BArch, DR 6/197 (Bestand Korrespondenz des Staatlichen Rundfunkkomitees mit Regierungsstellen), Kurt Heiß an Hermann Axen persönlich (Streng vertraulich), 26. Juni 1952.

zunächst dem DIAS (Drahtfunk im amerikanischen Sektor) ab November 1945,³⁰ der knapp ein Jahr später, vor den bevorstehenden Berliner Kommunalwahlen, als RIAS zur vollwertigen Radiostation unter amerikanischer Kontrolle ausgebaut wurde.³¹ Ab Juni 1946 kam von britischer Seite eine Berliner Zweigstelle des NWDR (Nordwestdeutscher Rundfunk) hinzu.³²

Bis Ende 1946 schien allerdings eine Einigung noch möglich, weil die sowjetische Seite nach der Errichtung anderer Rundfunksender in der SBZ den westlichen Forderungen im November 1946 entgegenkam.³³ Während der britische und der französische Verhandlungsführer keine grundsätzlichen Einwände gegen das sowjetische Angebot einer lokalen Berliner Station unter Vier-Mächte-Kontrolle erhoben, lehnten die Amerikaner den Kompromiß ab. Sowohl die sowjetische Initiative, als auch die Ablehnung durch die Amerikaner sind, wie Petra Galle darlegt, im Kontext der Berliner Wahlen zu sehen, bei denen die SED bekanntlich eine empfindliche Niederlage erlitt. Der sowjetische Vorstoß lief vor diesem Hintergrund darauf hinaus, den RIAS und den NWDR als Stationen, die sich sowjetischem Einfluß völlig entzogen, zu liquidieren. Dies konnte kaum im westlichen Interesse liegen, zumal der Berliner Rundfunk als sowjetische Station weiter betrieben werden sollte. Angesichts der zunehmenden Konflikte im Alliierten Kontrollrat ließ das Interesse auf amerikanischer Seite, vor den Deutschen Einigkeit zu demonstrieren und dafür Kompromisse einzugehen, rapide nach. Immer mehr setzten sich die Vertreter einer Politik des „Containment“ (Eindämmung) des Kommunismus durch, die wenig später in der Truman-Doktrin ihren offenen Ausdruck fand.³⁴ Vor diesem Hintergrund hatte das taktische Angebot der Sowjets, eine Berliner Lokalstation unter gemeinsamer Kontrolle neu einzurichten, zu diesem Zeitpunkt keine Chancen mehr.

Die Auseinandersetzung um die Kontrolle des Berliner Rundfunks reflektiert somit nur *en detail* die Zuspitzung des Konfliktes zwischen den Westalliierten und der Sowjetunion, die angesichts der prinzipiellen Gegensätze zwischen beiden Seiten wohl unausweichlich war, zumal sich das pragmatische Interesse des Bündnisses mit dem Sieg über Deutschland praktisch bereits erfüllt hatte.³⁵ Sie illustriert aber auch das Spannungsfeld, in dem der Ber-

30 Die ersten Programme über Drahtfunk wurden jedoch erst im Februar 1946 verbreitet; sie dürften angesichts des schlechten Zustandes des Telefonnetzes und des eingeschränkten Kreises potentieller Empfänger nur eine geringe Verbreitung erlangt haben.

31 Vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 90ff.

32 Das Programm startete am 17. August; vgl. Herbst, Demokratie, S. 38 sowie Emil Dovifat, Der NWDR in Berlin 1946 bis 1954, Berlin 1970 (Buchreihe des SFB, 10).

33 In den Verhandlungen Ende 1946 erklärten sich die Sowjets zwar nicht bereit, die alleinige Kontrolle über den Berliner Rundfunk aufzugeben, stimmten aber der Neugründung einer Station unter Viermächte-Kontrolle zu. Ebenfalls war man bereit, den Berliner Rundfunk eindeutig als ostzonale Institution zu kennzeichnen und die Frequenz gegen eine andere zu tauschen; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 59f., ferner Kutsch, Rundfunk und Politik, S. 134f.

34 Vgl. Bernd Stöver, Der Kalte Krieg, München 2003, S. 23f.

35 Natürlich einte die Alliierten zunächst der Glaube an die Notwendigkeit einer grundlegenden Entnazifizierung Deutschlands, um einer erneuten potentiellen Gefahr vorzubeugen; allerdings wurde dieser Glaube schnell durch die Distanzierung der Deutschen vom Nationalsozialismus erschüttert, die umfassender ausfiel, als dies im Ausland für möglich gehalten worden war; scheinbar, so wurde vielfach ironisch notiert, hatte es sich selbst bei den NS-Eliten nicht um überzeugte Nazis gehandelt; vgl. zu diesem Phänomen Hermann Glaser, Die Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1: Zwischen Kapitulation und Währungsreform 1945–1948, Frankfurt a. M. ²1990, S. 53ff.

liner Rundfunk in den ersten Jahren bis zum offenen Ausbruch des Konfliktes agieren mußte: Gerade weil die sowjetische Seite die Kontrolle über den Sender nicht verlieren wollte, mußte dieser zunächst als Sachwalter der vermeintlich unter den Alliierten unumstrittenen Ziele wie Demokratisierung, Entnazifizierung und Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung auftreten.

1.2 Aufbau des Sendernetzes

Die anfangs zur Verfügung stehenden Mittel für den Sendebetrieb waren mehr als bescheiden und forderten den Verantwortlichen lange Zeit ein hohes Maß an Improvisation ab.³⁶ Zwar war das Charlottenburger Funkhaus durch Granateneinschläge nur leicht beschädigt worden und die beschädigten Sendeanlagen in Berlin-Tegel konnten bis zum 13. Mai notdürftig wiederhergestellt werden, aber die Verbindung zwischen beiden war an zahlreichen Stellen gekappt.³⁷ Zudem war das Funkhaus mit Flüchtlingen und Ausgebombten besetzt, so daß zunächst nur zwei Räume für die Redaktion zur Verfügung standen.³⁸ Die ersten Sendungen konnten nicht im Funkhaus produziert werden, sondern mußten direkt an den Sendeanlagen in Tegel, von wo sie ausgestrahlt wurden, gesprochen und zusammengestellt, später via Kurier dort hingebraucht werden.³⁹ Ab Ende Mai wurde die Verbindung zwischen dem Funkhaus und der Sendeanlage zunächst provisorisch über drei Feldtelefon-Anlagen hergestellt, die bis zum September 1945 in Betrieb waren. Erst danach gab es in Berlin wieder eine feste Verbindung zwischen der Produktions- und der Sendetechnik.⁴⁰ Seitdem stellte der Berliner Rundfunk mit seinem 100 kW Mittelwellen-Sender auf der Frequenz 356 m eine leistungsfähige Station dar, deren Bedeutung weit über den Berliner Raum hinausreichte.⁴¹ Ab August bzw. Dezember 1945 wurde das Berliner Programm zusätzlich jeweils über einen schwachen Langwelle- bzw. Kurzwelle-Sender ausgestrahlt.⁴² Ab Januar

36 Einen Eindruck von den anhaltenden Engpässen bei technischen Einrichtungen, die selbst neu nur bei Bereitstellung des notwendigen Rohmaterials zu bekommen waren, liefert ein „Protokoll über die Tagung der technischen Leiter der Rundfunksender in der sowjetischen Zone Deutschlands am 4. Nov. 1946 im Haus des Rundfunks, Berlin-Charlottenburg 9, Masurenallee 8–14“; DRA Potsdam, Bestand Hörfunk, Schriftgut 1945–52, F–201–00–00–0002.

37 Vgl. „Bericht über die Sendestationen im Bereich der sowjetischen Besatzungszone vor dem Zusammenbruch 1945 und heute“ vom 20. Juni 1948, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950), Bl. 333–335, hier: Bl. 333.

38 Vgl. Riedel, *Mit uns zieht die neue Zeit*, 1. Workshop 17. Dezember 1991, Diskussionsbeitrag Mahle, S. 22; ferner: Lektorat Rundfunkgeschichte, *Chronik des deutschen demokratischen Rundfunks*, in: *Beiträge zur Geschichte des Rundfunks (BzGR)* 5 (1971), H. 2, S. 81–98, hier: S. 81f.

39 Vgl. Riedel, *Mit uns zieht die neue Zeit*, 1. Workshop 17. Dezember 1991, Diskussionsbeiträge Mahle und Mannbar, S. 22ff., ferner: *Generalintendanz des Deutschen Demokratischen Rundfunks (Hg.), 5 Jahre demokratischer Rundfunk 13. Mai 1945–13. Mai 1950*, o.O. (Berlin) 1950, S. 2.

40 Vgl. Riedel, *Mit uns zieht die neue Zeit*, S. 27.

41 Im Herbst 1946 verfügten die Westalliierten dagegen nur über zwei Sender mit einer Leistung von 0,8 bzw. 2 kW; die Empfangbarkeit des RIAS war dadurch erheblich eingeschränkt; vgl. Galle, *RIAS Berlin*, S. 57f.

42 Wie Anm. 37.

1946 führte die Langwelle-Station die alte Bezeichnung „Deutschlandsender“.⁴³ Nach einer Intervention der Westalliierten, die „für einen Sender, der offensichtlich nicht nur für die SBZ senden soll“, sofort ihre Forderung nach interalliiertem Kontrolle erneuerten, wurde die Übertragung über Langwelle im August 1946 wieder eingestellt.⁴⁴

Der anhaltende Anspruch von seiten der westlichen Alliierten auf eine gemeinsame Kontrolle des Berliner Rundfunks führte dazu, daß schon frühzeitig über mögliche Alternativen nachgedacht wurde. Bereits Ende Mai 1945 hieß es in einer Besprechung zwischen dem KPD-Vorsitzenden Wilhelm Pieck und Georgi Dimitroff, der auch nach der formalen Auflösung der Komintern als Vermittler zwischen dem Kreml und den ausländischen KP-Führungen fungierte,⁴⁵ daß die Zentrale des Rundfunks im Falle einer Viermächte-Kontrolle über den Berliner Sender von Berlin nach Leipzig verlegt werden solle.⁴⁶ Dementsprechend begann am 1. September 1945 die Ausstrahlung über eine wiederaufgebaute 100 kW-Mittelwellen-Station in Leipzig-Wiederau.⁴⁷ Dabei handelte es sich allerdings zunächst um das Berliner Programm, das lediglich zeitversetzt gesendet wurde und zweimal pro Tag um in Leipzig zusammengestellte „Nachrichten aus Mitteldeutschland“ erweitert war.⁴⁸ Ein eigenes, zunächst achtstündiges Programm lieferte der Leipziger Sender erst nach der Fertigstellung eines neuen Funkhauses Anfang Juni 1946.

Bereits vorher, nämlich im Dezember 1945, war in einem Geheimbefehl der SMAD die Struktur des zukünftigen Sendernetzes in der SBZ festgelegt worden. Diese Konzeption stellte eine klare Abkehr von den ursprünglichen, am sowjetischen Vorbild orientierten Drahtfunk-Plänen dar und reflektiert die gewachsene Bedeutung, die dem Medium nun

43 Die Reichweite von LW- und erst recht KW-Stationen ist – verglichen mit Mittelwelle – erheblich größer. Im Falle des „neuen“ Deutschlandsenders handelte es sich jedoch zunächst nur um eine provisorische Sendeanlage mit einer geringen Leistung von nur 5 kW; vgl. Arnold, *Deutschlandsender*, S. 160; das Programm auf dieser Station ging über eine reine Zweitverwertung des Berliner Programms nicht hinaus. Es umfaßte auch eine umfangreiche Presseschau und übernahm damit in der „informationsarmen“ unmittelbaren Nachkriegszeit kompensatorisch auch Funktionen einer Nachrichtenagentur für Zeitungsjournalisten; vgl. DRA, *Hier spricht Berlin ...*, S. 26.

44 Vgl. Ebd., S. 30; ob es sich dabei, wie Galle annimmt, tatsächlich um eine Konzession gegenüber den Westalliierten handelte, muß offenbleiben; immerhin erfolgte die Einstellung des Programms erst mehr als ein halbes Jahr nach dem amerikanischen Protest im Alliierten Kontrollrat. Denkbar ist auch ein entgegengesetztes Interesse, das auf eine Ausweitung sowjetischer Propaganda in Deutschland zielte; jedenfalls beklagte sich der zuständige sowjetische Kontrolloffizier Wladimir S. Mulin darüber, daß im Berliner Rundfunk mit Blick auf die Westalliierten die sowjetische Position nicht hinreichend artikuliert werden könne, während z.B. Radio London offen antisowjetische Positionen verbreite. Tatsächlich wurde der inzwischen auf eine Leistung von 100 kW ausgebaute Sender nach dem Stop der Verbreitung des Berliner Programms über Langwelle nicht nur zur Sendung russischsprachiger Programme genutzt, sondern diente ab Februar 1947 auch zur Verbreitung des deutschsprachigen Dienstes von Radio Moskau, der die sowjetischen Positionen ohne allzu große Rücksichtnahme auf die Westalliierten artikulieren konnte. Offiziell wurde die Einstellung des Berliner Programms über Langwelle mit Finanzierungsproblemen begründet. Vgl. dazu Galle, *RIAS Berlin*, S. 55f. u. S. 84 sowie dies.: *Radio Moskau und Berliner Rundfunk als Instrumente sowjetischer Rundfunkpolitik im besetzten Deutschland*, in *RuG 25* (1999), H. 1, S. 5ff.; ferner Arnold, *Deutschlandsender*, S. 161f.

45 Vgl. Bayerlein, *Dimitroff*, S. 7ff.

46 Vgl. Dok. Nr. 092 (Besprechung Wilhelm Piecks mit G. Dimitroff vom 30. Mai 1945), in: Keiderling, „Gruppe Ulbricht“, S. 439.

47 Vgl. dazu auch die Ausführungen Mahles in: Riedel, *Mit uns zieht die neue Zeit*, S. 30.

48 DRA, *Hier spricht Berlin ...*, S. 26.

seitens der SMAD beigemessen wurde. Demnach sollten eine „norddeutsche Senderkette“ mit dem Berliner Rundfunk als Zentrum und Funkhäusern in Schwerin und Potsdam und eine „mitteldeutsche Senderkette“ mit den Stationen Dresden, Halle und Weimar sowie Leipzig im Zentrum aufgebaut werden.⁴⁹ Die „Leitstationen“ Berlin und Leipzig lieferten dabei den anderen Sendern Programmteile zu, die übernommen und durch eigene, regionale Angebote ergänzt wurden.⁵⁰ Diese föderale Struktur erfüllte eine Doppelfunktion: Sie ist zum einen vor dem Hintergrund der außerordentlich schwierigen Produktionsbedingungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit zu sehen, denn die Produktion großer Programmflächen in völlig eigener Regie hätte die mit äußerst bescheidenen Mitteln operierenden Landessender anfangs überfordert.⁵¹ Zum anderen wurde auf diesem Wege eine zentrale Kontrolle der politischen Inhalte gewährleistet, denn die Landessender waren verpflichtet, Nachrichten, Kommentare und andere Sendungen mit politischem Inhalt vom Berliner Rundfunk zu übernehmen.⁵² Fragen von „übergeordneter Bedeutung“ durften zunächst nur durch den Berliner Sender behandelt werden, die Landessender waren lediglich für die lokale und regionale Berichterstattung zuständig.⁵³ Die föderale Struktur mit den zwei Senderketten wurde bis Ende 1946 weitgehend in die Realität umgesetzt, aber Berlin bildete weiterhin das Zentrum des ostdeutschen Sendernetzes.⁵⁴ Dies sollte sich bis zur Auflösung der Landessender als eigenständige Einheiten, mit der der Rundfunk im Sommer 1952 nahezu vollständig zentralisiert wurde, nicht mehr ändern.

Der rasche Ausbau des Sendernetzes muß vor dem Hintergrund der latenten Spannungen zwischen der Sowjetunion und den Westalliierten interpretiert werden. So wurde von sowjetischer Seite beklagt, daß „selbst die geringsten antialliierten Bemerkungen und Aussa-

49 Auf einer Tagung Ende 1947 beschrieb Mahle die Situation folgendermaßen: „Es gibt in unserer Zone zwei Programme. Das eine ist das norddeutsche, das andere das mitteldeutsche. Das norddeutsche Programm stützt sich auf den Berliner Sender und die Landessender Schwerin und Potsdam. [...] Im mitteldeutschen Raum ist es der Großsender Leipzig, der mit Hilfe der Landessender Dresden, Weimar und Halle sein Programm gestaltet.“; vgl. Protokoll der Arbeitstagung der HA Künstlerisches Wort am 25./26. November 1947; DRA Potsdam, Bestand Hörfunk, Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00–0003 (Büro des Intendanten), Bl. 2–114, hier 76f.

50 Mahle beschrieb die Aufgabenteilung folgendermaßen: „Und zwar sind die kleinen Sender, wenn ich mich so ausdrücken darf, die verlängerten Arme des großen Bruders“; er reagierte damit auf Klagen über die schlechte technische und personelle Ausstattung der Landessender: „Wenn der kleine Sender den Ehrgeiz hat, es dem großen Bruder gleichzutun, dann ist er auf dem falschen Wege.“, ebd.

51 Vgl. die Klagen des Dresdener Redakteurs Hahnwald ebd.; neben der schlechten technischen und personellen Ausstattung fehle es auch an der Möglichkeit, angemessene Künstler-Gagen zu zahlen, viele Mitarbeiter fühlten sich demnach von Berlin dominiert bzw. marginalisiert; ebd., Bl. 61–67.

52 Kutsch, *Rundfunk und Politik*, S. 124f.

53 Vgl. Organisationsstatut des Rundfunks in der SBZ, abgedruckt in: Erich Richter, *Entwicklungsetappen des Deutschen Demokratischen Rundfunks*, Teil 3, in *BzGR* 4 (1970), S. 5–71, hier: S. 69ff.

54 Am 7. Dezember 1945 wurde der Dresdener Sender wieder in Betrieb genommen, am 24. Dezember Schwerin. Im Laufe des Jahres 1946 folgten die Landessender Weimar und Potsdam, schließlich – nach der Fertigstellung des neuen Funkhauses in Leipzig im Juni 1946 – der Landessender Halle zu Weihnachten 1946. Die Leistung war zu Anfang oft sehr schwach, betrug nach der Erneuerung der (aus dem Westen gelieferten) Sendetechnik später jeweils 20 kW, in Potsdam jedoch bis Mai 1948 nur 0,8 kW; vgl. Bericht über die Sendestationen (wie Anm. 37); Generalintendant, *5 Jahre demokratischer Rundfunk*, S. 3 sowie Chronik, in: *BzGR* 5 (1971), H. 2, S. 88–98; zum Landessender Potsdam: Karl-Heinz Mosgraber, *Das 1000-jährige Potsdam und der Rundfunk*, in: Riedel, *Mit uns zieht die neue Zeit*, S. 47–52.

gen im Rundfunk sofort diplomatische Demarchen von seiten der Anglo-Amerikaner hervorgerufen.“⁵⁵ Während die Westalliierten über die von ihnen kontrollierten Rundfunkstationen in Hamburg, Köln, Frankfurt, Stuttgart, Nürnberg und München ebenso „antiso-wjetische Propaganda“ trieben wie über die Auslandsdienste der BBC und von „Voice of America“, habe die sowjetische Seite dem wenig entgegenzusetzen:

„Innerhalb Deutschlands sind uns auf diese Weise bis zu einem gewissen Grade die Hände gebunden, weil wir uns ebenfalls formell an das Prinzip halten müssen, uns mit den Verbündeten vor den Augen der Deutschen nicht zu streiten. Deshalb reagieren wir nicht angemessen auf die anglo-amerikanische Propaganda und sind insbesondere nicht einmal in der Lage, im Berliner Rundfunk unseren Kommentator auftreten und ihn die eigentliche Politik der Anglo-Amerikaner in dem gebührenden und richtigen Licht erläutern zu lassen. Die Moskauer Rundfunksendungen in deutscher Sprache kommen wegen schlechten Empfangs und wegen der Tatsache, daß die Deutschen nur die Genehmigung zum Besitz von Rundfunkempfangsgeräten mit drei Röhren haben, bei den Deutschen nicht an. Im Grunde führen wir keine Rundfunkpropaganda in Deutschland.“⁵⁶

Um diesem – aus sowjetischer Sicht unbefriedigenden – Zustand abzuhelpfen, war zwischenzeitlich zusätzlich an die Einrichtung eines eigenen deutschsprachigen Dienstes der SMAD gedacht, in dem man offenbar glaubte, entsprechende Rücksichten weit weniger nehmen zu müssen.⁵⁷ Dabei spielte auch eine Rolle, daß auf sowjetischer Seite vorübergehend damit gerechnet wurde, daß die alleinige Kontrolle des Berliner Rundfunks mittelfristig nicht aufrechtzuerhalten sei. Jedenfalls wurde bereits im Mai 1946 unter strenger Geheimhaltung die Herrichtung eines Studios im Villenvorort Berlin-Grünau im Ostsektor der Stadt angeordnet, das eine Verbindung zu dem ebenfalls in Bau befindlichen neuen 100 kW-LW-Sender in Königs Wusterhausen bekommen sollte.⁵⁸ Da der Berliner Rundfunk nach dem

55 Bericht des Leiters des Informationsbüros der SMAD G. Bepalow an W. Molotow über Maßnahmen zur Verbesserung sowjetischer Rundfunksendungen für die deutsche Bevölkerung, in: Bernd Bonwetsch/Gennadij Bordjugov/Norman M. Naimark (Hg.), *Sowjetische Politik in der SBZ 1945–1949. Dokumente zur Tätigkeit der Propagandaverwaltung (Informationsverwaltung) der SMAD unter Sergej Tjulpanov*, Bonn 1998, S. 38f.

56 Ebd.

57 Vgl. Galle, RIAS, S. 55.

58 Das Funkhaus in der Regattastraße 267/277 im Vorort Grünau wurde in zwei ehemaligen Bootshäusern der Allianz bzw. der Dresdener Bank eingerichtet. Die technischen Einrichtungen kamen z.T. aus dem Funkhaus Masurenallee. Grünau wurde zwar nach der Fertigstellung Ende 1946 vorübergehend tatsächlich von der SMAD genutzt und erhielt Verbindungen zu verschiedenen Sendeanlagen in der SBZ, aber ein selbständiges Programm wurde dort nicht produziert, lediglich einzelne Sendungen, die insbesondere den Landessendern zugeliefert wurden. Die baulichen Bedingungen ließen eine Erweiterung später nicht zu, so daß der DDR-Rundfunk nach der Zuspitzung des Konfliktes um das Funkhaus in der Masurenallee 1952 ein neues Domizil in Berlin-Oberschöne-weide, auf dem Gelände einer ehemaligen Holzfabrik in der Nalepastraße bezog. Am 4. Juni 1948 wurde Grünau an die Generalintendanz übergeben und 1951 technisch ausgebaut, um bis zur Fertigstellung des neuen Funkhauses in der Nalepastraße als technische Zentrale des Ost-Rundfunks zu dienen; vgl. „Protokoll über die Übergabe des Funkhauses Grünau von der Informationsverwaltung der SMAD an die Deutsche Verwaltung für Volksbildung in der sowjetischen Besatzungszone auf Grund des Befehls Nr. 90 der SMAD vom 17. Mai 1948“, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950). In späteren Jahren waren hier die

Scheitern der Verhandlungen über diesen Punkt im Alliierten Kontrollrat⁵⁹ unter sowjetischer Kontrolle blieb, kam es nicht zur Einrichtung eines deutschsprachigen Senders der SMAD. Statt dessen wurde die neue leistungsfähige Sendeanlage in Königs Wusterhausen nach einer Interimsphase⁶⁰ ab Oktober 1948⁶¹ für das neue Programm mit dem Namen „Deutschlandsender“ (DS) genutzt, das propagandistisch auf die Westzonen bzw. die sich eben konstituierende Bundesrepublik zielte.⁶²

1.3 Organisation und Personal

Wenn heute postuliert wird, „der Rundfunk der SBZ war eine Staatsunternehmung, und er blieb es auch nach der Gründung der DDR“⁶³, dann ist dies eine Vereinfachung der komplizierten Organisations- und Abhängigkeitsverhältnisse in den ersten Nachkriegsjahren. Vielmehr befand sich der Rundfunk zu dieser Zeit in einem Spannungsfeld zwischen der sowjetischen Kontrolle, der Anleitung durch die Partei und der Unterstellung unter proto-staatliche deutsche Institutionen, in dem sich die Gewichte im Laufe der Zeit verschoben. Zusätzliche Probleme ergaben sich daraus, daß man bei der Einstellung des Personals zu Anfang keineswegs wählerisch sein konnte; „politisch zuverlässiges“ Personal im Sinne der SMAD und ihrer deutschen Verbündeten, der aus Moskau remigrierten KPD-Spitze, stand zunächst kaum zur Verfügung. Dementsprechend problematisch gestaltete sich die frühe Rundfunkpolitik unter kommunistischen Vorzeichen; die schnelle Abfolge personeller und organisatorischer Veränderungen in den ersten Nachkriegsjahren zeugt von diesen Schwierigkeiten.

In den ersten Wochen und Monaten nach der Wiederaufnahme des Rundfunkbetriebes in Berlin gab es praktisch noch keine formalisierten Abläufe und Zuständigkeiten. Den Auftrag zum Aufbau des Berliner Senders erhielt der damals 33-jährige Moskau-Emigrant Hans Mahle, der mit der sogenannten „Gruppe Ulbricht“ nach Berlin gekommen war, nach eige-

Redaktionen der konspirativen, auf Westdeutschland zielenden Programme „Deutscher Freiheitssender 904“ und „Deutscher Soldatensender“ angesiedelt; vgl. Gerhard Probst, *Das neue Domizil: Funkhaus Nalepastraße*. In: Lektorat Rundfunkgeschichte (Hg.), *Erinnerungen von Pionieren und Aktivisten des Rundfunks der DDR*, Bd. 2: Ausgewählte Erlebnisberichte zum 45. Rundfunkjubiläum. Berlin 1990, S. 46–53.

- 59 Die Verhandlungen waren seit Februar 1947 festgefahren und wurden im März 1948 abgebrochen, vgl. Galle, *RIAS Berlin*, S. 60.
- 60 Zwischenzeitlich wurde die Anlage vom Programm für die Besatzungstruppen, dem Sender „Wolga“, genutzt; ab Februar 1947 gab es außerdem deutschsprachige „Programmfenster“ von Radio Moskau. Ab April 1948 kam über den Sender wieder das Programm des Berliner Rundfunks zur Ausstrahlung, seit Juni 1948 zusätzlich ein halbstündiges Programm mit dem Titel „Wir sprechen für Westdeutschland“, vgl. auch Anm. 43.
- 61 Internen Aufzeichnungen der Generalintendanz zufolge begann die Ausstrahlung eines eigenständigen Programms über den Deutschlandsender bereits am 3. Oktober 1948 und nicht erst am 5. Mai 1949, wie in der Literatur zumeist angegeben wird; vgl. dazu Galle, *RIAS Berlin*, S. 84f, Anm. 313; Walther, *Der Rundfunk*, S. 25.
- 62 Dazu ausführlich Arnold, *Deutschlandsender*, S. 165ff.
- 63 So Konrad Dussel, *Die Sowjetisierung des DDR-Rundfunks in den fünfziger Jahren. Die Organisation des Staatlichen Rundfunkkomitees und seine Leitungstätigkeit*, in: *ZfG* 45 (1997), H. 11, S. 992–1016, hier: S. 993.

nen Angaben vom Berliner Stadtkommandanten Bersarin.⁶⁴ Mahle war durch zwei Eigenschaften für diesen Einsatz prädestiniert: Er gehörte als Moskauer-Emigrant zum Führungskreis der deutschen Exil-KP,⁶⁵ zum anderen konnte er auf Rundfunk-Erfahrungen zurückgreifen.⁶⁶ In einer Zeit, in der von klaren Verwaltungs- und Herrschaftsstrukturen nicht die Rede sein konnte, bestand die Notwendigkeit, Aufgaben an Parteimitglieder zu delegieren, die das Vertrauen der Sowjets und der engsten Führungsspitze der KPD um Walter Ulbricht und Wilhelm Pieck genossen; Herrschaft mußte notgedrungen informell und personalisiert ausgeübt werden, selbst über die Partei war eine Anleitung in Einzelfragen aufgrund der überaus knappen personellen Ressourcen nicht zu bekommen.⁶⁷ Entsprechend groß waren offenbar die Handlungsspielräume wenigstens in den ersten Nachkriegswochen.⁶⁸ An der Berufung Mahles kann man umgekehrt indirekt den Stellenwert ablesen, den die deutsche Parteispitze dem Rundfunk seinerzeit beimaß: Diese Position wurde mit einem gut geschulten Kader aus dem Moskauer Exil besetzt, der über die Mitgliedschaft im Parteivorstand und Zentralsekretariat hoch angebunden war und insofern eine Gewähr für die Umsetzung der Parteilinie zu bieten schien. Andererseits handelte es sich nicht um einen „altgedienten Genossen“, sondern an dieser Stelle kam ein relativ junger Nachwuchs-Kader zum Einsatz.

Vom Zentralsekretariat, namentlich von Ulbricht, bekam Mahle nur wenige Mitarbeiter zugeordnet: Artur Mannbar, ein kommunistischer Journalist aus dem Saarland, mit Mahle aus der gemeinsamen Zeit als Funktionäre des KJVD bekannt, kam direkt aus dem Zuchthaus in Brandenburg.⁶⁹ Matthäus Klein, ehemals Vikar und Unteroffizier der Wehrmacht, hatte sich in sowjetischer Kriegsgefangenschaft dem NKFD angeschlossen und war dort im Bereich der Frontpropaganda tätig; nun wurde er der erste Sprecher des Berliner Rundfunks, bevor Mahle ihn nach wenigen Tagen zum Personalchef ernannte.⁷⁰ Hinzu kam noch der Techniker Erwin Wilke, ebenfalls vom NKFD, der eigentlich Eisenbahn-Ingenieur war.⁷¹ In

64 1948 äußerte Mahle dazu: „Ein schriftlicher Befehl zur Inbetriebnahme des Senders Berlin am 13. Mai 1945 liegt meines Wissens nicht vor. Ich erhielt seinerzeit vom damaligen Stadtkommandanten von Berlin, Generaloberst Bersarin, im Beisein von Herrn Oberst Jelisarow und Herrn Oberstleutnant Konstantinowski von der 7. Abteilung, die mündliche Erlaubnis zur Inbetriebnahme des Senders.“ Vgl. Bericht über die Sendestationen (wie Anm. 37). Der Auftrag kam für Mahle, der als ehemaliger Jugendfunktionär mit einer Aufgabe in diesem Bereich gerechnet hatte, anscheinend überraschend; parteiintern war er aber offenbar schon länger für eine Tätigkeit im Rundfunkbereich vorgesehen, jedenfalls wird sein Name bereits in einem internen Papier vom Februar 1945 genannt (vgl. Anm. 12).

65 Das zeigt, mehr noch als seine Zuordnung zur „Gruppe Ulbricht“, daß er zu den 16 Mitunterzeichnern des KPD-Gründungsaufrufs vom 11. Juni 1945 gehörte. Von 1945–47 war er Mitglied im Zentralsekretariat und Parteivorstand der KPD bzw. SED; vgl. auch biographischer Anhang.

66 Mahle hatte im Moskauer Exil als Jugendredakteur des Moskauer Rundfunks gearbeitet, ferner beim Geheimsender „Sturmadler“, der propagandistisch auf die HJ zielte; von August 1943 bis Oktober 1944 war er stellv. Chefredakteur des Senders „Freies Deutschland“ des NKFD; vgl. ebd.

67 Vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 79f.

68 Mahle hat wiederholt darauf hingewiesen, daß er anfangs auch von sowjetischer Seite praktisch ohne Vorgaben habe arbeiten können; vgl. z.B. Boyle/Eichhorn, Interview, S. 37ff.; ferner Riedel, Mit uns zieht die neue Zeit, 1. Workshop 17. Dezember 1991, Diskussionsbeiträge Mahle, S. 26f.

69 Vgl. biographischer Anhang.

70 Ebd.

71 Von Wilke (1913–1985) ist die nette Anekdote überliefert, er habe in allen Wohnhäusern im Umkreis des Funkhauses gefragt, ob dort jemand sei, der etwas vom Rundfunk verstehe; vgl. Günther Kowalke/Willi Schmidt-Gerlach, Etappen und Erlebnisse bei der Entwicklung der Studioteknik im Rundfunk

den ersten Tagen wurde die Redaktion zusätzlich durch die Mitglieder der „Gruppe Ulbricht“ Fritz Erpenbeck und Wolfgang Leonhard unterstützt, die ebenfalls über Rundfunk-Erfahrung verfügten.⁷² Anfang Juni 1945 trat mit Markus Wolf ein weiterer Moskauer-Emigrant in die Redaktion ein, der schnell zum Hauptkommentator und Leiter der Sendung „Tribüne der Demokratie“ avancierte.⁷³

In der Folge gelang es sehr schnell, vor allem aus ehemaligen Angestellten des „Reichsenders“ neue Mitarbeiter zu rekrutieren, wobei man bei der Auswahl zunächst keineswegs wählerisch war.⁷⁴ Vielmehr stieg die Zahl der Mitarbeiter innerhalb weniger Wochen auf zunächst ca. 600, dann rd. 1 000 Personen an, von denen in der folgenden Zeit, vor allem im Juni und Juli 1945, insgesamt 132 wegen ihrer NS-Belastung wieder entlassen wurden.⁷⁵ Überraschenderweise betraf dies in erster Linie Techniker und Musiker;⁷⁶ redaktionelle Mitarbeiter, die sich politisch eindeutig exponiert hatten, unternahmen anscheinend zumeist keinen Versuch, ihre alte Stellung wiederzuerlangen.⁷⁷ In herausragenden Positionen fand sich denn bereits Ende 1945 mit Ausnahme des technischen Leiters niemand mehr, der die

der DDR. In: Lektorat Rundfunkgeschichte, *Erinnerungen*, S. 24–32, hier: S. 31; Wilke scheint sich dessen ungeachtet bewährt zu haben. Er wurde später technischer Leiter des Deutschlandsenders (DS), bevor er zum Fernsehen wechselte; vgl. zu Wilke Autorenkollektiv *Studiotechnik, Der Neubeginn der Rundfunktechnik 1945*, in: *BzGR* 9 (1975), H. 1, S. 41.

- 72 Beide waren im sowjetischen Exil für den Sender „Freies Deutschland“ des NKFD tätig gewesen; vgl. Leonhard, *Die Revolution*, S. 368ff. u. 458f.; Mahle in: Riedel, *Mit uns zieht die neue Zeit*, 1. Workshop 17. Dezember 1991, S. 22; die Darstellung, die Leonhard an dieser Stelle von einer mehr oder minder eigenmächtigen, mit Ulbricht und der sowjetischen Seite nicht abgestimmten Inbetriebnahme des Senders durch Mahle, Erpenbeck und Klein zeichnet, ist im übrigen mit Sicherheit so kaum zutreffend; vgl. zu den Vorgängen auch Leonhard, *Spurensuche*, S. 277f.
- 73 Vgl. zu Wolfs unklarer Rolle als deutscher Mitarbeiter des Rundfunks, der möglicherweise zugleich von der SMAD bezahlt wurde, Galle, *RIAS Berlin*, S. 193ff.; eine Doppelrolle als deutscher Mitarbeiter und „sowjetischer Kontrolloffizier“ beim Berliner Rundfunk wird Wolf unabhängig von Galle auch von Klaus Arnold und Jan Foitzik attestiert; vgl. Arnold, *Deutschlandsender*, S. 534 sowie Jan Foitzik, *Remigranten in der Medienpolitik der sowjetischen Besatzungsmacht*, in: Claus-Dieter Krohn/Axel Schildt (Hg.), *Zwischen den Stühlen? Remigranten und Remigration in der deutschen Medienöffentlichkeit der Nachkriegszeit*, Hamburg 2002, S. 93–113, hier: S. 104. Wolf selber bestreitet, jemals für die SMAD tätig gewesen zu sein.
- 74 Vgl. die drastische Darstellung von Mahle zu seiner Einstellungspraxis: „Dieses Ausgrenzen von Nazis wurde nur in bestimmter Hinsicht gemacht, so wenn die Leute schwere Verbrechen begangen hatten [...]. In solchen Fällen ja, aber sonst – ich habe sehr viele Nackenschläge erhalten deshalb. Ich war großzügig, ich habe den Nazifritzen gesagt, es ist mir bekannt, wer sie sind, wenn sie mitarbeiten wollen, dann müssen sie ehrlich mitarbeiten, wenn sie das nicht wollen, dann bleiben sie draußen. Wenn sie aber sagen, sie wollen ehrlich mitarbeiten und sie arbeiten nicht ehrlich, dann ist es ganz einfach: dann habe ich meinen Revolver auf den Tisch gelegt und habe gesagt, dann wissen sie, was ihnen blüht. Ja, so war das zu der Zeit.“ Vgl. Boyle/Eichhorn, *Interview*, S. 33; vgl. zu den Mitarbeiterzahlen DRA (Hg.), *„Hier spricht Berlin ...“*, S. 19ff.
- 75 Vgl. dazu die Aufstellung bei Galle, *RIAS Berlin*, S. 356.
- 76 Ebd.; dies widerspricht der Darstellung bei Münkler, *Produktionssphäre*, S. 86.
- 77 Die statistischen Angaben decken sich hier mit den Erinnerungen Mahles, der sich – abgesehen vom bereits erwähnten Fall des Sendeleiters Vida, an keinen problematischen Fall im Bereich der Programm-Mitarbeiter erinnern konnte; ebenso bestätigte er den Einsatz der vorhandenen Techniker, die man „nach und nach ausgeschaltet [habe], was vielleicht gar nicht so richtig war“; vgl. Boyle/Eichhorn, *Interview*, S. 33f.

ses Amt bereits vor 1945 versehen hatte.⁷⁸ Zahlreiche wichtige Positionen waren schon zu dieser Zeit mit Kommunisten bzw. Sympathisanten dieser politischen Richtung besetzt, oft Überlebenden der Konzentrationslager. U.a. galt dies für die Leitung der Nachrichtenredaktion (Artur Mannbar), der Redaktion „Aktuelle Fragen“ (bis November 1945 Rudolf Mießner, anschließend Alfred Duchrow), „Jugend und Erziehung“ (Rudolf Mießner) sowie den Hauptkommentator Markus Wolf.⁷⁹

Auf der mittleren Ebene und im künstlerischen Bereich gab es allerdings sehr wohl Kontinuität zum NS-Rundfunk, wie die Fälle Dr. Ilse Obrig (Leiterin des Kinderfunks) und der Regisseure Hannes Küpper und Hanns Farenburg zeigen.⁸⁰ Politisch „belastetes“ Personal wurde aber vorzugsweise nicht festangestellt, sondern auf Honorarbasis beschäftigt.⁸¹ Diese, abgesehen von den Schlüsselpositionen, relativ „liberale“ Personalpolitik, die das Interesse an einem schnellen Aufbau des Rundfunks und der Verbesserung der Qualität des Programms über das Interesse an politisch möglichst unbelastetem Personal stellte, war offenkundig nicht unumstritten.⁸² Einen Eindruck davon, welche Spannungen daraus resultierten, vermittelt eine Beschwerde des Leiters der Abteilung „Jugend und Erziehung“, Rudolf Mießner, eines ehemaligen Jugendfunktionärs des KJVD, mit der dieser Ende 1946 beim Intendanten Seydewitz gegen die Ausgliederung des Kinderfunks aus seiner Abteilung protestierte. Er sei, so Mießner, obgleich „mit innerster Anteilnahme zum Funk gekommen“ heute

„manchmal so weit, die Partei zu bitten, mir eine andere Funktion zu übertragen, weil von bestimmter Seite im Hause der meiner Meinung nach fraktionell gebundene Versuch gemacht wird, nicht nur meine, sondern auch die Stellung anderer SED-Genossen zu untergraben. Nur aus der Überzeugung heraus, daß solchen Versuchen bestimmter

78 Vgl. hierzu die Aufstellung bei Galle, RIAS Berlin, S. 108f.

79 Markus Wolf spielte unter seinem Pseudonym Michael Storm in den ersten Jahren eine herausragende Rolle im Berliner Rundfunk. Zeitweise war er für die Sendereihen „Sie fragen – Wir antworten“ (Hörerfragen), die Diskussionsrunde „Treffpunkt Berlin“, die zentrale Sendung der politischen Parteien („Tribüne der Demokratie“) verantwortlich und war zwischen 1946 und 1948 zugleich als Kommentator tätig. Ab November 1945 war er als einer von wenigen Deutschen als Berichterstatter beim Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher akkreditiert.

80 Dazu im einzelnen Galle, RIAS Berlin, S. 109ff.; die Einstellung Obrig (die bereits in der NS-Zeit eine prägende Figur des Kinderfunks war) schilderte Mahle retrospektiv mit den Worten: „Wir haben Leute, die am Nazirundfunk mitgearbeitet haben, z.B. im Kinderfunk, nicht mit den Pimpfen, nicht mit der Hitlerjugend oder der Schuljugend, sondern mit der Vorschuljugend, mit den Kleinen, bei uns eingestellt. Da gab es eine Frau Doktor, die hat mir vorgespielt, was sie so gemacht haben, die habe ich sofort genommen – Kinderfunk. Schon nach wenigen Wochen liefen die ersten Kinderfunksendungen, nicht im nazistischen Geist, natürlich auch nicht im kommunistischen Geist, das war ja auch gar nicht unsere Absicht.“; vgl. Boyle/Eichhorn, Interview, S. 37f.; Obrig Anstellung (als freie Mitarbeiterin) beim Berliner Rundfunk datiert vom 1. Dezember 1945; Anfang 1947 wurde das Vertragsverhältnis in eine Festanstellung umgewandelt; vgl. DRA Potsdam, Schriftgut Hörfunk, NL 4 (Rudolf Mießner), Bl. 315–316; sowie 317–318 (Kadereinschätzung Dr. Ilse Obrig, 25. Januar 1947); vgl. zu Obrig auch Münkler, Produktionssphäre, S. 86f.

81 Vgl. Günther Rücker, Anfänge in Leipzig, in: Riedel, Mit uns zieht die neue Zeit, S. 43–47, hier: S. 43; ferner Mahle in: Boyle/Eichhorn, Interview, S. 32f. u. Münkler, Produktionssphäre, S. 83–89.

82 Mahle, der etwa auch Gustav Gründgens und Marianne Hoppe als freie Mitarbeiter im Hörspielbereich beschäftigte, hat wiederholt darauf hingewiesen, daß ihm diese Politik parteiintern viel Kritik eingetragen habe; vgl. u.a. Boyle/Eichhorn, Interview, S. 32f.; möglicherweise hat sie zu seiner Ablösung im Sommer 1946 beigetragen.

Kreise ein einheitlicher Abwehrwille aller wirklich fortschrittlichen Mitarbeiter des Hauses entgegenstehen muß und daß jede Konzession an die bourgeoisen Vertreter im Grunde ein Zurückweichen vor dem Klassenfeind bedeutet, kämpfe ich nach wie vor um meine Anerkennung und um die volle Würdigung meiner Leistung. [...]“⁸³

Im folgenden denunzierte Mießner verschiedene ehemalige und gegenwärtige Mitarbeiter, eine Art „konterrevolutionäre Fraktion“ zu bilden, die, nach der Beschneidung seines Zuständigkeitsbereiches, ihren neuerlichen „Sieg über die Kommune“ feiern würden: „Wie wunderbar das fraktionelle Zusammenspiel von Seiten der CDU-Leute im Hause klappt, wird sofort in einer verstärkten Verleumdungskampagne sichtbar.“⁸⁴

Erkennbar ist hier nicht nur die Minderheitenposition, aus der heraus die kommunistischen Kader noch Ende 1946 agieren mußten. Deutlich wird auch die damit im Zusammenhang stehende Tendenz, Mißerfolge (in diesem Falle die Einschränkung von Mießners Kompetenzbereich) einem angeblich konspirativen Wirken der bürgerlich-liberalen Kräfte zuzuschreiben. Konflikte, die allem Anschein nach nicht zuletzt daraus resultierten, daß Rundfunkerfahrene Mitarbeiter die Autorität des „ungelehrten“ Abteilungsleiters nicht anerkannten,⁸⁵ wurden so politisch aufgeladen. Zugleich zeigt der Fall Mießner aber auch, daß es vorläufig noch keinen klaren Sieg der Parteilichkeit über die Professionalität gab: Mießner, dessen fehlende politische und didaktische Sensibilität auch schon mal die Intendanz auf den Plan rufen konnte,⁸⁶ stieg in der internen Hierarchie tendenziell ab,⁸⁷ während er trotz wiederholter Hinweise auf ihre antikommunistische Einstellung und ihre Karriere im NS-Rundfunk nicht verhindern konnte, daß die anerkannte Kinderfunk-Leiterin Obrig nicht nur Anfang 1947 eine Festanstellung bekam, sondern sich auch mit ihrer Forderung nach Aufwertung des Kinderfunks zu einem eigenen Referat mit einer zusätzlichen Mitarbeiterin vorläufig durchsetzen konnte.⁸⁸ Erst 1950 verließ sie unter dem zunehmenden politischen Druck den Berliner Rundfunk und wechselte zum NWDR Berlin.⁸⁹

83 DRA Berlin, Historisches Archiv, Schriftgut Hörfunk, NL 4 (Rudolf Mießner), Mießner an Seydewitz, 6. Dezember 1946, Bl. 282–285; vgl. auch „Tätigkeitsbericht der Abteilung „Jugend und Erziehung“ v. 14. Oktober 1946, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950).

84 Ebd.

85 DRA Berlin, Historisches Archiv, Schriftgut Hörfunk, NL 4 (Rudolf Mießner), Bl. 315–316 Vermerk „Betrifft: Vertragsverhältnis zu Fräulein Dr. Obrig“ (undatiert, 1947); daraus geht hervor, daß sich Obrig und ein anderer Mitarbeiter weigerten, Anordnungen der Abteilungsleitung Folge zu leisten.

86 DRA Berlin, Historisches Archiv, Schriftgut Hörfunk, NL 4 (Rudolf Mießner), Bl. 280, Ullrich Brurein (Intendanz) an Rudolf Mießner, 26. September 1946; Brurein kritisierte Mießner in diesem Brief für einen Kommentar im Jugendfunk, in dem dieser dem stalinistischen Personenkult huldigte und sich dafür einschlägiger Phrasen bediente; dies könne auf eine „Jugend, die so skeptisch ist, wie noch nie eine Jugend gewesen ist“ nur kontraproduktiv wirken.

87 Bereits im November 1945 mußte Mießner die Leitung der zentralen Abteilung „Tagesfragen“ an Alfred Duchrow abgeben; auch im Bereich „Jugend und Erziehung“ wurden seine Kompetenzen offenbar 1947 eingeschränkt; spätestens 1950 hatte er die Leitung der inzwischen in „Junge Welt“ umbenannten Abteilung nicht mehr inne; vgl. Büro für Theaterfragen (Hg.), Theater-Film-Funk in der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1951, S. 198.

88 In zwei Revisionsberichten von 1946 und 1949 wird zudem die außergewöhnlich hohe Entlohnung Obrigs bemängelt; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 111, Anm. 408.

89 RIAS-Interview mit Dr. Ilse Obrig vom 15. September 1950, zit. bei Münkler, Produktionssphäre, S. 87; vgl. auch Walther, Der Rundfunk, S. 148.

1.3.1 Sowjetische Kontrolle

Zwar funktionierte die Anbindung des Rundfunks an die Partei in dieser frühen Phase nur über die Person Mahles, aber es wäre falsch, darin ein Indiz für Desinteresse am Rundfunk seitens der KPD-Spitze zu sehen. Vielmehr spricht alles dafür, daß diese Konstellation nicht nur die schwierige Situation eines noch nicht konsolidierten Verwaltungs- und Herrschaftsapparates spiegelt, sondern ihre eigentliche Ursache darin hatte, daß den Deutschen stets klar war, daß allein sowjetischen Stellen die Kontrolle über den Sender zustand. Und nach einer kurzen Phase relativer Unabhängigkeit, die bis Anfang Juni 1945 andauerte, wurde diese Kontrolle von sowjetischer Seite mit zunehmender Intensität auch wahrgenommen.⁹⁰

Allerdings waren die Strukturen der sowjetischen Kontrolle und Anleitung zunächst verworren und vielschichtig.⁹¹ Sie zeugen insgesamt von dem improvisierten, offenbar wenig vorbereiteten Vorgehen der Sowjets in Deutschland.⁹² Vermutlich Anfang Juni zogen, nach der bereits erwähnten Beschwerde der Westalliierten, die derzeitige Praxis eines ausschließlich von Deutschen gestalteten Programms verstoße gegen die interalliierten Vorgaben, etwa 10–15 sowjetische Kontrolloffiziere in das Funkhaus des Berliner Rundfunks ein.⁹³ Da dies ad hoc geschehen mußte, um einen Konflikt mit den Westalliierten zu vermeiden, wurden sie zunächst nicht den erst in Gründung befindlichen SMAD-Strukturen unterstellt, sondern unterstanden dem Armeestab der 1. Belorussischen Front, genauer deren politischer Abteilung. Ihr Leiter war der sowjetische Kommandant des Funkhauses, Nikolai I. Malachow.⁹⁴ Zwar wurde etwa zeitgleich ein „Sektor für Propaganda und Zensur“ im Apparat des Politischen Beraters der SMAD, Wladimir S. Semjonow, gegründet, aber die Zensoren beim Rundfunk blieben zunächst nur dem Kommandanten des Funkhauses verantwortlich. Bereits im Spätherbst 1945 gliederte man die SMAD-Propagandaverwaltung wieder aus dem Apparat des Politischen Beraters aus und unterstellte sie als selbständige Verwaltung dem Oberst Sergej J. Tjulpanov.⁹⁵ Diese Reorganisation bildete die Grundlage für einen dauerhaften Kompetenzstreit zwischen Semjonow und Tjulpanov, der bis zur Auflösung der SMAD bestand.⁹⁶

90 In den ersten Nachkriegswochen war nach Mahles Darstellung Bersarin als Berliner Stadtkommandant sein Ansprechpartner in organisatorischen Fragen des Rundfunks auf sowjetischer Seite. Allerdings waren offenbar auch die sogenannten „7. Abteilungen“ der politischen Verwaltungen der Roten Armee, die eigentlich für Propagandafragen zuständig waren, involviert; vgl. Anm. 64.

91 Petra Galle gebührt das Verdienst, Licht in das Dickicht der unübersichtlichen Strukturen gebracht zu haben, so gut dies derzeit angesichts der nur teilweise zugänglichen sowjetischen Akten möglich ist. Die folgende Skizze folgt dieser Darstellung, soweit nicht anders vermerkt; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 66–78 u. S. 180–195.

92 Vgl. dazu Jan Foitzik, *Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD), 1945–1949. Struktur und Funktion*, Berlin 1999, S. 45.

93 Vgl. DRA (Hrsg.), „Hier spricht Berlin“, S. 20; denkbar ist aber auch, daß die Kontrolle bereits Ende Mai, also vor der Gründung der SMAD am 9. Juni einsetzte; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 191; über diese Gruppe von ca. 10–15 Personen, die im Sommer 1945 für die Vor- und Nachzensur der Sendungen verantwortlich war, ist bis heute relativ wenig bekannt; vgl. ebd., S. 190ff.

94 Vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 191.

95 Die Ursache war offenbar eine Überbelastung des Politischen Beraters mit kurzfristig anfallenden Aufgaben.

96 Vgl. hierzu und zu den grotesken Formen, die dieser Streit zeitweise annahm, im einzelnen Galle, RIAS Berlin, S. 68f.

Ab November 1945 wurde in der neugegründeten Propagandaverwaltung Tjulpanovs mit dem Aufbau einer Abteilung für Radiopropaganda begonnen. Zum Leiter dieser für die Kontrolle des gesamten Rundfunks in der SBZ zuständigen Abteilung wurde Wladimir G. Mulin bestellt, ein Offizier im Range eines Hauptmanns, der über gute deutsche Sprachkenntnisse verfügte und in der Sowjetunion bereits eine deutschsprachige Radio-Redaktion geleitet hatte. Erst zu dieser Zeit, etwa ab Dezember 1945, existierte eine klare hierarchische Struktur, denn Mulin bekam nun auch die Aufsicht über die bereits tätigen Zensoren, die sogenannte „Russische Redaktion“ zugeschlagen, die bis Ende der vierziger Jahre zwischen 10 und 15 Kontrolloffiziere umfaßte. Mulins eigener Apparat blieb aber klein: Seine (den Kontrolloffizieren vorgesetzte) Abteilung, die für die gesamte SBZ zuständig war, umfaßte nie mehr als fünf Mitarbeiter.⁹⁷ Die Gruppe der Kontrolloffiziere verfügte zusätzlich über eine interne Hierarchie. Formal wurde sie bis Mitte 1947 von Malachow geleitet, aber die faktische Rolle eines „Chefzensors“ hatte offenbar der Literaturwissenschaftler Wsewolod M. Rosanow inne, der im Gegensatz zu Malachow gut Deutsch sprach.⁹⁸ Sowohl Tjulpanow als auch Mulin und Rosanow konnten sich bis zum Ende der SBZ in ihren Ämtern halten, wobei sich Mulins Zuständigkeitsbereich im Zuge der Blockkonfrontation allerdings seit 1948 auf die Anleitung der Propaganda für die Westzonen verlagerte und Rosanow im April 1949 als Nachfolger von Alexander Dymshütz zum Leiter der SMAD-Kulturabteilung aufstieg.⁹⁹

Die Kontrollaufgaben umfaßten neben einer Vor- und Nachzensur auch die Kontrolle des gesendeten Programms „on air“.¹⁰⁰ Hinzu kam, daß die generelle Konzeption des Programms von den Sowjets genehmigt werden mußte. Zu diesem Zweck waren die einzelnen Redaktionen und Abteilungen verpflichtet, Pläne zu erstellen, die den leitenden Kontrolloffizieren vorzulegen waren. Die Zensur-Praxis läßt sich heute nur noch schwer rekonstruieren. In den Erinnerungsberichten ehemaliger Mitarbeiter werden die sowjetischen Kontrolloffiziere zumeist gelobt und ihre Eingriffe als kaum einschneidend dargestellt.¹⁰¹ Nach der Aufhebung der sowjetischen Kontrolle und der Schaffung entsprechender deutscher Zuständigkeiten seien die Verhältnisse wesentlich weniger liberal gewesen.¹⁰²

97 Vgl. die tabellarische Übersicht ebd., S. 183.

98 Vgl. zu Rosanow und Malachow ausführlich Galle, RIAS Berlin, S. 192f.

99 Galle, RIAS Berlin, S. 70 und S. 192.

100 Günther Rücker, seinerzeit Mitarbeiter der Schulfunk-Redaktion, berichtet von der Praxis 1946 beim Mitteldeutschen Rundfunk in Leipzig: „Jeden Morgen holte ich beim Russen im unteren Stock das zur Sendung freigegebene Manuskript und ging zum Regisseur, der die Schauspieler um sich versammelt hatte, um Russenstriche oder Änderungen vorzunehmen. Unterm Dach saß ein Manuskriptmitleser. Wenn der Text, der gesprochen wurde, anders lautete als der im genehmigten Manuskript, drückte er auf einen Knopf und der Sender fiel aus. Erst, wenn er den beglaubigten Text wiederfand, ließ er die Taste los.“ Vgl. Rücker, Anfänge in Leipzig, S. 43.

101 So u.a. Rücker, ebd., S. 46f.

102 Walther, *Der Rundfunk*, charakterisiert die sowjetischen Kontrolloffiziere als „ausgesprochen intelligente, mit starkem Einfühlungsvermögen begabte Offiziere“, die „immer bereit [waren] zuzuhören, wenn Redakteure Argumente für ihre Haltung vorbrachten“, während die Haltung der Deutschen nach dem Ende der sowjetischen Zensur im Sommer 1950 als „engstirnig, ängstlich und parteihörig“ beschrieben wird; vgl. ebd., S. 19f. Diese Aussage deckt sich mit dem Tenor von Erinnerungsberichten, z.B. der Redakteurin Claire Jung: „Wenn der Sowjetoffizier mit irgendeiner Formulierung nicht einverstanden war, rief er den Redakteur zu sich und dann diskutierte er mit ihm. Manchmal über eine Stunde lang. Konnte man ihn überzeugen von der Richtigkeit seiner Auffassung, so unterschrieb er, selbst

Diese Erinnerungen müssen allerdings aus verschiedenen Gründen hinterfragt bzw. relativiert werden.¹⁰³ Dabei ist nicht nur ein Problem, daß die Beschreibung der Sowjets als „Genossen, die für uns keine Kontrolloffiziere waren, sondern Freunde, Helfer, Genossen, die uns in großartiger Weise geholfen haben“¹⁰⁴ genau dem Klischee der deutsch-sowjetischen Freundschaft entsprach, das in der DDR obligatorisch war. Offenbar fließen in diesem Bild verschiedene Umstände zusammen, die es erschweren, auf das wirkliche Verhalten der sowjetischen Zensoren zu schließen: Zum einen hatte sich das politische Klima zwischen 1945/47 und nach 1948/50, als die sowjetische Kontrolle sukzessive abgebaut wurde, grundlegend verändert. Der Abzug der sowjetischen Kontrolloffiziere fiel in die Zeit der Parteisäuberungen und des Umbaus der Partei zur sogenannten „Partei neuen Typs“, mithin in eine Phase, als sich in der SBZ/DDR im Partei- und Verwaltungsapparat ein Klima der Verunsicherung und Angst auszubreiten begann und auch beim Rundfunk zahlreiche Mitarbeiter ihre Schreibtische räumen mußten. Zudem waren offenbar von deutscher Seite keine hinreichenden Vorkehrungen getroffen worden, eigene Zensurinstanzen zu schaffen.¹⁰⁵ Da jedoch der Druck, „politisch richtige“ Programme zu produzieren gleichzeitig eher zu- als abnahm, ist der Wegfall einer sicheren Instanz, an die die letzte Verantwortung delegiert werden konnte, offenkundig als großer Verlust wahrgenommen worden.¹⁰⁶

Hinzu kommt, daß es sich bei den Zensoren tatsächlich überwiegend um gut ausgebildete Offiziere handelte,¹⁰⁷ die den seinerzeit weit verbreiteten Klischees von „slawischer Unkultur“ keineswegs entsprachen und vor dem häufig angstbesetzten Erwartungshorizont der Deutschen positive Eindrücke hinterließen. Wichtiger noch aber dürfte gewesen sein, daß die deutschen Mitarbeiter aufgrund der klaren Machtverhältnisse Konflikte bereits im An-

wenn er vorher der Meinung gewesen war, das Manuskript sei noch nicht gut.“ Dagegen sei mit den „deutschen Lektoren kein so gutes Zusammenarbeiten“ möglich gewesen: „Wenn sie einmal eine Arbeit ablehnten, gab es kaum jemals eine Diskussion um sie. Sie wurde eben nicht gebracht.“; zit. nach Fischer/Pietrzynski, „Hier spricht Berlin ...“, S. 60f.

- 103 Vgl. Peter Strunk, *Zensur und Zensoren, Der Rundfunk unter sowjetischer Kontrolle. Medienkontrolle und Propagandapolitik unter sowjetischer Besatzungsherrschaft in Deutschland*, Berlin 1996, S. 95ff. (Edition Bildung und Wissenschaft, 2). Die dort zitierten retrospektiven Würdigungen der sowjetischen Kontrolloffiziere durch die deutschen Mitarbeiter entsprechen bis in die Wortwahl denjenigen aus dem Rundfunkbereich.
- 104 So die Formulierung von Hans Mahle in: DRA Berlin, Bestand Erinnerungen, Lektorat Rundfunkgeschichte: Protokoll der I. Tagung des Lektorats Rundfunkgeschichte mit den Pionieren des Deutschen Demokratischen Rundfunks am 25. April 1966, S. 15.
- 105 Vgl. auch den Entwurf eines Briefes von Mahle an Ulbricht vom 8. September 1949, in dem es heißt: „Lieber Walter! Wie Dir bekannt, wurde vor etwa sechs Wochen die Zensur bei allen Funkstationen [...] von der SMA aufgehoben. Mit Aufhebung der Zensur sind naturgemäß auch die bisherigen Kontrollmaßnahmen zur Überwachung der Sendeprogramme in Fortfall gekommen. Die Erfahrungen zeigen jedoch, daß eine Kontrolle, nunmehr von deutscher Seite, unumgänglich notwendig ist und gesichert werden muß. Die bisher von der Generalintendanz im Funkhaus Grünau eingesetzte Kontrollgruppe kann diesen zusätzlichen Aufgaben [...] nicht gerecht werden. Es muß deshalb, meiner Meinung nach, umgehend geklärt werden, wie die Kontrolle dieser Programme in Zukunft gesichert werden kann. [...]“; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950), Bl. 133.
- 106 Vgl. entsprechende Klagen über mangelnde Anleitung in: Stenographische Niederschrift über die Sitzung des erweiterten Parteiaktivs der SED-Betriebsgruppe im Berliner Rundfunk am 30. Oktober 1949 (SAPMO-BArch, DY 30/IV 2/1.01/125).
- 107 Vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 190, 201.

satz vermieden.¹⁰⁸ So wurde in den ersten Jahren bei politisch brisanten Themen (zu denen auch die NS-Vergangenheit gehörte) in erheblichem Maße auf sowjetische oder sowjetisch kontrollierte Quellen zurückgegriffen.¹⁰⁹ Besonders die Zeitung der SMAD, die „Tägliche Rundschau“, fungierte bei diesem Thema als Leitmedium, in geringerem Umfang auch NKFD-Quellen.¹¹⁰ Von sowjetischer Seite ist die hohe Kooperationsbereitschaft der Deutschen bestätigt worden.¹¹¹

Ungeachtet der Tatsache, daß die sowjetische Zensur in den unsicheren Zeiten dem Bedürfnis der deutschen Redakteure entgegenkam, Verantwortung zu delegieren und sich abzusichern, spielte sie bis zu ihrem sukzessiven Abbau in den Jahren 1948 bis 1950¹¹² durchaus eine gravierende Rolle.¹¹³ Im Vergleich zu Sendern, die unter den westlichen Besatzungsmächten arbeiteten, waren die Kontrollstrukturen beim Berliner Rundfunk ungleich ausgeprägter,¹¹⁴ und das gilt zumindest in den ersten Jahren auch im Vergleich zu einzelnen Zeitungen und Publikationen, die zwar sowjetisch lizenziert waren, sich aber dennoch eine gewisse Unabhängigkeit bewahren konnten.¹¹⁵ Bezeichnend hierfür ist eine Episode, die der Romanist Victor Klemperer im Mai 1947 erlebte, als er dem Berliner Rundfunk einen Bericht von einer VVN-Tagung liefern wollte, die kurz zuvor in München stattgefunden hatte.

108 In diesem Sinne lassen sich z.B. retrospektive Äußerungen des ehemaligen Leiters der HA Tagesfragen (1946/47) und nachmaligen Intendanten des Berliner Rundfunks (1947–1949) Heinz Schmidt interpretieren; vgl. DRA Berlin, Bestand Erinnerungen, Lektorat Rundfunkgeschichte: Protokoll von der 1. Tagung.

109 Vgl. Strunk, Zensur, S. 141 (Edition Bildung und Wissenschaft, 2); der Anteil der politischen Berichterstattung, der auf die sowjetisch lizenzierten Zeitungen zurückging, wird für das Jahr 1945 mit ca. 10% angegeben; für die Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus lag er aber offenkundig erheblich darüber; vgl. dazu Fischer/Pietrzynski, „Hier spricht Berlin ...“, S. 56.

110 Vgl. Kapitel 3.2.

111 Mulin bemerkte rückblickend, daß die deutschen Redakteure „uns unsere Aufgabe sehr erleichterten“; vgl. Wladimir Mulin, Wir gaben alles, was wir konnten. Erinnerungen an den Aufbau des demokratischen Rundfunks nach 1945, in: BzGR 11 (1977), H. 3, S. 5–10.

112 Im Mai 1948 wurde die sowjetische Vorzensur für insgesamt 17 Sendereihen bzw. Redaktionen aufgehoben. Davon ausgenommen blieben außenpolitische Fragen, Kommentare, Nachrichten, Sendungen der Abteilungen „Künstlerisches Wort“ und der Musikabteilung. Am 5. Juli 1949 wurde die Vorzensur offiziell für beendet erklärt, bestand de facto aber für Sendungen über die Sowjetunion fort. Ein Jahr später, im Juni 1950, endete die sowjetische Kontrolle des Berliner Rundfunks dann endgültig; vgl. den gemeinsamen Dankesbrief anlässlich der „Aufhebung der sowjetischen Kontrollmaßnahmen über den Rundfunk“ von Generalintendant Mahle und der Intendanten des Berliner Rundfunks und des Mitteldeutschen Rundfunks, Heiß und Adolphs, an General Tschuikow, Vorsitzender der Sowjetischen Kontroll-Kommission in Deutschland vom 21. Juni 1950; DRA Potsdam, Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F. 201–00–00/0004 (Büro des Intendanten), Bl. 21–22; vgl. auch Anm. 105.

113 Jedenfalls findet man in zeitgenössischen Berichten durchaus Klagen über die „sehr strenge“, unberechenbare und nicht nachvollziehbare russische Zensur. Selbst Wettermeldungen würden beanstandet, weil man darin versteckte politische Botschaften vermute, so der Dresdener Redakteur Hahnwald; vgl. Klemperer, Tagebücher 1945–1950, S. 213, 216.

114 Siehe hierzu insbes. die vergleichende Analyse durch Galle, RIAS Berlin, S. 164ff.

115 Vgl. zu diesen, wie sie sie nennt, „vergessenen Zeitungen“ der Besatzungszeit Barbara Baerns, Deutsch-deutsche Gedächtnislücken: Zur Medienforschung über die Besatzungszeit, in: Gese- rick/Kutsch, Publizistik, S. 61–114, hier: S. 61ff.

Nachdem der stellvertretende Intendant, Girmus, die Veröffentlichung abgelehnt hatte,¹¹⁶ erläuterte ihm ein deutscher Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau“, dieser Text könne nur von einer Institution publiziert werden, die nicht wie der Berliner Rundfunk und die „Tägliche Rundschau“ „direkt den Russen unterstellt“ sei und ihrer „strengen Zensur“ unterliege.¹¹⁷

Viele der im folgenden untersuchten Manuskripte weisen dann auch Änderungen auf, die zumindest in einigen Fällen eindeutig politisch motiviert sind.¹¹⁸ Beklagt wurden schon seinerzeit der bürokratische Aufwand und die kontraproduktiven Effekte, die sich daraus ergaben, daß Manuskripte keineswegs nur von einem sowjetischen Kontrolloffizier freigegeben wurden, sondern zahlreiche Stationen – zeitweise offenbar bis zu sieben – durchlaufen mußten, ehe sie gesendet werden konnten.¹¹⁹ Erhaltene Laufzettel aus den Jahren 1945/46 weisen allerdings nur sechs Positionen auf, von denen lediglich vier Kontrollinstanzen waren: Abteilungsleitung, Sendeleitung, Intendanz und (sowjetische) Kontrolle.¹²⁰ Nicht immer sind alle Positionen auch tatsächlich abgezeichnet, wahrscheinlich als Folge des hohen Zeitdrucks, unter dem produziert wurde.¹²¹ Besonders im Hinblick auf die Aktualität von Meldungen und Nachrichten blieben kontraproduktive Wirkungen der Kontrollmechanismen dennoch nicht aus.¹²²

116 Mit den bemerkenswerten Argumenten, der Bericht sei für das „antibolschewistische Berlin“ zu „rus-sophil“, er enthalte Invektiven gegen die USA, und die Thematisierung von Uneinigkeit in der VVN sei ebenfalls politisch inopportun; vgl. Klemperer, *Tagebücher 1945–1949*, S. 385f.

117 Diese Einschätzung stammte von Gustav Leuteritz, der von 1945–48 Redakteur der „Täglichen Rundschau“ war. 1948 wurde er vom NKWD verhaftet und nach Workuta deportiert, 1956 für tot erklärt; vgl. Klemperer, *Tagebücher 1945–1959*, Bd. 1, S. 386, 791f.

118 Allerdings ist im allgemeinen nicht rekonstruierbar, ob diese Änderungen vom sowjetischen Zensor oder einer deutschen Stelle vorgenommen worden sind.

119 Während einer Arbeitstagung der HA Künstlerisches Wort beklagte sich 1947 ein (freier) Autor folgendermaßen über die Zensur: „[...] Wir begreifen, daß in einer Zeit wie der heutigen die Besatzungsmacht sich das Recht zu politischer Kontrolle vorbehält. Aber es scheint uns nicht nötig, daß außer der selbstverständlichen Zensur noch weitere 6 Zensurstellen über den Autor zu Gericht sitzen; denn so ist es doch in diesem Hause. Sieben gegen eins! 14 kritische Augen über einem Manuskript, 7 verschiedene Meinungen, siebenmal zwischen Scylla und Charybdis, sieben gezückte Rotstifte gegen einen zappelnden Autor. Das grenzt an Sadismus, das muß zu einem Blutbad führen!“; vgl. Protokoll der Arbeitstagung der HA Künstlerisches Wort am 25./26. November 1947; DRA Potsdam, Bestand Hörfunk, Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F. 201–00–00–0003 (Büro des Intendanten), Bl. 2–114; vgl. auch die Äußerungen des Abteilungsleiters Willi Fuchs, der seinen Rücktritt Ende 1946 gegenüber der Zeitung „Kurier“ u.a. damit begründete, „daß eine Reihe von deutschen (sic!) Damen und Herren – er sprach von sieben Instanzen – die Sendungen des verantwortlichen Abteilungsleiters und Chefredakteurs nach ihrem Ermessen umbauen oder zusammensetzen können.“; zit. nach Kutsch, *Rundfunk und Politik*, S. 135.

120 Vgl. z.B. Sendemanuskript „Tribüne der Demokratie – Zum Gedenken an John Scheer [sic!] und Genossen“, Berliner Rundfunk, 2. Februar 1946, Autor: Karl Schirdewan, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 203–01–03/0041; der Freigabebeschein weist die Paraphen des Abteilungsleiters (Alfred Duchrow), des Intendanten Mahle und des sowjetischen Kontrolloffiziers Rosanow auf; zusätzlich ist handschriftlich der Vermerk „eilt!“ bzw. „eilt sehr!“ angebracht worden; vgl. auch die Abbildung eines solchen Freigabebescheines in DRA, „Hier spricht Berlin ...“, S. 150.

121 Auch Arnold konstatiert auf Basis von Zeitzeugenaussagen, die Vorzensur sei wegen des hohen Zeitdrucks „oft nur eine reine Formsache“ gewesen; vgl. ders., *Deutschlandsender*, S. 158.

122 Strunk, *Zensur*, S. 141.

Einschneidender als die Zensur des Programms, die bei allen Alliierten üblich war, wengleich auch auf seiten der Westalliierten nicht mit gleicher Intensität praktiziert wurde,¹²³ war jedoch die faktische Kontrolle, die Tjulpanov und sein Mitarbeiter Mulin über den Rundfunk in der SBZ insgesamt ausübten. Seit Ende 1945 lassen sich Initiativen nachweisen, Programmschwerpunkte zu bestimmen und Einfluß auf die Konzeption des Programms zu nehmen. So heißt es beispielsweise bezogen auf die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit in einer internen Mitteilung der sowjetischen Propagandaverwaltung vom Dezember 1945:

„[...] Auf unsere Initiative hin hatte die Abteilung Propaganda der Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung eine Versammlung mit Parteienvertretern, Gewerkschaftern, Mitgliedern des Hauptkomitees der Opfer des Faschismus, Vertretern des Berliner Rundfunks und Journalisten einberufen. Die Versammlung diskutierte Fragen der Propaganda in Verbindung mit dem Nürnberger Prozeß. Es wurde beschlossen, daß der Auftritt von Augenzeugen der Opfer des Faschismus im Rundfunk ab 16. 12. organisiert werden soll. Zu diesem Zweck wurde eine spezielle Redaktion mit dem Mitglied des ZK der KPD, Geschke, als Leiter gegründet [...]“¹²⁴

Ähnliche Initiativen lassen sich auch für andere Programmbereiche belegen. Dem Zweck einer möglichst umfassenden Kontrolle dienten Pläne, mit denen ab 1946 selbst die Nachrichtenredaktion ihre Inhalte detailliert im voraus festzulegen hatte, und die den Sowjets zur Genehmigung vorgelegt werden mußten.¹²⁵

Der mit der Konsolidierung des sowjetischen Verwaltungsapparates einhergehende wachsende Einfluß der sowjetischen Besatzungsmacht manifestierte sich weiterhin im Bereich der Personalpolitik. Bis zum Ende der Besatzungszeit und darüber hinaus bedurften alle wichtigen Personalentscheidungen der Zustimmung der sowjetischen Seite. Paradigmatisch ablesen läßt sich dieser Einfluß an der Ablösung des Gründungsintendanten Mahle im Sommer 1946. Mahle, der vom Präsidenten der „Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung“, Paul Wandel, am 28.12.1945 formell in seinem Amt als Intendant bestätigt worden war, wurde bereits ein gutes halbes Jahr später, im August 1946 durch Max Seydewitz ersetzt. Zwar sah dies nach außen wie eine Beförderung aus, denn Mahle übernahm die „Generalintendanz der Rundfunksender in der sowjetischen Besatzungszone“, die aus der bisherigen Leitung des Rundfunkreferates der DZV gebildet worden war und das Rundfunkwesen in der SBZ insgesamt koordinieren sollte.¹²⁶ Doch tatsächlich wurde Mahles Kompetenz damit auf eine allein organisatorisch-koordinierende Aufgabe beschränkt, die inhaltliche

123 1946 wurde im Rundfunk der SBZ sogar ein Verfahren eingeführt, demzufolge jede Stelle ihre Streichungen und Anmerkungen mit einer anderen Farbe kennzeichnen sollte, damit nachvollziehbar sein sollte, von welcher Seite welche Änderungen vorgenommen worden waren; vgl. Fischer/Pietrzynski, „Hier spricht Berlin ...“, S. 59; zur Zensurpraxis im Rundfunk der Nachkriegszeit insgesamt vgl. z.B. Wolfgang Schütte, *Der Deutsche Nachkriegsrundfunk und die Gründung der Rundfunkanstalten. Eine Chronik*, in: Lerg/Steininger, *Rundfunk und Politik*, S. 217–260, hier: S. 219f.

124 Zit. nach Galle, *RIAS Berlin*, S. 71; gemeint ist Ottomar Geschke, Vorsitzender der KPD-Bezirksleitung Berlin; vgl. zu Geschke: Barth u.a., *Wer war Wer?*, S. 218.

125 Vgl. dazu Galle, *RIAS Berlin*, S. 260f. Artur Mannbar, der sich als Leiter der Nachrichtenredaktion zunächst gegen die Einführung des Planungswesens gewandt hatte, äußerte dazu später ironisch: „Es gab eine Zeit, da haben wir fast so viele Pläne gemacht wie Nachrichten.“; vgl. in Riedel, *Mit uns zieht die neue Zeit*, I. Workshop 17. Dezember 1991, *Diskussionsbeitrag Mannbar*, S. 24.

126 Vgl. Lektorat *Rundfunkgeschichte*, *Chronik*, in: *BzGR 5* (1971), H. 2, S. 95.

Anleitung des Senders ging im Zuge der Umorganisation auf den Parteivorstand der SED über.¹²⁷

Die Initiative für Mahles Ablösung ging offenbar auf Mulin zurück, dem seine vergleichsweise liberale Amtsführung, seine guten Kontakte insbesondere zur englischen Besatzungsmacht und sein unpräntiöser, als „zu objektiv“ empfundener Programmstil mißfielen.¹²⁸ Mulin legte ihm dies als Führungsschwäche aus, und sein Nachfolger Seydewitz hat uns überliefert, was er von ihm in dieser Hinsicht erwartete:

„Der Chef der Informationsabteilung [Tjulpanov, C.C.] beauftragte den unter seiner Leitung tätigen Verantwortlichen für den Rundfunk, den Genossen Mulin, mit mir alle Tätigkeiten zu besprechen. Dabei kam es zu einer kurzen Kontroverse [...]. Major Mulin forderte von mir äußerste Strenge gegenüber den vielen Mitarbeitern, die damals aus den vier Besatzungszonen gekommen waren oder in Westberlin lebten. Als er von mir verlangte, auf den Tisch zu hauen, um die vielfältigen Ansichten unter einen Hut zu bringen, meinte ich, er möge sich einen anderen Leiter suchen. ‚Auf den Tisch zu hauen‘, das wäre meine Leitungsmethode nicht.“¹²⁹

Tjulpanov und Mulin als sowjetische Repräsentanten standen im übrigen, so scheint es, selbst massiv unter Druck.¹³⁰ Kurz nach der Ablösung Mahles, im September 1946 mußten sie sich vor einer aus Moskau angereisten, vom ZK der KPdSU eingesetzten Überprüfungs-Kommission verantworten, welche die Arbeit der SMAD-Propagandaverwaltung überprüfen sollte. Sie sahen sich dabei gravierenden Vorwürfen ausgesetzt, die darauf hinausliefen, daß der propagandistische Einsatz des Rundfunks für die sowjetische Politik unzureichend sei.¹³¹ Ihre Ablösung wurde zumindest erwogen. Zugleich war ihnen als Vertreter vor Ort klar, daß eine allzu offene, einseitige Propaganda zugunsten der Sowjetunion und der SED nicht nur wegen des ungeklärten Status des Berliner Rundfunks unter den deutschen Verhältnissen

127 Vgl. Walther, *Der Rundfunk*, S. 15; zu widersprechen ist in diesem Zusammenhang der Interpretation, mit der Berufung Mahles zum Generalintendanten sei „der Rundfunk gleichsam in die Führungsspitze der SED integriert [worden], da Mahle auch gleichzeitig der höchsten Führungsspitze der SED angehörte“, jedenfalls sofern damit suggeriert werden soll, es sei dabei um eine engere Anbindung an die SED über die Person Mahles gegangen; vgl. Wolfgang Mühl-Benninghaus, *Rundfunkgeschichte. Sowjetische Besatzungszone – DDR – Die Wende*, in: ARD/ZDF (Hg.), *Was Sie über Rundfunk wissen sollten. Materialien zum Verständnis eines Mediums*, Berlin 1997, S. 369–394, hier: S. 373; das Gegenteil war der Fall, wie der Entzug der programmlichen Leitungskompetenz und der Ausschluß Mahles aus dem Parteivorstand 1947 zeigt.

128 Vgl. Galle, *RIAS Berlin*, S. 73f.; nach Mahles eigenen Angaben habe er schon während seiner Rundfunktätigkeit in der sowjetischen Emigration wegen seiner zu liberalen Einstellung „scharfe Kritik eingeheimst“; da Mulin ihn bereits aus dieser Zeit kannte, mögen entsprechende Einschätzungen bereits auf diese Zeit zurückgegangen sein; offenbar hat aber Mahle noch in den neunziger Jahren geglaubt, seine sukzessive Entmachtung sei auf Differenzen mit der Parteiführung, namentlich Walter Ulbricht zurückzuführen. Tatsächlich entscheidend war jedoch, daß Mahle – ohne sich dessen bewußt zu sein – früh die uneingeschränkte Rückendeckung durch die maßgeblichen sowjetischen Stellen (Mulin, Tjulpanov) verloren hatte.

129 Vgl. Ruth und Max Seydewitz, *Unvergessene Jahre. Begegnungen*, Berlin (Ost) 1984, S. 145.

130 Vgl. Galle, *RIAS Berlin*, S. 350.

131 Vgl. Galle, *RIAS Berlin*, S. 61, Anm. 209 sowie S. 244f.; vgl. den Abschlußbericht der Kommission in: Bernd Bonwetsch/Gennadij Bordjugov/Norman M. Naimark (Hg.), *Sowjetische Politik*, S. 249.

mehr schaden als nutzen konnte.¹³² In der Folge gab Tjulpanov Anweisung, im Wahlkampf die SED einseitig zu bevorzugen und ihre Gegner zu diskreditieren.¹³³ Aber bis zum offenen Ausbruch des Konfliktes Mitte 1947 verfolgte der Berliner Rundfunk weiterhin die Strategie, sich einen überparteilichen Anschein zu verleihen.¹³⁴

Oberflächlich betrachtet scheint Mulin mit dem Wechsel von Mahle zu Seydewitz nicht nur im Hinblick auf den Arbeitsstil wenig gewonnen zu haben. Seydewitz gehörte viel weniger als Mahle zum inneren Kreis der KPD.¹³⁵ Als ehemaliger SPD-Reichstagsabgeordneter, der 1931 als Linksabweichler aus der Partei ausgeschlossen worden war, anschließend als Mitgründer der linken Splitterpartei SAP auftrat, den Nationalsozialismus im norwegischen bzw. schwedischen Exil überlebte und erst 1945 offizielles Mitglied der KPD wurde, war ihm in den Augen der Parteiführung der Status eines Außenseiters sicher.¹³⁶ Immerhin hatte sich der erfahrene Journalist, der allerdings über keinerlei Rundfunkkenntnisse verfügte,¹³⁷ bereits 1934 inoffiziell der Partei angeschlossen und sich in seiner publizistischen Tätigkeit im Exil und als Chefredakteur des SED-Parteiorgans „Einheit“ stets als loyal erwiesen.¹³⁸ Eben diese Kombination aus nicht-kommunistischer Vita bei gleichzeitiger innerer Loyalität der Partei gegenüber, dürften ihn in der sogenannten „antifaschistisch-demokratischen“ Phase vor den als außerordentlich wichtig erachteten Wahlen vom Oktober 1946 und vor dem Hintergrund der noch nicht abgewendeten Gefahr einer Viermächtekontrolle über den Berliner Rundfunk für das Amt prädestiniert haben. Allerdings wurde dem repräsentativen Seydewitz ebenfalls auf Mulins Initiative als Stellvertreter ein weiterer zuverlässiger Genosse zur Seite gestellt: Der ausgebildete Kunstlehrer Wilhelm Girnus, seit 1929 KPD-Mitglied, hatte – obgleich ohne jede journalistische Ausbildung oder Praxis – zuvor bereits das Rundfunkreferat der DZV geleitet. Jetzt ging er den umgekehrten Weg wie Mahle, weil er auch ohne den Hintergrund eines Moskau-Emigranten auf sowjetischer Seite als zuverlässiger kommunistischer Kader galt.¹³⁹ Faktisch verfügte der Rundfunk damit nun über eine politisch zuverlässige Doppelspitze, die dem Kriterium genügte, „nach außen keinerlei Verbindung zu den Russen“ zu haben.¹⁴⁰

132 Eine Warnung, die Propaganda zu aufdringlich zu gestalten und die SED einseitig zu bevorzugen, formulierte Mulin vor der Burzew-Kommission und auch noch Anfang März 1947. In Deutschland sei es nötig, formal objektiv aufzutreten, unter anderem, um keine Vergleiche mit der NS-Propaganda zu provozieren; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 245.

133 Ebd., S. 240ff.

134 So etwa auch die Einlassungen des neuen Intendanten Max Seydewitz, der sich anlässlich seiner Ernennung zwar dafür aussprach, daß der Rundfunk Partei ergreifen solle, „für die demokratische Erneuerung Deutschlands“, zugleich aber seine Überparteilichkeit betonte; vgl. Kutsch, Rundfunk und Politik, S. 129.

135 Vgl. auch biographischer Anhang.

136 Tatsächlich verlor Seydewitz 1951 im Zuge der Parteisäuberungen alle Parteiämter; vgl. ebd.

137 Max Seydewitz, Intendant des Berliner Rundfunks 1946/47, in: BzGR 12 (1978), H. 1, S. 5–24, hier: S. 5.

138 Kutsch, Rundfunk und Politik, S. 131.

139 Mulin beschrieb ihn als „starken, großen, theoretisch beschlagenen Kommunisten“; zit. nach Galle, RIAS Berlin, S. 73; vgl. zu Girnus biographischer Anhang.

140 Auf diesen Eindruck von Unabhängigkeit und Neutralität bei tatsächlich gesicherter Loyalität hat Mulin seinerzeit besonderen Wert gelegt; geboten schien ihm dies vor allem unter dem Aspekt des Damoklesschwertes einer Viermächtekontrolle des Rundfunks; die wichtigsten Positionen sollten offenbar von formal nicht zu beanstandenden Deutschen besetzt sein, die gleichwohl die Gewähr politischer Zuver-

1.3.2 Deutsche Kontroll- und Leitungsinstanzen

Das gleiche Ziel, nämlich den – abgesehen von den ersten Wochen nach der Kapitulation – dominanten sowjetischen Einfluß nach außen zu verschleiern, verfolgte eine Maßnahme, die bereits im Dezember 1945 ergangen war. Zu diesem Zeitpunkt wurde der Rundfunk offiziell der Deutschen Verwaltung für Volksbildung (später: Deutsche Zentralverwaltung für Volksbildung) (DZV) unterstellt.¹⁴¹ Darin primär eine Kontinuität zum „Staatsdirigismus der späten Weimarer Republik und des Nationalsozialismus“¹⁴² zu sehen, erscheint wenig plausibel. Vielmehr handelte es sich um einen Schachzug der sowjetischen Seite, mit dem die Ansprüche der Westalliierten auf gemeinsame Kontrolle des Berliner Senders abgewehrt werden sollten: Das Rundfunkwesen wurde damit in der SBZ einheitlich organisiert und unterstand scheinbar deutschen Institutionen. Eine Aufteilung der Kontrolle über den Berliner Sender entsprechend der inzwischen vollzogenen Sektorisierung der Hauptstadt konnte so mit dem formalen Hinweis beantwortet werden, es handele sich beim Berliner Rundfunk nicht um eine Station unter sowjetischer Kontrolle.¹⁴³

Tatsächlich jedoch fungierte die DZV in diesem Bereich nicht anders als in anderen im wesentlichen als ausführendes Organ der SMAD.¹⁴⁴ Die faktische Bedeutung dieses Schrittes scheint sich in Grenzen gehalten zu haben.¹⁴⁵ Zwar wurde im März 1946 das Verhältnis zwischen Rundfunksendern und DZV in einem Statut geregelt, demzufolge insbesondere die Finanzhoheit und die Berufung des leitenden Personals der DZV zustand.¹⁴⁶ In allen wesentlichen Fragen hatte jedoch weiterhin die SMAD die eigentliche Entscheidungskompetenz.¹⁴⁷ So kamen die Direktiven, den Rundfunk propagandistisch für die Vereinigung zur Einheitspartei und den Herbstwahlen einzuspannen, direkt aus Moskau bzw. von der SMAD, ebenso wie die Ernennung Seydewitz' zum neuen Intendanten, die formal der DZV

lässigkeit boten; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 74. Bereits nach einem knappen Jahr wurde Seydewitz wieder abberufen, um eine noch wichtigere repräsentative Position einzunehmen; von 1947 bis zur Auflösung der Länder 1952 amtierte er als sächsischer Ministerpräsident. Auf seinen Vorschlag hin wurde der West-Experte Heinz Schmidt zu seinem Nachfolger bestellt; vgl. hierzu Kapitel 4.1.2.

141 Tjulpanov an Wandel, 21. Dezember 1945; abgedruckt in: BzGR 4 (1970), H. 2, S. 102.

142 So Dussel, Sowjetisierung, S. 993.

143 Vgl. hierzu und zu den ebenfalls im Zusammenhang mit der Wahrung des politischen und materiellen Einflusses auf den Rundfunk durch die SMAD stehenden Überlegungen zur Rechtspersönlichkeit des Rundfunks in der SBZ ausführlich Galle, RIAS Berlin, S. 72–78.

144 Vgl. Norman M. Naimark, *Die Russen in Deutschland. Die sowjetische Besatzungszone 1945–1949*, Berlin 1997, S. 61ff.

145 Vgl. „Bericht über die Arbeit der Abteilung Kulturelle Aufklärung bei der Deutschen Verwaltung für Volksbildung in der Sowjetischen Besatzungszone“ an das ZK der KPD zu Hdn. Genossen Ulbricht vom 20. Februar 1946. Der Leiter der Abteilung, Girmus, beschreibt darin die Schwierigkeiten, seine Abteilung aufzubauen. Bezogen auf den Rundfunk werden allein die finanziellen Engpässe referiert: „An die politische und kulturelle Kontrolle und Förderung des Rundfunks konnten wir überhaupt noch gar nicht denken“; SAPMO-BArch, NY 4182 (Nachlaß Walter Ulbricht), 927, Bl. 65–68.

146 Eine Abschrift findet sich in Riedel, Hörfunk und Fernsehen, S. 167f.; vgl. auch: Deutsche Zentralverwaltung für Volksbildung in der sowjetischen Besatzungszone/Der Generalintendant für die Rundfunksender in der sowjetischen Besatzungszone, Richtlinien für die Rundfunksender in der sowjetischen Besatzungszone, 18. Dezember 1946; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004, Bl. 120.

147 Vgl. Walther, *Der Rundfunk*, S. 18f.

zugestanden hätte.¹⁴⁸ Hans Mahle hat jedenfalls versichert, er habe „nie Direktiven oder Anordnungen von Herrn Wandel empfangen“. Seine Ansprechpartner waren offenbar zunächst immer sowjetische Stellen.¹⁴⁹ Auch die im Sommer 1946 gegründete Generalintendanz, die an die Stelle des bisherigen Rundfunkreferats der DZV trat, hatte vor allem organisatorische und koordinierende Funktionen: Neben dem Aufbau des Sendernetzes war diese Institution für die Zusammenarbeit der Sender untereinander zuständig; insofern bildete sie ein Gegengewicht zu der föderalen Grundstruktur des Rundfunks in der SBZ.¹⁵⁰ Wie gering der tatsächliche Einfluß der Generalintendanz (und damit der DZV) jedoch im Vergleich zur SMAD tatsächlich war, läßt sich daran ablesen, daß selbst die Position eines Intendanten durch letztere in Absprache mit den zuständigen SED-Stellen besetzt werden konnte, ohne daß der eigentlich zuständige Generalintendant Mahle darüber auch nur informiert worden wäre.¹⁵¹

Wichtiger noch als der Aspekt der Zentralisierung des Rundfunks, der in der Literatur zumeist im Zusammenhang mit der Anbindung an die DZV und die Bildung der Generalintendanz hervorgehoben wird,¹⁵² war die Trennung der organisatorischen Ebene von der Programmhoheit in politischen Fragen, die sich hier erstmals abzeichnete und bis zum Ende der DDR Bestand haben sollte. Gleichzeitig mit dem Aufbau der staatlichen Organisationsform vollzog sich die Verlagerung der politischen Anleitung auf die Parteiebene. Ab Ende 1946 nahmen die Intendanten des Berliner Rundfunks an einer täglichen Besprechung mit einem der leitenden Mitglieder des Parteivorstandes (Pieck, Grotewohl oder Ulbricht) teil, in der die Grundzüge der aktuellen politischen Linie vermittelt wurden.¹⁵³ Ab Anfang der fünfziger Jahre wurde dieses Verfahren institutionalisiert und der zuständige ZK-Sekretär für Agitation und Propaganda rief die leitenden Journalisten zu einer sogenannten „Argumentation“, in der zweimal wöchentlich die wichtigsten politischen Schwerpunktsetzungen, offiziöse Stellungnahmen und Argumentationen sowie Sprachregelungen mitgeteilt wurden.¹⁵⁴

Bis dahin, also bis zur Etablierung formalisierter Abläufe und parteieigener Institutionen, war es freilich noch ein weiter Weg. Erkennbar ist aber bereits ab Mitte/Ende 1946 die charakteristische Doppelstruktur aus staatlicher Organisation und politischer Anbindung an die

148 Galle, RIAS Berlin, S. 83f.

149 Er charakterisierte die Unterstellung des Rundfunks unter die DZV dementsprechend auch als „Formsache“. Der im Aufbau befindliche Verwaltungsapparat sei faktisch „machtlos“ gewesen; vgl. Riedel, *Mit uns zieht die neue Zeit*, 1. Workshop 17. Dezember 1991, Diskussionsbeiträge Mahle, S. 30 sowie Boyle/Eichhorn, Interview, S. 31.

150 Galle spricht von einer „koordinierenden, nicht politikformulierenden Instanz“; vgl. dies., RIAS Berlin, S. 88.

151 So geschehen im Falle des Weimarer Intendanten Tausk, der am 24. Februar 1949 von der SMAD und dem Landesvorstand der SED in Thüringen eingesetzt worden war; vgl. DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004, Bl. 185 (Tausk an Mahle, 3. März 1949); wenig später, zum 1.6.1949 wurde die Generalintendanz aus der DZV ausgegliedert und der Deutschen Wirtschaftskommission (DWK), dem Vorgänger der DDR-Regierung, zugeschlagen; an der überwiegend formalen Zuständigkeit übergeordneter staatlicher Institutionen änderte sich dadurch nichts.

152 Vgl. z.B. Wolfgang Mühl-Benninghaus, *Rundfunkgeschichte*, S. 372f.

153 Vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 80.

154 Vgl. dazu Ulrich Bürger (d. i. Ulrich Ginolas): *Das sagen wir natürlich so nicht! Donnerstags-Argus bei Herrn Geggel*, Berlin 1990.

Partei, die den Rundfunk auch später in der DDR prägte. Zunächst existierte aber darüber und daneben die SMAD-Struktur, die vorerst bestimmend blieb. Der Aufbau SED-eigener Gremien und Abläufe, die im Bereich des Rundfunks eine gezieltere Propagierung der eigenen Politik jenseits von personalisiertem Einfluß ermöglichten, datiert erst in die Zeit ab Herbst 1947, obwohl im Parteiapparat bereits vorher ein Referat für Pressearbeit existierte.¹⁵⁵ Entsprechende Bemühungen, die neben einer stärkeren Bindung der Landessender an die Partei¹⁵⁶ vor allem auf eine intensivere Nutzung des Rundfunks zu Propagandazwecken zielten, müssen im Zusammenhang mit der zunehmenden Verschärfung des Kalten Krieges¹⁵⁷ und dem parallel dazu verlaufenden Umbau der SED zur Partei „Neuen Typs“, d.h. zur Kaderpartei nach sowjetischem Vorbild, gesehen werden.¹⁵⁸ Die Maßnahmen gipfelten schließlich 1948 vorläufig in der Wiederinbetriebnahme des Deutschlandsenders als deutsche Station, die in der Folge zu einem gezielten Instrument für die Westpropaganda ausgebaut wurde.¹⁵⁹

1.4 Aspekte der Programmentwicklung

Abschließend sollen in Form einer kurzen Skizze einige Grundtendenzen des Programmangebots in den ersten Nachkriegsjahren beleuchtet werden, um einen Eindruck von dem programmlichen Umfeld zu vermitteln, in dem sich die Thematisierung der NS-Vergangenheit zunächst abspielte.¹⁶⁰

155 Zunächst war offenbar Mahle neben seiner Rundfunkstätigkeit mit dem Aufbau einer „Presse- und Informationsabteilung“ beim Parteivorstand der KPD betraut. Im Rahmen einer Reorganisation Anfang 1946 übernahm diese Funktion bis zum Ende des Jahres Bruno Köhler. Anschließend wurde Otto Winzer mit der Leitung des inzwischen in „Abteilung Werbung, Presse, Rundfunk“ umbenannten Referats beauftragt. Parallel dazu existierte eine Abteilung „Agitation/Propaganda“ unter der Leitung von Fred Oelßner. Im Bereich des Rundfunks spielten diese Parteiinstitutionen – anders als für die Presse – anscheinend aber mindestens bis Mitte 1947 so gut wie keine Rolle; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 80ff.; Wenn Kutsch in der Umorganisation Mitte 1946 bereits „den Beginn einer neuen Qualität der Anleitung des ‚Berliner Rundfunks‘ durch den Agitationsapparat der SED“ sieht, überschätzt er wohl die faktische Bedeutung dieser Institutionen für die Bindung des Rundfunks an die Partei; vgl. ders., *Rundfunk und Politik*, S. 128f.

156 Bereits auf einer Tagung im Dezember 1946 hatte Mulin den Leipziger Sender scharf kritisiert: Er machte u.a. „Unklarheit und Schwankungen in der Blockpolitik“, „Schwerfälligkeit der Auslandssendungen“ und „Mangelnde Selbstkritik“ aus und kritisierte die seiner Meinung nach schlechten Jugendsendungen; vgl. Protokoll über die Tagung der Intendanten der Provinzsender in der Ostzone am 12. Dezember 46, DRA Potsdam, F 201–00–00/0001 (Protokolle der Intendanten- und Chefredakteurstagungen 1946 bis Juli 1950), Bl. 12–18.

157 Der amerikanische Militärgouverneur Clay hatte im Oktober 1947 angekündigt, in Zukunft vor allem mit Hilfe des Rundfunks offensiv gegen sowjetische Propaganda anzugehen; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 82.

158 Ebd., S. 81ff; nach wie vor blieb jedoch der Einfluß der SMAD groß.

159 Vgl. Kapitel 3.1.2; ferner Arnold, *Deutschlandsender*, S. 165ff.

160 Dabei zielt die Darstellung nur auf eine grobe Charakterisierung des Programms und seiner Entwicklung. Angaben zu einzelnen Sendungen, Sendereihen und Programmschwerpunkten müssen anderen Arbeiten vorbehalten bleiben. Vgl. hierzu ansatzweise für das Jahr 1945 Fischer/Pietrzynski, *Hier spricht Berlin ...*, S. 33–66; sowie für die Jahre 1946–49 (mit einem Schwerpunkt auf der Programmstruktur und den politischen Sendereihen) Galle, RIAS Berlin, S. 202–343.

Trotz der überaus schwierigen Produktionsbedingungen baute der Berliner Rundfunk sein Programmangebot sehr schnell aus. Zwar beschränkten sich die Sendungen der ersten Tage nach dem 13. Mai noch weitgehend auf die Verlesung wichtiger Verlautbarungen, aber bereits ab dem 22. Mai wurde ein Vollprogramm gesendet, das morgens um sechs begann und nachts um ein Uhr endete, also 19 Stunden umfaßte.¹⁶¹ Dieser quantitative Umfang blieb im Laufe der gesamten vierziger Jahre stabil. Den größten Anteil machten dabei, besonders zu Anfang, Musiksendungen aus.¹⁶² Der vergleichsweise höhere Produktionsaufwand und das aufwendige Zensurverfahren ließen, nachdem das Musik-Archiv der Reichs-Rundfunkgesellschaft nach politischen Gesichtspunkten gesäubert worden war,¹⁶³ Musiksendungen aus Sicht der Produzenten zunächst besonders attraktiv erscheinen.¹⁶⁴

Bereits Mitte des Jahres 1945 erhöhte sich der Wortanteil auf ca. 40%.¹⁶⁵ An dieser Größenordnung (60% Musik zu 40% Wortanteil) scheint sich bis 1947 nichts Wesentliches geändert zu haben. Erst ab 1948, im Zuge der zunehmenden offenen Politisierung des Programms, stieg der Wortanteil deutlich auf nahezu 50% im Jahre 1949 an.¹⁶⁶ Schon 1945 scheint sich jedoch gegen den Anstieg der Wortprogramme Widerstand geregt zu haben, jedenfalls wurde am 1. September eine Programmreform mit dem Motto „Mehr Musik, weniger Wort!“ angekündigt, die jedoch offenbar keine dauerhafte Wirkung gezeitigt hat.¹⁶⁷ Tatsächlich bewegte sich der Berliner Rundfunk mit diesem Verhältnis in etwa auf dem Niveau der frühen dreißiger Jahre.¹⁶⁸ Vor dem Hintergrund der Verhältnisse im NS-Rundfunk, wo der Musikanteil schnell immer weiter gestiegen war und in den letzten Kriegsjahren zeitweise bis zu 80% betragen hatte,¹⁶⁹ konnte das Programm jedoch als „wortlastig“ erscheinen.¹⁷⁰

161 Fischer/Pietrzynski, *Hier spricht Berlin ...*, S. 40.

162 Vgl. Riedel, *Mit uns zieht die neue Zeit*, 1. Workshop, Diskussionsbeitrag Mahle, S. 27.

163 Fischer/Pietrzynski, *Hier spricht Berlin ...*, S. 34ff.

164 Für die ersten Sendewochen wird ein Wert von ca. 4 Stunden Wort pro Tag angegeben; vgl. ebd., S. 64; auf 19 Stunden Gesamtprogramm ergibt sich daraus rechnerisch ein Verhältnis von knapp 80 zu gut 20% zugunsten von Musik;

165 Die Anteile lagen im Jahresmittel bei 55% Musik, 26% Informationssendungen, 15% kulturelles Wort und 4% Unterhaltungssendungen; da es sich bei letzteren erfahrungsgemäß um kombinierte Wort-Musik-Sendungen gehandelt haben dürfte, wurden sie hier, entsprechend ihrem Grundcharakter, dem Musikanteil zugeordnet; vgl. Fischer/Pietrzynski, *Hier spricht Berlin ...*, S. 65.

166 Dies läßt sich zumindest aus einer Programmstrukturanalyse ableiten, die Petra Galle vorgenommen hat; obwohl die relativ geringe Datengrundlage hinsichtlich der präzisen Zahlenangaben mit Vorsicht interpretiert werden müssen, wie die Autorin selbst anmerkt. An der Grundtendenz bestehen aber keine Zweifel: Demnach lag das Verhältnis von Wort- zu Musiksendungen in den Jahren 1946 und 47 jeweils bei rund 4:6, bis 1949 veränderte sich das Verhältnis auf ca. 4,8 zu 5,2.

167 Fischer/Pietrzynski, *Hier spricht Berlin ...*, S. 64.

168 Vgl. Renate Schumacher, *Programmstruktur und Tagesablauf der Hörer*, in: Joachim Felix Leonhard (Hg.), *Programmgeschichte des Rundfunks in der Weimarer Republik*, Bd. 1, S. 353–420, hier: S. 416.

169 Vgl. Walter Klingler, *Nationalsozialistische Rundfunkpolitik 1942–1945, Organisation, Programm und Hörer*. Phil Diss., Mannheim 1983, S. 162f.

170 Eine solche Unterhaltungsorientierung des Rundfunks wurde aus kommunistischer Sicht explizit abgelehnt. Auf einer Arbeitstagung der HA Künstlerisches Wort im November 1947 sagte der Autor und Redakteur Dr. Werner Pincus: „Die vergangenen 12 Jahre haben uns gezeigt, wie sehr der Rundfunk in Gefahr geriet, zu verflachen oder zum Vermittlungsinstitut von KdF-Produkten zu werden, wenn er in das seichte Fahrwasser der bloßen Unterhaltung abglitt. Heute kommt es darauf an, den Geschmack zu bilden. Das ist eine politische Aufgabe [...]: Der Mensch ist nichts Ewiges, sondern etwas durch das

Entscheidender noch als das reine Verhältnis von Musik-/Wortanteil war für die Wahrnehmung und Akzeptanz des Programms möglicherweise die Platzierung und Gestaltung der Wortsendungen. In diesem Bereich gab es erhebliche Defizite. Nicht nur, daß Genre-Vielfalt eher die Ausnahme als die Regel war, viele Wortsendungen nur vorgelesene Zeitungs- oder andere Texte waren, auch die Platzierung der relativ langen Wortblöcke,¹⁷¹ die häufig musikalische Sendeflächen unterbrachen, war kaum geeignet, den Beifall der Zuhörer zu finden.¹⁷² Jedenfalls waren die Klagen selbst Verantwortlicher über die Gestaltung der Wortsendungen anhaltend.¹⁷³ Dem Wunsch der Zuhörer, analog zum NS-Rundfunk in der „Prime Time“ nach den 20 Uhr-Nachrichten im Abendprogramm einen nicht durch Wortbeiträge unterbrochenen geschlossenen Musik-Block anzubieten, kam der Berliner Rundfunk (ebenso wie übrigens der RIAS) nicht nach.¹⁷⁴ Vielmehr blieb die politische Erziehungsabsicht dominant, wie eine Erinnerung Artur Mannbars illustriert:

„Wir haben einen Kommentar gemacht und ihn nicht [wie üblich] abends an die Nachrichten angehängt, sondern [...] Da haben wir die Tanzmusik unterbrochen und gesagt, vielleicht wundert ihr euch jetzt [darüber] in diesem schönen Programm, aber bei dieser Tanzmusik sollten wir doch nicht vergessen, was [...] passiert ist. Eine solche Schockwirkung, die wir ganz bewußt erreichen wollten. Dann haben wir gesagt, [...] wir können froh sein, wie sich alles entwickelt hat und wie es jetzt aussieht, und deshalb machen wir jetzt flotte Tanzmusik.“¹⁷⁵

Die Probleme mit den Wortprogrammen ergaben sich zweifellos zum einen aus den politisch-didaktischen Absichten der in den Erforderlichkeiten der Rundfunkarbeit für ein Massenpublikum gar nicht oder kaum erfahrenen leitenden Redakteure. Daneben spielten jedoch auch Einschränkungen der Produktionskapazitäten eine Rolle, und, von besonderer Bedeutung, die sowjetische Zensur. Im engeren Sinne politische Sendungen mußten strikt deren politischen Vorgaben angepaßt sein, weswegen viele der entsprechenden Manuskripte entweder aus der Feder der wenigen KPD- bzw. SED-Vertreter im Funkhaus stammten (die in der Regel keine Rundfunk-Erfahrung hatten), oder aber lediglich Übernahmen aus anderen, meist sowjetisch kontrollierten Printmedien darstellten.¹⁷⁶ Die Schwierigkeiten, für die Wortprogramme einen angemessenen „Funkstil“ zu finden,¹⁷⁷ resultierten also nicht zuletzt aus der Spannung zwischen rigiden politischen Kontrollbedürfnissen der Besatzungsmacht und den Produktionsbedingungen in einem „schnellebigen“ Medium wie dem Rundfunk.

gesellschaftliche Leben Gewordenes.“; vgl. DRA Potsdam, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950), Bl. 2–114, hier: Bl. 101.

171 Die Länge der Wortblöcke betrug 1945 zumeist 15 bis 30 Minuten; vgl. Fischer/Pietrzynski, *Hier spricht Berlin ...*, S. 40f.

172 Vgl. zur Problematik der Wortprogramme Fischer/Pietrzynski, *Hier spricht Berlin ...*, S. 65.

173 So beispielsweise des Intendanten und späteren Generalintendanten Mahle, der zum einjährigen Bestehen des Rundfunks die fehlende „Tiefe“ der Wortprogramme und das Fehlen eines nicht auf dem geschriebenen Wort basierenden Funkstils beklagte und seine diesbezügliche Kritik nahezu wortgleich ein Jahr später wiederholte; vgl. Hans Mahle, *Ein Jahr Berliner Rundfunk*, in: *Der Rundfunk*, 15/1946 sowie ders., *Sendemanuskript vom 13. Mai 1947*, in *BzGR* 14 (1980), H. 1, S. 84–90.

174 Vgl. Galle, *RIAS Berlin*, S. 227f.

175 Zit. nach Fischer/Pietrzynski, *Hier spricht Berlin ...*, S. 57.

176 Ähnlich wie Mahle kritisierte auch Duchrow, daß „zahlreiche Wortsendungen einfach nur gelesene Zeitungen, gesprochenes Theater waren.“; zit. nach ebd., S. 64.

177 Mahle, wie Anm. 173.

Dabei war es gerade die „Vielzahl der politischen Sendungen“, die das Programm anfangs von seinen westlichen Konkurrenten, also RIAS und NWDR-Berlin, abhob.¹⁷⁸

Diese Probleme betrafen zunächst zumindest partiell auch die künstlerischen Programme wie z.B. das Hörspiel und Lesungen literarischer Werke. Auch hier gab es Kritik, die Stoffe würden nicht mediengerecht umgesetzt.¹⁷⁹ Darauf reagierten die Programmacher, indem sie im September 1945 ankündigten, in Zukunft „wirkliche Hörspiele zu senden, kein gesprochenes Theater.“¹⁸⁰ Zugleich sind die Bemühungen um das Genre jenseits der oft unzulänglichen technischen Bedingungen bereits in der zweiten Jahreshälfte 1945 unverkennbar.¹⁸¹ Der Berliner Rundfunk habe 1945 „zielstrebig begonnen, seine Rolle als Literaturvermittler in der unmittelbaren Nachkriegszeit zu übernehmen“, urteilt Hans-Ulrich Wagner in seiner vergleichenden Untersuchung der Hörspielprogramme in den vier Besatzungszonen.¹⁸² Daß relativ schnell ein anspruchsvolles Programm mit den Schwerpunkten „humanistisches Kulturerbe“ und „nationalsozialistische Vergangenheit“ entstand, war auch in diesem Bereich dem Rückgriff auf erfahrene Regisseure wie Hannes Küpper, Hanns Farenburg, Theodor Mühlen und Josef Pelz von Felinau zu verdanken. Ab 1948 führte die zunehmende Indienstnahme auch dieses Genres für den politischen Kampf im Kalten Krieg allerdings schnell zum Rückzug qualifizierter Autoren und Regisseure und damit zu einem anhaltenden Substanzverlust des Hörspiels, der sich noch in den fünfziger Jahren bemerkbar machte.¹⁸³

Während man also für die Kultur- und Literatursendungen von einer Mischung aus inhaltlich neu profilierten Zeitstücken und formaler, z.T. auch inhaltlicher Orientierung an Traditionen sprechen kann, überwog in anderen Teilen des Programms zunächst eindeutig Kontinuität. Das galt in besonderem Maße im Bereich der Unterhaltungs- und Musiksendungen. So knüpfte beispielsweise das Frühprogramm nahtlos an die eskapistische, ganz auf Ausblendung des schwierigen Alltags zielende Tendenz des Rundfunks während des Krieges an. Neben Nachrichten, einem Kommentar, Frühgymnastik und einigen Servicebeiträgen dominierte leichte Unterhaltungsmusik.¹⁸⁴ Die programmatischen Titel wie „Morgens, wenn die Sonn' aufgeht“, „Ein froher Tag geht uns auf“ oder „Mit frohen Klängen der Tag beginnt“ unter denen das Frühprogramm 1945 firmierte, illustrieren die anti-resignative Intention, mit der den verbreiteten depressiven und apathischen Stimmungen in der Bevöl-

178 Fischer/Pietrzynski, *Hier spricht Berlin ...*, S. 64.

179 So wurde auf einer Tagung der HA *Künstlerisches Wort* im November 1947 kritisiert: „Es genügt nicht allein, daß ein Zeitschriftenaufsatz scheinbar funktionsgerecht zurechtgestutzt wird, indem man ihn von drei Sprechern vortragen läßt, um dadurch eine Lebendigkeit zu erreichen. [...] Gescheiterte Schriftsteller und Dilettanten können auch beim Funk keinen Boden gewinnen, und die Sendungen, die beim Hörer keinen Anklang finden, stammen meist von jener Rundfunkkonfektion, die wir leider noch beschäftigen müssen, weil wir sehr wenige Autoren von Namen haben, die für uns regelmäßig arbeiten.“; vgl. DRA Potsdam, F 201-00-00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950), Bl. 2–114, hier: Bl. 100f.

180 Fischer/Pietrzynski, *Hier spricht Berlin ...*, S. 46.

181 Vgl. die Übersicht bei Wagner, Hans-Ulrich: „Der gute Wille, etwas neues zu schaffen“. Grundzüge des Hörspielprogramms in Deutschland 1945–1949, Potsdam 1997 (Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, 11), S. 44.

182 Ebd., S. 46.

183 Ebd., S. 58ff.

184 Zum Charakter des Frühprogramms vgl. Fischer/Pietrzynski, *Hier spricht Berlin ...*, S. 42.

kerung entgegengewirkt werden sollte.¹⁸⁵ Diesen überwiegend an den Unterhaltungsbedürfnissen der Hörer orientierten Charakter behielt das Frühprogramm bis Herbst 1946 bei. Im Laufe des Jahres 1947 begann sich dies zu ändern: Zunehmend bestimmten nun politisch-didaktische Einblendungen und Kommentare das Programm.¹⁸⁶

Auch andere Sendungen mit unterhaltendem Charakter orientierten sich unmittelbar an Vorläufern aus der Weimarer und der NS-Zeit. Das galt etwa für die Sendung „Sorgenpause“, ein sogenannter „Bunter Nachmittag“, die sich konzeptionell an die Reihe „Der frohe Samstagnachmittag“ anlehnte, welche der Reichssender Köln zwischen 1934 und 1939 ausgestrahlt hatte, und die mit Unterbrechungen bis zum Frühjahr 1947 im Programm war.¹⁸⁷ Musikalische Unterhaltungsprogramme wie z.B. Wunschkonzerte, die überwiegend auf Schlager, Operettenmelodien und „leichter Klassik“ basierten, prägten das Programm des Berliner Rundfunks ebenso wie den Rundfunk der dreißiger und vierziger Jahre und erfreuten sich augenscheinlich nach wie vor großer Beliebtheit. Neue Akzente wurden in diesem Bereich eher sparsam gesetzt: Zu beobachten ist jedoch ab 1946 eine Förderung internationaler Volkslieder, die anscheinend auf sowjetische Initiative erfolgte.¹⁸⁸ Daneben waren Bemühungen um die Rehabilitierung des Jazz zu verzeichnen, allerdings erst spät-abends, was angesichts der seinerzeit verbreiteten Unpopularität dieses Genres¹⁸⁹ nicht verwundert. Ab Frühjahr 1949 fielen solche Bestrebungen dem aus der Sowjetunion übernommenen, zunehmend dogmatischen „Formalismus“-Verdikt zum Opfer.¹⁹⁰ Statt dessen setzte auch in diesem Bereich ab 1948 eine Politisierung ein, die sich u.a. an der zunehmenden Förderung und Verbreitung des politischen Liedes ablesen läßt,¹⁹¹ mithin einem Genre, das in den ersten Jahren bewußt nur sporadisch gesendet worden war.¹⁹²

Das Programm wies somit zunächst vor allem im Unterhaltungsbereich ein hohes Maß an Kontinuität zu den Programmen der NS-Zeit auf und knüpfte an überkommene kulturelle Muster an. Eine durchgehende „Sowjetisierung“ blieb ebenso aus wie eine konsequente Orientierung am kulturellen Erbe der Arbeiterbewegung.¹⁹³ Eine zunehmende Abkehr von den überwiegend auf Unterhaltung, Ablenkung und Service-Informationen¹⁹⁴ ausgerichteten

185 Ebd.

186 Galle, RIAS Berlin, S. 247f.

187 Fischer/Pietrzynski, Hier spricht Berlin ..., S. 54f.; Galle, RIAS Berlin, S. 297f.

188 Galle, RIAS Berlin, S. 300f.

189 Vgl. Axel Schildt, *Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre*, Hamburg 1995, S. 245; (*Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte*, 31).

190 1950 gab Hermann Axen als zuständiger SED-Sekretär die Anweisung zur „Ausmerzungen der amerikanischen Jazzmusik“ im Rundfunk; vgl. Kapitel 4.1.3.

191 Ebd., S. 300ff.

192 Offensichtlich ist es darüber zu einer Kontroverse zwischen dem bekannten Interpreten von Arbeiter- bzw. Kampfliedern, Ernst Busch und Hans Mahle gekommen; Busch habe demnach gefordert, seine Lieder breit im Rundfunk zu popularisieren, was Mahle im Hinblick auf die nach außen überparteiliche Linie des Berliner Rundfunks abgelehnt habe; vgl. Fischer/Pietrzynski, *Hier spricht Berlin ...*, S. 53.

193 Vgl. hierzu auch die Einschätzung Wolfgang Schievelbuschs, der zutreffend postuliert, „daß in der Programmgestaltung ein Mittelweg angestrebt wurde zwischen alten Sende-Schemata und Hörergerwohnheiten auf der einen und politisch-programmatischer Neuerung auf der anderen Seite“; ders., *Vor dem Vorhang*, S. 174.

194 Einen relativ breiten Stellenwert nahm hier insbesondere der Landfunk ein, und zwar als Service-Sendung, die breiten Bevölkerungsschichten Hilfestellung bei seinerzeit überlebenswichtigen Fragen wie Anbau von Obst und Gemüse sowie der Tierzucht vermitteln sollte.

Hörfunk-Traditionen ergab sich erst im Zuge der Blockkonfrontation, besonders ab 1948. Die anfängliche große Popularität des Berliner Rundfunks und der schnelle Verlust an Zuhörern bei den Hörern ab 1947/48 dürfte eben auf diese Kontinuität und den anschließenden Bruch damit zurückzuführen sein.¹⁹⁵ Erst zu dieser Zeit erwuchs dem bis dahin zumindest in der Berliner Region dominanten Angebot des Senders ernste Konkurrenz durch die westlichen Programme des RIAS und des NWDR-Berlin.¹⁹⁶

Es bleibt jedoch festzuhalten, daß die politischen Wortsendungen, und damit auch die überwiegende Mehrzahl der Sendungen über die NS-Vergangenheit, von Anfang an eine gewisse Sonderstellung im Programm einnahmen. Mit wenigen Ausnahmen ist es in den vierziger Jahren kaum gelungen, in diesem Bereich das Potential des Mediums auszuschöpfen. Neben den Kontrollbedürfnissen der sowjetischen Kontrolloffiziere waren dafür fehlende Erfahrung der leitenden kommunistischen Redakteure mit dem Medium sowie die kaum verhohlenen didaktischen Ansprüche der Letztgenannten verantwortlich. Diese Ansprüche schlugen sich in zu langen, kaum an den Bedürfnissen der Zuhörer orientierten Wortblöcken nieder, von den häufigen plötzlichen Einblendungen politischer Formate unter Durchbrechung des Programmschemas ganz zu schweigen.¹⁹⁷ Gerade jene Inhalte, die im Selbstverständnis der SMAD und der SED oberste Priorität hatten, waren daher formal allzuoft „einfach nur gelesene Zeitung“, wie es ein leitender Redakteur retrospektiv genannt hat.¹⁹⁸

2. Ideologische Dekonstruktion des Nationalsozialismus und politische Aufklärung unter sowjetischer Ägide: Die Jahre 1945–1947

Innerhalb der Wortprogramme nahm die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus von Anfang an einen zentralen Stellenwert ein. Das mag man daran ermessen, daß von der (zufälligen und unvollständigen) Überlieferung aus den Monaten zwischen Mitte Mai und Dezember 1945, die insgesamt ca. 700 Sendemanuskripte und nur wenige Tondokumente umfaßt,¹⁹⁹ rund 300 Sendemanuskripte bzw. Tondokumente mehr oder minder direkt die unmittelbare Vergangenheit thematisieren. Ohne genaue Prozentuierungen vornehmen zu können,²⁰⁰ läßt sich konstatieren, daß die NS-Vergangenheit 1945 *das* dominante Thema in

195 Während der Berliner Rundfunk ausweislich von Umfragen 1945/46 (auch aufgrund der Empfangsbedingungen) bei den Hörern eine dominante Stellung innehatte, begann er ab 1947 diese Position insbesondere zugunsten des RIAS einzubüßen. Während der Berlin-Blockade brachen die Zuhörerzahlen dann offenbar in allen Sektoren ein; vgl. Kapitel 5.1.

196 Ebd.

197 Letztere waren ebenso üblich wie unbeliebt, wie die häufigen Beschwerden von Hörern über diese Praxis zeigen; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 241, Anm. 915.

198 Wie Anm. 176.

199 Fischer/Pietrzynski, *Hier spricht Berlin ...*, S. 37.

200 Dies würde vor dem Hintergrund des zufälligen Charakters der Überlieferung eine Genauigkeit vortäuschen, die durch die Quellenlage nicht gedeckt ist.

den politischen Wortprogrammen darstellte.²⁰¹ Berücksichtigt man, daß die Überlieferung keineswegs vollständig ist, bedeutet dies, daß die deutsche Bevölkerung im Radio täglich mehrmals mit der NS-Vergangenheit konfrontiert worden ist. In den folgenden beiden Jahren nahm diese Zahl allerdings stark ab: Aus dem Jahr 1946 konnten nur noch rund 150 thematisch einschlägige Beiträge identifiziert werden, obwohl die Gesamtanzahl der überlieferten Sendemanuskripte auf nur geringfügig niedrigerem Niveau liegt als diejenige des Vorjahres.²⁰² Trotz aller Vorsicht, die vor dem Hintergrund der Zufallsüberlieferung zweifellos bei der Interpretation solcher Zahlen angezeigt ist, kann angesichts der doch ansehnlichen Größenordnungen mit ziemlicher Sicherheit ausgeschlossen werden, daß es sich bei der Reduktion der Überlieferung in dieser Größenordnung um einen reinen Zufallseffekt handelt. Vielmehr spricht einiges dafür, daß das Thema im Vergleich zu den ersten Nachkriegsmonaten im Laufe des Jahres 1946 spürbar zurückgenommen worden ist, ohne allerdings andererseits bereits den Stellenwert eines Programmschwerpunktes einzubüßen.²⁰³ Aus dem Jahr 1947 waren zwar nur noch 65 einschlägige Sendemanuskripte bzw. Tondokumente überliefert, aber für dieses Jahr ist auch die Gesamtüberlieferung deutlich schlechter.²⁰⁴

Die frühe Berichterstattung über den Nationalsozialismus zielte in Sendereihen wie „Was wir wissen müssen“, „Aus der Hölle der Konzentrationslager“, „Hitlers Worte und Taten“ und – begleitend zum Nürnberger Prozeß – „Nürnberger Verbrecheralbum“ auf eine umfassende Dekonstruktion des Nationalsozialismus auf allen Ebenen.²⁰⁵ Zu einem erheblichen Teil lagen den einschlägigen Rundfunkbeiträgen Artikel aus der sowjetisch lizenzierten Tagespresse zugrunde, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit als politisch richtungsweisende Leitinstitution fungierte. Die deutsche Bevölkerung sollte mit den Verbrechen des Regimes konfrontiert werden, die ideologischen Postulate des Nationalsozialismus sollten gebrochen, die Mythen und Legenden, die die Exponenten des Regimes um sich selbst aufgebaut hatten, zerstört und so eine möglichst weitreichende Distanzierung der Bevölkerung erreicht werden.

Im folgenden sollen zentrale diskursive Merkmale der politischen Berichterstattung über dieses Thema herausgearbeitet werden, wobei eine Strukturierung nach thematisch-inhaltlichen Schwerpunkten vorgenommen wird. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Es geht dabei nicht darum, generell den Authentizitätsanspruch der häufig auf Zeitzeugen-

201 Vgl. auch Galle, RIAS Berlin, S. 237f.

202 Die Zahl liegt bei ca. 630 Sendemanuskripten und ebenfalls nur wenigen Tondokumenten; DRA, Inventar, S. 146–270.

203 Vgl. die etwas anders akzentuierte Einschätzung bei Galle, RIAS Berlin, die von einer „hervorragende[n] Bedeutung des Themas „zumindest bis Ende 1946“ ausgeht; vgl. ebd., S. 238.

204 Aus dem Jahr 1947 sind knapp 320 Sendemanuskripte überliefert. Setzt man dazu die aufgefundenen 65 Beiträge zum Thema zu diesem Wert in Beziehung, dann ergibt sich im Vergleich ein weiterer leichter Rückgang des Themas; die Datengrundlage ist jedoch zu unsicher, um zuverlässige Aussagen zuzulassen; vgl. DRA, Inventar, S. 270–321.

205 In der Sekundärliteratur finden sich noch weitere einschlägige Reihentitel wie „Politische Häftlinge vor dem Mikrofon“, „Kunst im KZ“ (beide 1945) sowie eine von Wilhelm Girmus gestaltete Reihe unter dem Titel „Denkt daran, vergiß es nie!“, die um die Jahreswende 1946/47 gelaufen sein soll; in der Programmüberlieferung haben sie jedoch keine Spuren hinterlassen, was deren fragmentarischen Charakter unterstreicht; vgl. Fischer/Pietrzynski, „Hier spricht Berlin“, S. 57 sowie Galle, RIAS Berlin, S. 237f.

Berichten beruhenden Darstellungen in Zweifel zu ziehen. Wohl aber geht es um die Rekonstruktion spezifischer Wahrnehmungs- und Darstellungsweisen, die in sozialen und kulturellen Prägungen angelegt sind. Wie alle Darstellungen der Vergangenheit sind sie partikular und durch kulturelle Muster geprägt, d.h. im gleichen Maße, wie sie Realität positiv vermitteln, schließen sie andere, nicht weniger legitime Aspekte und Darstellungsweisen aus.²⁰⁶

2.1 „Ein kurzer Sommer“: Konfrontationen mit Verfolgung und Repression

Rund 20% der überlieferten Beiträge aus den Jahren 1945–1947 zum Thema Nationalsozialismus beschäftigte sich schwerpunktmäßig mit Aspekten der Verfolgung. Die Verbrechen des Regimes hatten damit zu Anfang einen hohen Stellenwert in der Auseinandersetzung mit dieser Zeit; kein anderes Thema nahm einen vergleichbaren Rang ein. Der Akzent lag dabei klar auf den ersten Monaten nach Kriegsende: Allein in der Zeit zwischen Mitte Mai 1945 und dem Jahresende lassen sich 70 Beiträge auffinden, die sich im Kern mit Verfolgung und Repressionen auseinandersetzten. In den folgenden Jahren verlor das Thema spürbar an Bedeutung: 1946 und 47 kamen insgesamt nur noch weitere 26 Beiträge hinzu.²⁰⁷ Wenn nun davon die Rede war, dann meistens im Kontext der von den Alliierten durchgeführten Strafprozesse, also zunächst des Nürnberger Hauptprozesses, später auch der Prozesse um die Konzentrationslager Buchenwald, Dachau, Nordhausen und Sachsenhausen.

Innerhalb dieses Komplexes bildeten Berichte aus den Konzentrationslagern (und, eher selten, auch Zuchthäusern) den Schwerpunkt, mehr als die Hälfte aller Beiträge (52) über Verfolgung und Repression widmete sich diesem Thema. Einigermaßen prominent wurden zudem die Kriegsverbrechen in Osteuropa (und hier wiederum insbesondere in der Sowjetunion) behandelt (13), ähnlich wie Judenverfolgung und Antisemitismus als eigenes Thema (11).²⁰⁸ Die übrigen Beiträge zu diesem Komplex verteilen sich auf den Status und die Aktivitäten der „Opfer des Faschismus“ (OdF) (7), Euthanasie und Zwangssterilisierungen (5) sowie einige andere Aspekte.

2.1.1 Das KZ als Symbol

„Immer wieder höre ich die eine Frage. Wie ist es nur möglich gewesen, einige Jahre im Konzentrationslager zu überstehen. Am Leben zu bleiben. [...] Unter den von Himmlers Henkersleibgarde gestellten Bedingungen im Konzentrationslager ein Leben zu leben, war nach menschlichem Ermessen unmöglich. Die organisierte Vernichtung erlaubte grundsätzlich niemandem ein Überdauern. Wenn es aber dennoch Menschen gibt, die nach langen,

206 „Was vom Holocaust erinnert wird, hängt davon ab, wie es erinnert wird, und wie die Ereignisse erinnert werden, hängt wiederum von den Texten ab, die diesen Ereignissen heute Gestalt geben.“ James E. Young, *Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation*, Frankfurt a. M., 1997, S. 13f.

207 Vgl. jedoch zur Überlieferungssituation die Ausführungen oben.

208 Hier wurden Beiträge über antisemitisch motivierte Verfolgungen eingeordnet, sofern dieser Aspekt im Vordergrund stand. In zahlreichen Berichten über die Konzentrationslager wurden jüdische Opfer ebenfalls genannt, aber nicht besonders hervorgehoben.

langen Jahren gesund an Körper und Geist in die Freiheit wiederkehren durften, so lag dies ausschließlich in der übermenschlichen Selbstüberwindung. [...]"

Mit diesen Worten leitete der Sendeleiter des Berliner Rundfunks und ehemalige Häftling in Dachau und Mauthausen, Eugen Vida,²⁰⁹ seinen Beitrag „Der neue Weg – Betrachtungen eines Schutzhäftlings“ in der Sendereihe „Was wir wissen müssen“ am Samstag, dem 13. Juni 1945 um 19 Uhr 30 ein.²¹⁰ Das offenkundige Paradoxon, das auch im weiteren Verlauf des Beitrags, in dem ausführlich die überlebensfeindlichen Zustände des Lagers geschildert wurden, keine Auflösung erfuhr, verweist zum einen auf die Schwierigkeiten der traumatisierten Opfer, das eigene Überleben in einem Umfeld massenhaften Sterbens zu verarbeiten.²¹¹ Unmöglich schien es offenbar Vida, das eigene Überleben mit jenen Grausamkeiten und Gewaltakten zu vereinbaren, von deren schwer faßbaren Dimensionen er nun gegenüber der Öffentlichkeit Zeugnis ablegen wollte. Zum anderen ist damit ein grundlegendes Problem der unmittelbaren Nachkriegszeit angedeutet, nämlich die kaum zu überbrückende Kluft zwischen den Opfern politischer oder rassistischer Verfolgung und einer abgestumpften, kaum zu Empathie fähigen Bevölkerungsmehrheit, die angesichts von Chaos, Vertreibung und Kriegsschäden mit dem eigenen Überleben in der Gegenwart beschäftigt war.²¹²

Der Beitrag ist in mancher Hinsicht ein typisches Beispiel für die frühe Phase der Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechen im Rundfunk: Er zeugt von den Bemühungen, ein Bewußtsein für die Verbrechen des Regimes zu verankern, ebenso wie – indirekt – von den Widerständen dagegen. Und er repräsentiert eines der wichtigsten Mittel, mit denen der zunächst von KP-Funktionären aus dem Moskauer Exil dominierte Rundfunk versuchte, seine Ziele zu erreichen: Er setzte in erheblichem Maße auf die Emphase von Berichten überlebender Häftlinge. Dabei mag eine Rolle gespielt haben, daß andere, aufbereitete Informationen in den ersten Nachkriegsmonaten kaum zur Verfügung standen. Nicht minder wichtig dürfte jedoch gewesen sein, daß damit eine „Authentizität des Erlebten“ geschaffen werden sollte, die dem Unglauben in der Bevölkerung, der Abstumpfung gegen Propaganda und der verbreiteten Teilnahmslosigkeit entgegenwirken sollte. Zugleich aber verweist die zitierte Passage auf die Risiken einer solchen Strategie: nämlich auf die Gefahr der kommunikativen Unüberbrückbarkeit zwischen dem Aufklärungs- und Opfer-Diskurs der Überlebenden und den – noch immer hegemonialen – Positionen in der Bevölkerung.

In diesem Zusammenhang kam der Berichterstattung über die Konzentrationslager von Anfang an eine besondere Bedeutung zu. Hauptsächlich im Rahmen der Sendereien „Aus der Hölle der Konzentrationslager“ und „Was wir wissen müssen“ folgten in den ersten Monaten nach dem Kriegsende immer neue Darstellungen, die von den Morden und menschenverachtenden Praktiken in den Lagern berichteten. Fast alle diese Berichte machten sich die Perspektive der Opfer zu eigen, in zahlreichen Fällen handelte es sich um Erlebnis-

209 Vgl. biographischer Anhang.

210 Sendemanuskript „Was wir wissen müssen – Der neue Weg“ (Betrachtungen eines Schutzhäftlings), Berliner Rundfunk, 13. Juni 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0422.

211 Vgl. zu diesem Paradoxon, das sich in ähnlicher Form in Bemerkungen Primo Levis findet, auch die Bemerkungen von Carlo Ginzburg, Beweis, Gedächtnis, Vergessen, in: WerkstattGeschichte 30 (2001), S. 50–60, hier: S. 52f.

212 Zur depressiven und resignativen Stimmung der Deutschen bei Kriegsende vgl. Hermann Glaser, 1945. Ein Lesebuch, Frankfurt a. M. 1995, z.B. S. 96f.

berichte ehemaliger politischer Häftlinge, die diese selbst verfaßt hatten und – wie im Falle Vidas – nicht selten auch selbst vortrugen. Bis auf wenige Ausnahmen dominierte die Form von Berichten, die sich formal eher nüchtern gaben. Zur Übertragung von Original-Tönen in Reportagen kam es erst später im Zuge der Prozeß-Berichterstattung. Fiktionale Formen spielten noch keine nennenswerte Rolle,²¹³ ebenso hielt man sich mit Kommentaren auffällig zurück. Selten wurde aus Dokumenten gelesen, etwa nachgelassenen Briefen von Häftlingen. Alle anderen journalistischen Genres waren so gut wie bedeutungslos.

Die Konzentrationslager rückten nicht zufällig in den Mittelpunkt der frühen Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus. Vielmehr lag dieser Focus nahe, weil sich nirgendwo anschaulicher als hier die Verletzung der elementarsten Werte und der Nihilismus bezüglich der zivilisatorischen Standards durch das vergangene Regime offenbarte. Die Lager boten sich als Symbol des staatlichen Terrors schlechthin an: Sie repräsentierten einerseits nicht nur Einzelfälle, sondern stellten – wie schon seinerzeit bemerkt wurde – ein konstitutives Element der NS-Herrschaft dar; zugleich waren sie jedoch mit festen Orten verbunden. Die ihnen zugrundeliegende Logik von Isolierung, absoluter Macht und Gewalt wirkt klar und ist dementsprechend eingängig.²¹⁴ In den Lagern wurde sozusagen die „dunkle“ Seite des NS-Systems faßbar, und mit einem entsprechenden Duktus der Enthüllung und Skandalisierung operierten auch die meisten Rundfunkbeiträge zu diesem Thema. Frühzeitig bekamen damit die Konzentrationslager den Stellenwert eines Symbols für den verbrecherischen Charakter des Nationalsozialismus insgesamt.

Die Erlebnisberichte ehemaliger Häftlinge bildeten also anfangs in zahlreichen Sendungen den Kern der Auseinandersetzung mit diesem Teil der Vergangenheit. Allerdings standen diese Erlebnisberichte meist nicht für sich, sondern sie wurden durch redaktionell hinzugefügte Einleitungen und Schlußsequenzen eingerahmt oder sie stellten lediglich die Grundlage redaktionell gestalteter Sendungen dar. Dennoch dominierte die Perspektive der Überlebenden, zumeist deutschen Insassen von Lagern auf dem Gebiet des Reiches, die wegen ihrer politischen Oppositionshaltung inhaftiert worden waren. Zwar handelte es sich dabei in vielen Fällen offenkundig um Kommunisten, aber Aspekte wie Parteizugehörigkeit und Gründe der Verfolgung wurden kaum explizit thematisiert.

213 Bei diesem Eindruck könnte es sich allerdings auch um ein Artefakt handeln, denn die Überlieferung aus dem Bereich „künstlerisches Wort“ ist äußerst fragmentarisch. In der frühen Überlieferung (bis 1952) dominieren klar die politischen Wortsendungen, worin sich zeitgenössische Prioritäten spiegeln; vgl. dazu Fischer/Pietrzynski, „Hier spricht Berlin ...“, S. 39.

214 Sie schlägt sich in der inzwischen klassischen „Ikonographie des Lagers“ nieder, die auch schon damals im Radio angesprochen wurde: „Wir schreiten durch die Pforte des Elends in das Lager Birkenau, das drei Kilometer von Auschwitz entfernt liegt. Wie eine einförmige Stadt – Holzbaracke an Holzbaracke, genau ausgerichtet, mit Kilometern von Umzäunungen, doppelt gesichert durch Hochspannung und Stacheldraht – breitet sich das Lager vor unserem Blick aus. Schnurgerade Straßen, die sich sämtlich im rechten Winkel schneiden, teilen das Lager in übersichtliche Abschnitte. Weit im Umkreis ragen in regelmäßigen Abständen warnend und drohend die Wachttürme über die Umzäunungen hinaus.“; Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager“, Berliner Rundfunk, 24.6.1945; nach einem Bericht des ehem. Leutnants, Wehrmachtspfarrers und NKFD-Mitgliedes Lothar Lösche in „Freies Deutschland“ vom 21. März 1945, Redakteur: Rudolf Mießner; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Nachlässe, NL 4 (Mießner), Blatt 53–62 (Wiederholung einer gekürzten Fassung unter dem Titel „KZ Auschwitz“ am 7. Juni 1945, vgl. DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0132).

Die Entscheidung, den überlebenden Oppositionellen aus den Konzentrationslagern im Rundfunk (und offensichtlich auch in der Tagespresse) in den Monaten nach dem Ende des „Dritten Reiches“ viel Raum zur Artikulation zu geben, brachte es mit sich, daß damit deren spezifische Perspektive eine besondere Bedeutung erlangte. So konzentrierte sich die Berichterstattung auf die Lager, in denen diese Opfergruppe überwiegend inhaftiert war; insbesondere wurden dadurch die Lager Sachsenhausen (einschließlich des ersten Lagers Oranienburg), Dachau, Buchenwald und Ravensbrück immer wieder zum Gegenstand. Die osteuropäischen Vernichtungslager blieben zwar keineswegs ausgeblendet, fanden aber insgesamt sehr viel seltener Erwähnung.²¹⁵

Daraus ergab sich, daß nicht die quasi-industrielle Vernichtung jüdischer Menschen im Zentrum stand, sondern das Bild stärker von den noch sehr unmittelbaren, traumatischen Erfahrungen und Wahrnehmungen dieser Gruppe bestimmt war. Die Berichte konzentrierten sich dabei auffallend auf jene Aspekte, die aus dem Lageralltag herausstachen, nämlich willkürliche Bestrafungen und Morde sowie sadistische Folterungen, die sogenannten „medizinischen Experimente“ und die mörderischen „Todesmärsche“, mit denen die Lager in letzter Minute evakuiert werden sollten. Einen weiteren Schwerpunkt bilden die – zumeist lageröffentlichen – Hinrichtungen, gefolgt von Berichten über Bereicherungen und Korruption der Wachmannschaften. Jene strukturellen, gewissermaßen „unspektakulären“ Zustände, die für den Tod der meisten Häftlinge verantwortlich waren, also fehlende Hygiene, Mangelernährung und die nicht selten auf Dauer tödlichen Bedingungen der Zwangsarbeit, traten demgegenüber spürbar zurück. Ein Beispiel liefert der Bericht „Kellernacht in Sachsenhausen“ des ehemaligen Häftlings Kurt Huhn:

„[...] Februar 1940. Die Luft steht vor Kälte still. Die Kiefernwälder ducken sich, und Mensch wie Baum stehen gefühllos da, sie spüren nicht mehr, ob die Temperatur steigt oder fällt. Der Tod springt mit Hunger und Frost in das Lager Sachsenhausen, in die ‚Erziehungsanstalt mit besonderen Methoden‘, in die braune Hölle, in der die Schutzhäftlinge in dünnem Sommerzeug Tod und Leben nach dem Thermometerstand bemessen und alle Berechnungen trotzdem zu Fehlspekulationen werden. Haut und Knochen sind die Männer, aus Frostbeulen und stinkenden Eiterherden bestehen sie. Sie knien Stunden im Schnee und rollen ausgestreckt über den Appellplatz, schnappen nach Luft und Leben und werden beinhart vor Frost, wenn er unter den Rippen nagt. Sie bleiben mit Lungenentzündung irgendwann liegen, während die Augen wie grübelnd den Himmel absuchen und der aufgesperrte Mund noch die hohe Nummer rufen will, mit der sie in die Totenstille marschieren. [...]

Rings herrscht lastendes Schweigen. Eitergestank mischt sich mit dem Pesthauch verfreener Kartoffeln, und der Häftling, der die Aufsicht neben den Blockführern hat, marschiert, mit einem dicken Knüttel über Köpfe und Rücken schlagend, durch die Reihen der Schäler und quäkt mit rauher [sic!], krächzender Stimme: ‚Schäle! Schäle! Schäle!‘ [...] Mechanisch greifen die Häftlinge die kalten, stinkenden Kartoffeln. [...] Der Hunger ist da, und wenn auch Schlaf und plötzlicher Tod diesen und jenen übermannt, an der Spitze aller Qualen steht der Hunger. Er läuft ihnen nach [...] und zeigt ihnen die Zähne mit jeder Kartoffel, die sie aufheben und schälen. Segen des Ackers

215 Eine Ausnahme stellt hier lediglich das Lager Auschwitz dar, das ähnlich oft thematisiert worden ist wie die genannten Lager, allerdings naheliegenderweise selten aus der Perspektive Überlebender.

läuft in großer Fülle durch ihre Hände, die anschwellen und platzen. Überall späht die Wache. Die Häftlingswache, die Blockführerwache stehen mit aufgekrempeelten Ärmeln und dicken Knütteln bereit. Die Häftlinge schälen und schaben, sie würgen die Kartoffeln mit einem Gemisch von Ekel, Triumph und Vorsicht hin[un]ter, braten sie auf den isolierten Heizröhren über sich und schlucken. Dann mähen die Knüttel mit wuchtigen Schlägen die Häftlinge von den Bänken in den Schlamm des Fußbodens, sie wälzen sich zwischen Schalen und Erdbrei, ein Geheul von Erbitterung und wehes Wimmern erfüllt den Keller, endlos, hart und unbarmherzig rast die Prügel. [...]

Plötzlich springt der Blockführer heraus, greift an die Beine eines armseligen Stücks Mensch und schleift ihn zum Kellerfenster, reißt ihn hoch, steckt ihn in die Lüftung und riegelt ab. Das geschieht, bis alle Fenster besetzt sind. [...] Wozu steht denn der Wasserhahn still, mit dem schönen, langen Schlauch daran, soll er unnütz herumliegen und nur Kartoffeln wässern? Strahl auf die Häftlinge im Fenster. Auf diese hungrigen Kartoffelfresser. Wasser ist Leben und Ablenkung von der Müdigkeit. [...] Aus den sich öffnenden Fenstern fallen am Morgen die erstarrten Häftlinge. Wasser und Frost haben ihre Arbeit getan, steif und zusammengekrümmt liegt, was lebend eingeeist wurde und beim Appell abgeschrieben wird. Ein neuer Tag rollt über Sachsenhausen[s] braune Hölle, [...].²¹⁶

Der Bericht beschreibt eine drakonische Strafaktion an Häftlingen, die sich, vom Hunger getrieben, unerlaubt Kartoffeln angeeignet hatten und dafür – offenbar zur Abschreckung – auf besonders grausame Weise getötet worden sind. Er ist insofern bemerkenswert, als die Erzählung die strukturell-überlebensfeindlichen Bedingungen des Lagers wie Kälte und Hunger narrativ wirkungsvoll mit jenen willkürlichen und grausamen Strafaktionen für nichtige Vergehen verband, die als permanente Drohung den Alltag der Häftlinge bestimmten. Die Erzählung folgt dabei einer Dramaturgie der Steigerung und Dynamisierung: Während das alltägliche Sterben in statischen Bildern geschildert wird, die mit den Beschreibungen der winterlichen, gefrorenen Natur metaphorisch assoziiert sind und die Abstumpfung gegen die Allgegenwart des Todes ahnen lassen, gewinnt die Erzählung mit der Schilderung der monotonen Arbeit und Stimme des Aufsehers, der Schläge des Wachpersonals bis hin zur Strafaktion des Blockführers sukzessive an Dynamik, um schließlich, angesichts der toten „gefrorenen“ Opfer, wieder zur Statik des Anfangs zurückzukehren. Damit ist die Lagerrealität treffend und ästhetisch eindrucksvoll als lebensfeindliche Monotonie beschrieben, in der Sterben und Tod Teil des Alltags waren, die aber jederzeit von ebenso unkalkulierbaren wie tödlichen Gewaltakten durchbrochen werden konnte.²¹⁷ Gleichwohl bedingt der dramaturgisch geschickte Aufbau der Erzählung, daß die Aufmerksamkeit des Hörers auf die grausame Strafaktion gelenkt wird, während die Qualen des Alltags im Vergleich dazu eher in den Hintergrund treten.

216 Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager“, Berliner Rundfunk, 25. Juni 1945. Redakteur: Rudolf Mießner, nach einem Bericht der „Deutschen Volkszeitung“ vom 23. Juni 1945; DRA Potsdam, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0621.

217 Vgl. zur Situation in den Lagern: Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hg.), *Verfolgung als Gruppenschicksal*, Brüssel 1998 (Dachauer Hefte, 14), sowie Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen (Hg.), *Gegen das Vergessen. Häftlingsalltag im KZ Sachsenhausen*, München 2002 [CD-Rom-Publikation].

In zahlreichen anderen Fällen wurden die Bedingungen der Lager fast vollständig ausgeblendet, und die Erzählungen fokussierten ganz auf unmotivierte, exzessive Übergriffe durch das Wachpersonal. Im Extremfall konnte es bis zur Aneinanderreihung von immer neuen, sich steigernden sadistischen Exzessen kommen, die in ihrer Raffung und angesichts der scheinbar völlig fehlenden Motivierung bei den Zuhörern nur Unglauben und Abwehr provozieren konnten, selbst dann, wenn sie reale Grundlagen gehabt haben mögen.²¹⁸ Obwohl Willkür ein konstitutives Element des Lageralltags war und die Organisation der Lager viel Raum zum Ausleben sadistischer Neigungen und für Gewalteruptionen bot, entstand so ein fragwürdiges Bild, weil die Lust am Quälen von Menschen und eine quasi-anthropologische „Bosheit“ als eigentliche Ursachen erschienen, die der Realität der Lager zugrunde lagen.

Besonders deutlich wird dies an der Art, wie die Täter charakterisiert wurden. In einem Bericht des ehemaligen Schutzhäftlings Karl Raddatz²¹⁹ über die Exekution sowjetischer Kriegsgefangener im KZ Sachsenhausen im Herbst 1941²²⁰ heißt es:

„Im August und September 1941 waren sie angekommen, die ersten russischen Kriegsgefangenen. [...] Kein Arzt kümmerte sich um sie, jede Scheibe Brot war ein außerordentlicher Gnadenerweis. Sie verkamen buchstäblich. Sie verhungerten. Aber jeden Tag trafen auch neue ein. Dieses Massensterben der Russen ging dem Lagerkommandanten, SS-Obergruppenführer Loritz, jedoch nicht flott, nicht forsch, nicht zackig genug. Und so hob sich der Vorhang vor dem grausigsten Totentanz, der in dem Hirn dieses SS-Unmenschen [sic!] erdacht worden war. Es war Oktober geworden. Noch waren die Tage spätsommerlich mild und schön, aber die Nächte ließen die mit nichts versehenen Gefangenen schon frösteln. Krank und unterernährt baten sie immer wieder um Hilfe. Da ließ der SS-Obergruppenführer antreten. Durch einen Dolmetscher teilte er ihnen mit, er habe ihnen nunmehr eine schöne und gar nicht schwere Arbeit verschafft, dort werde die Verpflegung gut und reichlich sein, und die Unterkunft sei warm und geräumig. Damit aber keiner eine Arbeit leiste, die etwa sei-

218 Ein solches extremes Beispiel stellt der Bericht „Aus der Hölle der KZ-Lager“ des Berliner Rundfunks vom 15. Juni 1945 dar. Redakteur: Rudolf Mießner, nach einem Bericht der „Deutschen Volkszeitung“ vom Vortag; vgl. DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0411. Der Bericht beginnt mit der Beschreibung der „Aufnahmeprozedur“ für neu eingelieferte Häftlinge im KZ-Dachau und steigert sich in der Beschreibung immer neuer sadistischer Exzesse wie der Ermordung jüdischer Menschen mit Hilfe einer Dampfwalze und Starkstrom sowie willkürlichen Hinrichtungen durch „Platzenlassen“ von Häftlingen mit Hilfe einer Hochdruckpumpe; auch die Ermordung durch Ratten, wie sie George Orwell in seinem Roman „1984“ als Foltermethode beschreibt, soll hier bereits vollzogen worden sein. An diesen Darstellungen sind durchaus Zweifel angebracht; die „Empfangszereemonie“ im Lager Dachau beispielsweise, die auf Unterwerfung, Verfügung über die Identität der Häftlinge und besonders die Demonstration des Verlustes jeglicher Menschenwürde zielte, ist von Eugen Kogon detailliert beschrieben worden – einer Steigerung zu systematischer Folter, wie sie in dem Beitrag Mießners erfolgte, hätte es wahrhaftig nicht bedurft; vgl. Eugen Kogon, *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager*, 71979, S. 95ff.

219 Vgl. zur Person den biographischen Anhang.

220 In Sachsenhausen wurden ab Herbst 1941 zwischen 13 000 und 18 000 unregistrierte sowjetische Kriegsgefangene hingerichtet; vgl. Stichwort „Sachsenhausen“ in Eberhard Jäckel/Peter Longenrich/Julius H. Schoeps (Hg.) *Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*, Bd. III, München/Zürich 21998, S. 1270; grundsätzlich zu dieser Frage: Christian Streit, *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945*, Stuttgart 1978.

ner Gesundheit unzutraglich sein könnte, würde zuerst ein Arzt den allgemeinen Körperzustand untersuchen. Diese Worte sprach er milde, menschlich und voller Güte. [...] In ihrer Freude bemerkten sie [die sowjetischen Gefangenen, C.C.] kaum das Lächeln, mit dem der SS-Obergruppenführer gesprochen hatte. [...] Der damalige Rapportführer des Lagers, Sorge, der ‚Eiserne Gustav‘ genannt, sprach die Gefangenen noch einmal an. Durch ihn, so sagte er, sei nun allen Arbeit und Brot vermittelt. Er erwarte dafür keinen Dank als diesen einen: die Gefangenen möchten ihm ein schönes russisches Liedchen vorsingen. Die Gefangenen sangen es ihm vor, und mit Tränen in den Augen dankte er dafür.

Es war der letzte widerlichste Akt dieses höllischen Theaters, denn nun, als die Gefangenen an die Meßlatten traten, brüllten die Lautsprecher ihre Radiomusik in allen Tonstärken und die SS-Leute [...] konnten ihren Genickschuß durch die Löcher der Latten jagen. [...]“²²¹

Auch in dieser – offensichtlich stilisierten – Darstellung (die Hinrichtungen haben sich über Wochen hingezogen) werden den Verantwortlichen Bosheit, Verschlagenheit und vor allem ein nicht mehr zu überbietender Zynismus unterstellt.²²²

An anderer Stelle hieß es:

„Um dem Sadismus die Krone aufzusetzen [sic!], wurden des öfteren Häftlinge öffentlich erhängt. [...] Jeder Lagerkommandant wetteiferte mit den anderen im Aushecken besonderer Scheußlichkeiten und jeder seiner SS-Büttel setzte seinen Stolz darin, seinen Herrn und Meister nicht zu enttäuschen und möglichst noch gemeiner und brutaler als sein Nebenmann zu sein. [...]“²²³

Oft schien die eliminatorische Terminologie der Nationalsozialisten kaum verändert, nur daß sie jetzt umgekehrt auf sie selbst Anwendung fand: Immer wieder war von „nichtswürdigen Kreaturen“²²⁴, „Unmenschen“²²⁵, „zügellosen Mannweibern“²²⁶, „Hitlerbestien“²²⁷,

221 Sendemanuskript „Was wir wissen müssen“, Berliner Rundfunk, 31. Mai 1945, Tatsachenberichte aus den KZ-Lagern Sachsenhausen und Ravensbrück. Bericht des ehem. Schutzhäftlings Karl Raddatz, DRA Potsdam, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0042.

222 Damit sind die Motive der Täter kaum treffend charakterisiert. Vielmehr erforderte eine solche Massenhinrichtung einen logistischen Vorlauf, der die Befassung verschiedener Dienststellen voraussetzte. So wurde für diesen Zweck im Industriebau eigens eine Massenerschießungsanlage errichtet. Der moralische Verfall hatte seine Ursachen weniger in persönlichen Dispositionen als in einem Zusammenspiel komplexer Faktoren: Die keineswegs nur in Sachsenhausen besonders harte und grausame Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener ist sowohl in ideologisch-diskursiven Gründen (Stereotype des „slawischen Untermenschen“ bzw. des „jüdischen Bolschewisten“) als auch auf der pragmatischen Ebene zu verorten: Die Lager waren auf die Unterbringung und Versorgung der sehr zahlreichen und geschwächten Gefangenen aus den „Kesselschlachten“ nicht eingerichtet. Da die UdSSR weder die Haager Landkriegsordnung noch die Genfer Konvention unterzeichnet hatte, fehlten in Berlin jegliche Skrupel; insgesamt kamen von den ca. 5,3 Mio. sowjetischen Kriegsgefangenen in deutscher Hand etwa 2,5 bis über 3 Mio. ums Leben; vgl. Hergard Robel, Kriegsgefangene, in: Benz/Graml/Weiß (Hg.), Enzyklopädie des Nationalsozialismus, S. 553ff.

223 Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager“, Berliner Rundfunk, 14. Juni 1945. Redakteur: Rudolf Mießner, nach einem Bericht der „Täglichen Rundschau“ Nr. 26 vom 13. Juni 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Nachlaß 4 (Rudolf Mießner), Bl. 7–11, hier: Bl. 8/9.

224 Ebd., Bl. 7.

225 Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager“ (Bericht über Auschwitz von Lothar Lösche), Berliner Rundfunk, 24. Juni 1945. Redakteur: Rudolf Mießner, nach einem Bericht der Zeitung „Freies

„Ungeheuern“²²⁸, „entarteten Verbrechern“²²⁹, der „Vertierung der Gestapo-Saddisten [sic!]“²³⁰ und ähnlichen Bezeichnungen die Rede, deren „Schlupfwinkel“ es „auszuräuchern“ gelte,²³¹ wenn es um die Verantwortlichen und die Wachmannschaften der Konzentrationslager ging. Zweifellos lag es aus Sicht der Opfer nahe, dem kaum Erträglichen Plausibilitätsstrukturen zu unterlegen und dabei die Ereignisse in ein überkommenes Schema einzuordnen, indem sie als Ausfluß einer quasi anthropologischen Bosheit bewertet wurden.

Doch diese Terminologie wurde keineswegs nur von den Opfern verwandt, und ebenso wenig fand sie nur Anwendung auf die Wachmannschaften der Konzentrationslager, wo die Zuschreibungen sadistischer Züge sicher Plausibilität hatten. Vielmehr zeigt sich hier die Internalisierung kulturell gesteigerter Feindbilder und dichotomisch angelegter Denkschemata, die jetzt einfach umgekehrt wurden. Vor deren Verwendung waren offenbar auch bürgerliche Politiker nicht gefeit.²³² Die Täter wurden zur Inkarnation des Bösen und der Verkommenheit.²³³ Zusammen mit den immer wieder bemühten Metaphern von „Hölle“, „Teufel“ und „Satan“ sowie der Vorstellung von „vom Nazi-Wahnsinn befallenen Volksgenossen“ und „braunen Amokläufer[n]“²³⁴ wurde allerdings einer Dämonisierung und De-Rationalisierung des Geschehens Vorschub geleistet. Damit war nicht nur das Klischee des sadistischen, „bösen“ Nazi geboren, sondern eine inhaltlich-argumentative Auseinandersetzung mit den Annahmen der nationalsozialistischen „Weltanschauung“, gar mit den Verfol-

Deutschland“ Nr. 12 vom 21. März 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Nachlaß 4 (Rudolf Mießner), Bl. 53–62, hier: Bl. 53.

- 226 Sendemanuskript „Was wir wissen müssen“, Berliner Rundfunk, 31. Mai 1945, Tatsachenberichte aus den KZ-Lagern Sachsenhausen und Ravensbrück. Bericht Wilhelmine Crügs-Brand. DRA Potsdam, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0042.
- 227 Ebd.
- 228 Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager“, Berliner Rundfunk, 9. Juni 1945. Bericht aus dem KZ Ravensbrück von Erika Buchmann. Redakteur: Rudolf Mießner; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0625.
- 229 Sendemanuskript o.T. (Auszüge aus dem Bericht der außerordentlichen Untersuchungskommission zur Feststellung der ungeheuerlichen Verbrechen der Naziregierung im berüchtigten Konzentrationslager Auschwitz), Berliner Rundfunk, 22. Mai 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0552.
- 230 Sendemanuskript „Was wir wissen müssen – Der neue Weg (Betrachtungen eines Schutzhäftlings)“, 13. Juni 1945 (wie Anm. 210).
- 231 Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager, 14. Juni 1945 (wie Anm. 223), hier: Bl. 7.
- 232 So sprach beispielsweise der LDPD-Politiker Dr. Wilhelm Külz angesichts der Judenverfolgung von „Bildern der entmenschten Vertierung“; Sendemanuskript, „Tribüne der Demokratie – „Reichskristallnacht“ – Judenverfolgung – Novemberpogrom, 8.11.1938“, Berliner Rundfunk und Sender Leipzig, 8. November 1945, Autor: Dr. Wilhelm Külz, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–07/0095.
- 233 Vgl. z.B. ein Porträt des SS-Feldwebels Karl Schomburg, das als vermeintliches Geständnis unter dem Titel „Wieder einer von ihnen“ am 7. September 1945 vom Berliner Rundfunk gesendet wurde. Autor: Eugen Vida, Redakteurin: Cläre Jung; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0205.
- 234 Sendemanuskript „Kurz beleuchtet – Amokläufer im „Dritten Reich“, Berliner Rundfunk, 13. Februar 1946, Redakteur: Robert Bröse; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 203–01–01/0302; der Beitrag verbreitete u.a. das zeitweise virulente (aber falsche) Gerücht, der U-Boot-Kapitän Günter Prien, ein populärer Kriegsheld und Eichenlaubträger, sei im KZ Torgau umgekommen. Damit wurde der Eindruck erweckt, der Terror der Nationalsozialisten habe sich sogar gegen seine eigenen Helden gerichtet.

gungsgründen, schien obsolet und fand im allgemeinen auch nicht statt. Zu dieser vorwiegend moralisch begründeten Diskreditierung paßte, daß man die Täter auch als Träger anderer negativer, als moralisch verwerflich geltender Eigenschaften zeichnete. Sehr oft wurden sie insbesondere als habgierig und korrupt beschrieben,²³⁵ gelegentlich konnten jedoch auch ihre „Feigheit“ bzw. Untreue und Alkoholabhängigkeit zum Thema werden.²³⁶

Fehlte also aus der Perspektive der Opfer naheliegenderweise zu diesem frühen Zeitpunkt ein distanzierterer Blick, der überindividuelle Ursachen und Voraussetzungen der Morde und Folterungen in den Lagern erkannte, und der die Proportionen zwischen exzessiver Gewalt und alltäglichem Sterben nicht einseitig verschob, so ließ die Vielfalt der noch wenig strukturierten Erinnerungen zugleich noch zahlreiche Differenzierungen erkennen, die später vollständig verlorengehen sollten. Zwar wurde dies eher selten eigens betont, doch an vielen Erlebnisberichten lassen sich die Hierarchien innerhalb der Lager deutlich ablesen. Dies betraf zum einen die Behandlung und den Status der verschiedenen Häftlingsgruppen, zum anderen wurde sehr wohl noch deutlich, daß willkürliche Strafen und Gewaltakte keineswegs nur von den SS-Wachmannschaften verübt wurden, sondern in zahlreichen Fällen auf die von der SS eingesetzte Häftlingsselbstverwaltung zurückgingen, und damit zumeist auf privilegierte Häftlinge wie Vorarbeiter oder Kapos, die nicht selten versuchten, durch besondere Härte gegenüber den ihnen Unterstellten ihre eigene Position zu verbessern. Das Täter-Opfer-Bild war damit in dieser frühen Phase noch nicht so dichotomisch angelegt wie in späteren Zeiten, die brutale Konkurrenz um Überlebenschancen zwischen Häftlingsgruppen und einzelnen Häftlingen ist noch deutlich spürbar.

Entsprechend vielfältig waren in dieser frühen Phase die sozialen Gruppen, die als Opfer von Haft und Übergriffen benannt wurden. Genannt wurde nahezu das gesamte Spektrum der Inhaftierten, lediglich Homosexuelle, sogenannte „Asoziale“ sowie Sinti und Roma fanden keine Erwähnung. Von den Kriminellen grenzte man sich deutlich ab: Sie wurden selten erwähnt, aber wenn, dann als zusätzliche Gefahr und Plage im Lager beschrieben. Dagegen ragten in den Erzählungen drei Gruppen besonders heraus: Die politischen Gefangenen, Juden und sowjetische Kriegsgefangene. Die Privilegierung der ersten Gruppe vermag nicht zu verwundern, schließlich zählten die meisten Chronisten eben zu dieser Kategorie. Obwohl eine explizite Hierarchisierung der Opfer noch nicht stattfand, ist vielen Berichten die strikte Abgrenzung der Gruppen gegeneinander deutlich anzumerken.²³⁷ Der Status politischer Opposition galt implizit auch schon damals als herausragend, auch wenn im Einzelfall durchaus subtile Differenzierungen vorgenommen werden konnten.²³⁸ Inse-

235 „Die Bewachung und manche verkommenen Gefangenen, die im Einvernehmen mit der SS ohne weiteres über ein Menschenleben Entscheidungsgewalt hatten, klauten, wo es nur ging.“; Sendemanuskript „Was wir wissen müssen – Der neue Weg (Betrachtungen eines Schutzhäftlings)“, 13. Juni 1945 (wie Anm.210).

236 „Abgesehen davon, daß sie [die Wachmannschaften, C.C.] fast immer betrunken waren, entwickelten sie eine fieberhafte Tätigkeit, um sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.“; Sendemanuskript „Achtet auf sie!“, Berliner Rundfunk, 3. September 1945, Autor Günther Rosenthal, Redakteurin: Cläre Jung; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0214.

237 Etwa die Unterscheidung zwischen „Deutschen“ und „Juden“; Bericht des früheren Häftlings Alfred Ehling, Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager“, 25. Juni 1945 (wie Anm.216).

238 „Er [der Kapo, C.C.] ist ein stumpfsinniger Typ, der wohl den roten Winkel des politischen Schutzhäftlings trägt, aber nur wegen einer Meckerei am Stammtisch die Rechnung des Alkoholteufels bezahlt;

samt fällt auf, daß parteipolitische oder „klassenbezogene“ Kategorien noch keine Rolle spielten – eindeutig kommunistische Perspektiven finden sich zwar mehrfach, aber auch in diesen Fällen wurden offen politische Bekenntnisse oder Wertungen peinlich vermieden.²³⁹ Opposition aus religiösen Gründen wurde zwar gelegentlich erwähnt, und Opfer kamen bisweilen auch zu Wort, insgesamt war ihr Stellenwert in der Berichterstattung der unmittelbaren Nachkriegszeit jedoch randständig.

In etwa gleichem Maße wie die politische Opposition wurden in den frühen Berichten die jüdischen Opfer thematisiert. Allerdings gingen die Berichte nur sehr selten auf ihre besondere Rolle ein. Weder kamen üblicherweise die Umstände der rassistisch motivierten Verfolgung zur Sprache, noch wurde im allgemeinen die Dimension der organisierten Vernichtung deutlich. Eher scheint sich die häufige Erwähnung jüdischer Opfer ihrer Omnipräsenz in den Lagern zu verdanken, ebenso wie der Tatsache, daß sie – auch in den Lagern auf Reichsgebiet – unter besonders schlechter Behandlung zu leiden hatten und besonders häufig Opfer grausamer und tödlicher Schikanen wurden. Die Distanz zu dieser Opfergruppe läßt sich daran ablesen, daß die rassistischen Kategorien nationalsozialistischer Verfolgungslogik nicht nur selten hinterfragt, sondern bisweilen einfach reproduziert wurden. Die ambivalente Position, die von seiten der sowjetischen Besatzungsmacht, aber wohl auch von vielen deutschen Kommunisten gegenüber den jüdischen Opfern eingenommen wurde, spiegelt sich deutlich in den Auseinandersetzungen um die Zuerkennung des Status „Opfer des Faschismus“ (OdF),²⁴⁰ die erst relativ spät, nämlich im Herbst 1945 erfolgte.²⁴¹

Die quantitativ betrachtet etwa gleichwertige Erwähnung der sowjetischen Kriegsgefangenen hat eine ihrer Ursachen zweifellos ebenfalls in dem besonders niedrigen Status dieser Gruppe innerhalb der Gefangenenhierarchie. Die besonders schlechten Ernährungs- und Unterbringungsbedingungen, Massenhinrichtungen und die auch sonst extrem hohe Sterblichkeit ließen sie zumindest dann besonders in den Blick geraten, wenn die Grausamkeit und Überlebensfeindlichkeit der Lager möglichst drastisch beschrieben werden sollte.²⁴² Zugleich liegt es aber nahe, hier auch an eine politisch motivierte Gewichtung zu denken: Zu gering war das Prestige dieser Gruppe, als daß man die besondere Hervorhebung allein mit ihrer besonders unmenschlichen Behandlung erklären könnte. Vielmehr deutet sich hier gewissermaßen subkutan die Dominanz kommunistischer Perspektiven im Rundfunk an. Unausgesprochen, so der Eindruck, wurde hier versucht, eine Gegenposition zu der verbreiteten, allgemein sehr ablehnenden Haltung gegenüber der Roten Armee und der sowjetischen Besatzung aufzubauen: Den Plünderungen, Vergewaltigungen und oft willkürlichen

„Kellermacht in Sachsenhausen“ von Kurt Huhn; Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager“, 25. Juni 1945 (wie Anm. 216).

239 Beispielsweise ist es offensichtlich, daß eine Gedenksendung des Jugendfunks „zum ersten Todestage unserer jungen Heldin, Katja Niederkirchner“, einer im Konzentrationslager ermordeten kommunistischen Jugendfunktionärin galt. Ihre kommunistische Überzeugung, ihre Funktionen und evtl. Parteizugehörigkeit kamen jedoch in der Sendung nicht zur Sprache; vgl. Sendemanuskript Jugendfunk, Berliner Rundfunk, 12. September 1945, Redakteur: Hein Burchert; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–03/0001; vgl. dazu in diesem Kapitel Abschnitt 2.3.1.

240 An die Einstufung waren gewisse Privilegien, etwa bei der Lebensmittel- und Wohnungszuteilung gebunden.

241 Vgl. dazu Christoph Hölscher, *NS-Verfolgte im „Antifaschistischen Staat“*. Vereinnahmung und Ausgrenzung in der ostdeutschen Wiedergutmachung, Berlin 2001.

242 Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager“, 14. Juni 1945 (wie Anm. 223).

Übergriffen und Inhaftierungen im Zuge der Besetzung des östlichen Teils Deutschlands,²⁴³ die selbstverständlich keine Erwähnung finden durften, hatten demnach eine Vorgeschichte in den besonderen Grausamkeiten, die sowjetischen Soldaten durch Deutsche während des Krieges zuteil geworden waren. Indirekt sollte so die Legitimität der sowjetischen Herrschaft gestützt werden.

Relativ häufig findet sich jedoch auch ein gegenteiliges Muster, in dem die Identität der Opfer eingeebnet wurde oder hinter sehr allgemeine Kategorien zurücktrat. So wurde bisweilen die Internationalität der Opfer oder die Disparität ihrer sozialen Herkunft hervorgehoben. Damit wurde suggeriert, die Verfolgung habe sich gegen jeden wenden können. Ebenso ist nicht selten ein expliziter Bezug auf die Nation festzustellen, etwa wenn betont wurde, den Verfolgungen seien nicht nur „fremde Völker“, sondern auch Deutsche, wenn nicht „die Aufrechten unseres Volkes“ zum Opfer gefallen.²⁴⁴ Hier spielte erkennbar der Versuch eine Rolle, implizit den nationalsozialistischen Diskurs der radikalen Ausgrenzung zu durchbrechen, demzufolge es sich bei den Verfolgten um „Kriminelle“, „rassisch Minderwertige“ oder „Volksschädlinge“ gehandelt habe, die an ihrem Ausschluß aus der sogenannten „Volksgemeinschaft“ selbst Schuld gewesen seien und die üblichen menschlichen Rechte durch eigenes Zutun verwirkt hätten. Vielmehr wurde der Versuch unternommen, die Opfer wieder in die deutsche „Volksgemeinschaft“ einzugemeinden und zu suggerieren, die Verfolgungen hätten sich nicht zuletzt gegen Deutsche gerichtet und so dem nationalen Kollektiv Schaden zugeführt. Dem gleichen Zweck dürfte die relativ häufige Erwähnung von Frauen und Kindern als Opfer gedient haben, also Gruppen, mit denen üblicherweise Unschuld, Harmlosigkeit und Schutzbedürftigkeit assoziiert werden.²⁴⁵

Die Thematisierung der Opfer zeigt insgesamt das Bemühen, den Stigmatisierungs- und Ausgrenzungsdiskurs während der NS-Zeit zu durchbrechen und besonders die politisch Verfolgten und die sowjetischen Kriegsgefangenen, in geringerem Maße auch die aus rassistischen Gründen Verfolgten zu rehabilitieren. Dazu schien es opportun, sich von jenen Gruppen scharf abzugrenzen, deren Verfolgung scheinbar legitim war, weil, anders als bei den zuerst genannten, ihre Unschuld nicht von vornherein als gegeben angesehen wurde bzw. ihre Stigmatisierung gesellschaftlich so tief verwurzelt war, daß sie nicht in Frage gestellt wurde. Dazu gehörten nach damaligem Verständnis nicht nur Straftäter und sogenannte „Asoziale“, sondern auch Homosexuelle.

Ebenso wie das Stereotyp des „bösen“, sadistischen SS-Mannes und Nationalsozialisten in den einschlägigen Erfahrungen der Überlebenden der Lager wurzelt, so gilt dies auch für die Vorstellung der „Befreiung“ vom Nationalsozialismus. Vor allem die – nur wenige Monate zurückliegenden – „Todesmärsche“ wurden dabei zum Synonym für die gesamte Haftzeit: In der Metapher eines Leidensweges, der sich durch kaum zu beschreibende Qualen, den Tod und die Ermordung der Schwachen, durch den Wechsel von Verzweiflung und Hoffnung, schließlich durch die Erlösung in Form der Befreiung auszeichnete, wurden die traumatischen Erfahrungen der Haft anschaulich und formulierbar. Auch wenn bis zur offen

243 Vgl. Ilko-Sascha Kowalczyk/Stefan Wille, *Roter Stern über Deutschland. Sowjetische Truppen in der DDR*, Berlin 2001, bes. S. 27–44, 67ff., 82ff.

244 Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager“, 15. Juni 1945 (wie Anm. 218).

245 Gelegentlich findet sich auch der Verweis auf Opfer mit hohem Sozialprestige wie z.B. bürgerliche Politiker und Intellektuelle.

religiösen Überschreibung der meist sehr konkreten und anschaulichen Erzählungen noch etwas Zeit vergehen sollte,²⁴⁶ rekurren auch schon diese frühen Erzählungen auf das christliche Grundmotiv der Passion und Auferstehung.²⁴⁷ Damit wurde nicht nur eine kulturell tief verankerte Erzählung aufgerufen, sondern es deutet sich bereits der Versuch an, ein „kulturelles Gedächtnis“ zu etablieren, in dessen Zentrum die Erinnerung an die Toten stehen sollte – mit dem Ziel einer Fundierung der neuen politischen Ordnung.²⁴⁸ Zugleich war damit ein Kernproblem der Überlebenden angesprochen, nämlich der Dialektik von Sterben und (eigenem) Überleben einen Sinn abzurufen, eine Problematik, die uns schon in der eingangs zitierten Passage begegnet ist. Bisweilen konnten diese Versuche soweit gehen, daß nicht nur dem Leiden selbst ein Sinn unterstellt wurde, der stark an die sozialdarwinistischen Abhärtungs- und Durchhalteparolen nationalsozialistischer Prägung erinnerte,²⁴⁹ sondern auch eine Art „Endsieg“ der Häftlinge über die SS postuliert wurde, eine Sicht, die zwar aus der Perspektive eines Überlebenden psychologisch verständlich ist, aber angesichts der Opferbilanz zugleich auch befremden muß.²⁵⁰

246 Dazu kam es anlässlich der ersten Gedächtniskundgebung zur Befreiung des KZ Buchenwald am 10./11. April 1946 in Weimar, die in Teilen im Rundfunk übertragen wurde. Dort sprach der Präsident der Landesverwaltung und spätere thüringische Ministerpräsident Rudolf Paul davon, daß dem „Martyrium auf dem Golgathahügel von Buchenwald“ die „moralische und politische Auferstehung Deutschlands“ folgen müsse, damit „die Millionen Seufzer, die Tränen und das Blut [...] nicht umsonst geflossen“ seien. Daneben kam es zur Weihe eines Gedenksteines, und in einer Art Grabansprache wurde die „Auferstehung“ der KZ-Opfer angekündigt: „Und in der stillen Stunde, die wir Euch weihen, werdet Ihr alle dastehen, so wie wir auseinandergingen. Und wir werden die stummen Fragen in Euren Augen lesen. [...] Und auch Ihr werdet auferstehen, die Ihr die Qual des Kerkers, der Ungewißheit und der Angst nicht mehr ertragen konntet und Schluß machtet. [...] Und viele, viele werden noch aufstehen aus der unendlichen Reihe. Und auch die werden uns mit stummen Augen ansehen und fragen, war es umsonst? [...] Und wenn wir dann Zwiegespräch gehalten, dann werden wir wieder neue Kraft haben, denn wir hören Eure Stimme und die mahnt. [...] Wenn wir morgen den Stein geweiht haben, dann wollen wir, die wir leben bleiben durften, uns zusammenfinden und unsere Hände sollen sich vereinen. Und ohne Worte wollen wir sagen: Wir bauen ein neues Denkmal, nicht aus Stein, aus lebendigen Menschen, ein wahrhaft demokratisch-antifaschistisches Volk.“; vgl. DRA Potsdam, Schallarchiv, Dok 969, (Transkript „Gedächtniskundgebung zur Befreiung des KZ Buchenwald“, 10. und 11. April 1946).

247 Besonders deutlich wird dies, wenn das Leiden der Verfolgten als Opfer für die Gemeinschaft inszeniert wurde: „Für uns alle [.] liebe Hörer, sind diese Männer und Frauen durch die schrecklichen Leiden und zu Tausenden und Abertausenden in den Tod gegangen.“; Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager“, 15. Juni 1945 (wie Anm. 218).

248 Vgl. Kapitel 1.3.

249 „[...] Aber kein nochso [sic!] fein durchdachter Sadismus zwang die politischen Gefangenen in die Knie; immer härter wurden sie bei der harten Arbeit.“ Sendemanuskript „Wir sind die Moorsoldaten“, Berliner Rundfunk, 24. August 1945. Autor: Eugen Vida, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202-00-06/0054.

250 Deutlich wird dies z.B. in einer Sendung über das „Moorsoldatenlied“, in der es heißt: „Das Lied der politischen Gefangenen war geboren. [...] Wort um Wort stahl sich durch die Drahtverhaue und auch der Klang der Melodie. Bald wurde es Gemeingut der politischen Gefangenen Deutschlands. In Sachsenhausen dirigierte es ‚Papa Stein‘ unermüdlich mit seinem kleinen Stock. In Dachau verwehte die Melodie im Moor, in Auschwitz, Theresienstadt, Ravensbrück, Flossenbürg, Nazweiler, Neuengamme, Stutthof, Buchenwald, Mauthausen – überall, überall stieg es zum Himmel, wurde vom Sturme ergriffen – und verweht. Lachend standen die SS-Männer und grinsten und kommandierten: ‚Singt, Ihr Schweine, singt das Moorsoldatenlied‘. Und wir singen sie, wir werden sie auch in Zukunft singen, [...]“; ebd.; Das Lied (Text: Wolfgang Langhoff/Johann Esser, Musik: Rudi Goguel, später (1935) be-

Die Schilderungen des eigentlichen Momentes der Befreiung fielen zumeist pathetisch aus. Zur Auflösung des Lagers Ravensbrück hieß es:

„[...] Der Wald ist gespenstig mondhell. Wie ein kriechender Gespensterzug bewegen sich die 400 Häftlinge vorwärts. Nun bricht die Dämmerung an. Die ersten Sowjetflieger kreisen über uns. [...] Der Kampf rückt immer näher. Die Wehrmachtstruppen stoßen [sic!] auf uns. Wir überreden sie, die Munition wegzuwerfen. Nun dröhnt und rasselt es auf den Chausseen. Im Walde kracht es von niederbrechenden Bäumen. Die russischen Panzer sind da! Die verstreuten Soldaten fliehen in westlicher Richtung. So liegen wir nun zwischen den Fronten. Wir kriechen in aufgeworfene Schützengräben und warten, warten auf die Befreiung. Jahrelang haben wir darauf gewartet, aber diese letzten Stunden schleichen langsamer dahin als all die vergangenen Jahre.

Endlich sind sie da – die Russen. Die Genossinnen der Roten Armee [gemeint sind in Ravensbrück internierte Kriegsgefangene, C.C.] springen mit roten Tüchern aus den Gräben und laufen den Panzern entgegen. Wir folgen. Und dann stehen wir vor den Rotarmisten. Die Flucht aus der Hölle ist geglückt.“²⁵¹

Schon in den frühen Erlebnisberichten findet sich immer wieder das Motiv der Dankbarkeit gegenüber den Befreier, respektive der Roten Armee. Die Befreiung der Lager wurde nicht selten als „Erlösung“, als Rettung vor dem sicheren Tod oder gar als Wiedergeburt beschrieben,²⁵² entsprechend groß fiel die Ergebenheit gegenüber den Befreier aus. Diese Haltung, die später in der DDR auf die gesamte Sowjetunion übertragen und fest mit dem „verstaatlichten“ Gründungsmythos der „Befreiung“ verbunden wurde,²⁵³ sollte wohl schon damals breitere Bevölkerungsschichten beeindrucken, jedenfalls fällt auf, daß die Betonung der Rolle der Roten Armee als „Lebensretter“, der in ein patriarchalisches Fürsorgeverhältnis getreten sei und Kranke, eigentlich Todgeweihte ‚auf den Armen‘ in Sicherheit gebracht habe, kein Einzelfall war.²⁵⁴ Besonders deutlich verschränken sich hier die Erfahrungen (kommunistischer) Verfolgter mit den Interessen der sowjetischen Besatzungsmacht und den kommunistischen Exilanten, denen der Berliner Sender unterstand. Allerdings scheint an einigen Stellen auch ein Anspruch durch, der keineswegs in der Vorstellung eines patri-

arbeitet von Hanns Eisler) entstand tatsächlich anlässlich einer kulturellen Veranstaltung 1933 im Lager Börgermoor (Emsland) und wurde bereits zwei Tage später verboten.

251 Sendemanuskript „Was wir wissen müssen“, Berliner Rundfunk, 31. Mai 1945, Tatsachenberichte aus den KZ-Lagern Sachsenhausen und Ravensbrück. Bericht von Marie Wiedmair; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0042; Wiedmair gehörte in Ravensbrück dem Illegalen Lager-Komitee an; vgl die Abbildung in DRA, „Hier spricht Berlin ...“, S. 170.

252 „Der 23. April 1945 war unser Befreiungstag. Ich lag mit hohem Fieber im Krankenrevier, [sic!] und hatte mich schon in das Schicksal aller Arbeitsunfähigen, den Verbrennungsofen, ergeben. [...] Dann steckte die SS das ganze Lager in Brand. Die Rote Armee kam aber sehr schnell, und die Rotarmisten trugen uns auf ihren Armen in den Luftschutzkeller, den sich die SS-Bonzen gebaut hatten. Man gab uns zu essen und zu trinken, und nach einigen Tagen der Erholung konnten wir mit Hilfe der sowjetischen Behörden nach hause fahren.“; Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager“, Berliner Rundfunk, 9. Juni 1945 – Wiederholung: 14. Juni 1945. Bericht aus dem KZ Ravensbrück von Erika Buchmann. Redakteur: Rudolf Mießner; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0625 und B 202–00–02/0033.

253 Vgl. dazu ausführlich Christoph Classen, Vom Anfang im Ende: „Befreiung“ im Rundfunk, in: Martin Sabrow (Hg.), *Geschichte als Herrschaftsdiskurs*, S. 87–118.

254 Auch hieran läßt sich ablesen, daß es häufig Kommunisten waren, auf deren Berichte die Rundfunkbeiträge beruhten.

archaischen Fürsorgeverhältnisses und dankbarer Unterordnung gegenüber den sowjetischen Befreiem aufging:

„[...] aber wir konnten und konnten nicht glauben, daß die gesittete Welt dieser Vertierung der Gestapo-Saddisten [sic!] keinen Einhalt bieten würde. Eines Tages mußte sich doch auch unser Leidenshimmel morgenrötlich färben, die Sonne in vollem Glanze wieder strahlen, Freiheit! Freiheit! Sie mußte einmal kommen. Und sie kam, die Freiheit. Aber nur wenige der alten Häftlinge haben sie erleben dürfen, sehr sehr wenige. Umsomehr [sic!] aber wurde uns Überlebenden an Verpflichtung auferlegt. Und wenn nunmehr einer von diesen alten Häftlingen aufsteht, mit ergrautem Haar, mit weltfremdem Blick, und sich erlaub[t], ein Wort an seine deutschen Landsleute zu richten, so geschieht dies aus einem inneren Zwang heraus. Denn wir haben nachgedacht, viel nachgedacht über die Geschehnisse – es wurde uns eine geschichtliche Lehre. Wir haben allesamt Schweres getragen, der eine so, der andere anders. Aber niemand hat mehr Berechtigung, ein Wort ins Volk zu rufen, als der alte politische Häftling.“²⁵⁵

Hier wird, diesmal metaphorisch auf die natürliche Folge von Tag und Nacht rekurrierend, nicht nur der bereits erwähnte Anspruch der politischen Gefangenen auf den Spitzenplatz innerhalb einer Hierarchie der Opfer reklamiert, sondern aus den Erfahrungen der Verfolgung wird eine Autorität abgeleitet, die wenngleich zunächst noch eher dekuviert, auf viel weitergehende Ambitionen abzielte, nämlich den Anspruch auf politische und moralische Führung.²⁵⁶ Damit deutet sich hier erstmals ein Gegensatz an, der später zu einiger Bedeutung kommen sollte, als sich zu zeigen begann, daß die Interessen der Verfolgten in den Lagern keineswegs immer mit denen der Moskau-orientierten politischen Führung zu vereinbaren waren.²⁵⁷

Zudem waren auch auf diesem Feld die Erinnerungen seinerzeit noch frisch und entsprechend vielfältig und konkret. So gab es noch Beiträge, in denen die Befreiung den Sowjets und den Westalliierten gemeinsam zugeschrieben wurde, wie im folgenden Beispiel, das das Ende eines „Todesmarsches“ aus Sachsenhausen in der Nähe von Ludwigslust schildert:

„Bei Grabow stieß die Rote Armee in Zangenbewegung zur Vereinigung mit englischen und amerikanischen Truppen vor. Es kam zu einem großen Ringen und jeder

255 Sendemanuskript „Was wir wissen müssen: Der neue Weg, 13. Juni 1945 (wie Anm. 210), Hervorhebung im Original.

256 Offen kam dies wiederum auf der schon erwähnten ersten Gedenkfeier zur Befreiung Buchenwalds zum Ausdruck, auf der beispielsweise der CDU-Politiker und ehemalige Buchenwald-Häftling Jennige sagte: „wir haben das Recht, das Steuer in die Hand zu nehmen – und das wollen wir“. Er formulierte damit offen den sonst in der Öffentlichkeit eher verdeckt artikulierten Anspruch auf moralische und politische Autorität, der später einem großen Teil dieser Gruppe politisch zum Verhängnis werden sollte; vgl. DRA Potsdam, Schallarchiv, Dok 969, (Transkript „Gedächtniskundgebung zur Befreiung des KZ Buchenwald“, 10. und 11. April 1946).

257 Vgl. dazu Hölischer, NS-Verfolgte im „Antifaschistischen Staat“, passim; ferner Jörn Schütrumpf, „Besprechungen zwischen ehemaligen VVN-Kameraden ... dürfen nicht mehr stattfinden“ – Antifaschismus in der DDR, in: Dieter Vorsteher (Hg.), Parteauftrag: Ein neues Deutschland. Bilder, Rituale und Symbole der frühen DDR, Berlin 1997, S. 142–152 sowie Jürgen Danyel, Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens? Zum Umgang mit der Widerstandstradition und der Schuldfrage in der DDR. In: ders. (Hg.), Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten, Berlin 1995 (Zeithistorische Studien, 4) S. 31–46.

von uns sah: Bald wird Schluß sein. Da setzten russische Panzer zum Stoß an und rasten über Gräben und Felder. Am Bahnhof Grabow stießen amerikanische Panzer vor und schlossen den Ring. Deutsche Soldaten warfen die Waffen selbst fort oder wurden entwaffnet. Nun war die Reihe an uns. Wir stürzten uns auf die noch im Anschlag stehenden Posten und schlugen sie zu Boden. Andere Aufseher wurden von den heraneilenden Rotarmisten erschossen. So wurden wir befreit und alles jubelte und schrie. Der Kampf war beendet. Amerikaner und Rotarmisten warfen sich einander in die Arme. Endlich war auch unsere Befreiungsstunde gekommen.“²⁵⁸

Wie selbstverständlich wurde auch hier die Erfahrung der Befreiung durch einen ehemaligen Häftling mit der Befreiung ganz Deutschlands vom Nationalsozialismus verbunden, hier in der Verschränkung der eigenen Befreiung mit dem Sieg über die deutschen Truppen, der – symbolisch eindrucksvoll – zugleich als Vereinigung der Alliierten beschrieben wurde. Damit war ein Nexus geboren, der aus der Perspektive der überlebenden KZ-Häftlinge nahelag, doch kaum der Sicht breiterer Bevölkerungsschichten entsprach. Dies änderte allerdings nichts daran, daß die Vorstellung einer allgemeinen „Befreiung“ später einige Bedeutung erlangen sollte. Noch sehr viel anschaulicher wurde diese Übertragung in einem Beitrag, der unter dem Titel „Theresienstadt“ die Nacht des 8. Mai 1945 beschrieb:

„Und nun kam diese Nacht, die ich nie vergessen werde. Die noch kaum beruhigte Stille nach dem letzten Sturm der Bombardements auf das nahe Leitmeritz, Lobositz usw., die durchjagenden russischen Truppen, der gleichmäßige Tritt der tschechischen Posten um das Lazarett, das bereits in aller Form von den Tschechen übernommen war – und nun: Eine Uhr schlägt Zwölf. Eine gute Minute – und langsam dringt durch die Bäume aus dem Dunkel der Nacht ein tausendstimmiger Jubelruf – kein Geschrei, wie wir es von den Schallplatten der Nationalsozialistischen Propagandisten aus den letzten Jahren her kannten, und womit sie unsere Ohren und Herzen mißhandelten – einen Ruf in das All hinein – wie ein Gebet – etwas unendlich Organisches, Gewachsenes, Kultiviertes, aus dem sich mit letzter Selbstverständlichkeit der Gesang löste, das Lied, das sie dann sangen, heiter in aller Schwermut, gläubig und voll von der Kraft des Dankes. So singen Kinder und so singen Menschen, die durch schweres Leid gegangen sind, die ihr Herz in beide Hände genommen haben als einzige, unberührte Kostbarkeit und es unverletzt daraus hervorbrachten. So singt eine jahrtausende alte Kultur.

Mit Worten ist diesem Eindruck nicht beizukommen, das ganze hatte etwas von der heimlichen Neujahrs-Feierstunde, einer stillen, andachtsvollen Stunde am Beginn eines neuen Lebens. Ich mußte unwillkürlich an Rilke denken, der vor dem Torso Apoll's [sic!] sagt: ‚Aus allen Formen bricht's aus allen Rändern/Du mußt Dein Leben ändern.‘

Nach 12 Jahren sich überschreiender Jahrmarktspropheten, nach einem Wahnsinnstanz von verzerrten Ideen, die keine waren, hier nun plötzlich: Der Mensch! Der singende Mensch! Der jedes Recht hätte zuzuschlagen, aber er singt. Er straft den Besiegten mit Verachtung. Er weiß nichts mehr von ihm. Kein Jude und kein politischer Gefangener hat einem der [deutschen, C.C.] Lazarett-Insassen von Theresienstadt etwas getan, üb-

258 Sendemanuskript „Berichte über das KZ Sachsenhausen“, Berliner Rundfunk, 28. Mai 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0040.

rigens auch kein Russe oder Tscheche. Es muß das für die verängstigten, verhetzten Gemüter ausdrücklich festgestellt werden. Michelangelo hat den Sieger einmal so geschildert, wie sich diese Menschen den Deutschen gegenüber benommen haben. Dem Besiegten bleibt nur die Beschämung.“²⁵⁹

Der Bericht ist in vielerlei Hinsicht bemerkenswert. Er stammt nicht von einem ehemaligen Häftling, sondern Schneider wohnte nach eigenen Angaben seinerzeit in Theresienstadt, „[...] in der Nähe des ehemaligen deutschen Lazarets und der daran anschließenden Judenbaracken“;²⁶⁰ die Vermutung liegt nahe, daß er in irgendeiner Form mit der deutschen Verwaltung des Ghettos zu tun hatte.²⁶¹ Jedenfalls ist ihm deutlich die Erleichterung darüber anzumerken, daß Racheakte und Lynchjustiz gegenüber den Deutschen ausgeblieben sind – in mancher Hinsicht ist dies sogar das eigentliche Thema seines Berichts. Ob sich das Ereignis tatsächlich so zugetragen hat, sei dahingestellt.²⁶² Jedenfalls wird auch hier, diesmal unter Einbeziehung bildungsbürgerlicher Versatzstücke, die Befreiung des Lagers zur Befreiung Deutschlands insgesamt, ja sogar zum Sieg der Kultur über die Unkultur. Damit verband Schneider, aus welchen Motiven auch immer,²⁶³ die entschiedene Distanzierung vom Nationalsozialismus mit einem expliziten Bekenntnis zu der neuen, vermeintlich besseren Ordnung. Eben diese beiden Aspekte waren es, die als Konnotationen des Begriffs der „Befreiung“ gelten können, und die diesen Begriff für die Vertreter der sowjetischen Herrschaft so attraktiv machten.

Auch hier wird wieder jene Verschränkung von Opferperspektiven mit den Interessen der Besatzungsmacht deutlich, die in der sowjetischen Zone insgesamt konstitutiv für die Auseinandersetzung mit Verfolgung in der unmittelbaren Nachkriegszeit war. Während die Verfolgten versuchten, vor der Öffentlichkeit Zeugnis von ihren Leiden abzulegen, zielten die Verantwortlichen im Rundfunk darauf, die Bevölkerung mit dem kriminellen Charakter des Nationalsozialismus bekannt zu machen und eine möglichst umfassende Distanzierung zu erreichen. Besonders die Leidensgeschichten aus den Konzentrationslagern boten sich zur Verbindung dieser Interessen an.

Daß die Verfolgten dabei ihren spezifischen Blick auf die Vergangenheit einbrachten und auch eigene Interessen artikulierten, ist bereits angesprochen worden. In vielen Fällen galt das auch umgekehrt: Die Berichte der Verfolgten waren meist mit redaktionell hinzugefügten Einleitungen oder Schlußpassagen versehen, wenn sie nicht gar insgesamt einer Bearbeitung unterzogen worden waren. In diesen Passagen, die häufig einen deutlichen Bruch zu

259 Sendemanuskript „Theresienstadt“, Berliner Rundfunk, 15. Juni 1945, Autor: Herbert Schneider; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B202-00-01/0037.

260 Ebd.

261 Eine davon unabhängige zivile Existenz von Deutschen in Theresienstadt ist kaum vorstellbar; vgl. zum Ghetto: Stichwort „Theresienstadt“, in: Eberhard Jäckel/Peter Longerich/Julius H. Schoeps (Hg.), *Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*, Bd. III, München/Zürich ²1998, S. 1403–1407.

262 Fragwürdig scheint insbesondere die Datierung der Befreiung auf eine Minute nach Mitternacht, die doch sehr an das von Schneider selbst bemühte Sylvester/Neujahrs-Motiv gemahnt. Immerhin war das Lager bereits fünf Tage zuvor offiziell vom Internationalen Roten Kreuz (IRK) übernommen worden.

263 Über Schneiders Motive, sich die Perspektive der Opfer zu eigen zu machen, läßt sich nur spekulieren: Ob seine Distanz zum Regime schon zuvor bestanden hatte, er also das Ende des Ghettos wirklich begrüßt hatte, oder ob Erleichterung über die unblutige Übergabe und geschickt in die Vergangenheit verlängerte Distanz zum Nationalsozialismus ausschlaggebend waren, bleibt unklar.

den Erlebnisberichten markierten, teilten sich die sowjetischen Interessen meist ziemlich unverblümt mit.

Neben dem Aufruf, sich nun am Aufbau eines „besseren Deutschland“ zu beteiligen, fand sich beispielsweise in den ersten Monaten immer wieder der Aufruf, bei der Suche nach den Schuldigen mitzuhelfen und bekannte Nationalsozialisten bzw. Täter zu denunzieren und auszuliefern.²⁶⁴ Doch blieben die Appelle keineswegs immer auf einer so pragmatischen Ebene. Typisch war die Verbindung mit einem kollektiven Schuldvorwurf:

„Für uns alle [,] liebe Hörer, sind diese Männer und Frauen durch die schrecklichen Leiden und zu Tausenden und Abertausenden in den Tod gegangen. Ihr Dulden und ihr schwerster Gang zum Richtblock und zum Pfahl – wir sahen es nicht oder wir wollten es nicht sehen; ihr Stöhnen und ihr Aufschrei – wir hörten ihn nicht oder wollten ihn nicht hören! Unmeßbar ist die Schuld, die wir alle damit auf uns geladen haben, daß wir sie die ganzen Jahre hindurch ihrem Schicksal überließen, daß wir die Verbrechen duldeten, die an den besten unserer Nation und der anderen Länder verübt wurden.“²⁶⁵

Mehrfach wurden solche kollektiven Schuldappelle mit Anweisungen für die Gegenwart und Zukunft verbunden:

„Es gibt keine Scham, die unserer gleichen könnte und es gibt wahrhaftig keine heiligere Verpflichtung als die, durch unermüdliche Arbeit und nach und nach zu versuchen, das verlorene Vertrauen der anderen Völker wiederzugewinnen.“²⁶⁶

Die Vorstellung von Wiedergutmachung durch „harte, unermüdliche Arbeit“ findet sich nahezu wortgleich formuliert immer wieder.²⁶⁷ Sie kann als Aufforderung zur Demut und zur Unterordnung unter die aktuellen (sowjetisch dominierten) Herrschaftsverhältnisse verstanden werden. Die Zielrichtung war klar: Die Erzählungen über die Leiden und das Sterben in den Lagern sollten nicht nur dazu dienen, eine Distanzierung der Bevölkerung vom NS-Regime zu erreichen, sondern mit der Schilderung der Verbrechen und dem Schuldvorwurf sollte den Deutschen auch klargemacht werden, daß sie damit jeden Anspruch auf politische Selbstbestimmung auf absehbare Zeit verwirkt hätten. Diese Koppelung der Zeugnisse aus den Lagern mit dem angestrebten, aber kaum vermittelbaren Ziel einer möglichst bedingungslosen Unterordnung unter die Besatzungsherrschaft dürfte unter den

264 „Jeder ehrliche Deutsche muß aktiv mithelfen, um die Mörderbande, die sich jetzt in dunklen Schlupfwinkeln zu verbergen sucht, aufzustöbern und unschädlich zu machen.“; Sendemanuskript o.T. (Auszüge aus dem Bericht der außerordentlichen Untersuchungskommission zur Feststellung der ungeheuerlichen Verbrechen der Naziregierung im berüchtigten Konzentrationslager Auschwitz), Berliner Rundfunk, 22. Mai 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0552.

265 Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager“, 15. Juni 1945 (wie Anm. 218).

266 Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager“ (Bericht über Auschwitz von Lothar Lösche), Berliner Rundfunk, 24. Juni 1945. Redakteur: Rudolf Mießner, nach einem Bericht der Zeitung „Freies Deutschland“ Nr. 12 vom 21. März 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Nachlaß 4 (Rudolf Mießner), Bl. 53–62, hier: Bl. 53.

267 „Aber für uns kann es nur einen Weg geben, um die Achtung und Freundschaft des ukrainischen Volkes, [sic!] sowie aller anderen Völker wieder zu gewinnen, und das ist der Weg der ehrlichen und aufrichtigen Arbeit, der größtmöglichen Wiedergutmachung der von Deutschen angerichteten Schäden und Verwüstungen“; vgl. Sendemanuskript „Was wir wissen müssen – Der Raubbau der Nazi-Imperialisten an der Ukraine“, Berliner Rundfunk, 13. Juni 1945, Redakteur: Freiburger; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0141.

Aspekten von Glaubwürdigkeit und Akzeptanz – jenseits der ohnehin schon angedeuteten Schwierigkeiten – zusätzlich erschwerend, wenn nicht kontraproduktiv gewirkt haben. Dieser Effekt ist noch dadurch verstärkt worden, daß die meisten Beiträge zu diesem Themenkomplex einem investigativen, skandalisierenden Gestus folgten, also implizit oder sogar explizit erkennen ließen, daß diese Fakten keineswegs als bekannt vorausgesetzt wurden. Um so problematischer mußte jeder Schuldvorwurf auf die Bevölkerungsmehrheit wirken, wenn er unmittelbar im Zusammenhang mit den Berichten über die Konzentrationslager geäußert wurde.

Die Symbiose zwischen der Besatzungsmacht und den Opfern ging allerdings schon zu Anfang nicht immer auf. Die Grenze war offenbar dort erreicht, wo ein Beitrag eher resignativ endete und erste Tendenzen zur Instrumentalisierung der Opfer andeutungsweise kritisiert wurden, wie es in einem der wenigen fiktionalen Beiträge dieser frühen Zeit der Fall war, in der Novelle „Wir fahren aus Theresienstadt“ von Joachim Krüger. Krüger schilderte einen Transport von 3 000 Juden aus Theresienstadt nach Auschwitz, einschließlich der „Selektionen“ an der Rampe und der anschließenden Vergasungen. Seine Erzählung endete im ursprünglichen Manuskript mit den Worten:

„Wir sehen die Sonne, den Frühling, doch einsam bleiben wir. Wir sehen die Menschen an, sie staunen über uns und machen mit uns Reklame, sie verstehen uns nicht – einsam bleiben wir.“²⁶⁸

In der handschriftlich redigierten, offenbar so gelesenen Fassung heißt es dagegen:

„Wir lächeln wieder, weil wir leben und endlich frei sind, doch einsam fühlen wir uns noch. Wir leben in der Hoffnung und Erwartung, daß uns ein neues, von der Nazizeit befreites Deutschland besser verstehen wird – damit wir nicht auch weiterhin einsam bleiben.“²⁶⁹

Der beachtenswerte Versuch, anzudeuten, daß die Leiden der Überlebenden keineswegs mit dem Ende der Gefangenschaft aufhörten, wurde hier – noch dazu in holpriger Form – durch die politisch korrekte Zukunftsperspektive ersetzt.

Die Konfrontation der Deutschen mit der Realität in den Lagern währte nicht lange. Bereits mit dem Beginn des Nürnberger Hauptprozesses ab November 1945²⁷⁰ nahm die Thematisierung der Lager, aber auch der Verfolgung insgesamt ab. Auch innerhalb der Prozeßberichterstattung spielten Auseinandersetzungen mit den Konzentrationslagern und die Vernichtung der europäischen Juden nur eine untergeordnete Rolle – hier dominierten vielmehr Auseinandersetzungen mit der deutschen Außen- und Kriegspolitik.²⁷¹ Erst im Laufe des Jahres 1947 gerieten die Lager noch einmal in den Blick, nun allerdings nicht mehr aus der Perspektive der Überlebenden, sondern im Zuge der juristischen Aufarbeitung, insbe-

268 Berliner Rundfunk, Lesung v. 12. November 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202-00-06/0120.

269 Ebd.

270 Vgl. zur Berichterstattung im Radio der SBZ. Christine Bartlitz, Der Nürnberger Prozeß in Reportagen und Kommentaren des Berliner Rundfunks 1945/46, in: Ursula Heukenkamp (Hg.), *Schuld und Sühne? Kriegserlebnis und Kriegsdeutung in deutschen Medien der Nachkriegszeit (1945–1961)*, *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik*, 50.2, S. 555–566.

271 Ebd., S. 37, 42ff.

sondere der Dachauer Buchenwald-²⁷² bzw. Nordhausen-Prozesse²⁷³ sowie des Berliner Sachsenhausen-Prozesses vor einem sowjetischen Militärtribunal.²⁷⁴ Hier handelte es sich überwiegend um Reportagen aus den Gerichtssälen, wobei insbesondere Zeugenbefragungen sowie Vernehmungen der Angeklagten durch die Staatsanwaltschaften und Verteidiger sowie in zwei Fällen die Urteilsverkündungen übertragen und kommentiert wurden. Insgesamt artikulierten sich in den ausgewählten und gesendeten Passagen deutlich die Sprachlosigkeit bzw. die angesichts der erdrückenden Beweislast hilflosen Versuche der Angeklagten, die eigene Mitschuld zu bestreiten oder zu relativieren, so daß die Verbrechen hier indirekt von den Tätern bestätigt wurden. Eben in dieser „Authentifizierung durch die Täter“ dürfte eine wesentliche Funktion der Prozeßberichterstattung gelegen haben. Das änderte freilich nichts daran, daß sich die Interessen der Überlebenden und diejenigen der Besatzungsmacht zu dieser Zeit kaum noch deckten. Die Phase, in der die Opfer der Konzentrationslager ihre Erfahrungen und Interpretationen noch selbst artikulieren konnten, war 1947 bereits vorbei.

2.1.2 Zwischen Verschweigen und Hilflosigkeit: Die Judenverfolgungen

Immerhin stellt der letztgenannte Beitrag eines der insgesamt eher seltenen Beispiele dar, in denen die Verfolgung aus rassistischen Gründen im Mittelpunkt stand.²⁷⁵ Der größte Teil der anderen Sendungen zu diesem Thema wurde anlässlich des fünften Jahrestages des Novemberpogroms,²⁷⁶ der sogenannten „Reichskristallnacht“ ausgestrahlt, und thematisierte zu meist ausgehend von diesem Ereignis die Judenverfolgungen insgesamt. Obwohl alle Beiträge eine klare Distanzierung vom Antisemitismus und der Judenverfolgung beinhalteten und die begangenen Verbrechen nicht nur deutlich benannt, sondern auch hinsichtlich ihrer Dimension treffend eingeordnet wurden,²⁷⁷ zeigen mehrere der Beiträge doch, wie stark die

272 Transskripte Tondokumente vom Buchenwald-Prozeß in Dachau, Reporter: Werner Klein, 18. April, 21. Juni, 23. Juni und 12. August 1947; DRA Potsdam, Schallarchiv, DOK 784/1–4.

273 Transskripte Ausschnitte aus dem Nordhausen-Prozeß in Dachau, Reporter: Werner Klein, 7. August 1947 und Kommentar mit Einblendung in den Prozeß vom 26. November 1947; DRA Potsdam, Schallarchiv, DOK 121/1–2.

274 Transskript Kommentar zum Sachsenhausen-Prozeß in Berlin-Pankow, 23. Oktober 1947; Transskript Interview mit den ehemaligen Häftlingen Ottomar Geschke, Karl Raddatz, Heinz Brandt und Ribbe während einer Verhandlungspause, 25. Oktober 1947; DRA Potsdam, Schallarchiv, DOK 121/3–4; Tageskommentar o.T. (Urteile des sowjetischen Militärtribunals im Pankower Sachsenhausen-Prozeß), 31. Oktober 1947, Autor: Wilhelm Girmus; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–01/0698.

275 Von den insgesamt 96 Beiträgen, die aus den Jahren 1945–1947 zur Verfolgungsthematik erfaßt werden konnten, hatten elf die Verfolgung von Juden aus sogenannten „rassistischen Gründen“ zum Thema. Als Opfergruppe (unter anderen) fanden Juden aber sehr viel häufiger Erwähnung, ohne daß dabei allerdings auf die rassistischen Theorien eingegangen wurde, die der Verfolgung in ihrem Falle zugrunde lagen und die die spezifische Qualität der Judenverfolgungen begründeten.

276 Des Pogroms, das überwiegend in der Nacht vom 8. auf den 9. November stattfand, wurde seinerzeit noch am 8. November gedacht.

277 Vgl. insbes. Sendemanuskript „Spontan – auf Befehl!“, Berliner Rundfunk, 8. November 1945, Redakteur: Alfred Hein; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0097; hier wird beispielsweise die Gesamtopferzahl mit 5,7 Mio. (von insges. 9,6 Mio. europäischen Juden) angegeben, eine Zahl, die in etwa heutigen Schätzungen entspricht; vgl. dazu: Wolfgang Benz: Judenvernichtung:

Auseinandersetzung mit diesem Thema den etablierten antisemitischen Kategorien und Stereotypen verhaftet blieb.

Das zeigte sich etwa, wenn das CDU-Gründungsmitglied Willi Fuchs²⁷⁸ ausgerechnet den Jahrestag der „Reichskristallnacht“ zum Anlaß nahm, um das Pogrom im Radio als Auslöser einer breiten Hilfs- und Solidaritätsbewegung der Deutschen zu beschreiben und um zu betonen, daß „die christlichen Kirchen [...] mutig ihre Stimme gegen den Rassenhaß [erhoben]“ und „tatkräftig“ geholfen hätten, „wo sie nur konnten“.²⁷⁹ Anschließend lud er die Juden mit generöser Geste ein, die „jahrtausende alte Weisheit ihres Volkes“ in den Dienst des Wiederaufbaus zu stellen,²⁸⁰ um endlich – unter Hinweis auf ihre „Toleranz“ in der „Judenfrage“ – mit einem Lob der christlichen Prinzipientreue seiner eigenen Partei zu schließen.²⁸¹

Solche ungelentken Versuche, sich inhaltlich von Antisemitismus und Judenverfolgungen zu distanzieren, zugleich aber in den alten Stereotypen und Begriffen gefangen zu bleiben²⁸² und wenigstens unterschwellig jede Verantwortung von sich zu weisen, sind typisch für diese Zeit, wie ein weiteres Exempel illustriert:

„Das Rasen der nazistischen Vernichtungswelle, die einem alles zerstörenden Taifun gleich über unser Vaterland und über ganz Europa hinwegbrauste, alle Kultur, alle Menschenwürde in einem Meer von Blut erstickend, ist vorüber. Wir, die Geretteten, stehen als Schiffbrüchige neben einem Haufen von Trümmern, Wrackstücken unserer

Die Zahl der Opfer, in: ders. (Hg.), *Legenden, Lügen, Vorurteile. Ein Wörterbuch zur Zeitgeschichte*. München⁵ 1994, S. 107–112.

- 278 Willi Fuchs war bis Ende 1946 Abteilungsleiter im Berliner Rundfunk und verantwortlich für die Sendereihe „Pulsschlag der Zeit“. Ende 1946 gab er sein Amt auf, weil man von ihm zunehmend eine „einseitige parteipolitische Begrenzung des Nachrichten- und Sendeprogramms“ verlangt habe; ferner kritisierte er die umständlichen Zensurmechanismen, die seine Kompetenzen als Abteilungsleiter praktisch zunichte gemacht hätten und seinen fehlenden Einfluß in konzeptionellen Fragen, den er auf seine Mitgliedschaft in der CDU zurückführte; vgl. dazu Kutsch, *Rundfunk und Politik*, S. 135 sowie Walther, *Der Rundfunk*, S. 53; vgl. auch Anm. 119.
- 279 Sendemanuskript „Tribüne der Demokratie – Erklärung der CDU zur Judenverfolgung am 8. November 1938“, Berliner Rundfunk und Sender Leipzig, 8. November 1945, Autor: Willi Fuchs (CDU); DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–07/0094.
- 280 Er zitierte dazu den CDU-Vorsitzenden Dr. Andreas Hermes, der sich folgendermaßen geäußert hatte: „Wir wollen unseren jüdischen Mitbürgern sagen, daß wir unsere Tore weit aufmachen für sie und hoffen, sie werden die jahrtausende alte Weisheit ihres Volkes mit in den Dienst des Wiederaufbaus eines besseren Deutschlands stellen.“; vgl. ebd.
- 281 „Damit ist die Stellungnahme der Christlich-demokratischen Union Deutschlands zur Judenfrage ein für allemal eindeutig und klar festgelegt. [...] Die Lehre von der allgemeinen Nächstenliebe und von der Brüderlichkeit aller Menschen duldet eine solche geistige Entartung nicht. So kommt es, daß gerade die Christlich-demokratische Union so eindeutige Worte zur Judenfrage spricht und auch hier den Grundsatz der Toleranz verkündet, der ihrer Arbeit die Richtung weist.“; vgl. ebd.
- 282 Diese Tendenz, die Kategorien des rassistischen Diskurses zwar normativ umzuwerten, ihnen aber zugleich verhaftet zu bleiben, zeigt sich auch an anderer Stelle: „Trotz des Aderlasses der Kriege, die ja gerade die körperlich und geistig wertvollsten Menschen vernichten, kann sich unser Volk noch immer sehen lassen, während gerade das, was die Nazis züchten wollten und was sie Auslese nannten, als Gegenauslese, d.h. als minderwertig angesprochen werden muß.“; Sendemanuskript „Zur Verkündung des nationalsozialistischen Erbgesundheitsgesetzes vom 14. Juli 1933“, Berliner Rundfunk, 13. Juni 1946, Autor: Dr. med. Alfred Beyer (Vizepräsident der Deutschen Zentralverwaltung für das Gesundheitswesen), Redakteur: Thomas; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 203–01–01/0158.

einstigen Habe. [...] Und unter uns Schiffbrüchigen ein kleines, ein winzig kleines Häuflein: die Überlebenden unserer jüdischen Mitbürger!“²⁸³

Das Bild von den Naturgewalten, denen man ausgeliefert gewesen sei, und die alle Menschen gleichermaßen zu „Schiffbrüchigen“ hätten werden lassen, spricht nicht nur hinsichtlich der damit implizierten Kausalitäten für sich. Vielmehr wurde damit auch eine Gleichwertigkeit der Opfer suggeriert, jede Differenzierung zwischen Krieg und Verfolgung schien angesichts des „Meer[es] von Blut“ hinfällig. Das kam zweifellos einer Verharmlosung des Holocaust gleich, kann aber als Versuch gewertet werden, eine „Gesamtsolidarität der Opfer“ zu begründen. Das verbreitete Empfinden einer großen Mehrheit der Deutschen, selbst Opfer einer unkontrollierbaren Entwicklung geworden zu sein, wurde hier in Rechnung gestellt, indem die Opfer der antisemitischen Verfolgung in diesen Kreis sozusagen „eingemeindet“ wurden.²⁸⁴

Jenseits der Beiträge aus Anlaß des Novemberpogroms²⁸⁵ bleiben nur wenige Beiträge übrig, die sich den Judenverfolgungen explizit widmeten. Zwei sollen hier herausgegriffen werden, weil sie sich deutlich von der Mehrzahl abheben. Im ersten Falle trifft das auf den ersten Blick nicht zu, weil es sich auch hier um einen Erlebnisbericht aus einem Konzentrationslager (Ravensbrück) handelte, wie sie uns im vorangegangenen Abschnitt bereits zahlreich begegnet sind. Doch dieser Bericht unterscheidet sich in einem wesentlichen Punkt von den bisherigen: Er schildert das Schicksal eines einzelnen Menschen, und zwar der 14jährigen ungarischen Jüdin Jolan Lebovicz, die offenbar im Mai 1945 an Tuberkulose gestorben ist.²⁸⁶ In anrührenden Worten wird der Leidensweg eines bürgerlichen Mädchens

283 Sendemanuskript Vortrag „Die deutschen Juden“, Berliner Rundfunk und Sender Leipzig, 18. September 1945 (Wdh.: 29. September 1945), Autor: Dr. Otto Schliewienschky; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0189.

284 Eine ähnliche Tendenz zur Einordnung der Judenverfolgung in eine universelle, quasi apokalyptische Leidensgeschichte der Deutschen leistete (mit etwas anderem und betont christlichem Akzent) auch der stellvertretende LDPD-Vorsitzende Wilhelm Külz, der anlässlich des Novemberpogroms äußerte: „am Anfang wurden die Fensterscheiben der jüdischen Geschäfte zertrümmert, am Ende liegen die Stätten deutschen Gewerbfleißes zerschlagen vor uns; am Anfang fielen die jüdischen Gotteshäuser den Flammen zum Opfer, jetzt sind fast alle Gotteshäuser zerstört; am Anfang wurden die Juden zu Hunderttausenden aus Heim und Hof vertrieben, jetzt irren Millionen von Deutschen heimatlos umher. Wahrhaftig: Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher“; Sendemanuskript „Tribüne der Demokratie – Erklärung der CDU zur Judenverfolgung am 8. November 1938“, Berliner Rundfunk und Sender Leipzig, 8. November 1945, Autor: Dr. Wilhelm Külz (LDPD), Bestand Hörfunk, B 202–00–07/0095

285 Neben den bisher genannten wurde noch ein Interview mit der Witwe des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Ernst Heilmann, Magdalene Heilmann, gesendet; vgl. Sendemanuskript, „Der 8. November 1938 – Beginn der systematischen Judenverfolgung“, Interview mit Magdalene Heilmann, Berliner Rundfunk, 8. November 1945, Redakteur: Alfred Hein; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0606; ferner eine Hörspielfassung des Schauspiels „Professor Mamlock“ von Friedrich Wolf, das die Notwendigkeit von Widerstand gegen den Antisemitismus und den Nationalsozialismus insgesamt postuliert. Als Hörspiel erreichte der Stoff die Deutschen noch vor der deutschen Uraufführung des Schauspiels (9. Januar 1946 Hebbel-Theater, Berlin); vgl. Tondokument „Professor Mamlock“, Berliner Rundfunk 8. November 1945, Funkbearbeitung und Regie: Hannes Küpper; DRA Potsdam, Schallarchiv, 3000001X00 (Überlieferung unvollständig); Das Hörspiel wurde in den folgenden Wochen offenbar mehrfach wiederholt und fand großen Zuspruch bei den Hörern; vgl. dazu Hans-Ulrich Wagner, *Der gute Wille*, S. 45f.

286 Sendemanuskript „Kleine Jolan“, Berliner Rundfunk, 18. Juni 1945, Autor: Erika Buchmann, Redakteur: Rudolf Mießner; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0397

beschrieben, von der Verhaftung der Familie, der Ermordung der Eltern in Auschwitz über die Qualen der Zwangsarbeit und des Lagers bis zum langsamen Tod im Ravensbrücker Krankenblock. Der Beitrag ist als persönliche Ansprache an die Tote gehalten.²⁸⁷ Durch diese Personalisierung wurde eine emotionale Identifikation mit dem Opfer möglich und damit etwas, was kaum ein anderer Beitrag dieser Zeit leistete. Das Leiden bekam ein Gesicht und gewann damit eine Konkretion, die viel authentischer wirkt als die Beschreibungen der vielen anderen Erlebnisberichte aus den Lagern. Natürlich spielt dabei auch die Auswahl der Person des Opfers eine Rolle: Das als „zart“ und „sanft“ beschriebene Mädchen steht gewissermaßen stellvertretend für „Unschuld“ und offenbart damit indirekt die Haltlosigkeit des Verfolgungsdiskurses, demzufolge von den Häftlingen große Gefahr ausgehen sollte. Statt dessen werden beim Rezipienten unweigerlich Beschützerinstinkte geweckt. Die Person des Mädchens erinnert in vieler Hinsicht an Anne Frank. Der spektakuläre Erfolg ihrer Geschichte rund zehn Jahre später läßt ahnen, welches Potential in derartigen emotionalen Identifikationsangeboten steckt.²⁸⁸

Allerdings blieb die Sendung ebenso eine Ausnahme wie ein Beitrag, der sich mit der nationalsozialistischen Rassentheorie auseinandersetzte. Hier wurde – abermals bezogen auf den konkreten Fall eines jüdischen Mädchens – eine argumentative Auseinandersetzung mit den einschlägigen Lehren vorgenommen, der es mühelos gelang, diese ad absurdum zu führen.²⁸⁹ Auch in diesem Ansatz dürften erheblich größere Chancen gesteckt haben als in der üblichen Praxis, die nationalsozialistischen Sichtweisen zu tabuisieren und lediglich moralisch zu diskreditieren.

Auffällig ist aber allemal, daß der Massenmord an den Juden in Osteuropa kaum thematisiert worden ist. Neben dem bereits erwähnten Beitrag „Wir fahren aus Theresienstadt“²⁹⁰ ist lediglich noch ein Beitrag zu vermelden, der die Internierung und Ermordung von 4 000 Juden durch die SS in Weißrußland, bei Witebsk, behandelte.²⁹¹ Die Vernichtungslager in Osteuropa fanden zwar, wie bereits erwähnt, durchaus Erwähnung in der frühen Berichterstattung des Rundfunks, bildeten aber keinen eigenen Schwerpunkt. Vor allem aber erfuhren die Hörer nicht, daß es sich bei den Opfern in erster Linie um Juden gehandelt hatte. Vielmehr brachten die Verantwortlichen es fertig, einen fast zwanzigminütigen Bericht über das Lager Auschwitz zu senden, indem detailliert auf die sogenannten „medizinischen Experimente“ und die Vergasungen eingegangen wurde, zugleich aber unerwähnt blieb, daß es sich bei den meisten Opfern um Juden gehandelt hatte.²⁹² Auch an anderer Stelle ist regel-

287 „Du warst nur ein kleines Mädchen, Schutzhäftling Lebovicz [...]“

288 Vgl. zur Rezeption Anne Franks kritisch Wolfgang Benz, *Bilder vom Juden. Studien zum alltäglichen Antisemitismus*, S. 86ff. sowie David Barnouw, *Anne Frank, Vom Mädchen zum Mythos*, München 1999, passim.

289 Sendemanuskript „Die Stimme des Blutes“, Berliner Rundfunk, 25. März 1946, Redakteurin: Lucie Karlsch; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 203–01–01/0275.

290 Wie Anm. 259.

291 Sendemanuskript „An der Straße des Todes“, Berliner Rundfunk, 10. Oktober 1945, Autor: Paul Körner-Schrader, Redakteur: Rudolf Mießner; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0244.

292 Sendemanuskript o.T. (Auszüge aus dem Bericht der außerordentlichen Untersuchungskommission zur Feststellung der ungeheuerlichen Verbrechen der Naziregierung im berüchtigten Konzentrationslager Auschwitz), Berliner Rundfunk, 22. Mai 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0552.

mäßig von „Bürgern der Sowjetunion“ die Rede, obwohl die überwiegende Mehrzahl der Opfer Juden waren.²⁹³ Wenn die jüdische Identität der Opfer überhaupt zur Sprache kam, dann wurden sie zumeist nur als eine Opfergruppe unter vielen wahrgenommen.²⁹⁴

Während in den kommunistisch geprägten, häufig auf NKFD-Quellen beruhenden Berichten aus Osteuropa die jüdische Identität der größten einzelnen Opfergruppe nur einen untergeordneten Stellenwert einnahm oder ganz ausgeblendet wurde, gab es in Deutschland einen eindeutig bürgerlich-christlich dominierten Diskurs, der versuchte, moralische Distanz zum Antisemitismus und dem rassistischen Diskurs aufzubauen. Allerdings blieben diese Auseinandersetzungen meist hilflos, trugen deutlich entlastende Züge und waren auch der Form nach aus heutiger Sicht kaum angemessen.

2.1.3 Die Kriegsverbrechen in Osteuropa

Daß der sowjetisch dominierte Rundfunk den deutschen Kriegsverbrechen in Osteuropa einen gewissen Stellenwert eingeräumt hat, ist wenig überraschend. Schließlich bot sich hier die Möglichkeit, die deutschen Verbrechen an der eigenen Bevölkerung darzustellen und damit die Besatzungsherrschaft indirekt zu legitimieren. Allerdings geschah das, verglichen mit den Berichten über die Konzentrationslager, nur in relativ bescheidenem Maße: Es ließen sich lediglich 13 Beiträge identifizieren, die dieses Thema behandeln.

Die meisten davon beschäftigten sich mit den Zerstörungen und grausamen Morden im Zuge des Rückzugs der Wehrmacht („Politik der verbrannten Erde“) und mit Massakern an der sowjetischen Zivilbevölkerung während der Besatzung, vorwiegend in der Ukraine. Berichtet wurde etwa über willkürliche Morde an Frauen und Kindern im Zuge des deutschen Rückzuges,²⁹⁵ die komplette Auslöschung des russischen Dorfes Pobusch²⁹⁶ und die Ermordung wehrloser kriegsgefangener sowjetischer Kranker bei der Auflösung eines Lazaretts in der ukrainischen Stadt Charkow im Frühjahr 1943.²⁹⁷ Hinzu kamen Thematisierungen

293 Vgl. z.B. Sendemanuskript „Was wir wissen müssen – Lemberg“, Berliner Rundfunk, 26. Juni 1945, Redakteur: Rudolf Mießner, nach einem Bericht der „Täglichen Rundschau“ vom selben Tage; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0123.

294 Sendemanuskript „Aus der Hölle der KZ-Lager“, Berliner Rundfunk, 24. Juni 1945; nach einem Bericht des ehemaligen Leutnants, Wehrmachtspfarrers und NKFD-Mitgliedes Lothar Lösche in „Freies Deutschland“ vom 21. März 1945, Redakteur: Rudolf Mießner; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Nachlässe, NL 4 (Mießner), Blatt 53–62 (Wiederholung einer gekürzten Fassung unter dem Titel „KZ Auschwitz“ am 7. Juni 1945, vgl. DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0132); ebenfalls ohne Erwähnung der jüdischen Identität der meisten Opfer kam ein Bericht über Majdanek aus; vgl. Sendemanuskript „Tribüne der Demokratie – Menschenschlachthaus Lublin“, Berliner Rundfunk, 4. Juni 1945, Redakteur: Alfred Duchrow (unter Rückgriff auf NKFD-Quellen); DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0170.

295 Sendemanuskript „Zehn Jahre Verrat an Volk und Wehrmacht“, Berliner Rundfunk, 2. Juni 1945, Redakteur: Hauptm. Fismanow (?) nach einem Bericht des „Freies Deutschland“; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–02/0035.

296 Sendemanuskript „Die Tragödie von Pobusch“, Berliner Rundfunk, 26. Juni 1945, Redakteur: Lang, nach einem Bericht der „Täglichen Rundschau“; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0360.

297 Sendemanuskript „Was wir wissen müssen – Kriegsverbrechen in Charkow“, Berliner Rundfunk, 6. Juni 1945, Redakteur: Freiburger, nach einem Bericht der „Täglichen Rundschau“; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0163.

gen der Massenmorde von Lemberg (Lwów)²⁹⁸ und Babi-Yar,²⁹⁹ schließlich die Fälle Lidice³⁰⁰ und Katyn.³⁰¹

Die Berichte vermittelten stets die Vorstellung einer schutzlosen Zivilbevölkerung, die von bösartigen, moralisch verkommenen Nazis überwältigt worden sei.³⁰² Auch wenn sich im Zuge des Vernichtungskrieges zweifellos viele derartige Szenen abgespielt haben und an gut dokumentierten Beispielen von Grausamkeiten nicht nur von Seiten der SS, des SD und von Polizeieinheiten, sondern auch der Wehrmacht wahrlich kein Mangel besteht,³⁰³ zeichnete sich das beschriebene Schema durch massive Ausblendungen komplexerer und vor allem moralisch weit weniger eindeutiger Zusammenhänge aus.

Das gilt natürlich zunächst im Fall Katyn, in dem versucht wurde, die propagandistische Ausschlichtung durch die Nationalsozialisten dadurch zu kontern, daß die Erschießung „von 11 000 Angehörigen der polnischen Armee“³⁰⁴ nun den Deutschen in die Schuhe geschoben wurde, eine Lesart, die bis zum Ende der Sowjetunion offizielle Gültigkeit behielt.³⁰⁵ Auch in den Fällen Lemberg und Kiew (Babi-Yar) war die Lage komplizierter, als es die Beiträge suggerierten. Denn in beiden Fällen war es von entscheidender Bedeutung, daß es sich nicht einfach um Maßnahmen von Deutschen gegen „sowjetische Bürger“ handelte, wie es in den Berichten den Anschein hatte, sondern um antisemitisch motivierte Pogrome, eine Tatsache, von der die Hörer nichts erfuhren. So blieb die vorangegangene sowjetische Annexion Lembergs durch die Rote Armee, mit der bereits die wirtschaftliche und politische Unterdrückung der Juden eingeleitet wurde und in deren Zuge es auch schon zu Deportationen kam, ebenso unerwähnt wie die Tatsache, daß beide Pogrome unter tatkräftiger Beteiligung von Teilen der ukrainischen Bevölkerung stattgefunden hatten.³⁰⁶

298 Sendemanuskript „Was wir wissen müssen – Lemberg“, 26. Juni 1945 (wie Anm. 293).

299 Sendemanuskript o.T. (Erlebnisbericht Willi Bredel), Berliner Rundfunk, 24. Juni 1945, Redakteur: Markus (?) Wolf, nach einem Bericht der „Berliner Zeitung“; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0046.

300 Sendemanuskript „Lidice“, Berliner Rundfunk, 13. Juni 1945, Redakteur: Kurt Gerlach; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0424.

301 Sendemanuskript „Sie fragen – wir antworten“, Berliner Rundfunk, 14. Juni 1945, Redakteur: Markus Wolf; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–07/044.

302 Das Stereotyp des „bösen“, moralisch durch und durch korrumpierten Nazis findet sich besonders verkörpert in der Figur des Unteroffiziers Walter Fathermann, in der die Geständnisse eines Kriegsverbrechers mit Stereotypen des Spitzels, Denunzianten und Verräters verschmolzen wurden; vgl. Sendemanuskript „Zehn Jahre Verrat an Volk und Wehrmacht“, 2. Juni 1945 (wie Anm. 295).

303 Vgl. Hermann Graml, Die Wehrmacht im Dritten Reich, in: VfZ 45 (1997), H. 3, S. 365–384 sowie die Beiträge in Walter Manoscheck (Hg.), Die Wehrmacht im Rassenkrieg. Der Vernichtungskrieg hinter der Front, Wien 1996.

304 Sendemanuskript „Sie fragen – wir antworten“, 14. Juni 1945 (wie Anm. 301).

305 1943 entdeckten deutsche Soldaten bei Katyn die Leichen von 4 400 (!) polnischen Offizieren, die dort nach dem Einmarsch der Roten Armee im Frühjahr 1940 vom NKWD auf Befehl höchster sowjetischer Stellen exekutiert worden waren. Die Tat wurde erst 1990 durch die sowjetische Nachrichtenagentur TASS offiziell eingestanden.

306 Vgl. dazu ausführlich Thomas Sandkühler, Judenpolitik und Judenmord im Distrikt Galizien, 1941–1942, in: Ulrich Herbert (Hg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939–1945. Neue Forschungen und Kontroversen, Frankfurt a. M. 1998, S. 122–147; ferner Stichworte „Babi Jar“ und „Lemberg“, in: Eberhard Jäckel u.a., Enzyklopädie des Holocaust, Bd. I, S. 144–146 bzw. Bd. II, S. 851–853; offenbar waren die Denunziationen gegen Juden in Kiew zeitweise so zahlreich, daß es den verantwortlichen deutschen Stellen aus Personalmangel nicht möglich war, ihnen im vollen Umfang

Die Erzählung des Schriftstellers Willi Bredel, in der er eine Begegnung mit einer Einwohnerin unmittelbar nach der Einnahme von Kiew durch die Rote Armee schildert, hatte ohnehin weniger die barbarischen Massenmorde von Babi-Yar zum eigentlichen Thema,³⁰⁷ sondern bemühte sich, den merkwürdigen Gegensatz zwischen kulturellen Umgangsformen deutscher Offiziere und dem Verfall jeglicher Moral unter dem Nationalsozialismus darzustellen.³⁰⁸ Gleichwohl blieb auch hier unerwähnt, daß den Massenmorden ein massiver Sabotageanschlag seitens des NKWD vorausgegangen war.³⁰⁹ Um das einfache Bild einer scheinbar homogenen sowjetischen Zivilbevölkerung nicht zu gefährden, die von den Deutschen anscheinend wahllos drangsaliert und von der Roten Armee vom Joch der deutschen Besatzung befreit worden sei, mußte die sowjetische Besatzung ausgeblendet und die rassistisch-antikommunistische Stoßrichtung der deutschen Morde sowie ihr antisemitisches Umfeld negiert werden. Deutlich folgt dieses Schema jener einfachen nationalen, dichotomischen Freund-Feind-Perzeption, wie sie während des Krieges naheliegenderweise verbreitet war.

Daneben bemühten sich mehrere Beiträge, die materiellen Schäden darzustellen, die der Sowjetunion im Zuge des Krieges und der deutschen Besatzung entstanden waren. Wenn diese bisweilen sogar genau beziffert wurden, so liegt die Annahme nahe, daß damit vor allem das Verständnis für Reparationsforderungen und Demontagen befördert werden sollte.³¹⁰ Doch das Ziel einiger Beiträge war ehrgeiziger. So wurde mehrfach der Wert alter russischer Kulturgüter betont, die von den Deutschen rücksichtslos zerstört oder geraubt worden seien.³¹¹ Besondere Bedeutung kam dabei kunsthistorischen Werten zu, insbesonde-

deutschen Stellen aus Personalmangel nicht möglich war, ihnen im vollen Umfang nachzugehen; vgl. ebd., S. 145.

307 Diese fanden zwar Erwähnung, aber ihre Zahl wurde hier mit 17 000 viel zu niedrig angegeben; nach eigenen Angaben des Sonderkommandos 4a, das die Morde durchführte, wurden allein am 29. und 30. September 1941 dort 33 771 Juden exekutiert. Da der Ort noch bis 1943 als Hinrichtungsstätte genutzt worden ist, liegt die Gesamtzahl der dort ermordeten Juden wohl noch erheblich über dieser Zahl; vgl. ebd., S. 145; die überwiegende Zahl der rund 530 000 in Galizien beheimateten Juden hat die Verfolgungen nicht überlebt; vgl. Sandkühler, *Judenpolitik und Judenmord*, S. 125f.

308 „[...] kein Stäubchen lag auf ihren Uniformen, Stiefel und Koppelzeug glänzten in Hochpolitur, und auch den Hals wuschen sie sich. Für sie waren das – und nur das – die notwendigen Attribute der Kultur. Aber auch Al Capone war ein eleganter Mann. Barbarische Wildheit mit Bügelfalte, Dschungelmoral mit Eleganz – das sind Errungenschaften des nationalsozialistischen Ethos.“; Sendemanuskript o.T. (Erlebnisbericht Willi Bredel), 24. Juni 1945 (wie Anm. 299).

309 Regelmäßig wurden die frühen Pogrome in Galizien als Vergeltungsmaßnahmen für vorangegangene Verbrechen des NKWD apostrophiert; die antisemitische Stoßrichtung verdankte sich dabei dem Klischee eines „jüdischen Bolschewismus“ der nationalsozialistischen Führung; tatsächlich war der sowjetische Geheimdienst keineswegs jüdisch dominiert, und unter den Opfern des NKWD befanden sich auch zahlreiche Juden. Vgl. dazu Sandkühler, *Judenpolitik und Judenmord*, S. 127ff. sowie Stichwort „Babi Jar“, in: Eberhard Jäckel u.a., *Enzyklopädie des Holocaust*, Bd. I, S. 144.

310 So im Falle der Stadt Smolensk: „Der Gesamtschaden, den die Kommunalwirtschaft der Stadt, die Verkehrseinrichtungen und der Handel durch die deutsche Wehrmacht erlitten hat, beziffert sich auf mehr als 700 Millionen Rubel.“; Sendemanuskript „Was wir wissen müssen – Die Zerstörung von Smolensk“, Berliner Rundfunk, 13. Juni 1945, Redakteur: Krüger, nach einem Bericht der „Täglichen Rundschau“, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0140.

311 „Die Hitler-Armee zerstörte auch das älteste Denkmal der russischen Baukunst, ein so hervorragendes Kunstwerk wie die Sophienkathedrale aus dem XI. Jahrhundert. Die Innenausstattung der Kirche wurde geraubt und nach Deutschland verschleppt. [...] Als die Wehrmacht, unter den Schlägen der Roten Ar-

re der Schändung von Kirchen und Heiligtümern der russisch-orthodoxen Kirche durch deutsche Soldaten:

„[...] Die Ikonen wurden abgenommen und weggeworfen, das Allerheiligste vernichtet, das Priester-Ornat [...] weggeworfen und verbrannt. [...] In Gegenwart des Ersten Geistlichen verrichteten die deutschen Soldaten, ohne sich im geringsten zu genieren, in der Kirche ihre Notdurft.“³¹²

Hier wurde implizit der Versuch unternommen, die gängigen Klischees von der deutschen Kulturnation einerseits und der Rückständigkeit Rußlands in kultureller und zivilisatorischer Hinsicht zu durchbrechen.³¹³ Freilich wurde dabei das nationalsozialistische Propagandabild, das die sowjetischen Soldaten als marodierende, „asiatische“ Horden von „Untermenschen“ gezeichnet hatte,³¹⁴ in vieler Hinsicht einfach umgekehrt: Nun wurde Rußland als Kulturnation gezeichnet, deren Schätze und Heiligtümer von den „Naziräuber[n]“³¹⁵, „den entmenschten Bestien der SS“³¹⁶ oder der „Räuberarmee“³¹⁷ verschleppt oder zerstört und deren Bürger von „blutigrigen deutschen Banditen“³¹⁸ ermordet worden seien.

Alles in allem dominierte bei der Beschreibung der osteuropäischen Kriegsverbrechen eine sowjetische Perspektive, die durch die deutschen Rundfunkredakteure kaum gebrochen war. Selbst wenn man davon absieht, daß sich etablierte Stereotype nicht leicht zerstören oder gar umkehren lassen – der Versuch, nun eine Art Feindbild der Deutschen zu zeichnen, das nicht nur die Sonderorganisationen wie SS, SD und SiPo umfaßte, sondern auch die Wehrmacht einschloß, konnte, so real die meisten der zugrundeliegenden Fakten auch waren, nicht verfangen. Derartige Zuschreibungen mögen zwar als vermeintliche Eigenschaften eines „kulturell Anderen“ unter bestimmten Bedingungen Wirkung entfalten (und haben dies wohl auch während des „Dritten Reiches“ getan), bezogen auf das eigene nationale Kollektiv mußten sie jedoch Abwehr erzeugen. Das gilt um so mehr, als sie auch hier regelmäßig mit Aufrufen zu Schuldbekennnissen und Unterordnung unter die Besatzungs-

mee einen ihrer sogenannten ‚planmässigen Rückzüge‘ antreten mußte, wurden aus dem Nowgoroder Museum die wertvollen archäologischen, historischen und kunstgeschichtlichen Sammlungen geraubt, sowie die wissenschaftliche Bibliothek und das Bildarchiv des historischen Instituts der Akademie der Wissenschaften der Sowjetunion geplündert. Verbrannte Schulen, Lichtspieltheater, Krankenhäuser und Ambulatorien kennzeichnen den Weg der geschlagenen Räuberarmee.“; Sendemanuskript „Nowgorod“, Berliner Rundfunk, 28. Juni 1945, Redakteur: Freiburger, nach einem Bericht der „Täglichen Rundschau“, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0353.

312 Sendemanuskript Vortrag „Die Schändung der Kirche und ihre Befreiung“, Berliner Rundfunk, 27. Juni 1945, Autor u. Redakteur: Rudolf Mießner, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0461.

313 Der zuletzt zitierte Beitrag Mießners ging insofern noch weiter, als hier der Nachweis geführt werden sollte, daß der christliche Glaube durch die Nationalsozialisten unterdrückt worden sei, während in der Sowjetunion unter Stalin echte Toleranz und Glaubensfreiheit herrsche.

314 Vgl. hierzu Wolfram Wette, *Das Rußlandbild in der NS-Propaganda. Ein Problemaufriß*, in: Hans-Erich Volkmann (Hrsg.), *Das Rußlandbild im Dritten Reich*, Köln u.a. 1994, S. 55–78, hier bes. S. 66.

315 Sendemanuskript „Was wir wissen müssen – Die Zerstörung von Smolensk“, 13. Juni 1945 (wie Anm. 310).

316 Sendemanuskript Vortrag „Die Schändung der Kirche und ihre Befreiung“, 27. Juni 1945 (wie Anm. 312).

317 Sendemanuskript „Nowgorod“, 28. Juni 1945 (wie Anm. 311).

318 Sendemanuskript „Was wir wissen müssen – Lemberg“, 26. Juni 1945 (wie Anm. 293).

herrschaft verbunden wurden.³¹⁹ Allerdings waren auch die deutschen Kriegsverbrechen nur bis zum Herbst 1945 Thema, danach war davon, so die Überlieferung in diesem Punkt nicht trügt, im Radio keine Rede mehr.

2.2 Krieg: Zwischen sowjetischem Sieg und deutschen Opfern

Die Verbrechen der Deutschen im Zuge des Krieges und der Besatzung bilden den Schnittpunkt zwischen den beiden Themenkomplexen „Krieg“ und „Verfolgung“. Selbst wenn man diese Beiträge hier überwiegend erneut in Rechnung stellt,³²⁰ ist nicht zu übersehen, daß zum Thema „Krieg“ deutlich weniger Rundfunkbeiträge überliefert sind als zum Komplex „Verfolgung“. Mit insgesamt 44 Beiträgen beträgt ihr Anteil rund 9% aller aufgefundenen Sendungen zum Thema Nationalsozialismus aus den Jahren 1945–1947. Abermals liegt der Schwerpunkt der Berichterstattung klar auf dem Jahr 1945, in das 33 der überlieferten Beiträge fielen. In den Jahren 1946 und 1947 kamen insgesamt elf weitere hinzu. Während davon auszugehen ist, daß in der unmittelbaren Nachkriegszeit Aspekte der Verfolgung im Radio tatsächlich in etwa doppelt so oft thematisiert worden sind wie solche des Krieges, kann nicht ausgeschlossen werden, daß es sich bei der starken Abnahme der Berichterstattung seit 1946 um ein Artefakt handelt, das seine Ursache zuerst in der Überlieferungssituation hat.³²¹

Thematisierungen des Krieges waren im Rundfunk der SBZ nahezu gleichbedeutend mit dem (verlorenen) Krieg an der Ostfront. Das Unternehmen „Barbarossa“, also der Angriff der Sowjetunion im Juni 1941 und der sich daraus ergebende Kriegsverlauf standen klar im Mittelpunkt. Alle anderen Fronten und Kriegsschauplätze spielten – mit Ausnahme des spanischen Bürgerkriegs – überhaupt keine Rolle. Neben Auseinandersetzungen mit den deutschen Kriegsverbrechen³²² in Osteuropa finden sich in etwa gleichem Umfang Beiträge,

319 „Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit und Erkenntnis unserer Schuld werden dazu führen, daß unser Volk in absehbarer Zeit wieder aufatmen kann und die von uns geschändeten Nationen uns vertrauend die Hände reichen!“; vgl. ebd.

320 Das ist hier in solchen Fällen geschehen, in denen die Verbindung mit Kriegshandlungen evident ist; in diesem Zusammenhang ist eine methodische Erläuterung angezeigt: Bei der Bestimmung von thematischen Dimensionen mußte die Ebene einzelner Beiträge als Untersuchungseinheit verlassen werden, weil in einem einzelnen Beitrag mehrere thematische Dimensionen angesprochen sein können. Daraus folgt, daß die Anzahl der aktualisierten Themen diejenige der Beiträge in der Regel deutlich übersteigt; dem Komplex „Krieg“ wurden hier beispielsweise 45 Beiträge zugeordnet, in denen 74 Themendimensionen angesprochen sind, die sich ihrerseits elf Kategorien (=Unterthemen) zuordnen ließen. Umgekehrt kann dadurch ein und derselbe Beitrag mehreren Themenkomplexen zugeordnet werden, nämlich immer dann, wenn darin unterschiedliche Themendimensionen angesprochen werden, wie im vorliegenden Falle solche, die sowohl Aspekte von „Krieg“ als auch „Verfolgung“ umfassen; erst dadurch wird es möglich, die „Verflechtung“ unterschiedlicher Diskursstränge analytisch zu fassen; vgl. dazu Kapitel 1.4.

321 Das gilt wiederum insbesondere für das Jahr 1947, in dem die Gesamtüberlieferung deutlich hinter derjenigen der beiden Vorjahre zurückbleibt; allerdings läßt die Überlieferung zum Themenkomplex „Nationalsozialismus“ insgesamt überproportional nach, so daß dahinter sehr wohl auch redaktionelle Schwerpunktsetzungen vermutet werden können.

322 Vgl. Abschnitt 2.1.3 in diesem Kapitel; da die Beiträge nahezu mit denjenigen, die bereits im letzten Abschnitt thematisiert wurden identisch sind, wird dieser Aspekt hier nicht noch einmal behandelt.

die – bisweilen mit deutlich pazifistischen Untertönen – die Sinn- und Aussichtslosigkeit des Krieges aus der deutschen Perspektive seit der Kriegswende im Winter 1942 behandelten. Abgesehen von zumeist strategisch-taktischen Erörterungen einzelner Schlachten befaßten sich noch einige Beiträge mit Ursachen des Krieges. Widerstand/Deserteure in der Wehrmacht und die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion waren als Themen nur von sehr untergeordneter Bedeutung. Dagegen durchzogen Auseinandersetzungen mit der deutschen Schuld respektive Verantwortung diesen Themenkomplex als Ganzes. In etwas geringerem Umfang findet sich zudem das Motiv der Überlegenheit der Roten Armee bzw. der sowjetischen Gesellschaftsordnung insgesamt.

Diese spürbar an sowjetischen Perspektiven orientierte Schwerpunktsetzung spiegelt sich auch in den Anlässen, zu denen „Krieg“ in besonderem Maße zum Thema wurde: Zu nennen sind hier vor allem die Jahrestage des Angriffs auf die UdSSR (22.6.1941), des Kriegsbegins (1.9.1939), daneben in einzelnen Fällen auch der „Tag der Roten Armee“ (23.2.1918) und der Ausbruch des spanischen Bürgerkrieges durch den Militärputsch Francos gegen die Volksfront am 18.7.1936.

Auch bei diesem Thema waren die berichtenden und kommentierenden Genres dominant: 33 von 44 Beiträgen wiesen diese Formen auf.³²³ Hinzu kamen zwei Features,³²⁴ sowie immerhin fünf Lesungen literarischer Werke und zwei Hörspiele.³²⁵ Bei jeweils einem Beitrag handelte es sich um ein Interview bzw. die Beantwortung einer Leserfrage im Rahmen der Sendereihe „Sie fragen – Wir antworten“. Damit ist also auch hier wieder ein Übergewicht publizistisch orientierter, Einzelsprecher-zentrierter Wortbeiträge festzustellen, die ihre Ursache nicht zuletzt in den zunächst sehr schwierigen Produktionsbedingungen gehabt haben dürfte.³²⁶ Aber im Vergleich zu den Auseinandersetzungen mit Verfolgung und Repression waren fiktionale, literarische Formen im Zusammenhang mit der Behandlung des Krieges von Anfang an spürbar stärker vertreten.

323 Formal vergleichbare Beiträge wurden dabei zeitgenössisch sowohl als Vorträge, Kommentare oder auch Berichte bezeichnet. Da in der SBZ/DDR die angelsächsische Unterscheidung zwischen Wertneutralität und Objektivität verpflichteten Genres wie Nachricht und Bericht und kommentierenden Formen anders als in den westlich lizenzierten Medien nicht nachvollzogen worden ist, kann auch retrospektiv keine gültige Unterscheidung getroffen werden.

324 Features, seinerzeit meist als „Hörbilder“ bezeichnet, zeichnen sich formal durch Sprecherwechsel sowie die collagenhafte Integration verschiedener Präsentationsformen wie Bericht- und Reportageelemente aus. Die Montagetechnik schlägt sich semantisch in Merkmalen wie Diskontinuität und Polymorphie mit narrativem, verbindenden Kommentar nieder. Die aufgegriffenen Themen sind meist (latent) aktuell; vgl. zum Begriff des Features Alfred Andersch, Versuch über das Feature, in: Rundfunk und Fernsehen (RuF), I (1953), Heft 1, S. 94–97; zu Produktionen der (1963 gegründeten) eigenständigen Feature-Abteilung des DDR-Hörfunks vgl. Patrick Conley, Das Kaninchen und die Schlange. Der Blick auf „den Westen“ im DDR-Feature, in: Deutschland Archiv, 34 (2001); H. 6, S. 998–1007.

325 Es ist denkbar, daß das Thema Gegenstand weiterer Hörspielproduktionen war; die Überlieferung ist lückenhaft, daher ließen sich bei mehreren Produktionen die thematischen Schwerpunkte nicht exakt ermitteln; eine umfassende Dokumentation des Hörspielprogramms dieser Zeit liefert Wagner, „Der gute Wille, etwas Neues zu schaffen“, S. 44–58.

326 Vgl. zu den Bedingungen des Sendebetriebs 1945 Fischer/Pietrzynski, „Hier spricht Berlin ...“, S. 33f.

2.2.1 „Krieg“ in den politischen Wortprogrammen: sowjetische Perspektiven

Der 22. Juni 1945 war jenes Datum, an dem sich der Angriff der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion zum vierten Mal jährte. Dies war im Rundfunk Anlaß, in acht überlieferten Sendungen ausführlich auf dieses Ereignis und seine Konsequenzen einzugehen.³²⁷

Die Hälfte dieser Beiträge gab unmittelbar sowjetische Positionen wieder. Es handelte sich dabei in drei Fällen um Übernahmen aus der „Täglichen Rundschau“, in einem Falle um einen Originalmitschnitt eines Vortrags des sowjetischen Generalmajors Paul Smirnow.³²⁸ Die „Tägliche Rundschau“ firmierte bis Mitte Juni 1945 unter dem Untertitel „Frontzeitung für die deutsche Bevölkerung“ bzw. „Tageszeitung des Kommandos der Roten Armee“, erst danach gab sie sich einen neutralen Untertitel.³²⁹ Letzteres dürfte wenig genützt haben, denn zumindest in der politischen Berichterstattung blieb unverkennbar, daß hier Propaganda von seiten der Besatzungsmacht betrieben wurde.³³⁰ So war die Ausgabe vom 22. Juni komplett dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion gewidmet,³³¹ und dem Rundfunk kam – wie generell in dieser frühen Phase – die Aufgabe zu, der Sicht der Besatzungsmacht zusätzlich Resonanz zu verschaffen.³³²

In diesem Falle bedeutete dies, eine einfache Schwarz-Weiß-Sicht zur Geltung zu bringen, in der die Deutschen nicht nur die Verlierer, sondern auch die Bösen waren, während Stalin und die Sowjetunion um so glänzender dastanden. Bis zu „Hitlerdeutschlands“ „räuberischem“ und „treubruchigen“ Überfall habe es so gewirkt, als könne der Plan „des blutrünstigen Hitler“, „Europa in eine Folterkammer, in ein einziges riesiges Konzentrationslager zu verwandeln“, aufgehen³³³:

„Es hatte den Anschein, als ob es keine Kraft gäbe, die die Menschheit von diesem Alpdruck befreien und ihren Untergang aufhalten könnte. Aber es gab eine solche Kraft! Diese Kraft war die große Rote Armee der Sowjetunion.“³³⁴

Mit „wundervoller Tapferkeit“ habe die Rote Armee „allein und auf sich gestellt“ die „große Mission der Rettung der Zivilisation“ erfüllen können, weil der „Titanenkampf der Völker der Sowjetunion für die Freiheit“ mit dem Ziel verschmolzen sei, „die ganze Menschheit

327 Hinzu kommt noch ein weiterer Beitrag, der jedoch (lt. einem handschriftlichen Vermerk auf dem Manuskript) offenbar nicht gesendet worden ist und deshalb hier unberücksichtigt bleibt; vgl. Sendemanuskript „Der 22. Juni 1941 – ein Tag der Schande in unserer Geschichte“, 20. Juni 1945, Autor: Markus Wolf; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0391.

328 Smirnow war während des Krieges Befehlshaber der 11. Armee.

329 Vgl. Strunk, Zensur und Zensoren, S. 40ff.; die „Tägliche Rundschau“ blieb gleichwohl bis zu ihrer Einstellung das Organ der SMAD, auch wenn der Anteil deutscher Mitarbeiter schnell stieg; vgl. ebd., S. 51.

330 Im Bereich des Feuilletons war dies von Anfang an anders; dort kamen renommierte deutsche Autoren zu Wort und genossen bis zur offenen Zuspitzung des Ost-West-Konfliktes 1948 relativ große Spielräume; vgl. ebd., S. 50 u. bes. 53f.

331 Ebd., S. 52, Anm. 329.

332 Diese Aufgabe muß auch im Zusammenhang mit der Papierknappheit gesehen werden, durch die die Auflage der „Täglichen Rundschau“ (wie diejenige aller Zeitungen) anfangs erheblich eingeschränkt war; vgl. ebd., S. 42.

333 Sendemanuskript „Was wir wissen müssen – Zum vierten Jahrestag“, Berliner Rundfunk, 21. Juni 1945, Leitartikel der „Täglichen Rundschau“ vom selben Tage; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–02/0001.

334 Ebd.

von [sic!] der Versklavung durch die Hitleristen zu retten“ und weil an ihrer Spitze „der große, geniale Feldherr, Marschall Stalin“ stehe.³³⁵ Die gleiche Botschaft vermittelten die Erläuterungen Oberst Grijgorij Barandows, die ebenfalls zuerst in der „Täglichen Rundschau“ veröffentlicht worden waren und am Folgetag im Rundfunk verlesen wurden.³³⁶ Seinen Ausführungen zufolge gebühre der Roten Armee „die hohe Ehre, Europa vor der faschistischen Barbarei gerettet zu haben“, eine „Titanenarbeit“, deren Last „keine andere Armee der Welt [hätte] tragen können.“ Neben der „hervorragenden Stalinschen Kriegsführung“ sei es der „sowjetischen Gesellschaftsordnung und der sozialistischen Organisation der Sowjetwirtschaft“ sowie der nationalen Einheit des Vielvölkerstaates Sowjetunion³³⁷ zu verdanken gewesen, daß die Rote Armee „die Gefahr des todbringenden deutschen Faschismus von der Menschheit abgewehrt hat.“³³⁸ Regelmäßig wurden dabei nicht nur die anfänglichen militärischen Erfolge³³⁹ der Wehrmacht ebenso heruntergespielt wie die Unterstützung der Sowjetunion durch die Westmächte; von den zunächst anhaltenden Versuchen Stalins, mit Hitler einen Waffenstillstand auszuhandeln war selbstverständlich ohnehin nie die Rede.³⁴⁰

Zwei Beiträge von sowjetischen Offizieren,³⁴¹ die stärker auf militärstrategische Fragen eingingen, waren zwar weniger pathetisch formuliert, unterschieden sich jedoch im Tenor nicht grundsätzlich: Stets lief die Argumentation auf eine mehr oder minder teleologische Sicht hinaus, der zufolge die Wehrmacht gegen die überlegene Rote Armee keine wirkliche Chance gehabt habe.³⁴² Darin drückte sich nicht nur spürbarer National- und Siegesstolz aus, sondern zugleich subkutan die Botschaft an die Deutschen, nicht allein den militärischen Sieg der Sowjetunion anzuerkennen, sondern die Überlegenheit der sowjetischen Gesellschaftsordnung insgesamt.

335 Ebd.

336 Sendemanuskript „Darin liegt die Stärke der Roten Armee“, Berliner Rundfunk, 22. Juni 1945, Artikel der „Täglichen Rundschau“ vom 21. Juni 1945, Redakteur: Alfred Duchrow; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0382.

337 „Der Krieg hat alle Völker der Sowjetunion nicht nur nicht entzweit, sondern sie unter der Führung des russischen Volkes noch fester zu einem Ganzen geschmiedet. Das war nur ganz natürlich, denn kein einziges der Sowjetvölker hatte Lust, sich ins eigene Fleisch zu schneiden und auf jene Lebensbedingungen zu verzichten, die ihm die Gleichheit mit allen anderen Völkern des Sowjetstaates und die nationale Freiheit garantieren und jeder Nation eine bisher nie dagewesene wirtschaftliche und kulturelle Blüte sichern. Die Rote Armee ist eine Armee der nationalen Einheit, der sie gleichfalls ihre seelische und materielle Stärke verdankt.“; ebd.

338 Ebd.

339 Die Erfolge der sogenannten „Blitzkriege“ im Westen und Polen wurden typischerweise auf „Schwäche oder inneren Verrat“ innerhalb der entsprechenden Länder zurückgeführt; vgl. Sendemanuskript „Was wir wissen müssen – Zum vierten Jahrestag, 21. Juni 1945 (wie Anm. 333).“

340 Vgl. hierzu Michael G. Müller, Zweiter Weltkrieg, in: Hans-Joachim Torke, Historisches Lexikon der Sowjetunion 1917/22 bis 1991, München 1993, S. 382–384.

341 Sendemanuskripte „Die Schlacht bei Kursk“, Berliner Rundfunk, 21. Juni 1945, Artikel der „Täglichen Rundschau“ vom 20. Juni 1945, Autor: Oberst Iwan Krupenin, Redakteur: Markus Wolf; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–02/0009 sowie „Die siegreiche Sowjetstrategie“, Berliner Rundfunk, 23. Juni 1945, Autor: Generalmajor Paul Smirnow, Redakteur: Intendant (Hans Mahle); DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0045.

342 „So war die Sowjetstrategie von Anfang bis Ende realistisch, während die deutsch-faschistische Strategie sich im wesentlichen als abenteuerlich herausstellte.“ – Sendemanuskript „Die siegreiche Sowjetstrategie“ (wie Anm. 341).

Diese sowjetisch-nationale Perspektive erfuhr ihre Erweiterung in der Ausstrahlung von Ausschnitten aus Stalin-Reden, sei es aus Anlaß des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion³⁴³ oder aus anderen Anlässen.³⁴⁴ In diesen Fällen war der ursprüngliche Adressat die sowjetische Bevölkerung, die unter den Bedingungen des Krieges (bzw. unter Verweis auf den Sieg) geeint und mobilisiert werden sollte. Einschlägige Appelle an einen russischen Nationalismus, die sich etwa in Charakterisierungen des Krieges als „vaterländische[r] Volkskrieg gegen die faschistischen Unterdrücker“³⁴⁵ äußerten und der Feststellung,

„Leute mit einer Moral von Bestien“ hätten „die Stirn, zur Vernichtung der großen russischen Nation aufzurufen, der Nation Plechanows und Lenins, Belinskis und Tschernyschewskis, Puschkins und Tolstois, Glinkas und Tschaikowskis, Gorkis und Tschechowa [sic!], Setschenows und Pawlows, Repins und Surikows, Suworows und Kutusows!“³⁴⁶

konnten unter den Bedingungen weit verbreiteter antislawischer Ressentiments in Deutschland und dem Chaos und Elend der Nachkriegszeit nur auf Unverständnis und Ablehnung stoßen.³⁴⁷ So scheinen denn auch weniger Überlegungen kommunikativer Vermittlungschancen ausschlaggebend für solche Sendungen gewesen zu sein, als vielmehr Ansätze, den sowjetischen „Personenkult“ der Stalin-Ära – wengleich zunächst noch gebremst – auch in Deutschland zur Geltung zu bringen.³⁴⁸

Nun vermag die fehlende Sensibilität gegenüber deutschen Stimmungslagen, wie sie in solchen Beiträgen zum Ausdruck kam, von seiten der militärischen und politischen Führung der UdSSR vielleicht nicht zu überraschen; um so mehr stellt sich die Frage, wie das Ereignis von deutschen Rundfunkautoren kommentiert worden ist. Dabei dominierte eine Position, die zwar von nationalen deutschen Standpunkten aus argumentierte, sich faktisch aber um eine Vermittlung sowjetischer Ansprüche bemühte. Deutlich wird dies etwa in den Ausführungen Artur Mannbars vom Vorabend des Jahrestages.³⁴⁹ Mannbar, der selbst 1940 wegen kommunistischer Widerstandstätigkeit verhaftet und anschließend zu lebenslanger

343 Sendemanuskript „Bericht zum vierten Jahrestag“, Berliner Rundfunk, 25. Juni 1945, Artikel der „Deutschen Volkszeitung“ vom 22. Juni 1945, Redakteur: Rudolf Mießner; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0620; anders als der Titel suggeriert, handelte es sich dabei nicht um einen Bericht, sondern um die Kompilation von Ausschnitten aus Stalin-Reden vom 3. Juli und 6. November 1941 sowie vom 23. Februar und 1. Mai 1942, in denen der Diktator sich jeweils siegesgewiß zum Kriegsverlauf äußerte.

344 Transkript der Rede Stalins im Wahlbezirk Moskau vom 9. Februar 1946; DRA Potsdam, Schallarchiv, Dok 521.

345 Sendemanuskript „Bericht zum vierten Jahrestag“, 25. Juni 1945 (wie Anm. 343).

346 Ebd.

347 Daran dürfte auch die Tatsache nicht viel geändert haben, daß in diesem Rahmen u.a. jene Passage zitiert wurde, in der Stalin sich von radikalen Positionen wie derjenigen Ilja Ehrenburgs distanzierte, die eine Vernichtung Deutschlands insgesamt propagierten, und statt dessen eine Unterscheidung zwischen Nationalsozialisten und Deutschen forderte; die entsprechende Passage mündete in der nach 1945 in der SBZ breit popularisierten Losung „Die Erfahrungen der Geschichte besagen, daß die Hitler kommen und gehen, aber das deutsche Volk, der deutsche Staat bleibt.“; vgl. ebd.

348 Es drängt sich der Eindruck auf, daß mit den Zitaten aus der Anfangsphase des Krieges offenbar neben normativer Klarheit vor allem die Botschaft vermeintlich geradezu prophetischer Fähigkeiten Stalins zum Ausdruck gebracht werden sollte.

349 Sendemanuskript o.T. (Anmerkungen zum vierten Jahrestag), Berliner Rundfunk, 21. Juni 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0386.

Haft verurteilt worden war,³⁵⁰ teilte seine deutsche Zuhörerschaft in drei Gruppen ein: in diejenigen, die schon seinerzeit erkannt hätten, „daß Hitler mit dem Beginn des Krieges gegen Rußland sein eigenes Todesurteil unterschrieben hatte“, eine zweite Gruppe der „vielen, vielen anderen“, die sich „betört von den bis dahin errungenen Erfolgen“ abwartend verhalten habe und schließlich ein dritter Kreis von „kurzsichtigen, vom militaristischen Gift des Hitlerismus Verseuchten, die, verlassen vom klaren Verstand, den Kriegsverbrechern Beifall zollten [...]“.³⁵¹

Während Mannbar keinen Zweifel daran ließ, welcher Gruppe er selbst angehörte,³⁵² blieben seine Integrationsangebote an die Mitläufer und ehemals Überzeugten nicht frei von offenen Vorwürfen und Ressentiments, obwohl sie im Duktus der persönlichen Ansprache gehalten waren. Auch die Mitläufer hätten zwar vielleicht die deutschen Opfer bedauert, „aber sonst machten Sie alles mit“, auch Kriegsverbrechen seien ihnen gleichgültig gewesen. Zweifel seien erst aufgetreten, als der deutsche Vormarsch ins Stocken geraten sei: „Dann wunderten Sie sich plötzlich [...] Und mit vielen Ihrer Zeitgenossen warteten Sie auf die Wunderwaffe, die über Nacht die deutsche Wehrmacht wieder bis zur Wolga führen sollte.“³⁵³ Nun sei es Zeit, „Einkehr bei sich selbst“ zu halten, um „zu der Erkenntnis zu kommen, daß Ihre Mitschuld nur durch aufopferungsvolle Mitarbeit wiedergutmacht werden kann.“ Dabei reiche es nicht, sich vom Faschismus abzuwenden und beim „Neuaufbau unserer Heimat“ zu engagieren, „Wiedergutmachung heißt vor allem, die Forderungen der Nationen, die Hitler besiegt haben, loyal zu erfüllen.“ In noch stärkerem Maße müsse dies für ehemalige Befürworter des Krieges gegen die Sowjetunion oder gar des Nationalsozialismus insgesamt gelten – schließlich dürften „wir nie vergessen“, daß es „Rotarmisten“ waren, „die uns [...] die Freiheit geschenkt haben“.³⁵⁴

Zwar argumentierte Mannbar anscheinend von einem deutschen Standpunkt aus,³⁵⁵ aber seine Forderungen liefen auf die nahezu unverblühte Propagierung sowjetischer Interessen hinaus. Sie tragen in ihrer in der Kombination aus direkter, persönlicher Ansprache der Hörer und schroffen Vorwürfen ihnen gegenüber zudem deutliche Züge der späten Genugtuung eines ehemaligen Widerstandskämpfers und Verfolgten, was ihre Chancen auf positive Aufnahme durch breitere Bevölkerungsschichten zusätzlich eingeschränkt haben dürfte. Die formale Gestaltung dieses Beitrags kollidierte förmlich mit der Aussage: Die Form der

350 Vgl. biographischer Anhang.

351 Sendemanuskript o.T. (Anmerkungen zum vierten Jahrestag), 21. Juni 1945 (wie Anm. 349).

352 „Und ich glaube doch, daß alle Sorgen des Alltags [...] doch übertönt werden von der befreienden Genugtuung, die wir Antifaschisten über das Ende des Hitler-Regimes und über die Aussichten empfinden, jetzt ein neues Deutschland aufbauen zu können. Ob wir es noch erleben werden? Wie oft ging diese Frage rund in heimlichen Gesprächen mit vertrauten Freunden. Und wir durften es noch erleben! Ist das nicht die schönste Belohnung für uns, die wir unermüdlich für den Sturz Hitlers arbeiteten [...]“; ebd.

353 Ebd.

354 Ebd.

355 So bezieht sich das Personalpronomen „wir“ meist auf das nationale Kollektiv der Deutschen. Bezeichnenderweise ändert sich dies in der in Anm. 352 zitierten Passage, in der damit die Gemeinschaft aktiver Hitler-Gegner und Widerstandskämpfer umschrieben wird, der sich der Autor selbst zugehörig fühlt. Nur diese Gruppe verdient in seinen Augen das Prädikat „antifaschistisch“; dieser zweifellos biographisch bedingte Standpunkt war faktisch konträr zur Volksfront-Strategie, die ein breites „antifaschistisch-demokratisches“ Bündnis zur Integration der Gesellschaft nach innen propagierte.

persönlichen Ansprache diente dem Anschein von Vertrautheit und der Erzeugung einer Atmosphäre sozialer Verbundenheit; sie wurde jedoch durch Vorwürfe politischer Naivität und Mitschuld konterkariert, auch durch Aufforderungen zur individuellen Buße, deren vermeintlich zwingende und denkbar unpopuläre Konsequenz der Autor gleich mitlieferte: die bedingungslose Unterordnung unter die Herrschaft der Besatzungsmächte, speziell natürlich der sowjetischen.

Das Motiv der „Anerkennung von Schuld“ und die offenbar obligatorischen Verbeugungen vor der sowjetischen Besatzungsmacht prägten auch die übrigen Beiträge von deutschen Autoren zu diesem Thema. Und obwohl sich die Botschaft nicht prinzipiell von dem bereits zitierten Beispiel unterschied, erfolgte die Vermittlung doch in der Regel etwas geschickter. Das galt z.B. für einen Kommentar des Intendanten Hans Mahle, der stärker den Unrechtscharakter des deutschen Angriffs herausstrich und auf eine Distanzierung der Deutschen von den Kriegsverbrechen abzielte.³⁵⁶ Ähnlich argumentierte Johannes R. Becher, der den 22. Juni zum „nationalen Trauertag“ ausrief und auch sonst einen betont nationalen Ton anschlug, wenn er versuchte, deutschen Nationalismus und Nationalsozialismus auseinanderzudividieren. Er erklärte den „Nazismus“ kurzerhand zum „Todfeind des deutschen Volkes“, der Deutschland „in die größte nationale Katastrophe gestürzt“ habe. Ihn „auszurotten“ sei „die vaterländische Pflicht jedes wahrhaft Deutschen, [...] eine nationale Tat.“³⁵⁷

Gleichwohl blieben solche Versuche, nationale Stimmungen zu kanalisieren, die Ausnahme. Die Dominanz der sowjetischen Sicht war insgesamt stets spürbar, ebenso wie die Vorbehalte in der Bevölkerung dagegen. Die ganze Hilflosigkeit der Versuche, die verbreiteten deutschen Ressentiments gegen die Sowjetunion nun in ihr Gegenteil umzukehren, läßt sich an einem Kommentar ablesen, der zwei Wochen vor den Landtagswahlen im Oktober 1946 gesendet wurde.³⁵⁸ Während „Bjelo-Rußland durch den Krieg wie kein anderes Land verwüstet worden“ und dort mehr als ein Fünftel der Einwohner durch den Krieg, „den wir dort hintrugen“, umgekommen sei, habe die Sowjetische Militäradministration sich nach dem Krieg in vorbildlicher Weise um die „Entmilitarisierung und Demokratisierung Deutschlands“ bemüht, wie man in jüngster Zeit u.a. an der Einführung eines zusätzlichen Schulfrühstücks, der Kohlezuteilung und der Ankunft des „120 000. Heimkehrer[s]“ ablesen könne.³⁵⁹ Offenbar verbreiteten Meinungen, daß es sich dabei um „Wahlzugeständnisse“ handele und zudem die Gefahr drohe, die Sowjetunion könne Deutschland zu einem „Instrument gegen andere Staaten“, gar zum „Spielball“ machen, wurde entschieden widersprochen. Zu derartigen Einschätzungen könnten nur jene kommen, die nicht wüßten, daß „die Sowjetunion seit jeher – man kann sagen vom Beginn ihrer Existenz an – eine positive

356 Ohne einen – seinerzeit höchst unpopulären – Schuldvorwurf und Hinweise auf den „großmütige[n] Sieger, die Rote Armee“ und dessen „großzügigste Hilfe“ kam freilich auch Mahle nicht aus; vgl. Sendemanuskript „Zum 22. Juni“, Berliner Rundfunk, 22. Juni 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0384.

357 Sendemanuskript „Was wir wissen müssen – Deutsche Stimmen zum 22. Juni“, Berliner Rundfunk, 22. Juni 1945, Redakteur: Alfred Duchrow; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–02/0005.

358 Sendemanuskript „Das positive Verhältnis der Sowjetunion zum deutschen Volk“, Berliner Rundfunk, 4. Oktober 1946, Redakteurin: Marianne Gundermann; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 203–01–01/0268.

359 Ebd. Vgl. zur Tabuisierung der Kriegsverbrecherfrage Kapitel 5.1.3.

Haltung dem deutschen Volk gegenüber an den Tag gelegt hat“. Leider sei das „bei uns“ noch „weithin unbekannt“.³⁶⁰ Während hier spürbar aus der Defensive argumentiert wurde, unterblieb manchmal auch von deutschen Redakteuren jeglicher Versuch, die sowjetische Propaganda an die deutschen Bedingungen und Stimmungslagen anzupassen.³⁶¹

Wie schnell sich indes die politischen Gewichte verschoben und die zunehmende Ost-West-Polarisierung auch den Umgang mit der Vergangenheit veränderte, läßt sich schließlich anhand der Erinnerung des Rundfunks an das Datum des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion zum 22. Juni 1947 ablesen. Zwar strich der stellvertretende Intendant des Berliner Rundfunks, Wilhelm Girmus,³⁶² eingangs in bewährter Manier den einseitigen Verstoß Deutschlands gegen den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt von 1939 heraus und betonte noch einmal „die schwere moralische Verantwortung und Verpflichtung“, die den Deutschen daraus gegenüber der Sowjetunion auch im Hinblick auf Reparationszahlungen erwachse.³⁶³ Allerdings wurde diese Verantwortung nun deutlich entsprechend sozialistischer Gesellschaftstheorie differenziert:

„Der Fall ‚Barbarossa‘ verehrte Hörer, wurde nicht in den Handwerker- und Schneiderstuben der kleinbürgerlichen Mitläufer zusammengeschustert, obgleich seine Durchführung nur durch ihre Unterstützung möglich wurde, sondern in der Bendlerstraße und in den Generalstäben der Industrie und der deutschen Hochfinanz. Ihre geborenen Widersacher sind aber nicht die schwankenden Schichten des Kleinbürgertums, sondern die Arbeiterklasse. Sie stand im Kampf um ihr Leben den Leuten vom Herrenklub und von der Villa Hügel Auge in Auge gegenüber. Sie wußte im großen und ganzen, was sie von ihnen zu halten hatte.“³⁶⁴

Die deutschen Arbeiter seien aber dieser „geschichtliche[n] Bewährungsprobe“ nicht gerecht geworden, weil sie, obgleich aus ihren Reihen mit Marx und Engels „die größten sozialistischen Denker der Menschheit“ hervorgegangen seien, den Angriff auf die Sowjetunion nicht hätten verhindern können. Damit sich dies nicht wiederhole, sei es nötig, sich mit

360 Ebd.

361 Das war z.B. der Fall anlässlich eines Beitrags zum „Tag der Roten Armee“, in dem die russischen Rückzugsgefechte im unmittelbaren Vorfeld des Friedens von Brest-Litowsk in einen Sieg umgedeutet wurden, die „Vernichtung der finnischen Abenteurer“ 1939/40 gefeiert wurde und die Überlegenheit der Roten Armee gegenüber der Wehrmacht darauf zurückgeführt wurde, daß in letzterer der Soldat „in der Hypnose ihm aufgezwungener barbarischer Irrlehren“ habe kämpfen müssen, während Soldaten der ersteren „aus innerster Überzeugung“, gekämpft hätten, die sie sich „in freier Willensbildung“ und „demokratischer Diskussion“ erworben hätten. Sätze wie „überall, wohin sie kam [die Rote Armee, C.C.] gab sie den vom Nazismus unterdrückten Nationen die demokratischen Freiheiten, half sie bei der Ausmerzung des Faschismus“, während Vergeltung ausgeblieben sei, „weil eben den Sowjetvölkern das Gefühl des Rassenhasses und die Politik der Unterdrückung und Vernichtung anderer Völker fremd [...] ist“ konnten in Deutschland angesichts des als höchst schmerzhaft empfundenen Verlustes der nationalen Souveränität, der Übergriffe bei der Besetzung und der Demontagen nur auf Ablehnung und Hohn stoßen; vgl. Sendemanuskript „Tag der Roten Armee“, Berliner Rundfunk, 23. Februar 1946, Redakteur: Alfred Duchrow; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 203–01–01/0297.

362 Vgl. zur Person die Angaben im biographischen Anhang.

363 Sendemanuskript o.T., 22. Juni 1947, Autor: Wilhelm Girmus; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–01/0705; er widersprach damit wenigstens indirekt seinem eingangs selbst aufgestellten Postulat: „[...] mir liegt es fern, meine Landsleute zur öffentlichen Selbstkasteiung aufzurufen.“

364 Ebd., Unterstreichung im Original.

aller Schärfe gegen nationalistische Tendenzen der westlichen Sozialdemokraten wie der „Gruppe Dr. Schumachers“ zu wenden, die „auf höheren Wink“ die antisowjetische und chauvinistische Politik Hitlers „unter geänderten Vorzeichen“ „unmittelbar“ fortsetzen würden:

„Alle Anzeichen sprechen dafür, daß sie den Ehrgeiz haben, zum Vortrupp der rußlandfeindlichen Propaganda in Deutschland zu werden, denn ihr ganzes Wirken ist planmäßig auf die Schaffung einer neuen Kriegspsychose gegen die Sowjetunion gerichtet.“³⁶⁵

Der katastrophale Verlauf der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert könne nur eine Konsequenz haben:

„Wir müssen einen neuen Weg suchen, einen ganz neuen; einen Weg, der die Wiederkehr einer solchen Katastrophe ein für allemal unmöglich macht [...]. Dieser Weg besteht in der Errichtung einer solchen Staatsordnung, in der allen Mächten der Vergangenheit, die unsere Politik bisher in so verhängnisvoller Weise beherrschten, ein für allemal die Möglichkeit genommen wird, sich wieder in den Sattel zu setzen.“³⁶⁶

Schon die Gegenüberstellung von Schumacher-Zitaten mit der Programmatik Hitlers und Rosenbergs, die Girnus an dieser Stelle ebenfalls vornahm, zeigt, daß dazu in seinen Augen nicht zuletzt die westzonale Sozialdemokratie zählte. In gewissermaßen embryonaler Ausprägung weist der Kommentar jenes Stereotyp auf, das in den folgenden Jahren und Jahrzehnten den öffentlichen Umgang mit dem Thema in der DDR prägen sollte: Die Vorstellung, es sei der Westen, in dem die NS-Ideologie weiterlebe, während der Osten einen konsequenten historischen Neuanfang vorgenommen habe (hier noch in Form eines programmatischen Appells). Im Hinblick auf das Verhältnis zur Sowjetunion markiert der Beitrag dagegen eher einen Übergang: Einerseits fehlt es nicht an Ergebnisadressen gegenüber der Sowjetunion, andererseits steht noch die Vorstellung von einem eigenen, nationalen Sozialismus im Raum,³⁶⁷ wie u.a. der Hinweis auf Marx und Engels als „Erfinder“ des Kommunismus zeigt.³⁶⁸ Auf einer anderen Ebene illustriert er dagegen schon ganz die Zukunft: Seine eigentliche Aussage zielt auf die Profilierung einer sozialistischen Umgestaltung und die Abgrenzung vom Westen und von der Sozialdemokratie. Der Geschichte kommt dabei nur die Aufgabe zu, die Notwendigkeit dieser politischen Prioritäten scheinbar zwingend zu beglaubigen. Die Gegenwart hat bereits über die Vergangenheit gesiegt.

365 Ebd.

366 Ebd.

367 Anfang 1946 veröffentlichte Anton Ackermann im KPD-Organ „Einheit“ den programmatischen, die neue offizielle Parteilinie verkündenden Artikel „Gibt es einen besonderen deutschen Weg zum Sozialismus?“, in dem für einen national-spezifischen, friedlichen und von der Sowjetunion klar abgegrenzten Übergang zum Sozialismus votiert wurde. In der Folge der Zuspitzung des Kalten Krieges wurde diese Linie 1948 offiziell aufgegeben und als falsch verurteilt. Ackermann mußte eine Art Widerruf veröffentlichen; vgl. dazu im einzelnen Leonhard, *Die Revolution entläßt ihre Kinder*, S. 518ff., 576ff., 595f., 627ff. sowie Arnold Sywottek, *Revolutionäre Perspektiven des kommunistischen Widerstandes*, in: Jürgen Schmädke/Peter Steinbach (Hg.), *Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler*, München/Zürich³1994, S. 475–496, hier S. 488.

368 Auch erlaubt es sich Girnus an dieser Stelle noch, neben dem „Opportunismus der Sozialdemokraten“ den „Dogmatismus der Kommunisten“ als Fehler der Arbeiterbewegung anzuführen, beides Charakterisierungen, die im Hinblick auf seine eigene Rolle in der späteren DDR nicht ohne Ironie sind.

Zwar bildete die Auseinandersetzung mit dem „Unternehmen Barbarossa“ einen Schwerpunkt innerhalb der frühen Thematisierungen des Krieges, doch blieb die Berichterstattung im Radio nicht darauf beschränkt. Einen weiteren Anlaß boten die Jahrestage des Beginns des Zweiten, aber auch des Ersten Weltkrieges am 1. September bzw. 1. August³⁶⁹. Diese Beiträge vermitteln ein weniger homogenes Bild als diejenigen zum Überfall auf die Sowjetunion. So brachte der Rundfunk zum 1. August einen Leitartikel der KPD-eigenen „Deutschen Volkszeitung“³⁷⁰ aus der Feder des Partei-Theoretikers Anton Ackermann,³⁷¹ in dem dieser eine kommunistisch-materialistische Interpretation der Kriegsursachen beider Weltkriege verfocht:

„Dieselben Verbrecher, die unser Volk 1914 in den Krieg stürzten, sind auch an unserem heutigen Unglück schuld. Sie waren die Hintermänner und Auftraggeber Hitlers, die Finanzmagnaten und Industriekapitäne, die Krupp und Röchling, die Siemens und Donnersmark.“³⁷²

Diese Kräfte des „deutschen Imperialismus“, die „feudalen Junker, die reaktionären Militärs und die Herren der monopolistischen Konzerne hätten aus den verheerenden Niederlagen aller Angreifer Rußlands von den Ordensrittern über Napoleon, Wilhelm II. bis zu Hitler nichts gelernt und hegten bereits wieder „Pläne zur Vorbereitung eines neuen, dritten Weltkrieges“. Um zu erreichen, daß „unser Volk gesunden“ könne, müßten sie „als verheerender Krankheitsstoff aus dem Körper unseres Volkes ausgeschieden werden.“³⁷³

Solche orthodox-kommunistisch anmutenden Deutungen³⁷⁴ beherrschten auch andere Sendungen,³⁷⁵ aber nicht immer kamen sie so direkt und agitatorisch daher wie im Falle Ackermanns. Johannes R. Becher betonte in seinem Beitrag zum Jahrestag des Kriegsbeginns ebenfalls, daß es nicht reiche, „sich als Gegner Hitlers oder des Nationalsozialismus aufzuspielen“, sprach aber verschwommener davon, daß nun „das Reaktionäre“, ohne dessen finanzielle und anderweitige Unterstützung sich Hitler nicht habe an der Macht halten

369 Der 1. August 1914 war das Datum der Kriegserklärung Deutschlands an Rußland; vorangegangen war bereits die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien (28. Juli).

370 Vgl. zur „Deutschen Volkszeitung“, deren Aufbau in Ackermanns Händen gelegen hatte: Strunk, Zensur und Zensoren, S. 66ff.

371 Vgl. biographischer Anhang.

372 Sendemanuskript „Tribüne der Demokratie – August 1914“, Berliner Rundfunk, 1. August 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–07/0011.

373 Ebd.

374 Sie waren allerdings bei genauer Betrachtung durchaus mit jenem Kurs einer breiten Bündnispolitik vereinbar, wie er in der Folge der sogenannten „Brüsseler Konferenz“ (1935) auch von der deutschen KP propagiert worden war. Anton Ackermann hatte die Programmatik seinerzeit mit folgenden Worten umschrieben: „Die allgemein-demokratischen Aufgaben so weitgehend lösen, daß die Vorrechte des Großkapitals praktisch beseitigt werden, das ist die Demokratie neuen Typs. Seht nach Spanien, da habt ihr diesen Typ vor euch.“; zitiert nach Sywottek, Revolutionäre Perspektiven des kommunistischen Widerstandes, S. 485; vgl. Kapitel 2.1.

375 Vgl. u.a. Sendemanuskript „Der Dank der Mütter“, Berliner Rundfunk, 1. September 1945, Autorin u. Redakteurin: Claire Jung; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0217 sowie Sendemanuskript „Zum Beginn des Zweiten Weltkrieges“, Berliner Rundfunk, 1. September 1945, Autor: Alfred Duchrow, Redakteur: Gundermann; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 203–01–06/0224.

können, „bereinigt“ werden müsse.³⁷⁶ Blieb Becher also schon hinsichtlich der gesellschaftlich-ökonomischen Zielvorstellungen spürbar unkonkreter, so berief er sich zusätzlich pathetisch auf die deutsche Klassik und namentlich Goethe, um eine „gute“ deutsche Tradition, an die es nun anzuknüpfen gelte, von der „Reaktion“ abzugrenzen, die in der Vergangenheit „immer wieder die Oberhand gewonnen“ habe:

„Leuchtende Vorbilder sind es, die uns aus der Vergangenheit unseres Volkes anrufen und den Schatz einer jahrzehntlang ungenutzten Wahrheit vor uns ausbreiten. Die deutsche Klassik, der deutsche Humanismus werden in der Auferstehung unseres Volkes auch ihre Auferstehung feiern. Goethe vor allem, dieser große Menschheitserzieher zur Wahrheit, wird zu einem lebendigen Teil unseres Wesens werden; wäre sein Erbe lebendig gewesen in unserem Volke, hätten Millionen und Aberdutzendmillionen Deutsche der Hitlerbarbarei niemals Gefolgschaft leisten können.“³⁷⁷

Geschickt wurden hier sozialistisch inspirierte Vergangenheitsanalysen und Zielvorstellungen in eher allgemeine Formulierungen gekleidet, die weite Interpretationsspielräume ließen. Zudem schien aus solchen Zeilen ein ungebrochenes nationales Selbstbewußtsein zu sprechen. Mit dem Rekurs auf Goethe und die deutsche Klassik knüpfte Becher an ein national konnotiertes Identifikationsangebot an, das sich seinerzeit, zumal in bürgerlich-konservativen Kreisen, allgemeiner Konjunktur erfreute.³⁷⁸ Wie schon im Falle von Ackermanns „volksgemeinschaftlicher“ Krankheits-Metaphorik, frappiert auch hier die Nähe zur NS-Terminologie, etwa wenn Becher den „Geist eines neuen Willens“ der Deutschen beschwor, sich dem „Bau eines neuen freiheitlichen Reiches“ zu „weihen“, das sich dereinst „auf der Lichtseite unserer Geschichte“ „erheben“ werde. Seine Ausführungen gipfelten in quasi-religiösen Bekenntnissen: „Deutschlands Auferstehung ist uns Gewißheit“ und „Auf unserer Seite steht die Wahrheit“.³⁷⁹ Die Nähe zu jenen Formulierungen und Bildern, mit denen sich die nationalsozialistische „Bewegung“ seinerzeit programmatisch von der ver-

376 Sendemanuskript „Deutsches Bekenntnis“, Berliner Rundfunk, 31. August 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0556.

377 Ebd.

378 Die Beschwörung der deutschen Klassik und des Humanismus als Fixpunkte einer vermeintlich ahistorischen normativen Orientierung war ein allgemeines Phänomen des bürgerlich-hochkulturellen Diskurses in der unmittelbaren Nachkriegszeit; darin spiegelten sich nicht zuletzt idealtypisch ältere nationale Vorstellungen einer Polarität von Kultur und Politik. Friedrich Meinecke hat dieser Haltung in seiner Schrift „Die deutsche Katastrophe“ (1946) wie kein zweiter Ausdruck verliehen, indem er die Einrichtung von „Goethegemeinden“ „in jeder deutschen Stadt“ empfahl, die „die lebendigsten Zeugnisse des großen deutschen Geistes“ pflegen (und quasi zur Ersatz-Religion erheben) sollten, um „in allem Unglück unseres Vaterlandes und inmitten der Zerstörung etwas Unzerstörbares, einen *charakter indelebilis*“ zu spüren; zit. nach Hermann Glaser, Die Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 1: Zwischen Kapitulation und Währungsreform 1945–1948, Frankfurt a. M. 21990, S. 101f.; geflissentlich wurde dabei übersehen, daß auch der Nationalsozialismus sich stets gern mit dem deutschen Klassiker-Erbe geschmückt hatte und von einem „zivilisatorischen Bruch“ in dieser Beziehung keinerlei Rede sein konnte; vgl. Jan Berg, Drama und Theater, in: Ludwig Fischer (Hg.), Literatur der Bundesrepublik Deutschland bis 1967, München 1986 (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, 10), S. 493–524, hier: S. 508–511. Zum Verhältnis deutscher Eliten zu Humanismus und Nation vgl. Norbert Elias, Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1992, S. 161–222.

379 Sendemanuskript „Deutsches Bekenntnis“, 31. August 1945 (wie Anm. 376).

haßten „Systemzeit“ der Republik abzugrenzen versuchte,³⁸⁰ ist offenkundig. In der Verbindung von vager sozialistischer Programmatik mit nationalem Pathos kann gleichwohl der Versuch gesehen werden, vor allem bürgerliche Schichten für einen politischen Neuanfang unter sowjetischer Ägide zu gewinnen.

Auf andere Art galt dies auch für einen Vortrag, der unter dem Titel „Erinnerungen eines Stalingradkämpfers“ anlässlich des dritten Jahrestages der sowjetischen Offensive bei Stalingrad (11. Januar 1943) im Rundfunk gehalten wurde.³⁸¹ Der Autor Bernhard Bechler hatte eine steile Karriere als Berufsoffizier bei der Wehrmacht hinter sich und war 1943 als Major und Bataillonskommandeur bei Stalingrad in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten. Dort schloß er sich dem „Nationalkomitee Freies Deutschland“ (NKFD) an und wurde Vorstandsmitglied des „Bundes Deutscher Offiziere“ (BdO). Eine zweite Karriere in der DDR (u.a. Innenminister des Landes Brandenburg und General-Major der NVA) sollte folgen.³⁸²

Bechler hob die Bedeutung Stalingrads als Wendepunkt des Krieges heraus, und zwar nicht nur im militärgeschichtlichen, sondern auch im persönlichen Sinne: Stalingrad sei „zur politischen Umkehr ungezählter Deutscher aus allen Schichten und Klassen“ geworden. In Form eines persönlichen Erlebnisberichtes wurde der Untergang der 6. Armee in eindringlichen Bildern geschildert. Die Dramaturgie der Ereignisse, in deren Verlauf die Lage der eingekesselten Soldaten immer aussichtsloser wurde und immer mehr Deutsche ums Leben kamen, wurde mit den Stufen eines persönlichen, sukzessiven Erkenntnisprozesses verbunden: Anfangs habe er noch „an einen Entsatz“ geglaubt und „diese Hoffnung auf die Soldaten meines Bataillons übertragen“. Auch als sich diese Hoffnung zerschlug, habe er es zunächst für „unehrenhaft“ gehalten, zu kapitulieren. Nach dem „Generalangriff der Roten Armee“ habe er „entsetzliche Bilder [...] von verwundeten, halb erfrorenen, um Hilfe flehenden, verzweifelten Kameraden“ gesehen, angesichts derer ihm erstmals Zweifel gekommen seien: „Was willst Du in Stalingrad? Was willst Du 2 000 km von der Heimat entfernt? [...] Liegt hier Deutschland, hier an der Wolga?“. Die „jahrelange einseitige Propaganda, die traditionsgebundene Erziehung“ hätten ihn jedoch gehindert, Konsequenzen zu ziehen. Noch mit den „schwache[n] Teile[n]“ seines Bataillons, die in „grauenvoller, menschenunwürdiger Verfassung“ gewesen seien, habe er versucht, am Westrand Stalingrads zu kämpfen. Erst als sich sein Adjutant erschöß, sei ihm „blitzartig“ der Gedanke gekommen: „Ganz Deutschland wird so zugrunde gehen, wie wir hier in Stalingrad. Du mußt leben für Deutschland – für ein neues Deutschland“.³⁸³ In der Gefangenschaft sei ihm klar geworden, daß „Hitler uns betrogen und verraten hatte“. Das „Vermächtnis der Toten von Stalingrad“ zu erfüllen, bedeute, nun für „ein völlig neues Deutschland“ zu kämpfen und den „preu-

380 Vgl. dazu Berg, *Drama und Theater*, S. 506.

381 Sendemanuskript „Erinnerungen eines Stalingradkämpfers“, Berliner Rundfunk, 11. Januar 1946, Autor: Bernhard Bechler (1. Vizepräsident der Provinzialhauptverwaltung Mark Brandenburg). Redakteur: Ullrich Brurein; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202-00-06/0528.

382 Vgl. zu Bechler: Barth u.a. (Hg.), *Wer war Wer?*, S. 47; Rosemarie Papadopoulos-Kilius, „Es gibt zwei Deutschlands...“ Im Gespräch mit Zeugen und Zeitgenossen des NKFD: Willi Belz – Bernt von Künigelgen – Bernhard Bechler, in: Gerd R. Überschar (Hg.), *Das Nationalkomitee „Freies Deutschland“ und der Bund Deutscher Offiziere*, Frankfurt a. M. 1995, S. 201–218, hier: S. 213–218; ferner Magret Bechler, *Warten auf Antwort*, München 1978.

383 Bechler nahm damit exakt jene Transformation der konkreten Situation bei Stalingrad auf das gesamte deutsche Reich vor, auf die sich der Mythos „Stalingrad“ nach 1945 gründen sollte; vgl. Kapitel 3.2.2.2.

Bisch-deutschen Militarismus und den Faschismus [...] diese Geiseln [sic!] der Menschheit [...] auszurotten.“³⁸⁴

Bechlers Bekenntnis seiner „Wandlung“ entsprach idealtypisch dem Schema einer NKFD-Karriere, die er ja auch tatsächlich absolviert hatte. Gleichwohl kann es als bemerkenswertes Dokument dafür gelten, wie der Übergang von einer in eine andere Wirklichkeitsordnung vollzogen werden konnte. Als „Vermittlungsinstanz“ fungierten die deutschen Opfer³⁸⁵, die im nachhinein nicht mehr gerechtfertigt schienen. Die Loslösung vom Nationalsozialismus wurde primär mit den Opfern begründet, obwohl Bechler selbst andeutete, daß der eigentliche Umschwung auch bei ihm erst während der Kriegsgefangenschaft (und damit retrospektiv) gekommen sei.³⁸⁶ Die Verbindung der Dramaturgie der militärischen Niederlage mit dem sukzessiven Erkenntnisprozeß machte letzteren nachvollziehbar, indem nämlich dessen Stufen jeweils durch die Eskalation der Kriegereignisse motiviert erschienen.

Die nationale Komponente des Weltbildes blieb dabei intakt: Der „Mord an deutschen Menschen“, für den die nationalsozialistische Führung verantwortlich gemacht wurde, rechtfertigte den Akt der Konversion, ebenso wie der drohende nationale Untergang, für den Stalingrad zu einem Menetekel wurde. Was nach den Maßstäben der „alten“ Ordnung als „Verrat“ galt, wurde so zum Ausdruck des „wahren“ nationalen Interesses.

Trotz des zentralen Stellenwertes, den nationale Aspekte und namentlich die deutschen Toten in diesem Rahmen einnahmen, wird ein solcher Bekenntniswechsel im Nachkriegsdeutschland kaum auf große Sympathie gestoßen sein. Dem standen die verbreitete Wertschätzung überkommener Werte wie Pflichterfüllung, militärischer Gehorsam und nationale Ehre entgegen.³⁸⁷ Wenn der Autor für sich in Anspruch nahm, exklusiv das Vermächtnis der Toten von Stalingrad zu erfüllen, so kann dies als Versuch gewertet werden, seiner Argumentation mit Hilfe des national-religiösen Kultes um die deutschen Gefallenen eine „höhere“ Dimension zu geben und sie damit unangreifbar zu machen. Daß dies auf breiter Front gelungen sein könnte, scheint zweifelhaft: Obwohl das sowjetische Interesse hier nicht offen zutage trat und auch der Name des Nationalkomitees nicht fiel, sondern die Abkehr vom Nationalsozialismus und die nur vage angedeutete Parteinahme für den Sozialismus allein biographisch motiviert schienen, haftete der Makel des „Vaterlandsverrates“ in Deutschland wie Pech an den NKFD- und BdO-Mitgliedern.³⁸⁸

384 Vgl. Sendemanuskript „Erinnerungen eines Stalingradkämpfers“, 11. Januar 1946 (wie Anm. 384).

385 Deren Zahl Bechler im übrigen mit 300 000 erheblich zu hoch ansetzt; tatsächlich werden die deutschen Verluste bei Stalingrad auf 146' bis 150 000 Tote geschätzt. Etwa 90 000 Wehrmachtsangehörige gerieten in sowjetische Kriegsgefangenschaft, aus der jedoch nur ca. 5 000 nach Deutschland zurückkehrten.

386 Bechler kam zunächst in das Offizierslager Jelabuga und wurde später auf die Antifa-Schule nach Krasnogorsk delegiert, wo er auf seinen Einsatz als Frontbevollmächtigter des NKFD vorbereitet wurde. Vgl. zur politischen Arbeit unter den Kriegsgefangenen und zu den „Antifa-Schulen“: Jörg Morré, *Hinter den Kulissen des Nationalkomitees. Das Institut 99 in Moskau und die Deutschlandpolitik der UdSSR 1943–1946*, München 2001 (Schriftenreihe des Instituts für Zeitgeschichte, 82), S. 19ff., 117ff.

387 Vgl. hierzu Bodo Scheurig, *Verräter oder Patrioten. Das Nationalkomitee „Freies Deutschland“ und der Bund Deutscher Offiziere in der Sowjetunion 1943–1945*, Berlin/Frankfurt a. M. 1993.

388 Die Kontroversen um die Beurteilung von NKFD und BdO, in denen sich die antagonistische Logik des Kalten Krieges spiegelt, ziehen sich bis (fast) in die Gegenwart; vgl. Peter Steinbach, *Zwischen Verrat und Widerstand: Der Streit um NKFD und BdO bei der Präsentation der Gedenkstätte Deutscher Wi-*

Daneben gab es gelegentlich Beiträge, die ganz ohne sozialistische Programmatik auskamen, und in denen die Masse der Deutschen selbst als Hauptleidtragende des von Hitler angezettelten Krieges erschien. Das galt etwa für einen Vortrag über die Kriegswirtschaft, in dem die Einschränkungen für den Einzelnen durch die volkswirtschaftliche Ausrichtung der Kriegsproduktion beschrieben wurde: Die Mehrheit der Deutschen sei von den Nationalsozialisten während des Krieges ausgebeutet und unterdrückt worden.³⁸⁹ Dies war auch die Botschaft anlässlich des Jahrestages der letzten sowjetischen Offensive an der Weichsel im Januar 1945.³⁹⁰ Neben militärtaktischen Überlegungen wurde hier „die große Tragik, daß in dieser letzten Phase des Hitlerregimes [...] noch so viel kostbares deutsches Blut für die Henker des deutschen Volkes geopfert werden mußte“ beklagt, während „Millionen deutscher Frauen, Mütter und Greise“ „auf den Straßen herum [irrten], um der brennenden Kriegsflagge zu entgehen“ und das Oberkommando der Wehrmacht „dem gequälten deutschen Volkskörper“ die „allerletzten Reserven“ zu entlocken versucht habe. Es bleibe freilich ein Makel, daß die Deutschen die Chance verpaßt hätten, durch eine „innere Erhebung“ die „letzte Katastrophe“ zu vermeiden, und sich statt dessen *ad infinitum* für die „antideutschen Ziele der Nazimachthaber“ hätten „mißbrauchen“ lassen – sei es aus „Angst vor dem in jenen Tagen bis zum Exzeß gesteigerten Naziterror“ oder aus „unheilvolle[r] Passivität aller Deutschen“.³⁹¹ Betont wurden hier allein die deutschen Opfer, während der Redner den Nationalsozialismus als „antideutsch“ aus dem nationalen Traditionsbestand ausgrenzte. Eine Mitverantwortung der Bevölkerungsmehrheit blieb immerhin nicht ausgeschlossen.

In diesem letzten Punkt unterschied sich der Beitrag von einer Rede, die der LDPD-Vorsitzende Dr. Waldemar Koch einige Zeit zuvor anlässlich des Jahrestages des Kriegsbeginns gehalten hatte. Ganz explizit stellte er das Gedenken an die deutschen Toten in den Mittelpunkt. Offenbar in Unkenntnis der korrekten Opferzahlen³⁹² proklamierte er, daß Deutschland die meisten Kriegstoten zu beklagen habe und die Deutschen selbst das eigentliche Opfer des Nationalsozialismus seien. Verantwortlich sei eine „Klique“ von „undeutschen“ „Verbrechern“ wie „dem Österreicher Hitler, dem Levantiner Heß, dem Balten Rosenberg, dem Argentinier Dareé“, die die Deutschen „mit vorgehaltenem Revolver“ regiert

derstand als geschichtspolitisches Symptom, in: Ueberschär, Das Nationalkomitee „Freies Deutschland“, S. 15–28.

389 Sendemanuskript „Sechs Jahre Kriegswirtschaft“, Berliner Rundfunk, 3. September 1945, Autor: Dr. Otto Schliwinsky, Redakteur: Rudolf Mießner; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0210.

390 Sendemanuskript „Die Winteroffensive an der Weichsel“, Deutschlandsender, 13. Januar 1946, Autor: Werner Mussler; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0524.

391 Ebd.

392 Aus naheliegenden Gründen basieren alle Opferzahlen bis heute auf Schätzungen. Die Zahl der deutschen Kriegstoten wird auf etwa 4,2 Mio. geschätzt, hinzu kommen ca. 0,5 Mio. tote Zivilisten infolge des Luftkrieges und rund 2,3 Mio., die im Zuge der Vertreibungen aus den Ostgebieten ums Leben kamen; demgegenüber wird die Zahl der Toten nichtdeutscher Nationalität mit 17,2 Mio. Militärangehörigen und wenigstens 15,8 Mio. getöteten Zivilisten angegeben, wohlgemerkt ohne die Opfer rassistischer Verfolgungen, bei denen zusätzlich insgesamt rund 13 Mio. Menschen umgebracht worden sind; vgl. Hellmuth Auerbach, Opfer nationalsozialistischer Gewaltherrschaft und des Zweiten Weltkriegs, in: Benz, Legenden, Lügen, Vorurteile, S. 161–163.

hätten.³⁹³ Die militärische Niederlage lastete Koch im wesentlichen dem „Untermensch“ Hitler an, „der sich als den größten Feldherrn aller Zeiten feiern ließ, in Wirklichkeit aber nur ein Gefreiter war, ein arger Stümper, der nicht Maß und Ziel kannte“ und der sich selbst „wohlweislich der Kampflinie“ ferngehalten habe.³⁹⁴ Die Mehrheit der deutschen Bevölkerung traf seiner Auffassung nach dagegen keine Schuld: Schon die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler durch Hindenburg sei „gegen den Willen des größten Teiles des deutschen Volkes“ geschehen. Dem Soldaten habe die „Dienstpflicht, die ihn zwang, in Reih und Glied zu treten, ob er wollte oder nicht“, keine Wahl gelassen. Indem die Geschichte nur von ihrem katastrophalen Ende her betrachtet wurde, kam die Frage der vormaligen breiten Unterstützung der NS-Politik durch die Bevölkerung gar nicht erst auf.

Kochs Rede vereinigt zahlreiche Merkmale, die bürgerliche Diskurse über den Nationalsozialismus bis in die sechziger Jahre prägten:³⁹⁵ Die primäre Selbstwahrnehmung der Deutschen als Opfer des Nationalsozialismus, die mit der Ausblendung der ideologisch motivierten Massenmorde einherging; das Motiv einer „Überwältigung“ der Gesellschaft durch eine kleine Gruppe von Nazis; das Festhalten an traditionellen nationalen Werten, zu denen diese scheinbar im Gegensatz gestanden hätten; schließlich eine deutliche Distanzierung vom Nationalsozialismus, die viel weniger inhaltlich argumentierte, als sie an personale Eigenschaften der Elite des NS-Staates gebunden war.³⁹⁶ So problematisch Kochs Ausführungen auch waren – wie kaum ein Beitrag dürfte er in seiner ungebrochen nationalen Perspektive, seiner pauschalen Beförderung der Deutschen zu Opfern (und damit praktisch der Umkehrung der verbreiteten Schuldvorwürfe) die Stimmung in der Bevölkerung getroffen haben. So paradox es retrospektiv scheinen mag, dem zentralen Ziel, die Distanzierung vom vormaligen Regime voranzutreiben, konnte dieser Beitrag gerade wegen seiner apologetischen Tendenz mehr dienen als die verbreiteten Anklagen und Schuldvorwürfe, die – bei aller sachlichen Berechtigung – nur Distanz und Abwehr erzeugen konnten.

Die öffentliche Verbreitung solcher bürgerlicher Positionen wie derjenigen des Liberalen Koch verdankten sich, ebenso wie die Beiträge bürgerlicher Politiker zur Judenverfolgung,³⁹⁷ offenkundig der sogenannten „antifaschistisch-demokratischen“ Blockpolitik,³⁹⁸ die an die ältere Volksfront-Konzeption³⁹⁹ der Komintern anschloß. Im Rundfunk erfüllte besonders die Sendung „Tribüne der Demokratie“ die Funktion, Vertretern der zunächst vier zugelassenen Parteien die Gelegenheit zu geben, ihre Positionen öffentlich zu äußern. Das galt auch für Vertreter der KPD bzw. SED, denen ansonsten große Zurückhaltung auferlegt war, um den Eindruck kommunistischer Hegemonie zu vermeiden. Letztere herrschte frei-

393 Sendemanuskript „Zur Gedenkstunde zum Kriegsbeginn“, Berliner Rundfunk, 1. September 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0216.

394 Ebd.

395 Es versteht sich, daß dieser bürgerliche Diskursstrang in der SBZ/DDR später in der Öffentlichkeit unterdrückt war; in der bundesrepublikanischen Medienöffentlichkeit erlangte er dagegen spätestens in den fünfziger Jahren hegemoniale Bedeutung; vgl. u.a. Berghoff, *Zwischen Verdrängung und Aufarbeitung*; *Classen, Bilder der Vergangenheit*, bes. S. 164ff.

396 Ebd.

397 Vgl. in diesem Kapitel Abschnitt 2.1.2.

398 Vgl. hierzu auch pointiert Ulrich Mählert, *Die Instrumentalisierung des Antifaschismusbegriffes durch die KPD/SED*, in: *Geschichte-Erziehung-Politik (GEP)* 4 (1993), S. 441–452.

399 Vgl. hierzu Kapitel 2.1.

lich unterschwellig trotzdem, wie nicht nur an der großen Zahl redaktioneller Beiträge ablesbar ist, in denen entsprechende Positionen durchschimmerten.⁴⁰⁰ Die relative Offenheit stieß schnell an ihre Grenzen, wie die bürgerlichen Politiker bald spürten: In letzter Minute untersagten die Sowjets Vorträge ganz,⁴⁰¹ oder es mußte zäh um einzelne Formulierungen gerungen werden.⁴⁰² Die weitere Karriere Kochs, der 1948 aus der LDPD ausgeschlossen wurde, anschließend nach Westberlin ging und FDP-Mitglied wurde, illustriert exemplarisch die Grenzen der Blockpolitik.⁴⁰³

2.2.2 „Krieg“ in den Kultursendungen: deutsche Perspektiven

Blieb also im Bereich der politischen Wortsendungen die sowjetische Perspektive trotz einiger Ausnahmen und trotz Vermittlungsbemühungen durch Emigranten wie Becher insgesamt dominant, so war dies im Falle des „Kulturellen Wortes“ anders. Ab dem 28. Juni 1945 las Theodor Plivier alle zwei Tage aus seinem Roman „Stalingrad“.⁴⁰⁴ Obwohl das Werk im sowjetischen Exil entstanden ist, nimmt es dezidiert die Perspektive von Soldaten der deutschen 6. Armee ein.⁴⁰⁵ Weitgehend angelehnt an die realen Ereignisse schildert Plivier in realistischen und eindringlichen Bildern das Leiden der Deutschen, die trotz aller Anstrengungen immer mehr in die Defensive geraten und nach dem Willen ihrer politischen und militärischen Führung einen „Heldentod“ sterben sollen, anstatt sich zu ergeben. Die

400 Die Vorbehalte besonders altgedienter KPDler gegen die Volksfront-Politik hatten sich zwischenzeitlich keineswegs erledigt; die taktischen Feinheiten der Blockpolitik waren der eigenen, in der Illegalität verbliebenden Klientel nach dem gewonnenen Krieg offenbar schwer zu vermitteln; vgl. auch Sywotek, *Revolutionäre Perspektiven des kommunistischen Widerstandes*, S. 486.

401 Vgl. Wilfried Rogasch, *Ätherkrieg über Berlin. Der Rundfunk als Instrument politischer Propaganda im Kalten Krieg 1945–1961*, in: *Deutschland im Kalten Krieg 1945–1963. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums vom 28. August bis 24. November 1992 im Zeughaus Berlin*, Berlin 1992, S. 69–84, hier: S. 74ff.; Rogasch nennt hier die Fälle des CDU-Vorsitzenden Andreas Hermes und des nachmaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss, deren Manuskripte der sowjetischen Zensur zum Opfer gefallen seien.

402 Dazu äußerte Ullrich Brurein (1945 Leiter der Abteilung Intendanz beim Berliner Rundfunk) 1967: „Politische Schwierigkeiten gab es mit den [...] ersten Führern der Blockparteien wie Hermes, Schreiber, Jakob Kaiser, Ernst Lemmer, Külz [...]“; wenn es überhaupt gelungen sei, sie vor das Mikrofon zu bekommen, dann hätten „die Verhandlungen oft stundenlang“ gedauert; zitiert nach Fischer/Pietrzynski, „Hier spricht Berlin ...“, S. 60. Eine Äußerung, die in die gleiche Richtung deutet, ist auch vom damaligen Leiter der Redaktion „Tagesfragen“, Alfred Duchrow, überliefert, vgl. Rogasch, S. 76. Die Erinnerung von Intendant Hans Mahle aus den neunziger Jahren, die Parteien hätten in der Sendung „Tribüne der Demokratie“ „ohne jede Zensur ihre Meinung über den Äther geben können“, erscheint damit als wenig wahrscheinlich; zitiert nach Riedel, *Mit uns zieht die neue Zeit*, S. 27.

403 Vgl. zu Koch: Bernd-Rainer Barth u.a. (Hg.), *Wer war Wer in der DDR?. Ein biographisches Handbuch*, S. 389; zur Blockpolitik allgemein: Hermann Weber, *Geschichte der DDR*, München 1999, S. 83ff. sowie Siegfried Suckut, *Parteien in der SBZ/DDR 1945–1952*, Bonn 2000 passim.

404 Von den Lesungen, die zwischen dem 28. Juni u. 15. Juli stattfanden, sind lediglich die zweite (30.6.) und dritte Folge (2. Juni) im Manuskript erhalten: DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–09/0004 und B 202–00–09/0009; vgl. Deutsches Rundfunkarchiv (Hg.), „Hier spricht Berlin ...“, *Zeittafel 1945*, S. 21f.

405 Anders als die meisten kommunistischen Emigranten hat Plivier sich damit eine persönliche Sicht auf den Krieg gestattet, die sich kaum an den sowjetischen Positionen orientierte; möglich war dies mittelfristig ohne Zweifel nur, weil er sich literarischer Formen bediente und sein Werk bereits 1945, also vor der zunehmenden Verengung und Kontrolle des Vergangheitsdiskurses erschien.

sowjetische Seite, politische Hintergründe und Kriegsursachen spielen in der Darstellung so gut wie keine Rolle. Vielmehr dominiert eine Sicht, in der das massenhafte Sterben der oft noch jugendlichen deutschen Soldaten beschrieben wird, das angesichts der ausweglosen militärischen Lage nicht heroisch, sondern nur sinnlos und tragisch erscheint.

Auch Pliviers Werk ist keineswegs frei von moralischem Pathos und enthält durchaus eine kritische Wendung gegen die deutsche Politik. Doch die Distanzierung vom Nationalsozialismus ist hier in erster Linie über die deutschen Opfer motiviert, Schuld und Verantwortung scheinen vor allem eine gewissenlose und bisweilen wahnsinnige politische Führung zu treffen.⁴⁰⁶ Gemessen an der primär pazifistischen Botschaft, also einer von den politischen Umständen abstrahierenden Verurteilung der Grausamkeit und Sinnlosigkeit des allgegenwärtigen Sterbens und Leidens, das durch den Krieg verursacht wird, wirkt die politische Aussage zudem eher nachgeordnet.

Somit transportierten die Lesungen von „Stalingrad“ zwar durchaus die Notwendigkeit, sich von den politisch Verantwortlichen für den Krieg zu distanzieren – und damit eine der zentralen Botschaften, an denen der Besatzungsmacht lag. Doch zugleich entsprach Plivier damit ganz dem Empfinden der deutschen Bevölkerungsmehrheit, Opfer des Krieges als eines unkontrollierbaren, scheinbar schicksalhaften Prozesses zu sein. Die 6. Armee erschien nicht als Aggressor, sondern als Opfer: Als Opfer der unwirtlichen, winterlichen Natur, als Opfer ihrer unfähigen und verantwortungslosen Führung und eines Krieges, der sich in seinen inhumanen Sachzwängen und Eigenlogiken längst verselbständigt zu haben schien.⁴⁰⁷ Nicht selten finden sich Anverwandlungen eines deterministischen und fatalistischen Geschichtsverständnisses, indem das Geschehen als „Verhängnis“, als Ausdruck einer unaufhaltsamen Tragödie beschrieben wird, deren Ursachen – wenn überhaupt – nur in pathologischen Kategorien wie „Wahnsinn“ faßbar scheinen.⁴⁰⁸ Der später auch in der Buchform sehr erfolgreiche Roman⁴⁰⁹ war somit kompatibel mit dem verbreiteten Gefühl in Deutschland, Hauptleidtragende des Krieges mit seinen destruktiven Konsequenzen zu sein,

406 „[Der] Priester fragt nicht den Einen und fragt nicht den Anderen nach seiner Schuld, nein, er fordert niemand dazu auf, er wollte von keinem eine Beichte hören, und was hätte Kalbach, was hätte der junge Hauptmann v. Ulwitz, was hätte der bleiche Knabe [...], was hätte das hingestreckte einsame Opfer beichten können. [...] keiner auf dem Weg von der Rososka-Schlucht nach Pitomnik und von Pitomnik weiter nach Stalingrad, [sic!] büßte nur die eigene Schuld. Opfer, das Opfer sühnt für alle.“; 2. Lesung vom 30. Juni 1945, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202-00-09/0004.

407 In einer Lesung Pliviers aus Feldpostbriefen zu Weihnachten 1945 betonte er anhand authentischer Briefe die Inhumanität und Ausplünderungsmentalität deutscher Wehrmachtssoldaten in der Ukraine, ohne zugleich deren Leiden ganz auszublenden; Plivier versuchte dabei durch genaue Nennung von Namen, Adressen und Feldpostnummern potentiellen Kritikern den Wind aus den Segeln zu nehmen, indem er im wesentlichen aus Originalbriefen zitierte und die Authentizität seiner Quellen betonte; vgl. Sendemanuskript „Kein Weihnachtsmärchen“, Berliner Rundfunk, 25. Dezember 1945 (Übernahme einer Ursendung des Senders Weimar); DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202-00-06/0331.

408 Vgl. hierzu auch Friedhelm Kröll, Anverwandlungen der ‚Klassischen Moderne‘, in: Fischer, Literatur in der Bundesrepublik Deutschland, S. 244–262, hier: S. 244f.

409 Bereits 1946 erreichte Pliviers Roman eine Auflagenhöhe von 120 000 Exemplaren; vgl. Finker, Integration, S. 41.

ohne daß dabei die Frage der politischen und gesellschaftlichen Verantwortung in den Blick geriet.⁴¹⁰

Mit seiner angesichts der übermächtigen Kriegsfolgen wohl populären pazifistischen Tendenz stand Plivier im Berliner Rundfunk nicht allein. Eine ähnliche Grundstimmung hatte, wenn auch formal ganz anders gestaltet, eine literarische Hörfolge, die anlässlich des sechsten Jahrestages des Kriegsausbruchs am 1. September 1945 ausgestrahlt wurde.⁴¹¹ In dieser, im Abspann treffend als „Anti-Krieg-Sendung“ titulierten Kompilation wurden Prosa-Texte und Lyrik von Victor Hugo, Arthur Holitscher, Ernst Glaeser und Hermann Hesse verlesen. Den Höhepunkt und Abschluß bildete eine Hörszene, die der damalige Abteilungsleiter „Künstlerisches Wort“, Karl Block,⁴¹² nach Walter Hasenclevers Tragödie „Antigone“ gestaltet hatte.

Ausnahmslos handelte es sich dabei um Texte, die in Reaktion auf den Ersten Weltkrieg entstanden waren. Während Holitschers Text sich kritisch mit der Haltung von Intellektuellen während des Ersten Weltkrieges auseinandersetzte, beschworen die Worte Hugos und Hesses globale Friedensvisionen. Hasenclevers „Antigone“ lehnt sich, wie der Titel bereits vermuten läßt, an die trojanische Sage des Sophokles an. Noch während des Krieges 1916 in einer psychiatrischen Klinik geschrieben, in die der Autor sich nach seinem Fronteinsatz begeben mußte, stellt das Stück eine – mit Rücksicht auf die Zensur parabelhaft verschlüsselte – Anklage gegen Krieg und Gewaltherrschaft dar.⁴¹³

Das bereits im Original stark expressionistisch-mystische Stück erfuhr in der Rundfunkbearbeitung durch Block eine weitere Abstraktion und Verdichtung. So eliminierte letzterer alle Verweise auf die griechische Mythologie und ordnete die expressionistischen Dialoge nicht mehr den Sagenfiguren zu, sondern den antagonistischen Prinzipien „Leben“ und „Macht“, sowie der „richtenden Zeit“, also einer Art unhintergehbaren Gerechtigkeit. Im Ergebnis entstand so eine apokalyptische Vision der Zerstörung und des Todes:

„Die Flammen des ungeheuren Brandes
Haben die Stadt in Schutt gelegt
Türme schmelzen vor Glut
Wälder stehen in Flammen
Graue Dämpfe dunsten
Viele sind in der Asche verkohlt.
Wir sind ärmer als Ratten
Wir sind verzehrt
Wir sind schwach

410 Dieser Aspekt war m.E. für den Erfolg des Romans wichtiger als die Tatsache, daß „Stalingrad“ schon seinerzeit zum Mythos geworden war, eine Tatsache mit der Kröll in erster Linie den „merkwürdigen“ Erfolg eines Exilwerkes aus der Feder eines sozialistisch orientierten Autors der „Neuen Sachlichkeit“ erklärt; vgl. Kröll, *Anverwandlungen*, S. 244f.

411 Sendemanuskript „Kriegsbeginn“, Berliner Rundfunk, 1. September 1945, Spielleitung: Dr. Karl Block, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–09/0019.

412 Vgl. biographischer Anhang.

413 Vgl. Walter Jens (Hg.), *Kindlers Neues Literatur-Lexikon*, Bd. 7, S. 361; der in der Zwischenkriegszeit in Deutschland prominente Autor Walter Hasenclever mußte 1933 emigrieren und kam 1940 im französischen Internierungslager „Les Milles“ ums Leben.

Eine Herde Menschen brechen wir auf
Vor Gottes Antlitz und klagen an
Ihr habt uns bestohlen
Ihr habt uns mißhandelt
Ihr habt uns geschändet“⁴¹⁴

Zwar kann man vermuten, daß manche Hörer mit solch expressionistischen Formen Probleme hatten, aber inhaltlich trafen die Verse die deutsche Befindlichkeit nach dem Zusammenbruch durchaus: Nicht nur, daß die eigene Situation von vielen als Katastrophe wahrhaft apokalyptischen Ausmaßes empfunden wurde, auch wurde hier die Verantwortung für alles Elend allein einer anonymen „Macht“ zugeschrieben, hinter der die Figur eines allmächtigen, seine Untergebenen grausam unterdrückenden Tyrannen (bei Sophokles und Hasenclever die Figur des trojanischen Königs Kreon) gleichwohl erkennbar blieb; Assoziationen zu Hitler lagen nahe. Dem Gefühl, ohne eigenes Zutun oder gar Verschulden Opfer eines übermächtigen, unkontrollierbaren und letztlich auch unerklärlichen Schicksals geworden zu sein, entsprach der expressionistische Mystizismus Hasenclevers außerdem. Nicht umsonst erlebten mythisch gesteigerte Parabeln, die sich nicht selten expressionistischer Stilmittel bedienten, in der Nachkriegszeit und während der frühen fünfziger Jahre in der Bundesrepublik eine gewisse Blüte.⁴¹⁵ „Antigone“ und Pliviers „Stalingrad“ teilten also nicht nur den pazifistischen Tenor; auch in der Aktualisierung des letztlich metaphysischen Motivs der schicksalhaften „Überwältigung“ durch eine destruktive Macht, der sich scheinbar niemand entziehen konnte, sind sich die beiden Stücke näher, als man es angesichts der formalen Gegensätze zwischen den expressionistisch-lyrischen Passagen einerseits und dem Neo-Realismus andererseits zunächst vermuten würde.

Exkurs: Ein Hörspiel – „Befehl ist ausgeführt“

Zum Abschluß der Lesungen aus Pliviers noch unveröffentlichtem Stalingrad-Roman sendete der Berliner Rundfunk als erstes Hörspiel nach dem Krieg überhaupt eine gestaltete zwölfminütige Szene aus dem Werk, die – eine große Ausnahme für diese Zeit – als Tondokument erhalten geblieben ist.⁴¹⁶ Die Szene spielt auf dem Büro einer Bataillonskommandantur nahe Stalingrad. Ein Hauptmann bittet telefonisch aus dem Feld darum, seine unhaltbare Stellung zurückverlegen zu dürfen. Dem kommandierenden General ist die militärische Sinnlosigkeit des Haltebefehls bewußt, doch die übergeordnete Dienststelle verweigert unter Hinweis auf einen gegenläufigen Befehl der Obersten Heeresleitung ihre Zustimmung. Der General bleibt loyal und befiehlt wider besseren Wissens die Stellung zu halten, bis sie schließlich überrannt und die Gruppe aufgerieben wird. Darüber kommt es zu einer Auseinandersetzung mit einem anderen General, dessen Bataillon bereits in vorangegangenen

414 Sendemanuskript „Kriegsbeginn“, 1. September 1945 (Wie Anm. 411).

415 Zu denken ist etwa an Autoren wie Hermann Kasack oder Günter Eich; vgl. Wilhelm Heinrich Pott, Die Philosophien der Nachkriegsliteratur, in: Fischer, Literatur in der Bundesrepublik, S. 263–298, besonders S. 270f.

416 Tondokument „Befehl ist ausgeführt“. Nach dem Roman „Stalingrad“ von Theodor Plivier, Berliner Rundfunk, 15. Juni 1945; DRA Potsdam, Schallarchiv, ANR 3000366000; vgl. auch: Das Hörspiel „Befehl ist ausgeführt“, in: Deutsche Volkszeitung, 18. Juni 1945.

Kämpfen vernichtet worden ist. Letzterer beschwört den Bataillonskommandanten, seine Vernunft und sein menschliches Gewissen über den militärischen Gehorsam zu stellen und damit das Leben seiner Leute zu retten.

Im Mittelpunkt steht der Disput zwischen den beiden Generälen. Während sich beide über die Praxisferne des pauschalen Durchhaltebefehls „Keinen Schritt zurück“ des OKH, „das 2 000 Kilometer entfernt von hier“ „die Linie festgelegt“ habe, einig sind, und sie den „Führer“ und das OKH dafür verantwortlich machen, daß nicht mehr militärische Erwägungen sondern politische Imperative das Vorgehen bestimmten, differieren sie angesichts der daraus zu ziehenden Konsequenzen: Während der eine auf der Notwendigkeit besteht, dennoch die Befehle einzuhalten und „ein Beispiel“ zu geben, führt ihm der andere in immer pathetischeren Worten die Sinnlosigkeit und Verantwortungslosigkeit seines Verhaltens vor Augen.

Ihre dramaturgische Zuspitzung erfährt die Auseinandersetzung durch die immer zweifelhafteren Meldungen des Hauptmanns, durch die der Disput der Generäle mehrfach unterbrochen wird, und die jeweils zur Verschärfung der Auseinandersetzung führen. Durch den Tod des Hauptmanns und seiner Gruppe bei gleichzeitigem Verlust der Stellung („Befehl ist ausgeführt“) wird die kritische Position gewissermaßen durch die Realität beglaubigt. Das Stück gipfelt in der Anklage:

„Sie haben in dieser Stunde keinen Kampfauftrag durchgeführt, Sie haben ein Todesurteil vollstreckt, General! Eine Armee – Und Generale, Henker der eigenen Armee! Henker der eigenen Armee!“⁴¹⁷

Hinsichtlich der akustischen Mittel ist das Stück eher zurückhaltend gestaltet. Abgesehen von der Untermalung durch mehr oder minder ferne Kriegsgeräusche trägt der Disput der Generäle streckenweise den Charakter eines Kammerstücks. Gleichwohl wirkt die akustische Inszenierung durchaus glaubwürdig: Gefechtslärm im Hintergrund und die Atmosphäre des Stabsquartiers mit Telefonaten, Meldungen etc. schaffen einen Rahmen für die Botschaft, der realistisch wirkt und zur Suggestion der Teilhabe des Hörers beiträgt. Die Form stützt also den Inhalt, und gemessen an den damaligen Produktionsbedingungen und Ansprüchen kann die ästhetische Inszenierung insgesamt als gelungen gelten.⁴¹⁸

Der hier artikulierte Konflikt zwischen den konkurrierenden Werten Gewissen und militärischem Gehorsam ist ein Grundmotiv der Auseinandersetzung mit dem Krieg in der Nachkriegszeit.⁴¹⁹ Man kann darin den Versuch sehen, eine Vermittlung zwischen den Zeitebenen der Vergangenheit und der Gegenwart vorzunehmen: Das Prinzip des militärischen Gehorsams steht dabei für eine Vergangenheit, in der der volle Einsatz für die deutschen Kriegsziele nur in Ausnahmefällen in Frage gestellt worden war, während „Gewissen“ für

417 Ebd.

418 Dies gilt allerdings nicht für die Schlußsequenz, in der das Gespräch mit wildem Kriegsgeschrei überblendet wird, um die Einnahme der Stellung durch die Russen zu illustrieren; nicht nur, daß die Geräuschkulisse etwa so klingt wie in früheren US-amerikanischen Western Indianerüberfälle vertont wurden (was Rückschlüsse auf fortbestehende anti-slawische Ressentiments zuläßt), damit wird auch das bisher eingehaltene Prinzip der Einheit von Ort und Zeit gebrochen, denn die Stabsquartiere befanden sich selbstverständlich nicht in Rufweite der Front.

419 Vgl. Classen, *Bilder der Vergangenheit*, S. 68; thematisch sehr ähnlich ist z.B. das (später als Fernsehspiel inszenierte) Hörspiel „Die Festung“ von Claus Hubalek; ein Abdruck dieses Hörspiels findet sich bei Hansjörg Schmitthenner, *Sechzehn deutsche Hörspiele*, München 1962.

das retrospektiv erworbene Wissen um die Vergeblichkeit des Einsatzes und seine ethische Fragwürdigkeit stand. Anders formuliert: Die Notwendigkeit, sich nun vom Nationalsozialismus zu distanzieren, wurde konstatiert, aber zugleich billigte man zu, daß dem seinerzeit vieles entgegenstand.

Charakteristischerweise wurden solche Konflikte⁴²⁰ stets im Kontext militärisch aussichtsloser Situationen angesiedelt, in denen es um das Leben oder Sterben von Deutschen ging, nie zu Beginn des Krieges, als die (ethisch ja nicht weniger fragwürdigen) Opfer mehrheitlich auf der Seite der Gegner zu verzeichnen waren. Damit wurde in der Vergangenheit ein *historisches Setting* geschaffen, in dem sich die inzwischen eingetretene Katastrophe bereits abzuzeichnen schien, so daß es dem Zuhörer nachträglich möglich wurde, sich auf die „richtige“ Seite der Kriegsgegner zu schlagen. Eine Distanzierung vom Nationalsozialismus, die tatsächlich seinerzeit meist unterblieben war, konnte nun – mit dem Wissen um den Ausgang der Sache – durch Identifikation mit dem Protagonisten scheinbar bereits in der Vergangenheit vollzogen werden. Anstatt die Hörer mit Schuldvorwürfen zu traktieren, suggerierte das Hörspiel seinen Hörern also, sie seien bereits in der Vergangenheit selbst zu der Erkenntnis gekommen, daß ein so geführter Krieg katastrophal enden werde.

Gelingen konnte dies freilich nur, weil das Empfinden, selbst zum Opfer geworden zu sein, durch die Darstellung unterstützt wurde. Die aus politischer Ignoranz geopfert Gruppe des Hauptmanns schien geradezu stellvertretend für das Schicksal der Deutschen insgesamt zu stehen – bis zur Besetzung Deutschlands durch russische „Horden“. Verantwortlich schien dafür in erster Linie die politische Führung, namentlich Hitler und eine ihm hörige Heeresleitung,⁴²¹ die die Verantwortlichen vor Ort daran gehindert hätten, einen „professionellen“, vermeintlich humaneren Krieg zu führen.⁴²² Immerhin wird bei Plivier die bedingungslose Unterordnung unter die Befehle einer schonungslosen Kritik unterzogen. Die Verantwortung wird damit zumindest auf Teile der mittleren Führungsebene der Wehrmacht ausgedehnt.

Einen teilweise ähnlichen Grundton weist das Hörspiel „Gefreiter Knaak macht nicht mehr mit“ auf, das im September 1945 als drittes Hörspiel in der neu geschaffenen Reihe

420 In der Realität erwies sich der nationalsozialistische Kriegs-Diskurs bis kurz vor dem Zusammenbruch als bemerkenswert geschlossen, wenn man von der Widerstandsbewegung des 20. Juli absieht. Offene Auseinandersetzungen zwischen ranghohen Militärs, wie sie hier inszeniert wurden, dürfte es kaum gegeben haben.

421 Vgl. dazu folgende Sequenz aus dem Hörspiel: General Vilshofen: „Das OKH, Das Führerhauptquartier bestimmt also.“/General Koennern: „Ja, das OKH hat die Linie festgelegt. Und Befehl: keinen Schritt zurück!“/Vilshofen: „Das OKH – 2 000 km entfernt von hier bestimmt.“/Koennern: „Ja...“/Vilshofen: „Der Führer führt jedes einzelne Regiment, führt jedes einzelne Bataillon, führt auch die Gruppe Döllwand!“

422 Eine pointierte Kritik an der Tendenz zur „Ehrenrettung“ der Wehrmacht und verbreiteten Neigungen, den Krieg vor allem im Hinblick auf seine Aussichtslosigkeit für die Deutschen und deren Opfer zu kritisieren sowie damit implizit zwischen „sinnlosen“ und legitimen Opfern zu unterscheiden, liefern, bezogen auf den westdeutschen Nachkriegsfilm, Wolfgang Becker/Norbert Schöll, In jenen Tagen ... Wie der deutsche Nachkriegsfilm die Vergangenheit bewältigte, Opladen 1995, S. 84ff.

„Das politische Hörspiel der Woche“ zur Sendung kam.⁴²³ Thema ist in diesem Falle der Endkampf um Berlin. Ein Gefreiter (Knaak) in der Schreibstube eines Bataillonskommandeurs kommentiert mit frecher „Berliner Schnauze“ die Versuche seiner Vorgesetzten, in letzter Sekunde das Blatt zu wenden und Desertionen und den Verfall der Truppenmoral mit aller Gewalt zu verhindern. Hier obsiegt der „gesunde Menschenverstand“ des „kleinen Mannes“ über die angesichts der militärischen Lage längst absurd gewordenen Verteidigungsversuche der militärischen Führung. Der „kleine Mann“, so die wenig subtile Botschaft, sei anders als die hohen Militärs und die Politik sauber geblieben und habe im Gegensatz zu diesen die richtigen Werte und Maßstäbe nicht verloren.⁴²⁴ Freilich wirkt das allzu einfache „Oben-Unten-Schema“, in dem der Gefreite selbst einem Major gegenüber zur Desertion aufruft, kaum glaubwürdig. Hölzerne Dialoge und eine mißlungene Dramaturgie dürften einer positiven Aufnahme durch das Publikum zusätzlich im Wege gestanden haben. Immerhin leistete auch dieses Hörspiel der verbreiteten Tendenz Vorschub, die Verantwortung für das aktuelle Desaster allein den Eliten anzulasten.

Insgesamt artikulierten sich die deutschen Befindlichkeiten in den künstlerisch-literarischen Sendungen sehr viel deutlicher als in den politisch-publizistischen Wortbeiträgen. In den letztgenannten blieb die sowjetische Sicht – mit Ausnahme der Beiträge einiger Blockpolitiker – immer dominant. Politische Aufklärung verband sich dort mit heroischen Hymnen auf die Rote Armee und die Sowjetunion, während von den Deutschen Einsicht in ihre Schuld, in die eigene Verantwortung für ihre desolate Lage und die Anerkennung der sowjetischen Herrschaft erwartet wurde.

Offensichtlich fiel es in den literarischen Sendungen leichter, eine solche, sowjetische Perspektive abzuwehren: Zwar einte auch diese Sendungen eine entschiedene Ablehnung des Nationalsozialismus, dem der Krieg und seine Folgen angelastet wurden. Aber viel eher als in den politischen Wortbeiträgen boten sich hier Anknüpfungsmöglichkeiten an lebensweltliche Erfahrungen und traditionelle Sichtweisen der Deutschen: Ein politisch diffuser Pazifismus, der Rekurs auf scheinbar unbelastete deutsche Traditionen, Stereotypen der „Überwältigung“ durch ein mythisches Schicksal oder gewaltsame Unterdrückung, schließlich die Vergewisserung, daß man sich selbst im Gegensatz zu den politischen und militärischen Eliten nichts vorzuwerfen habe – all dies ist rückwirkend betrachtet, gemessen an den tatsächlichen deutschen Verbrechen und der breiten Unterstützung, die der Nationalsozialismus aus der deutschen Gesellschaft erfahren hat, gewiß unangemessen oder doch wenigstens äußerst problematisch. In der damaligen Situation waren solche Sichtweisen allerdings gesellschaftlich funktional, weil sie mit den verbreiteten Gefühlen von Verlust, Herabsetzung und der depressiven Grundstimmung kompatibel waren und diese lediglich im Hinblick auf eine allgemeine Distanzierung vom Nationalsozialismus zu kanalisieren suchten, anstatt den Versuch zu machen, überkommene Deutungen frontal zu brechen und statt dessen einfach die sowjetische Sicht der Dinge zu dekretieren.

423 Sendemanuskript „Gefreiter Knaak macht nicht mehr mit“ – Hörspiel in 2 Akten, Berliner Rundfunk, 7. September 1945, Autor: Theo-Willy Wille, Redakteur: Rudolf Mießner; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202-00-06/0224.

424 Diese Tendenz einer Rehabilitierung des „anständigen“ deutschen Landsers zeichnete das Hörspiel keineswegs exklusiv aus; sie ist vielmehr typisch auch für die Behandlung des Krieges im bundesrepublikanischen Nachkriegsfilm; vgl. Becker/Schöll, In jenen Tagen ..., bes. S. 97ff.

Eines verband allerdings nahezu alle Beiträge, auch die literarischen: Der Krieg war praktisch gleichbedeutend mit dem Krieg gegen die Sowjetunion; alle anderen Kriegsschauplätze waren so gut wie bedeutungslos. Das entsprach natürlich zunächst der sowjetischen Perspektive, weil die deutsche Niederlage dadurch exklusiv zum Sieg der Roten Armee und zum Symbol der Überlegenheit des Kommunismus sowjetischer Prägung wurde. Der vor allem von sowjetischen Militärs propagierten Formel „militärischer Sieg gleich Überlegenheit der sowjetischen Gesellschaftsordnung“ konnten Hinweise auf die Westalliierten, die bekanntlich erheblichen Anteil an der deutschen Niederlage hatten, ohnehin nur schaden. Mit dem stets als „heimtückisch“ beschriebenen Angriff Deutschlands auf die Sowjetunion⁴²⁵ schien zudem die Besetzung Deutschlands gerechtfertigt. Aber auch aus deutscher Sicht lag die Fixierung auf den Osten nicht fern: Hier waren die meisten eigenen Opfer zu beklagen, und hier schien der Krieg verloren worden zu sein. Vor allem Stalingrad wurde bereits in den ersten Nachkriegsjahren zum Symbol für den deutschen Zusammenbruch insgesamt.⁴²⁶ Auch bürgerliche Kreise propagierten eine Distanzierung vom Nationalsozialismus oder jedenfalls von seiner Führung. Dazu eignete sich die Erinnerung an den verlustreichen Kampf im Osten allemal besser als diejenige an die lange Zeit stabile Westfront.

2.3 Widerstand: Die Beglaubigung des „antifaschistischen Konsenses“

Die Themen „Widerstand“ und „Verfolgung“ klar gegeneinander abzugrenzen, ist naturgemäß nicht ganz einfach. Häufig bedingte das eine das andere, und Widerstandshandlungen gab es unter anderem im Kontext von Verfolgungen, z.B. in den Konzentrationslagern. Dementsprechend groß ist die Überschneidung zwischen den beiden Themenfeldern: Fast die Hälfte der identifizierbaren Beiträge, in denen Widerstandshandlungen einen Schwerpunkt bildeten, beschäftigten sich auch mit Aspekten der Verfolgung, während Berührungen mit dem Themenfeld „Krieg“ eher selten waren.⁴²⁷ Allerdings sollte die starke diskursive Verflechtung von „Widerstand“ und „Verfolgung“ nicht als quasi „naturgegeben“ betrachtet werden; vielmehr scheint sie auch ein Indiz für eine Einebnung des Bedeutungsunterschiedes zu sein, deren Ursachen im folgenden genauer zu analysieren sind.

Insgesamt war die Thematisierung des Widerstandes im Rundfunk der ersten Nachkriegsjahre noch vergleichsweise gering ausgeprägt. Lediglich 30 Beiträge mit einem entsprechenden Schwerpunkt ließen sich für die Zeit zwischen 1945 und 1947 finden, das entspricht nur rund 6% aller Beiträge zum Nationalsozialismus aus dieser Zeit. Allerdings scheint die Konjunktur des Themas weniger schnelllebig gewesen zu sein als in den Bereichen „Verfolgung“ und „Krieg“: Diesmal entfielen 18 Beiträge auf das Jahr 1945, die restlichen zwölf auf die beiden folgenden Jahre. Stellt man die Überlieferungssituation in Rech-

425 Mit diesem Stereotyp wurde die taktische Ausrichtung der Bündnispolitik Stalins kaschiert, die allein an sowjetischen Interessen orientiert und insofern keineswegs konsequent „antifaschistisch“ ausgerichtet war; vgl. Kapitel 2.1.2.

426 Allerdings war Stalingrad als Symbol der „Kriegswende“ noch keineswegs so etabliert, wie dies später der Fall sein sollte. Seinerzeit wurden als Wendepunkte des Krieges neben Stalingrad (Januar 1943) auch noch die Schlacht um Moskau (Dezember 1941) oder das Scheitern der deutschen Offensive im Kursker Bogen (Juli 1943) genannt.

427 Allerdings spielt hier selbstverständlich die Auslegung des Widerstandsbegriffs eine zentrale Rolle.

nung, so kann man vermuten, daß Widerstandshandlungen in den ersten Nachkriegsjahren ziemlich gleichmäßig thematisiert worden sind.⁴²⁸

Formal wurde das Thema ganz überwiegend in referierenden Genres wie Vorträgen, Kommentaren und Porträts bzw. Nachrufen verhandelt, hinzu traten einige Berichte und Lesungen aus nachgelassenen Briefen. Fiktionale Auseinandersetzungen waren sehr selten, ebenso wie Interviews oder Reportagen. Eine „Widerstandsliteratur“, die es später in der DDR zu einiger Blüte bringen sollte, existierte noch nicht. Wenn es überhaupt konkrete Anlässe gab, sich diesen Fragen zu widmen, dann handelte es sich zumeist um Todes- oder Sterbetage einschlägiger Protagonisten.

Schon seinerzeit überwogen Auseinandersetzungen mit kommunistisch oder sozialistisch motiviertem Widerstand. Zugleich spielten aber christlicher und bürgerlicher Protest ebenfalls noch eine wichtige Rolle. Der „alltägliche“ Widerstand einzelner, oder auch nur die Resistenz der „kleinen Leute“ war ein typisches Motiv der unmittelbaren Nachkriegszeit, während Widerstandshandlungen in Konzentrationslagern meistens im Zusammenhang mit kommunistischen Organisationsformen zur Sprache kamen. Die Jugend als sozialer Träger und die Auflehnung ausländischer Gruppen gegen die Besatzungsherrschaft kamen nur vereinzelt zur Sprache. Relativ häufig wurde Widerstand schließlich als übergreifendes Phänomen angesprochen, d.h. jenseits konkreter Gruppen bzw. mit Nennung unterschiedlicher Akteure.

2.3.1 Gebremste Helden: Gedenken an den kommunistischen Widerstand

Bereits wenige Monate nach Kriegsende, Anfang September 1945, wurde in der SBZ erstmalig der „Tag der Opfer des Faschismus“ begangen, eine Einrichtung, die bis zum Zusammenbruch des Sozialismus eine feste Institution bleiben sollte. Diesen Anlaß kommentierte die Rundfunkredakteurin Claire Jung folgendermaßen: So wie nach dem Ersten Weltkrieg Denkmale für die „unbekannten Soldaten“ errichtet worden seien, so gelte es jetzt, „in uns allen, im ganzen deutschen Volk“ die Erinnerung an die „Opfer des Faschismus“ wachzuhalten:

„Wir müssen ihre Taten kennen und ihren Kampf, der auch für uns ausgefochten wurde gegen Gewalt und ewigen Rückschritt, damit die Freiheit sich für uns erschließen konnte.“⁴²⁹

Neben den ehemaligen Insassen der Konzentrationslager habe es „im Verborgenen“ mehr „Heldentum“ gegeben, „als man denken soll“. Exemplarisch wurden einige dieser „Helden“ vorgestellt, überwiegend kommunistische Widerstandskämpfer oder solche, die einschlägige Sympathien erkennen ließen. Ausnahmslos handelte es sich um Personen, die von den Nationalsozialisten hingerichtet worden waren.⁴³⁰ Zwar erschloß sich die Zugehörigkeit der

428 Gemessen an allen aus den jeweiligen Jahren aufgefundenen Beiträgen zum Thema Nationalsozialismus lag der Anteil 1945 und 1946 bei jeweils gut 6%; für 1947 ist die Datenbasis zu gering, um zuverlässige Aussagen treffen zu können.

429 Sendemanuskript „Unbekannte Kämpfer für die Menschlichkeit“, Berliner Rundfunk, 4. September 1945, Redakteurin: Claire Jung; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0632.

430 Namentlich genannt wurden in dem Beitrag der (oppositionelle) Kommunist Dr. Alexander Schwab, das zeitweilige KPD-Mitglied Johannes Graudenz, Harro Schulze-Boysen (einer der führenden Köpfe

Betreffenden zum kommunistischen Lager politisch vorgebildeten Hörern aus deren Biographie, aber offen ausgesprochen wurde sie nicht. Statt dessen mündete der Beitrag in eine Formel voller zeittypischen Pathos:

„Der Kampf, den diese unbekannt Helden gegen die mörderischen Mächte des Faschismus führten, erschloß uns eine freiere Welt und half uns, ein neues demokratisches Deutschland zu bauen.“⁴³¹

Der „uns“ daraus erwachsenden „Verpflichtung“ gelte es eingedenk zu bleiben. Der Beitrag müht sich erkennbar um die Legitimation des Gedenktages für die „Opfer des Faschismus“ und läßt so indirekt den seinerzeit verbreiteten Mangel an Empathie und Sympathie mit den Opfern und Widerstandskämpfern ahnen. Entsprechend der Ansatz hinsichtlich der zunächst kaum spezifizierten Träger des Widerstandes ganz der seinerzeit gültigen Parteilinie, die auf eine möglichst breite gesellschaftliche Distanzierung vom Nationalsozialismus unter Einschluß sozialdemokratischer und bürgerlicher Kräfte zielte, so stellte sich dies unterschwellig anders dar, nämlich als Widerstand von Kommunisten oder jedenfalls Sympathisanten dieser politischen Richtung.⁴³²

Obwohl die Autorin sich bemühte, den Eindruck politischer Neutralität zu vermitteln, blieb der Beitrag unterschwellig einem kommunistischen Deutungsmuster verpflichtet. Das ist nicht nur an der Privilegierung kommunistischer Widerstandskämpfer ablesbar, sondern auch an der impliziten Überschreibung des Opfer-Begriffs mit demjenigen des Kämpfers. Aus den „unbekannten“ „Opfern des Faschismus“ wurden „Kämpfer für die Menschlichkeit“, die gar „gegen Gewalt und ewigen Rückschritt“ gekämpft hätten. Vermutlich unbeußt schlug hier das kommunistische Selbstverständnis durch, das traditionell den „eigenen“ Kampf gegen das Regime privilegierte und Schwierigkeiten mit den von Moskau inspirierten taktischen Wendungen hatte.⁴³³ Immerhin wurde der Widerstand ziemlich direkt in den Dienst der gegenwärtigen (Besatzungs-)Politik gestellt, wenn die Leistung der Protagonisten als Beitrag zum Aufbau eines „freieren“ und „demokratischen Deutschland“ gewertet wurde. In Ansätzen ist hier zudem bereits jenes für den ostdeutschen Antifaschismus später so charakteristische Paradigma erkennbar, in dem klassische Helden-Stilisierungen mit einem traditionellen Opferkult verschmolzen, um so ein Leitbild mit quasi-sakralen Zügen zu bilden.

Sehr viel ausgeprägter präsentierte wenig später der Jugendfunk ein solches Leitbild, und zwar in Form einer Erinnerung anlässlich des ersten Todestages der ehemaligen kommunistischen Jugendfunktionärin Katja Niederkirchner, die 1944 im KZ Ravensbrück ermordet

der sogenannten „Roten Kapelle“) sowie der Schriftsteller Georg Schwarz und der wegen seiner „politischen Arbeit“ hingerichtete Alexander Westermeyer; vgl. zu einigen der Genannten: Steinbach/Tuchel, *Lexikon des Widerstandes*, S. 74, 165f., 177f., 181.

431 Sendemanuskript „Unbekannte Kämpfer für die Menschlichkeit“, 4. September 1945 (wie Anm. 429).

432 Allerdings umfaßte die Auswahl auch noch Vertreter von Positionen, die sich nicht in Übereinstimmung mit der seinerzeitigen KPD-Linie befanden und daher in späteren Zeiten keinen Platz mehr im offiziellen Gedächtnis der Partei hatten.

433 Vgl. zum Selbstverständnis und den taktischen Wendungen der Komintern und der KPD während der NS-Zeit Kapitel 2.1.2.

worden war.⁴³⁴ Unter der programmatischen Überschrift „Der Jugendfunk gedenkt heute, zum ersten Todestage, unserer Heldin, Katja Niederkirchner“ kombinierte der Autor persönliche Erinnerungen an die Zeit gemeinsamer Erlebnisse im kommunistischen Jugendverband (KJVD) mit Zitaten aus nachgelassenen Briefen aus der Haftzeit.⁴³⁵ Im Mittelpunkt stand die ungebrochene Haltung, die sich die junge Kommunistin unter den Bedingungen der Haft und im Angesicht ihrer drohenden Hinrichtung bewahrt habe. Auch unter diesen Bedingungen sei sie ihren Überzeugungen treu geblieben. Der über weite Strecken als persönliche Ansprache gehaltene Beitrag vermochte durchaus emotional anzurühren: Die Zeichnung der Protagonistin changierte zwischen jugendlicher Unschuld, weiblicher Schutzbedürftigkeit und emotionaler Wärme einerseits und heroischer Unbeugsamkeit andererseits. Zudem wurde durch die Auswahl und Ordnung der Briefzitate, die von der immer näher rückenden Exekution dominiert wurden, eine sich steigernde Dramaturgie und Spannung aufgebaut. Doch die mit dem Helden- und Märtyrer-Mythos verbundene Programmatik verpuffte: Sie mündete in einer Art „Staffelübergabe“ der inzwischen alt gewordenen Jugendfunktionäre an die folgende Generation, in der das Vermächtnis der Toten im Mittelpunkt stand, ohne daß dieses Vermächtnis inhaltlich definiert war:

„Es ist wahr, unsere Gesichter sind älter geworden: Arbeit und Kampf, Enttäuschung und Wissen um den Sieg unserer Sache, der gerechten Sache des Volkes, zeichnete sie. Doch unsere Augen sind hell und klar geblieben. Sie blicken auf euch, Jungen und Mädels, auf die Jugend Deutschlands. Katja und mit ihr tausend andere starben für euch! Seid ihrer würdig und enttäuscht sie nicht.“⁴³⁶

Der sich anschließende, programmatisch immerhin halbwegs deutliche Schlußsatz ist dagegen im Manuskript gestrichen:

„Vollendet ihren Kampf, macht ihn zum Sieg und Triumph [sic!] über Reaktion und alle Mächte der Finsternis.“⁴³⁷

Obwohl politisch informierten Hörern klarwerden konnte, daß Niederkirchner als kommunistische Funktionärin hingerichtet worden war,⁴³⁸ unterblieb jeglicher offener Hinweis darauf. Wo der Beitrag ein mehr oder minder deutliches Indiz enthielt, wurde es getilgt.⁴³⁹ Nirgendwo wurde der Organisationsname des KJVD oder eine Mitgliedschaft benannt, das Wort „kommunistisch“ kam nicht vor. Ein offenes Bekenntnis zum Widerstand der Partei war augenscheinlich unerwünscht, weil es die Taktik der „antifaschistisch-demokratischen“ Bündnispolitik hätte beschädigen können. Im vorliegenden Fall führte dies allerdings zu

434 Zur Biographie von Käte (genannt „Katja“) Niederkirchner vgl. Rebecca Hillauer: „Ich habe niemanden verraten.“ Die Widerstandskämpferin Käte Niederkirchner und ihre Nichte, in: Wiener Zeitung, 5. November 1999.

435 Sendemanuskript „Der Jugendfunk gedenkt heute, zum ersten Todestage, unserer Heldin, Katja Niederkirchner“, Berliner Rundfunk, 12. September 1945, Autor Hein Burchert; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202-00-03/0001.

436 Ebd.

437 Ebd.

438 Vgl. zum (recht bedeutenden) Beitrag des KJVD zum kommunistischen Widerstand Hermann Weber, Die KPD in der Illegalität, in: Löwenthal/von zur Mühlen, Widerstand und Verweigerung in Deutschland, S. 83–101, hier: S. 88.

439 So wurde z.B. aus dem Satz „Wenn du in der Funktionärssitzung des Jugendverbandes saßest, und wir überlegten, wie wir die Jugend in eine bessere Zukunft führen könnten“: „Wenn wir überlegten, wie wir die Jugend in eine bessere Zukunft führen könnten“; ebd.

einem paradoxen Ergebnis: Der stringent inszenierte Helden- und Märtyrer-Mythos mußte angesichts der fehlenden politisch-ideologischen Konnotation ins Leere laufen. Anders formuliert: gerade das, was den Mythos ausmacht, nämlich seine sinnstiftende, semiotisierende Funktion,⁴⁴⁰ war hier von der Inszenierung abgetrennt worden. Übrig blieb allenfalls der kaum näher bestimmte Appell, sich vom Nationalsozialismus zu distanzieren. Dieser Effekt war das Ergebnis von zwei unterschiedlichen, letztlich unvereinbaren Perspektiven auf die Vergangenheit: Der Autor, offenbar ebenfalls ehemaliger kommunistischer Jugendfunktionär, beschwor das Opfer als Märtyrerin für die kommunistische Überzeugung und die damit verbundene politische Vision, wohl auch, um sich selbst des Sinns dieses Opfers zu versichern. Politisch war dies aber seinerzeit nicht opportun: Das Ziel einer gesellschaftlichen Umgestaltung unter kommunistischen Vorzeichen stand für die Sowjetunion bis mindestens 1948 bekanntermaßen nicht auf der Tagesordnung.⁴⁴¹ Der Bruch zwischen den in Deutschland in der Illegalität verbliebenen Kommunisten, die sich nun der Bedeutung ihres opferreichen Kampfes versichern wollten, und einer an außenpolitischen Interessen aber auch an der Notwendigkeit einer pragmatischen Integrationspolitik in Deutschland orientierten Politik der Besatzungsmacht, wird hier noch sehr viel deutlicher als in dem zuerst vorgestellten Beitrag.

Der Gegensatz zwischen dem Anspruch der überlebenden Kommunisten, aus dem Kampf gegen den Nationalsozialismus und dessen Niederlage nun politisch eindeutige Konsequenzen zu ziehen, und den Interessen der Sowjetunion, die auf eine Stabilisierung und Absicherung der Besatzungsherrschaft zielten und gegenüber den Westalliierten darauf bedacht waren, den Eindruck einseitiger, pro-kommunistischer Einflußnahme zu vermeiden, bestimmte das Thema auch darüber hinaus. Wenn es um den Widerstand innerhalb der Konzentrationslager und speziell die illegalen Lager-Komitees ging, unterblieben im allgemeinen explizite Hinweise auf den kommunistischen Anteil. Zwar ließen einschlägige Erlebnisberichte der Überlebenden keine Zweifel daran aufkommen, daß sie für sich die führende Rolle im Widerstand beanspruchten, aber sie mußten dies in seltsam gewundenen, die kommunistische Dominanz verschleiern den Formulierungen tun: So hieß es etwa in einem Bericht „Die politisch geschultesten Antifaschisten“ hätten „der Masse des Lagers das politische Rüstzeug“ gegeben,⁴⁴² in einem Interview wurde mit spürbarem Stolz die „systematische politische Arbeit“ betont, die man trotz widriger Bedingungen und stets akuter Gefahr im Lager geleistet habe.⁴⁴³ Offen kämpferische Passagen, die sich auf die Gegenwart richteten, fielen der Zensur anheim.⁴⁴⁴

440 Vgl. Kapitel 1.3.

441 Zu der (für die folgenden Jahre) nach wie vor kontroversen Diskussion über die deutschlandpolitischen Ziele Stalins vgl. die Zusammenfassung der verschiedenen Positionen und Literatur bei Wolfrum, *Geschichtspolitik*, S. 380, Anm. 54 u. 57.

442 Sendemanuskript „Das Verbrechen des 11. Oktober 1944“, Berliner Rundfunk, 11. Oktober 1945, Autor: Karl Raddatz, Redakteur: Rudolf Mießner; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0243.

443 Sendemanuskript o.T. (Interview mit Marie Wiedmaier, ehem. Mitglied des Illegalen Lager-Komitees (ILK) des KZ Ravensbrück), Berliner Rundfunk, 16. November 1945, Redaktion für Tagesfragen; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0116.

444 So das (unfreiwillig komische) Zitat eines französischen Teilnehmers eines Verfolgten-Kongresses in Paris, mit dem Wilhelm Girnus einen Bericht über dieses Ereignis abschließen wollte: „Wenn es heute in der Welt noch Geister gibt, die keine freien Menschen werden wollen, dann werden wir sie ohne ihr

An zahlreichen Formulierungen kann man zudem indirekt die Vorbehalte gegenüber anderen Opfergruppen ablesen: Sei es, daß betont wurde, es seien auch politisch nicht-organisierte Häftlinge beteiligt worden, wenn sie „durch ihre Haltung unser Vertrauen erworben hatten“⁴⁴⁵ oder wenn darauf insistiert wurde, daß keineswegs alle politischen Häftlinge den Status eines „Opfer des Faschismus“ verdient hätten.⁴⁴⁶ Solche Formulierungen ehemals in Konzentrationslagern inhaftierter Kommunisten standen in deutlichem Gegensatz zu jener Formel von der „unerschütterliche[n] Verbundenheit der Antifaschisten aller Länder“,⁴⁴⁷ die das Interesse an einer breiten Bündnispolitik über Ländergrenzen und politische sowie weltanschauliche Gegensätze hinweg reflektierte. Gleichwohl setzte sich diese Formel, die den angestrebten „antifaschistisch-demokratischen“ Konsens in der gemeinsamen Erfahrung von Haft und Widerstandskampf zu verankern suchte, in der Öffentlichkeit immer mehr durch.⁴⁴⁸ Schon 1946 mußte sie nun auch bereits unmittelbar zur Durchsetzung konkreter politischer Ziele erhalten, namentlich zur Überwindung von Widerständen bei der Vereinigung von KPD und SPD zur Einheitspartei.⁴⁴⁹ Eine Spannung zum elitären Selbstverständnis vieler ehemaliger kommunistischer Widerständler blieb gleichwohl bestehen; das Unbehagen artikulierte sich allerdings bereits seinerzeit nicht öffentlich (oder jedenfalls nicht im Radio), sondern eher indirekt.⁴⁵⁰

In einem Falle allerdings fand sich auch eine offene Würdigung des kommunistischen Widerstandes, nämlich anläßlich der Erinnerung an den zwölften Jahrestag der Ermordung

Zutun befreien.“; vgl. Sendemanuskript „Kongreß in Paris“, Berliner Rundfunk, 6. Dezember 1946, Redakteur: Wilhelm Girnus; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–02/0015.

445 Sendemanuskript o.T. (Interview mit Marie Wiedmaier), 16. November 1945 (wie Anm. 443).

446 „Unter den Tausenden mit rotem Winkel waren viele, die nur mal gemeckert haben, [...] die ihrer moralischen Veranlagung nach eher den schwarzen Winkel des Asozialen oder den grünen Winkel der Berufsverbrecher hätten tragen müssen, aber rein zufällig wegen eines leichten politischen Deliktes ins Lager gekommen waren. Das sind natürlich keine Opfer des Faschismus.“; ebd.

447 Vgl. Sendemanuskript „Todesfahrt nach Golleschau“, Berliner Rundfunk, 2. September 1945, DRA Potsdam, Historisches Archiv, B 202-00-06/182.

448 Vgl. etwa die Äußerung des ehemaligen Revierkapos im KZ Buchenwald, nun Vizepräsident des Landes Thüringen, Ernst Busse auf der ersten Gedächtniskundgebung zur Befreiung von Buchenwald: „Ob der Eingesperrte französischer Jude, holländischer Jude oder Nichtjude war, ob er Deutscher, Russe, Tscheche, Franzose, Norweger, Engländer, Amerikaner [war] – er konnte sein, was er wollte, Lehrer oder Arbeiter oder Straßenkehrer oder Kaufmann oder Pfarrer oder Professor, das spielte keine Rolle.“; vgl. Transkript „Gedächtniskundgebung zur Befreiung des KZ Buchenwald“, 11. April 1946, DRA Potsdam, Schallarchiv, Dok 969; ironischerweise sollten Busse seine Verstrickungen in die ganz anders gelagerte Realität des Lagers nur wenige Jahre später während der stalinistischen Säuberungen zum Verhängnis werden: Er kam 1952 in einem sibirischen Arbeitslager ums Leben; vgl. zum Fall: Lutz Niethammer (Hg.), *Der „gesäuberte Antifaschismus“*.

449 So äußerte das ehemalige Mitglied des illegalen Lagerkomitees in Buchenwald und nachmalige Generalsekretär der VVN, Harry Kuhn, auf derselben Veranstaltung: „Wir haben es tausendmal unter Hitler erfahren, nur in der Einheit liegt unsere Kraft. Und mit aller Klarheit führen wir deswegen den Kampf und fühlen wir uns verpflichtet, gegen den Separatismus und Föderalismus den schärfsten Kampf zu führen. Wer nicht für diese Einheit ist, treibt das Ziel der finstersten Reaktion.“; vgl. Transkript „Gedächtniskundgebung zur Befreiung des KZ Buchenwald“, 11. April 1946 (wie Anm. 448); zu Kuhn vgl. Andreas Herbst/Winfried Ranke/Jürgen Winkler, *So funktionierte die DDR*, Bd. 3, *Lexikon der Funktionäre*, S. 194.

450 Vgl. hierzu im einzelnen Classen, *Vom Anfang im Ende*, S. 93–101.

des Politbüromitgliedes und – nach Thälmanns Verhaftung – Koordinators der illegalen Arbeit in Berlin, John Scheer sowie dreier anderer Berliner Funktionäre am 2. Februar 1946.⁴⁵¹ Karl Schirdewan, selbst KZ-Überlebender,⁴⁵² sprach – bezeichnenderweise in der den politischen Parteien vorbehaltenen Sendung „Tribüne der Demokratie“ – über das Leiden der Genossen in den Händen der Gestapo, wobei auch er auf ihre „heldenmütige Standhaftigkeit“ abhob, die dazu geführt habe, daß sie ihre „Kenntnisse vom illegalen Kampf“ trotz grausamster Folter „mit ins Grab“ genommen hätten.⁴⁵³ Sein Opferpathos⁴⁵⁴ diene freilich dazu, sie, die „über die Grenzen der Partei, der sie angehörten“ längst „hinausgewachsen“ seien, zum „leuchtenden Vorbild aller deutschen Menschen“ zu stilisieren und sie damit in den Dienst für den gegenwärtigen Kurs eines möglichst breiten anti-nationalsozialistischen Konsenses zu nehmen. Angeblich habe Scheer bereits 1932 „in der ihm eigenen politischen Weitsicht“ unter der Losung „Eine Not, ein Feind – ein Kampf!“ die Notwendigkeit eines parteiübergreifenden politischen Bündnisses gegen den Faschismus propagiert.⁴⁵⁵ Hier durfte kommunistischer Widerstand also zwar ausnahmsweise auch so genannt werden, aber dafür galten die Toten nun als Propheten des aktuellen, scheinbar überparteilichen Kurses, von dem sie zu Lebzeiten nichts ahnen konnten. Hatte sich sonst der kommunistische Widerstand unter dem antifaschistischen Label zu verstecken, so war es hier gewissermaßen umgekehrt: Schon bevor die Nazis überhaupt an die Macht gekommen seien, hätten führende Kommunisten die Notwendigkeit eines überparteilichen Bündnisses dagegen erkannt.⁴⁵⁶ Dieses „Vermächtnis ihrer Toten“ erfüllten die „Mitglieder beider Arbeiterparteien“ nun, indem sie „entschlossen vorwärts schreiten auf dem Wege zur Vereinigung, zur Herstellung der großen unbesiegbaren Einheitspartei der Arbeiter und aller fortschrittlichen Menschen in Deutschland.“⁴⁵⁷ Diese Deutung entbehrte insofern nicht eines gewissen Zynismus, als die furchtbaren Opfer, die die illegale KPD in den ersten Jahren nach 1933 zu beklagen hatte, auch auf ihre unrealistische Einschätzung der politischen Situation zurückzuführen waren; ganz im Gegenteil zu dem nun suggerierten Eindruck hatte

451 Vgl. zum Fall: Tuchel/Steinbach, *Lexikon des Widerstandes*, S. 170f.

452 Vgl. zu Schirdewan, Barth u.a., *Wer war Wer in der DDR?*, S. 639f.

453 Sendemanuskript „Tribüne der Demokratie – Zum Gedenken an John Scheer [sic!] und Genossen“, Berliner Rundfunk, 2. Februar 1946, Autor: Karl Schirdewan; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 203–01–03/0041.

454 „Wir aber, denen ihr Leben und Sterben Vorbild war, künden den Ruhm und die Unsterblichkeit dieses Kämpfertums.“; vgl. ebd.

455 Ebd.

456 Tatsächlich hatte die KPD trotz einiger verbaler Avancen einer „Einheitsfront“ auch nach der „Macht-ergreifung“ an ihrem isolationistischen radikalen Kurs festgehalten: Noch im Mai 1933 erklärte ihr ZK im Hinblick auf das Verhältnis zur SPD: „Die völlige Ausschaltung der Sozialfaschisten aus dem Staatsapparat, die brutale Unterdrückung auch der sozialdemokratischen Organisation und ihrer Presse ändern nichts an der Tatsache, daß sie nach wie vor die soziale Hauptstütze der Kapitalsdiktatur darstellen.“; zit. nach: Weber, *Die KPD in der Illegalität*, S. 86. Die sukzessive Veränderung dieses Kurses ab 1934 ging auch nicht auf die deutsche KP zurück, sondern wurde von der Komintern eingeleitet, die damit außenpolitischen Interessen der Sowjetunion Rechnung trug; vgl. ebd., S. 90 sowie im einzelnen Kapitel 2.1.2 dieser Arbeit.

457 Ebd.

die KPD die Nationalsozialisten viel zu lange unterschätzt und politische Bündnisse ins bürgerliche und sozialdemokratische Lager abgelehnt.⁴⁵⁸

Die frühen Darstellungen des kommunistischen Widerstandes zeugen also insgesamt von den Problemen, die die Parteiführung hatte, die in der Illegalität verbliebenen Widerständler auf die Taktik der „antifaschistisch-demokratischen“ Bündnispolitik einzustimmen. Letztere tendierten dazu, einen Opfer- und Heldenkult zu inszenieren, der den vielen Opfern dadurch Sinn verlieh, daß sie „nicht umsonst“ gestorben seien, sondern „im Kampf“ für die klassischen revolutionären Ziele der kommunistischen Bewegung. Widerstand wurde im wesentlichen mit kommunistischem Widerstand identifiziert und daraus die Legitimation für einen radikalen politischen Führungs- und Umgestaltungsanspruch abgeleitet. Unter den Bedingungen der Illegalität, so hat es den Anschein, hatte die Identifikation mit der kommunistischen Utopie keineswegs abgenommen. Indes, die Realität der an der Sowjetunion orientierten zentralistischen Kaderpartei hatte im Exil ebenfalls überlebt, und ein solcher „Heldenopfer-Mythos“ und der daran geknüpfte politische Anspruch paßte schlecht zu den Interessen der sowjetischen Besatzungsmacht, die vorerst noch auf Herrschaftssicherung durch Stabilisierung der Lage zielte und von Rücksichten auf die Westalliierten geprägt war. Sie war folglich an gesellschaftlicher Integration und dem Eindruck von Überparteilichkeit interessiert. Die daraus resultierende Spannung zeigt sich deutlich in den frühen Thematisierungen des kommunistischen Widerstandes: Sie konnten zwar erfolgen, aber die parteipolitische und ideologische Ausrichtung mußte unter Etiketten wie „antifaschistisch“ oder „politisch“ verdeckt werden. Spätestens ab Anfang 1946 gelang es, mit Begriffen wie der „Verbundenheit aller Antifaschisten“ und der „antifaschistischen Einheit“ in der Öffentlichkeit Formeln zu etablieren, die eine Begründung des aktuellen politischen Kurses auch aus der Verfolgungs- und Widerstandserfahrung ermöglichen sollten. Die Privilegierung des kommunistischen Widerstandes durch die eigene Klientel hatte sich damit freilich nicht erledigt, sondern blieb unterschwellig spürbar.

2.3.2 Märtyrer, die für ihren Glauben gelitten haben: christlicher Widerstand

Würdigungen des christlichen Widerstandes machten sich zunächst insbesondere an Einzelpersonen fest. Mit Porträts von Martin Niemöller,⁴⁵⁹ Bernhard Lichtenberg⁴⁶⁰ und einem Nachruf auf Friedrich von Bodelschwingh⁴⁶¹ wurden durchweg Geistliche geehrt, die sich entschieden gegen den Nationalsozialismus engagiert hatten.⁴⁶²

458 Die zunächst verfolgte ungeheuer verlustreiche Strategie, an einer zentral organisierten Parteiorganisation auch unter den Bedingungen der Illegalität festzuhalten (Der letztlich auch Schehr und seine Genossen zum Opfer fielen), zeugt ebenfalls vom illusionären Charakter der Politik der KPD; vgl. Weber, *Die KPD in der Illegalität*, passim.

459 Sendemanuskript „Martin Niemöller“, Berliner Rundfunk, 15. Juni 1945, Redakteur: Siegfried Pistorius, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–04/0016.

460 Sendemanuskript (Predigt) o.T., Berliner Rundfunk, 9. September 1945, Autor: Konrad Graf von Preysing (Bischof von Berlin), DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0201.

461 Sendemanuskript (Nachruf) „Zum Gedächtnis von Pastor Friedrich von Bodelschwingh“, Berliner Rundfunk, 11. Januar 1946, Autor: Wenzel, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0530.

462 Vgl. zu den Personen die einschlägigen Artikel in Peter Steinbach/Johannes Tuchel, *Lexikon des Widerstandes 1933–1945*, S. 148f., S. 129f.

Das Porträt Niemöllers, das bereits im Juni 1945 zur Sendung kam, ging allerdings kaum konkret auf seine Rolle als kompromißloser Gegner des Nationalsozialismus ein, sondern verwies nur recht allgemein auf den „Weg grausamster Qual“, den er als Häftling des Konzentrationslagers Dachau sechs Jahre lang habe beschreiten müssen,⁴⁶³ weil er sich gewei-gert habe, „von der Kanzel herab [zu] widerrufen“. Statt dessen bediente sich der Autor Niemöllers Autobiographie, in der dieser seinen bewegten Lebensweg vom U-Boot-Kommandanten zum Landwirt und späteren Pfarrer beschrieben hatte.⁴⁶⁴ Mit Hilfe wörtlicher Zitate aus diesem Buch, in denen Niemöller seine Motivation maßgeblich auf Kriegserleb-nisse im Ersten Weltkrieg zurückgeführt hatte, wurde allegorisch die Notwendigkeit einer „Rückkehr zu Sitte und Sittlichkeit“ und „einer ernsthaften Erneuerung unseres Volkes“ postuliert. Der Beitrag mündete in ein allgemein gehaltenes Bekenntnis zum Christentum, mit dem Niemöller seinem ungewöhnlichen Weg Konsistenz verliehen hatte: Geleitet habe ihn stets die „Gewißheit, daß wir allesamt ohne das Wort Gottes nicht leben und nicht ster-ben können.“

Niemöllers Lebensweg wurde so in erster Linie zu einem Leitbild, das den notwendigen, gegebenenfalls opferreichen Wandel des Individuums (und des „Volkes“ insgesamt) nach der militärischen Katastrophe symbolisieren sollte. Auch wenn Anklänge an christliche Märtyrer-Mythen und insbesondere die Figur Luthers nicht zu übersehen sind, blieben die empfohlenen Konsequenzen für die Gegenwart unverbindlich: Sie bestanden in einer allge-meinen Rückbesinnung auf Moral und Glauben. Damit mutierte die Würdigung eines der konsequentesten Gegner des NS-Systems zum kleinsten gemeinsamen Nenner der „Zusam-menbruchgesellschaft“.⁴⁶⁵

Von ganz anderem Selbstbewußtsein zeugt der Nachruf auf den Berliner Domprediger Bernhard Lichtenberg, der 1943 auf dem Transport nach Dachau ums Leben gekommen war, und den ihm sein ehemaliger Vorgesetzter, der Berliner Bischof Konrad Graf von Prey-sing widmete. Preysing, der ebenfalls zu den entschiedenen Gegnern des Nationalsozialis-mus innerhalb der katholischen Kirche gehörte,⁴⁶⁶ wandte sich bereits in der Begrüßung explizit an die „Berliner Katholiken“. In seiner Ansprache, die auch sonst ganz als Predigt gehalten war, deutete er die Opfer des Nationalsozialismus insgesamt (also nicht nur die christlichen) als Märtyrer, die „für das Recht, ihre Überzeugung zu leben und ihre Überzeu-gung zu bekennen“ gestorben seien. „Sie alle“ hätten es „von sich gewiesen, zu Judassen zu werden“.

Das Prinzip modernen Märtyrertums, das den Glauben stets über weltliche Opportunitä-ten stelle und dafür letztlich bereit sei zu sterben, erschien ihm in Bernhard Lichtenberg exemplarisch personifiziert. Dessen mutiger Einsatz für die verfolgten Juden kam ebenso zur Sprache wie seine als „Leidenszeit“ charakterisierte Haft. Das Angebot der Gestapo, die Freiheit gegen das Versprechen wiederzuerlangen, bis zum Kriegsende auf öffentliche Pre-digten zu verzichten, habe er entschieden zurückgewiesen und statt dessen bemerkt, es kön-

463 Tatsächlich befand sich Niemöller – nach einer früheren Verhaftung – ab dem 1. Juni 1937 kontinuier-lich in Haft: bis Februar 1938 im Zuchthaus, anschließend als „persönlicher Gefangener des Führers“ im KZ Sachsenhausen und ab Juli 1941 im KZ Dachau, wo er am 30. April 1945 befreit wurde.

464 Martin Niemöller, *Vom U-Boot zur Kanzel*, Berlin 1934.

465 Der Begriff stammt von Christoph Kleßmann, vgl. ders., *Die doppelte Staatsgründung, Deutsche Ge-schichte 1945–1955*. Bonn ⁵1991, S. 37.

466 Vgl. Steinach/Tuchel, *Lexikon des Widerstandes*, S. 158.

ne ihm nichts „besseres geschehen als für seinen hl. Glauben zu sterben“. Diesem Vorbild müßten sich die überlebenden Katholiken nun würdig erweisen, indem sie „keinen falschen Frieden“ schlossen und bereit seien, für das Gewissen, den Glauben und Gott Opfer zu bringen, „auch das Opfer des Lebens“. Dann könne eine Prophezeiung aus der Zeit der „furchtbaren römischen Christenverfolgung“ wahr werden: „Das Blut der Märtyrer ist der Same neuen Christentums“.⁴⁶⁷

Die Erzählung entsprach dem Schema der Evangelien: Auf die Verkündigung (Lichtenbergs Predigten) folgten Verrat (Anzeige bei der Polizei), das Martyrium aus Haft und Prozeß, schließlich Versuchung (Freiheit für Schweigen) und Opfertod für die Gemeinschaft („Einer für so viele!“). Die Geschichte wurde bei Preysing so zu einer Verifizierung christlicher Glaubensgrundsätze und der biblischen Überlieferung. Dem Nationalsozialismus selbst kam dabei die abstrakte Rolle einer „Prüfung“ zu, vor deren Hintergrund sich christliche Tugenden wie Nächstenliebe, Glaubensstärke und Opferbereitschaft beweisen konnten.⁴⁶⁸ Dieser letztlich in mancher Hinsicht mystifizierende Umgang mit der Vergangenheit muß allerdings spätestens dann als problematisch gelten, wenn damit ein hegemonialer Deutungsanspruch verbunden war, der über den christlichen Widerstand hinausging und alle Opfer (auch die jüdischen) umfaßte. Man kann dahinter gleichwohl den Versuch Preysings vermuten, diese Gruppen gewissermaßen unter den Schutz der kirchlichen und religiösen Autorität zu stellen, um ihre seinerzeit kaum populäre Rehabilitierung und Anerkennung voranzutreiben.

Seine persönliche Verfolgung machte der katholische Pfarrer Dr. Kurt Willig zum Ausgangspunkt seines Beitrags im Rahmen der Sendereihe „Deutschland klagt an!“.⁴⁶⁹ Die Nationalsozialisten hätten „mit ihrem Neuheidentum dem deutschen Volk den christlichen Glauben nehmen wollen“⁴⁷⁰ und „mit voller Überlegung nicht nur die christliche Religion ausrotten“ wollen, sondern zugleich „die sittliche Kraft des deutschen Volkes untergraben“ und „den deutschen Namen auf Jahrhunderte hinaus besudelt“:

„Was wir nicht vergessen und auch nicht verzeihen können, was uns als Christen, die wir unser Volk mit allen Fasern unseres Herzens lieben, immer wieder aufs tiefste erschüttert, ist, daß die Machthaber des Dritten Reiches unser Volk nicht nur materiell, sondern vor allem seelisch ruiniert haben. [...] Ich klage an, daß die Nationalsozialisten die heiligen und heilsamen 10 Gebote Gottes aus dem öffentlichen und privaten Leben ausschalteten, wo sie nur konnten, und verschuldeten, daß unser Volk ungezählte Lästerungen, Morde, Massendiebstähle und Unzuchtsvergehen beging.“⁴⁷¹

Im Namen der Toten und der überlebenden Verfolgten äußerte er den Wunsch, daß es

467 Sendemanuskript o.T., Berliner Rundfunk, 9. September 1945 (wie Anm. 460).

468 Vgl. zu diesem typischen Muster christlicher Deutung des Nationalsozialismus auch Classen, *Bilder der Vergangenheit*, S. 127ff.

469 Nach eigenen Angaben hatte Willig unter seinen Gemeindemitgliedern Texte von Predigten des Münsteraner Bischofs Graf von Galen verbreitet, in denen dieser sich im August 1941 gegen die Euthanasie in Pflegeanstalten im Rahmen der sogenannten „Aktion T 4“ gewandt hatte; da Willig sich weigerte, die Namen der Empfänger zu nennen, habe man ihn für drei Jahre „wie einen gemeinen Verbrecher nach Dachau“ gebracht; vgl. Anm. 470.

470 Sendemanuskript „Ich klage an! Der Geistliche“, Berliner Rundfunk, 28. Dezember 1945, Autor: Pfarrer Dr. Kurt Willig; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0603.

471 Ebd.

„guten deutschen Männern und Frauen gelingen möge, unser Volk zur Erkenntnis seiner Schuld zu führen und von seiner Verpflichtung zur Sühne zu überzeugen.“⁴⁷²

„Dann, aber auch nur dann“ werde „es sich aus dem Sumpf erheben und zu neuer Würde und Größe emporsteigen.“ Zugleich äußerte er Zuversicht, weil er „viele edle deutsche Männer und Frauen, auch unter der Jugend“ sehe, die an der „Erneuerung unseres deutschen Volkes arbeiten“; zudem werde „in einem demokratischen Deutschland wahre Glaubensfreiheit“ herrschen.

Willigs Vortrag artikulierte somit nicht nur die Notwendigkeit einer strikten Abgrenzung vom Nationalsozialismus, sondern tendierte auch zu jenen Ressentiments und Schuldvorwürfen, die den Verfolgten-Diskurs insgesamt auszeichnen. Zugleich wirkten letztere im Vergleich zu anderen, vor allem kommunistischen Autoren, spürbar zurückgenommen. Das lag nicht zuletzt daran, daß der Autor mit einem völlig ungebrochenen nationalen Volkstumsbegriff operierte, der fest mit dem christlichen Bekenntnis verbunden schien.⁴⁷³ Gegen das eine wie das andere, so die Grundaussage, hätten sich die Nazis vergangen. Ein weiteres Mal wurde die Rückbesinnung auf christliche Tugenden empfohlen, zugleich boten die nationalistischen Stereotype Anknüpfungspunkte für eine Identifikation der Hörer mit Willigs Intentionen.

Letzteres galt in abgeschwächter Form auch für einen Vortrag des Präses Kurt Scharf mit dem Titel „Der Kampf der Bekennenden Kirche“, der den kirchlichen Widerstand jenseits von Einzelpersonen in den Blick nahm.⁴⁷⁴ Auch hier wurde die Rolle betont, die Kirche und Glauben „für die Neugeburt unseres eigenen Volkes“ spielen könnten. Um diesen Anspruch legitimieren zu können, weitete die Darstellung Scharfs den Widerstand gegen das Regime aus Kreisen der „Bekennenden Kirche“ auf die evangelisch-lutherische Kirche insgesamt aus. Die Nationalsozialisten hätten der Kirche nach 1933 einen „totalen Geisteskampf“ aufgezwungen, der diese zwar unvorbereitet getroffen habe, sie aber nicht habe bezwingen können. Vielmehr habe sie sich „auf die Reinheit der Lehre des göttlichen Wortes“ besonnen und die evangelische Kirche sei dadurch „zum grundsätzlichen Gegner des Nationalsozialismus“ geworden. Die heftigen und andauernden Auseinandersetzungen innerhalb der Kirche über die Loyalität zum Staat mutierten dabei zu einem erfolglosen Versuch der Nazis, sie durch „eine mehr oder minder gut getarnte fünfte Kolonne, die sogenannten ‚Deutschen Christen‘“ zu unterwandern. In dieser Situation sei die Praktizierung des Glaubens an sich bereits zu einem Widerstandsakt geworden:

„Hinter jedem kirchlichen Dienst der leitenden Amtsträger und der Gemeindepfarrer lauerten Verhaftung, Überführung in ein Konzentrationslager, ja die Todesstrafe.“⁴⁷⁵

In dieser Darstellung ging unter, daß die evangelisch-lutherische Amtskirche sich *cum grano salis* mehrheitlich um einen Ausgleich mit dem Regime bemüht hatte, während nur eine

472 Ebd.

473 Dies illustriert neben den bereits zitierten Passagen auch die Wendung: „Deutsches Volk, erkenne die Zeit deiner Heimsuchung!“, vgl. ebd.

474 Sendemanuskript „Der Kampf der Bekennenden Kirche“, Berliner Rundfunk, 11. Januar 1946, Autor: Präses Kurt Scharf, Redakteur: Beling; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202-00-06/0097

475 Ebd.

Minderheit eine entschiedene Widerstandshaltung eingenommen hatte.⁴⁷⁶ Ein solches Zugeständnis (wie es an anderer Stelle gleichwohl gemacht wurde)⁴⁷⁷ hätte jedoch im Widerspruch zu dem Anspruch gestanden, mit dem Kirche und christliches Bekenntnis nun sowohl auf der institutionellen wie auf ideologischer Ebene als vermeintlich klare Alternativen für die Zukunft empfohlen wurden.

Repräsentierten die meisten dieser Beiträge also eine ungebrochen christliche Perspektive (zumeist stammten sie von Geistlichen), so steht das letzte Beispiel aus diesem Bereich für eine Verbindung von christlicher und kommunistischer Widerstandstradition. Der ehemalige KP-Jugendfunktionär Rudolf Mießner, seit Juni 1945 Redakteur beim Berliner Rundfunk,⁴⁷⁸ betonte in seinem bereits in anderem Zusammenhang zitierten Vortrag „Die Schändung der Kirche und ihre Befreiung“,⁴⁷⁹ daß die

„Pfarrer Niemöller und Buchholz, Klausner und andere“ „im illegalen Kampf der aufrechten Patrioten [...] Seite an Seite mit den Arbeitern und Intellektuellen, mit Offizieren und Soldaten, Bauern und Angestellten“

gestanden hätten. Sie seien „Verbündete aller aufrechten Demokraten und Revolutionäre, die die Befreiung von der faschistischen Tyrannei auf ihre Fahne geschrieben hätten.“⁴⁸⁰ Mießners Ansatz zielte darauf, den Eindruck enger Verbundenheit zwischen christlichen Gegnern des Nationalsozialismus und der Besatzungsmacht sowie dem Kommunismus insgesamt zu erwecken. Anders als die nationalsozialistische Propaganda habe glauben machen wollen, so seine Argumentation, könne die Kirche in der Sowjetunion „ohne jegliche Behinderung ihren kirchlichen Angelegenheiten nachgehen“,⁴⁸¹ während sich das Regime unter Hitler als wahrer Feind des Christentums und der Kirche herausgestellt hätte. Immerhin seien es „Rotarmisten“ gewesen, die den von den Nationalsozialisten inhaftierten und „im blutigsten Machtrausch“ zum Tode verurteilten Superintendenten von Meißen, Böhme, „einen Tag nach ihrem Einmarsch“ befreit hätten.

Die Würdigung des christlichen Widerstandes diene hier vor allem dazu, Ängste vor einem antichristlichen, nach ideologischer Totalität strebenden Kommunismus zu zerstreuen.⁴⁸² Unterschwellig lassen Formulierungen wie, es handele sich bei den Christen um

476 Vgl. zum historischen Hintergrund aus der umfangreichen Literatur: Günther van Norden, *Widerstand in den Kirchen*, in: Richard Löwenthal/Patrick von zur Mühlen (Hg.), *Widerstand und Verweigerung in Deutschland*. Bonn 1997, S. 111–128; Helmut Gollwitzer, *Aus der Bekennenden Kirche*, ebd., S. 129–142; Ger van Roon, *Widerstand im Dritten Reich*, München 1979, S. 77–98.

477 Die berühmte „Stuttgarter Erklärung“ des EKD vom Oktober 1945 spiegelte allerdings weder die Mehrheitsmeinung innerhalb der Kirche, noch war damit ein wirklich umfassendes Schuldbekenntnis verbunden, wie dies im nachhinein irrtümlich oft angenommen wird; vgl. dazu und zum Verhältnis von evangelischer Kirche und Schuldfrage im einzelnen: Eike Wolgast, *Die Wahrnehmung des Dritten Reiches in der unmittelbaren Nachkriegszeit (1945/46)*, Heidelberg 2001, S. 226ff.

478 Vgl. den biographischen Anhang.

479 Wie Anm. 312.

480 Ebd.

481 Vgl. ebd.: „Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist den Sowjetbürgern garantiert, die Kirchen sind geöffnet [,] und ihre Diener arbeiten, erfüllt von tiefster Dankbarkeit gegenüber ihrer Regierung, unermüdlich daran, ihre Gläubigen für die allgemeinen Aufgaben des ganzen Landes und Volkes zu interessieren. Es ist daher selbstverständlich, daß sie sich einmütig und geschlossen hinter die Sowjetregierung stellten, als die deutschen Anti-Christen die Sowjetunion überfielen.“

482 Besonders deutlich sprechen sowohl diese Intention als auch die einschlägigen verbreiteten Ressentiments aus einer Passage, in der Mießner sich persönlich an den Superintendenten Böhme wandte und

„Verbündete“ der „aufrechten Demokraten und Revolutionäre“, Mießners internalisierte Hierarchisierung des Widerstandes ahnen.⁴⁸³ So gesehen kann der Beitrag als typisches Beispiel der frühen „antifaschistischen“ Strategie gelten: Sie zielte auf eine ideologisch ungebundene, möglichst breite Distanzierung vom Nationalsozialismus. Zugleich lassen sich aber auch die Schwierigkeiten altgedienter deutscher Kommunisten mit einer solchen Strategie ablesen: Nicht nur, daß die internen Wertmaßstäbe davon wenig tangiert wurden, letztlich ist der Bezug Mießners auf den christlichen Widerstand auch rein instrumentell: Er soll zur Aufwertung des Kommunismus und der sowjetischen Besatzungsmacht bei der Bevölkerung dienen. Daß auf diese Weise das verbreitete Klischee der Religionsfeindlichkeit des sowjetischen Regimes wirksam bekämpft werden konnte, darf als unwahrscheinlich gelten.⁴⁸⁴

2.3.3 Menschlich geblieben in schwerer Zeit: Resistenz der „kleinen Leute“

Betonten Kommunisten und Christen den heroischen Charakter ihres Widerstandes, um daraus Legitimation für die Gegenwart abzuleiten, so galt für Resistenz und Widerstand im Alltag das genaue Gegenteil. Im Mittelpunkt standen hier meist unspektakuläre Formen oder auch nur Aspekte des Dissenses mit der Politik des vormaligen Regimes. Hier ging es darum, sich zu vergewissern, daß man keineswegs mit allen Maßnahmen des NS-Regimes einverstanden gewesen sei, sondern man selbst trotz aller Widrigkeiten in schwierigen Zeiten menschlich und anständig geblieben sei. Exemplarisch illustriert dies ein Beitrag, der in Form einer persönlichen Ansprache an eine Nachbarin gehalten war:⁴⁸⁵ Im Laufe einer längeren, ernsten Erkrankung habe die „Frau Nachbarin“ ihn „in echt mütterlicher Weise“ umsorgt, so der Autor Theodor Mühlen. Dabei sei das Vertrauen gewachsen und man habe sich gegenseitig seiner kritischen Haltung gegenüber dem Regime versichert. Man habe gemeinsam ausländische Sender gehört, die „Abholung“ einer jüdischen Freundin betrauert und sich insgeheim an der Verweigerung geforderter Zustimmungsrouten erfreut:

„Wissen Sie noch, wie oft wir angezeigt oder angepöbelt wurden, wenn wir beide keine Hakenkreuzfahne zum Fenster heraushängen hatten? Sie haben es um keinen Preis

ihn ungefragt zum Kronzeugen seiner Argumentation machte: „Ich sehe noch den Glanz in Ihren Augen, Herr Superintendent, als wir uns nach ihrer Befreiung in Meißen begrüßten. Ich höre noch Ihre Worte. Sie waren erschüttert, freudig erschüttert, daß die Rote Armee getreu den Grundsätzen der demokratischen Verfassung ihres Vaterlandes Ihnen und allen Dienern der Kirche die freie Ausübung der Gottesdienste und kirchlichen Angelegenheiten garantierte, daß kein Gotteshaus geschändet wurde, kurz, daß alle nazistischen Behauptungen freche Propagandalügen waren.“; ebd.

483 Bezeichnenderweise gehörten die genannten Geistlichen bis auf Niemöller alle dem NKFD an; vgl. zur Rolle von Geistlichen im NKFD; Beate Ihme-Tuchel, Der Arbeitskreis für kirchliche Fragen beim NKFD, in: Ueberschär, Das Nationalkomitee, S. 64–75.

484 Gerade die Angst vor einer Bedrohung durch den Kommunismus, der als „Gottlosenbewegung“ und „Kulturbolschewismus“ apostrophiert wurde, hatte bei vielen Christen zur Unterstützung der „nationalen Erhebung“ 1933 beigetragen. Ohne Zweifel trugen manche Vorstellungen irrationale und übertriebene Züge, auch wenn eine entsprechend religions- und kirchenfeindliche Politik der Bolschewiki nach der Revolution und in den zwanziger Jahren entsprechende Klischees erst hatte entstehen lassen; vgl. dazu: Kurt Maier, Sowjetrußland im Urteil der evangelischen Kirche (1917–1945), in: Volkmann, Das Rußlandbild im Dritten Reich, S. 285–321.

485 Sendemanuskript „Kleine Zwiesprache mit der Nachbarin“, Berliner Rundfunk, 19. Juni 1945, Autor: Theodor Mühlen; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0395.

getan, und ich besaß gar keine. Das war immer unsere stille Freude: Unsere Etage war und blieb sauber.⁴⁸⁶

Gerade der Aspekt des eher privaten, nicht-öffentlichen Charakters der Verweigerung stand hier im Vordergrund. Die Grenzen des Möglichen jenseits heroischer Aufopferung blieben dadurch präsent, einschließlich des Verständnisses für einen völligen Rückzug in die Sphäre des Privaten:

„Und als dann die Kriegstage für unsere Stadt in ihrer ganzen Härte begannen, da haben wir nebeneinander im Keller gegessen. Ihr Dackel hatte sich bei dem Kanonendonner unter Ihren Stuhl verkrochen und war nicht mehr zu bewegen, herauszukommen. Und keiner konnte es ihm verdenken.“⁴⁸⁷

Auch dieser Beitrag grenzt sich klar vom Nationalsozialismus ab, zugleich postuliert er jedoch nicht nur einen Anspruch auf „Nicht-Widerstand“, sondern auch eine strikte Trennung von politischer und privater, zwischenmenschlicher Sphäre. Letztere sei auch unter den schwierigen äußeren Bedingungen vielfach intakt geblieben, politischer Dissens habe nur auf dieser Ebene artikuliert werden können. Implizit kam das einer Zurückweisung kollektiver Schuldvorwürfe gleich.

In die gleiche Richtung wies eine Erzählung, die im August 1945 unter dem Titel „Käptn Neunzig! (Eine Episode aus dem Hitlerregime)“ ausgestrahlt wurde.⁴⁸⁸ In diesem Falle lies der Autor⁴⁸⁹ den (fiktiven) Kapitän eines Vermessungsschiffes während des Krieges einen Monolog halten, in dem dieser seinen „gesunden Menschenverstand“ gegen vermeintliche „Auswüchse“ des Nationalsozialismus wie Bespitzelung, antisemitischen Rassenwahn und die Dominanz der Partei über die Armee in Stellung brachte. Der Protagonist verkörperte dabei den Typus des gutmütigen, „somnabule[n]“, wertkonservativen „Seebären“, der gegen die radikalen und revolutionären Elemente des Nationalsozialismus polemisierte. Letzterer wurde dabei aus dem nationalen Traditionsbestand ausgegrenzt⁴⁹⁰ und zugleich klargestellt, daß die Mehrheit der Deutschen anständig geblieben sei,⁴⁹¹ oder sich allenfalls aus Angst den Nationalsozialisten gebeugt habe.⁴⁹² In der sympathisch gezeichneten Hauptfigur war

486 Ebd.

487 Ebd.

488 Sendemanuskript „Käptn Neunzig! (Eine Episode aus dem Hitlerregime)“, Berliner Rundfunk, 13. August 1945, Autor: Josef Pelz von Felinau; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0523.

489 Josef Pelz v. Felinau, vgl. biographischer Anhang.

490 „Die [Deutsche Wehrmacht, C.C.] war einmal Deutsch, lieber Freund..nö..nö..nö..da haben sie längst n'politischen Verein daraus fabriziert. Nicht einmal grüßen dürfen sie sich mehr wie Soldaten. Die Hand müssen sie heben, als wollten sie sich gegenseitig eine runterhauen! – Sie, mein Vater war auch Soldat. Dem hätten Sie damals sagen sollen: Du mußt 100 000 Tonnen feindlichen Schiffsraum versenken, dann bekommst Du die Brillanten zum Eichenlaub [...] Sie, der hätte Sie für verrückt gehalten und rausgeschmissen.“; ebd., Unterstreichung im Original.

491 „Tadellose Mannschaft, die ich mir da zusammengeheuert habe [...] Alles tipp-toppe Burschen ... jeder einzelne ein Patentstrolch von Gottes Gnaden! [...] Nur einer ist darunter, der nicht ganz in meine Raupensammlung paßt. N'Außenseiter, verstehen Sie? ‚P.G.‘ – den haben sie mir am Hafengebäude angehängt, wahrscheinlich als Spitzel.“; ebd.

492 „A n g s t, verstehen Sie, nichts als feige, niederträchtige Angst! Damit haben sie das Volk kirre gekriegt ... das ist ihre ganze Kunst. Alles andere ist Bluff und Angeberei ... Und dafür zerhauen wir uns mit der ganzen Welt ... Pfui Deibel ... da komm ich nicht mehr mit ...“; ebd., Hervorhebung im Original.

somit eine „gute“, vermeintlich „gesunde“ deutsche Tradition verkörpert, die im klaren Gegensatz zum Nationalsozialismus zu stehen schien.

Solche Beiträge verkörpern die Perspektive der sogenannten „Inneren Emigration“. Verfasser waren nicht-nationalsozialistische Intellektuelle, für die die Zeit des Nationalsozialismus keinen radikalen biographischen Bruch mit sich gebracht hatte, die sich aber zugleich Distanz zum Regime bewahrt hatten. Die Aufforderung, sich vom Nationalsozialismus und namentlich seinen exzessiven und revolutionären Elementen wie der Judenverfolgung, der expansiven Außenpolitik und den Massenritualen zu distanzieren, war verbunden mit der Vergewisserung, daß die Mehrzahl der Deutschen selbst „sauber“ und „menschlich“ geblieben sei. Sie können daher als Vermittlungsangebot gelesen werden: Sie nahmen die Mehrzahl der Deutschen gegen Schuldvorwürfe von außen in Schutz und verteidigten traditionelle nationale Werte. Zugleich verlegten sie die geforderte Distanzierung vom NS-Regime und seiner Ideologie in die Vergangenheit, indem die Darstellungen retrospektiv auf tatsächlichen oder vermeintlichen Dissens mit dem NS-Regime fokussierten, während die Konsensbereiche ausgeblendet blieben. Die Verteidigung deutscher „Normalbiographien“ und die Distanzierung vom Nationalsozialismus kamen so praktisch zur Deckung. Damit dürften die Befindlichkeiten der deutschen Bevölkerungsmehrheit, die sich angesichts der desolaten Situation zumindest im Hinblick auf die nationalsozialistischen Elite mehrheitlich keinen großen Illusionen mehr hingab, sich aber zugleich alle Vorwürfe von außen verbat und den Verlust der nationalen Souveränität beklagte, durchaus getroffen worden sein. Der Preis, der dafür zu zahlen war, ist allerdings bereits hier erkennbar: Er bestand in der weitgehenden Ausblendung einer breiten gesellschaftlichen Mitverantwortung für die begangenen Verbrechen.

2.3.4 Der Anfang vom Ende des „antifaschistischen Konsenses“

Es entsprach der Konzeption eines „antifaschistischen“ Konsenses über verschiedene Milieus hinweg, daß auch andere Formen des Widerstandes Erwähnung fanden, wenngleich in geringerem Umfang.⁴⁹³ Zum ersten Jahrestag des gescheiterten Attentats auf Hitler fand im Sendesaal des Berliner Funkhauses eine Gedenkveranstaltung zu Ehren des bürgerlichen und militärischen Widerstandes des 20. Juli statt, bei der die Witwe Peter Graf York von Wartenburgs die Bewegung würdigte.⁴⁹⁴ Sonst waren es vor allem von den Nationalsozialisten ermordete oppositionelle Schriftsteller und Intellektuelle aus dem bürgerlichen Lager,

493 Wegen der geringen Anzahl überlieferter Beiträge wird auf eine eingehendere Behandlung an dieser Stelle verzichtet.

494 Sendemanuskript „Rede zum 20. Juli im Sendesaal des Funkhauses von Frau Dr. Marion York von Wartenburg“, Berliner Rundfunk, 20. Juni 1946, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–01–01/0150.

an die im Rundfunk erinnert wurde,⁴⁹⁵ wobei es vorkommen konnte, daß sie mehr oder weniger für den Sozialismus und die gegenwärtige Politik vereinnahmt wurden.⁴⁹⁶

Daß Widerstand im Rundfunk zudem auch übergreifend, also jenseits der Bindung an ein bestimmtes soziales Milieu thematisiert wurde, paßt ebenfalls zu der von den Sowjets praktizierten Integrationspolitik. Nur eines dieser Beispiele soll hier herausgegriffen werden, weil es darüber hinaus in zweifacher Hinsicht von Interesse ist. Der 20-minütige „Kommentar zum Sonntag“, den der stellvertretende Intendant des Berliner Rundfunks, Wilhelm Girmus⁴⁹⁷, im September 1947 mit zwei Wiederholungen auf dem Sender sprach, läßt zum einen ungewöhnlich deutliche Rückschlüsse auf die Ressentiments zu, die damals auf seiten großer Teile der Bevölkerung gegenüber jeglicher Form von Widerstand bestanden: Nicht nur, daß es äußerer Einflüsse bedurft hätte, um die „Ketten [...], die wir uns einst selbst geschmiedet hatten“ zu zerstören, nicht nur, daß es in Deutschland eine „Widerstandsbewegung von den Dimensionen [...] wie etwa in Frankreich und Jugoslawien nicht gegeben hat“, „im Gegensatz zu allen anderen modernen Völkern“ würden hier „diejenigen, [...] die in den 12 Jahren der Finsternis trotz Todesdrohung und Kerker ihrem Gewissen mehr gehorchten als den Menschen“ „von breiten Teilen unseres Volkes nicht verstanden oder sogar angefeindet“.⁴⁹⁸

Um diesem Zustand abzuhelpfen, versuchte Girmus, an nationale Stereotype anzuknüpfen, indem er die Widerständler als Vertreter eines „echten Patriotismus“ etikettierte, der von „künstlich eingepfote[m] Nationalismus“ abzugrenzen sei:

„Wer sein Vaterland liebt, will, daß es frei sei. Unser Vaterland wurde durch Hitler geknechtet. Deshalb war der Widerstand gegen diese Knechtschaft die denkbar höchste Form von Patriotismus, und diejenigen, die in diesem Kampf gefallen sind, sind die größten Patrioten, die unser Vaterland je besessen hat.“

Die zentrale Motivation des Widerstandes verortete er konsequenterweise in ihrer nationalen Gesinnung:

„[...] weil sie [die Widerständler, C.C.] die Liebe zu ihrem Vaterland höher stellten als alles andere, deshalb waren sie bereit, ihr Leben zu opfern“. Nur, weil es „trotz der Selbsterniedrigung unseres Volkes durch die Herrschaft des Verbrechens Menschen, deutsche Menschen gegeben hat, die mit dieser heißen Vaterlandsliebe im Herzen stolz und heldenmütig die Stufen des Schafotts erstiegen, deshalb kann unser Volk nicht verloren sein, deshalb ist es trotz seines tiefen Sturzes wert zu leben und wird leben.“

495 Vgl. z.B. das von Rainer Hildebrandt besorgte Porträt des ebenfalls zum weiteren Umfeld der Widerstandsbewegung des 20. Juli zählenden Geographieprofessors und Verfassers der „Moabiter Sonette“, Albrecht Haushofer; Sendemanuskript „Albrecht Haushofer“, Berliner Rundfunk, 7. Januar 1946, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 203–01–01/0252.

496 Vgl. insbes. Sendemanuskript „Zum Gedächtnis für Carl von Ossietzky“, Berliner Rundfunk, 3. Mai 1946, Autorin: Marianne Gundermann; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 203–01–01/0348; demnach „näherete“ sich Ossietzky „immer mehr der Arbeiterbewegung“, habe bei der Wahl des Reichspräsidenten für Thälmann votiert und wurde mit einer Äußerung über die Spaltung zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten zum vermeintlichen Kronzeugen für die Richtigkeit der aktuellen Vereinigung beider Parteien befohrt; ebd.

497 Vgl. biographischer Anhang.

498 Sendemanuskript „Kommentar zum Sonntag“, Berliner Rundfunk, 14., 15. und 20. September 1947, Autor: Wilhelm Girmus, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–01/0732.

Erkennbar lief diese Deutung darauf hinaus, den Makel des „Vaterlandsverrates“, der jeder Form von politischem Widerstand in der Nachkriegszeit anhaftete, in sein Gegenteil zu verkehren. Daß es dabei nicht nur um eine allgemeine Image-Verbesserung der ehemaligen Widerstandskämpfer ging, zeigt sich daran, daß Girnus diese „überall“ als Führungselite etabliert sehen wollte, und sich vehement gegen Ressentiments gegen diesen Führungsanspruch wandte.⁴⁹⁹ Hier deutet sich das Mißtrauen an, das die Bevölkerung dem deutschen Führungspersonal in der SBZ und insbesondere seiner antifaschistischen Legitimation entgegenbrachte.

Eben diese offene Artikulation eines solchen Führungsanspruches der Widerständler war ein Novum, das auf die Bedeutung dieses Beitrags als Momentaufnahme in einem Prozeß verweist, in dem aufgrund der schnellen Veränderung der politischen Situation auch das Bild der Vergangenheit in Bewegung kam.

Die zunehmende Konfrontation der Blöcke im Kalten Krieg lies, es nun opportun erscheinen, die Meriten der Widerstandskämpfer nicht mehr wie bisher zur Beglaubigung einer gesellschaftlichen Integrationspolitik heranzuziehen, die den „antifaschistisch-demokratischen“ Konsens betonte, sondern nun darauf hinzuweisen, daß „der Kampf gegen den Faschismus [...] noch lange nicht vorbei“ sei. Für eine Politik, wie sie „einflußreiche Kreise der Siegermächte“ im Westen verfolgten, die darauf hinauslief, „den Rüstungsindustriellen, die Hitler an die Macht brachten“ wieder zu „ihrer alten Macht“ zu verhelfen, seien „unsere Widerstandskämpfer nicht aufs Schafott gestiegen“. Anders als 1933 dürfe man diesmal „bei Strafe des Untergangs unseres Volkes“ nicht „auf halbem Wege stehen“ bleiben“, so Girnus vieldeutig.⁵⁰⁰ Die Veränderung der politischen Lage brachte es mit sich, daß die Betonung des „Kampfes“ und des politischen Führungsanspruches der Widerstandskämpfer nicht länger weitgehend suspendiert blieben, sondern nun im Rahmen einer Abgrenzung von der Entwicklung im Westen artikuliert werden konnte – eine Veränderung, die den Interessen der kommunistischen Widerstandskämpfer entgegenkam: Denn damit zeichnete sich perspektivisch die Möglichkeit ab, die Opfer der Vergangenheit wieder mit einer konkreten politischen Perspektive zu verbinden, in der sich auch die politischen Ziele der Partei spiegelten.

Allerdings deutete sich diese Entwicklung im Spätsommer 1947 im Radio noch mehr an, als daß sie schon abgeschlossen gewesen wäre: Eine offene Parteinahme für eine kommunistische Politik bzw. die historische Legitimation eines entsprechenden Führungsanspruches wurde ebenso noch vermieden wie pauschale Kritik an den westlichen Besatzungsmächten. Die Erinnerung an den Widerstand umfaßte noch eine „Vielfalt der Formen“, auch wenn kein Zweifel daran gelassen wurde, in welchem politischen Lager der Schwerpunkt des

499 „Deshalb darf es nicht den geringsten Zweifel darüber geben, daß diese standhaften Menschen überall – ich betone das Wort überall, ganz gleich ob es sich um Wirtschaft, Verwaltung, Justiz, Erziehung, Hochschule, Presse oder sonst ein Gebiet des öffentlichen Lebens handelt – an die Spitze gehören, auch dann, wenn sie nicht immer von vornherein die umfassenden fachlichen Kenntnisse mitbringen, die dazu erforderlich sind. Es ist hundertmal schwerer sich einen anständigen Charakter anzueignen, als Wissen und Kenntnisse. [...] Leider müssen wir feststellen, daß diese Erkenntnis noch keineswegs Gemeingut aller Deutschen und leider auch nicht aller Besatzungsmächte geworden ist.“; ebd., Hervorhebung im Original.

500 Ebd.

Widerstandes gelegen habe.⁵⁰¹ Insofern repräsentiert dieser Beitrag ein Dokument des Übergangs zwischen einer Politik, die zu Zwecken der Herrschaftsabsicherung den antinationalsozialistischen Konsens beschwor und einer Ausrichtung, die auch die Vergangenheit zunehmend im Hinblick auf die Profilierung und Konfrontation gegenüber den Westzonen hin interpretierte.⁵⁰² Dieser Richtung sollte die Zukunft gehören.

2.4 Fazit: Repräsentationen des Nationalsozialismus und „antifaschistische Konsenspolitik“

Insgesamt spiegelt sich im Diskurs über den Nationalsozialismus im Rundfunk der ersten drei Nachkriegsjahre deutlich die Dominanz der sowjetischen Besatzungsmacht, ohne daß daraus bereits eine hegemoniale Geschlossenheit dieses Diskurses resultiert hätte. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit orientierte sich erkennbar an dem Interesse einer möglichst breiten gesellschaftlichen Absicherung der Besatzungsherrschaft. Dazu setzte man vor allem auf eine umfassende Distanzierung vom bisherigen Regime und seinen politischen Eliten.

Diesem Ziel diene zunächst die Aufklärung über die Verbrechen des Nationalsozialismus. Vor allem in den ersten Nachkriegsmonaten setzten die Verantwortlichen verstärkt auf Berichte aus den Konzentrationslagern und über andere Untaten während der vergangenen Jahre. In eindringlichen Bildern sollten die Deutschen mit der „dunkle Seite“ des NS-Regimes konfrontiert werden. Dies geschah in erheblichem Maße durch Berichte Überlebender aus den Konzentrationslagern, deren Status die Authentizität der schwer faßbaren Dimension des Geschehens beglaubigen sollte.

Die Perspektive der Überlebenden war allerdings naheliegenderweise sehr spezifisch: Deutlich zeugen viele Berichte von den Schwierigkeiten, wenn nicht der Unmöglichkeit, die Erfahrungen und die Realität der Lager nach außen zu kommunizieren. So mündete das Bemühen, das etablierte Stereotyp zu brechen, demzufolge es sich bei den Häftlingen durchweg um „Verbrecher“, „Volksschädlinge“ und „rassisch Minderwertige“ gehandelt habe, nicht selten in der einfachen normativen Umkehrung: Die entsprechenden Eigenschaften wurden nun, ebenfalls im Sinne einer anthropologischen Konstante, den Verantwortlichen und den Wachmannschaften zugeschrieben, die Ereignisse damit letztlich auf personale, „charakterliche“ Dispositionen zurückgeführt. Die sadistischen Exzesse innerhalb der Lager traten in den Vordergrund, während die strukturellen Ursachen der Verfolgung ausgeblendet blieben. Viele Berichte zeigen das Bestreben, dem massenhaften Tod eine Plausibilitätsstruktur zu unterlegen, derzufolge hier das „Böse“ und „Dämonische“ die Oberhand gewonnen hätten. Manchmal lassen die extremen Formulierungen den Versuch erkennen, um jeden Preis die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zu erringen und die

501 Der Kommentar zitierte ausgiebig aus einem Gestapo-Bericht, demzufolge 1936 rd. 1,6 Mio. „Druck- und Flugschriften kommunistischer Herkunft“ aktenkundig geworden seien, von 15 000 wegen politischer Widerstandshandlungen verhafteter Menschen seien 11 687 Kommunisten und 1 374 Sozialdemokraten gewesen, auch 1943 seien die mit Abstand meisten Hingerichteten Arbeiter gewesen; ebd.

502 Die Relikte der antifaschistisch-konsensualen Ausrichtung lassen sich u.a. an folgender skurriler Aufzählung ablesen: „Abraham Lincoln, Oliver Cromwell, Danton und Lenin sind uns die leuchtenden Sterne i[n] der Nacht unserer 12 Kerker-Jahre gewesen.“, ebd.

Gleichgültigkeit und Selbstbezogenheit der „Zusammenbruchsgesellschaft“ aufzubrechen. All dies entsprach den Erfahrungen der Überlebenden und entzieht sich angesichts ihrer emotionalen Involvierung der Kritik. Auch kann es nicht als Problem gelten, daß solche zur Mystifizierung tendierenden Deutungen aus heutiger Sicht nicht tief genug reichen. Viel eher scheint es problematisch, daß sie der Bevölkerungsmehrheit kaum vermittelbar waren und die verbreitete Neigung, entsprechende Berichte als „Propaganda“ oder „Übertreibungen“ im Kontext der Besatzungsherrschaft abzutun, mehr gefördert als abgebaut haben: Wie wenig die Perspektive der Verfolgten mit derjenigen der Bevölkerungsmehrheit zusammenpaßte, mag exemplarisch der Begriff der „Befreiung“ illustrieren, den die Verfolgten, ihrer Erfahrung entsprechend, ganz selbstverständlich auf die Situation des Kriegsendes insgesamt anwandten. Mehrheitlich herrschte seinerzeit das Gefühl eines „Zusammenbruchs“, einer nationalen wie privaten Katastrophe vor.⁵⁰³

Negativ verstärkend wird sich ferner die gängige redaktionelle Praxis ausgewirkt haben, einschlägige Berichte mit einem Schuld- und Verantwortungsdiskurs zu verbinden, der eine breite, mehr oder minder pauschale gesellschaftliche Verantwortung für die Verbrechen unterstellte. Nach der militärischen Niederlage sollte den Deutschen vergegenwärtigt werden, daß ihnen auch auf der moralischen Ebene nur die bedingungslose Kapitulation bliebe – und dies geschah zu allem Überfluß gelegentlich auch noch im Duktus des Oberlehrers. Das damit verbundene, immer wieder aktualisierte Stereotyp einer Demutshaltung, die es nun gegenüber den Siegern einzunehmen gelte, wird indes denkbar unpopulär gewesen sein und eine breite Abwehr nicht nur der geforderten Unterwerfungsgeste, sondern auch des damit verbundenen Verfolgungsdiskurses nach sich gezogen haben.

Die kommunikative Vermittlung der Aufklärungsbemühungen litt somit nicht nur an der quasi „ungebremsten“ Konfrontation des Opfer-Diskurses mit der – überspitzt formuliert – „Täter-Gesellschaft“, die sich mehrheitlich keine Verantwortung oder gar Schuld eingestehen mochte.⁵⁰⁴ Hinzu kam noch das unrealistische Ziel der Sowjets, die Absicherung des Besatzungsregimes weniger über Bemühungen um Akzeptanz als über die Einsicht der Deutschen in die totale Niederlage auf allen Ebenen, insbesondere auch der moralisch-ethischen zu stützen.⁵⁰⁵ Hinzu kam, daß die Darstellungen sich weitgehend auf die Perspektive politischer Häftlinge und die Realität der Konzentrationslager beschränkten und dadurch zahlreiche Aspekte der Verfolgung, darunter die Verfolgung und der Mord an den europäischen Juden, eher in die Peripherie rückten, andere ganz ausgeblendet blieben und es gelegentlich auch tatsächlich zu Übertreibungen und Falschdarstellungen auf der Basis von Gerüchten kam.⁵⁰⁶ Eine nennenswerte Würdigung der antisemitischen Verfolgungen gab es

503 Vgl. z.B. Kleßmann, *Staatsgründung*, S. 39ff.; ferner Hockerts, *Zugänge zur Zeitgeschichte*, S. 16f.

504 Vgl. zu dieser sehr komplexen Thematik die differenzierte Auseinandersetzung von Hans Mommsen: ders., *Was haben die Deutschen vom Völkermord an den Juden gewußt*, in: Walter H. Pehle, *Der Judenpogrom 1938. Von der „Reichskristallnacht“ zum Völkermord*, Frankfurt a. M. 1988, S. 176–200.

505 Vgl. zu dieser Perspektive, die naheliegenderweise den sowjetischen „Sieg“ betonte, im einzelnen Classen, *Vom Anfang im Ende*, S. 93ff. sowie Hockerts, *Zugänge zur Zeitgeschichte*, S. 17; Letzterer weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß von sowjetischer Seite Auffassungen, die Deutschen seien „befreit“ worden, anfangs scharf widersprochen wurde; ebd.

506 Hier ist z.B. der immer wieder auflebende, speziell von sowjetischer Seite propagierte Mythos zu nennen, die Deutschen hätten eine systematische wirtschaftlich-materielle Verwertung der Leichen vorgenommen, insbesondere sei aus ihnen Seife gewonnen worden; vgl. Sendemanuskript „Was wir wissen

schon damals lediglich aus bürgerlichen Quellen; sie blieb zudem den etablierten antisemitischen Stereotypen auf bemerkenswerte Weise verhaftet.

Ein solcher Diskurs konnte nur aus der Verbindung von Außenperspektiven erwachsen, denen die Befindlichkeiten der deutschen Bevölkerungsmehrheit nicht oder wenig vertraut waren, die sich dafür aber im Hinblick auf deren Schuld und Verantwortung einig waren.⁵⁰⁷ Dies traf sowohl auf die sowjetische Besatzungsmacht zu, die für redaktionelle Vorlagen aus der Lizenzpresse verantwortlich zeichnete und ab Mitte 1945 eine Zensur im Rundfunk ausübte, als auch für die kommunistischen Kader, die die Leitung des Rundfunks in der SBZ innehatten, und schließlich für die Überlebenden der Lager und Zuchthäuser, die als Autoren und Interviewte vor allem das Interesse verfolgten, vor der Welt Zeugnis von ihren Leiden abzulegen. Gerade die letzte Gruppe, der nicht wenige Rundfunkredakteure der unmittelbaren Nachkriegszeit angehörten, unterschied sich damit spürbar von den Interessen der beiden erstgenannten. Aber zunächst konvergierten diese Interessen noch weitgehend. Dort wo sie es nicht taten (und dies deutet sich gelegentlich an), half etwas anderes: Bereits 1945 waren die Leitungspositionen des Rundfunks praktisch ausnahmslos mit KPD-Mitgliedern besetzt.⁵⁰⁸ Ab Juni 1945 trat eine Vorzensur durch sowjetische Kontrolloffiziere hinzu, in der folgenden Zeit wurden die Kontroll- und Zensurmechanismen schnell immer aufwendiger.⁵⁰⁹

Auffällig ist, daß der so zugespitzte Verfolgungsdiskurs nur eine kurze Konjunktur hatte, die im wesentlichen auf das Jahr 1945 beschränkt blieb. Da es an Quellen zur Programmatik des Rundfunkprogramms aus dieser frühen Zeit mangelt, bleibt die Frage, ob dies auf Einsichten in die Unproduktivität eines solchen, gewissermaßen „naiven“ Aufklärungsdiskurses zurückgeführt werden kann, letztlich spekulativ. Immerhin ist augenscheinlich, daß zwischen dem Ziel, eine klare Abgrenzung der Bevölkerung vom Nationalsozialismus zu erreichen und den permanenten Schuldvorwürfen ein latentes Spannungsverhältnis bestand. Je länger speziell die deutschen Rundfunkmitarbeiter ihre Tätigkeit ausgeübt haben, desto stärker dürfte sich, auch infolge einschlägiger Rückmeldungen, bei ihnen ein Sensorium für solche Widersprüche herausgebildet haben. Es scheint daher zumindest nicht unplausibel, davon auszugehen, daß die besondere Akzentuierung dieses Themas ab dem Winter 1945 bewußt zurückgenommen wurde, weil sie dem Ziel einer gesellschaftlichen Integration und damit letztlich den Herrschaftsinteressen der Sowjetunion mehr schadete als nützte.

Präsentierten sich Sendungen, die Aspekte von Verfolgung behandelten, somit als zumindest äußerlich relativ geschlossenes Ergebnis einer Übereinstimmung von sowjetischen

müssen“, Berliner Rundfunk, 15. und 16. Juni 1945, nach einem Bericht der „Deutschen Volkszeitung“ vom 13. Juni 1945, Autor Zaslowsky; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202–00–06/0153; es handelte sich dabei um einen Bericht eines sowjetischen Journalisten über angebliche Entdeckungen im Hygiene-Institut Danzig; vgl. zum historischen Hintergrund: Hellmuth Auerbach, Seife aus Juden Fett, in: Benz, *Legenden – Lügen – Vorurteile*, S. 185f.

507 Dies bestätigte indirekt retrospektiv auch Alfred Duchrow, Abteilungsleiter der Redaktion „Tagesfragen“, der 1966 selbstkritisch bemerkte: „Wir kannten überhaupt noch nicht einmal das Leben des deutschen Normalverbrauchers des Hitlerreiches der letzten Jahre aus eigener Anschauung.“; zit. nach ders., *Das erste Jahr in Freiheit*, in: Lektorat Rundfunkgeschichte (Hg.), *Erinnerungen sozialistischer Rundfunkpioniere. Ausgewählte Erlebnisberichte*. Bd. 1, Berlin²1985, S. 32–41, hier: S. 48.

508 Vgl. Galle, *RIAS Berlin und Berliner Rundfunk*, S. 108f.

509 Vgl. Strunk, *Zensur und Zensoren*, S. 140f.; Fischer/Pietrzynski, „Hier spricht Berlin ...“, S. 58ff.

Interessen und den Artikulationsbedürfnissen der Verfolgten, so fielen die Perspektiven im Zusammenhang mit der Thematisierung des Krieges deutlich weiter auseinander. Ohne erkennbare Sensibilität wurde hier von seiten sowjetischer Offiziere versucht, jene national-russische und sowjetische Sicht zu propagieren, die den Sieg als Beglaubigung des sozialistischen Gesellschaftsmodells und Stalins persönlichen Genius interpretierte, und in der sich erkennbarer Sieges- und Nationalstolz artikuliert. Das nationale und Führer-Pathos, das innerhalb der Sowjetunion seine Wirkung vermutlich nicht verfehlt hat, konnte jedoch unter den deutschen Bedingungen nur auf Ablehnung stoßen, weil es die verbreiteten Gefühle nationaler Demütigung noch verstärkte.

Letzteres haben offenbar auch deutsche Kommunisten wie Johannes R. Becher, Anton Ackermann und andere gespürt, die sich mühten, an etablierte nationale und ethnische Stereotype wie die „deutsche Klassik“ und einen nationalen Volkstumsbegriff, aus dem lediglich die Nationalsozialisten ausgegrenzt wurden, anzuschließen. Sie dürften gleichwohl weitgehend auf verlorenem Posten gekämpft haben, weil die Verbindung solcher Stereotype mit der Popularisierung der sowjetischen Besatzungsherrschaft aufgesetzt wirkte und sie nicht einfach von den anti-slawischen und anti-kommunistischen Ressentiments getrennt werden konnten, mit denen sie traditionell verbunden waren. Zwar war die damit verbundene Kriegserzählung nicht grundsätzlich unplausibel: Deutschland sei es gewesen, das die Sowjetunion „heimtückisch“ überfallen habe, während die Sowjetunion einen „gerechten“ Verteidigungskrieg geführt habe. Gerade die Eleganz, mit der die taktischen Wenden der sowjetischen Deutschlandpolitik, die eben keineswegs konsequent anti-nationalsozialistisch ausgerichtet gewesen war, nun scheinbar bruchlos propagandistisch in einen Vorteil umgemünzt wurden, vermag im nachhinein zu imponieren: Die Erzählung verdichtete sich zum Klischee eines „hinterhältigen“ Verrats unter vermeintlich guten Freunden, das an Shakespeare-Dramen oder Karl May-Romane gemahnt.⁵¹⁰

Unter den damaligen Bedingungen allerdings werden solche Erzählungen in Deutschland auf wenig Gegenliebe gestoßen sein; hier hatte (jenseits der kommunistischen Partei) ein Gemisch aus antisowjetischen, antislawischen, antikommunistischen und antisemitischen Ressentiments eine lange Tradition, das die Nationalsozialisten zur Formel des „jüdischen Bolschewismus“⁵¹¹ verdichtet hatten, und daher war die Vorstellung, man habe mit dem Angriffskrieg auf die Sowjetunion einen Freund verraten, wohl kaum vermittelbar. Dazu trug auch bei, daß man es eben nicht dabei beließ, das Faktum des deutschen Angriffskrieges zu betonen, sondern die Geschichte unter mancherlei Glättungen in ein dichotomisches Gut-Böse-Schema auflöste, indem speziell die Zeichnung der Sowjetunion als „verfolgte Unschuld“ kaum stimmig war und sich auch konkret an den jüngsten Erfahrungen der Deutschen im Zuge des Vormarsches der Roten Armee und der Besatzungsherrschaft brach.

Aber die sowjetische Sicht, die stets auf eine Legitimation der Besatzungsherrschaft ausgerichtet war, blieb im Falle der Kriegsthematisierungen auch jenseits der Vermittlungsver-

510 Ihre Plausibilität bezog diese Erzählung maßgeblich daraus, daß normative Maßstäbe des persönlichen, individuellen Umgangs auf das Verhältnis von Staaten zueinander übertragen wurden; dies wirkt auf den ersten Blick plausibel, wird aber dem taktischen, lediglich auf kurzfristige strategische Vorteile ausgerichteten Charakter von bilateralen Verträgen zwischen Deutschland und der Sowjetunion (wie dem sogenannten Hitler-Stalin-Pakt) kaum gerecht.

511 Wette, *Das Rußlandbild*, S. 63.

suche durch deutsche Kommunisten nicht ungebrochen. Vor allem in den Kultursendungen spiegelte sich deutlich das seinerzeit verbreitete Empfinden, Opfer eines unkontrollierbaren, schicksalhaften Prozesses geworden zu sein, einer Art „Überwältigung“ durch Krieg und Gewaltherrschaft. Viel eher als die stärker an politischen Imperativen ausgerichteten publizistisch-journalistischen Formen boten Hörspiele und literarische Verarbeitungen der Kriegsthematik die Chance zu einer Vermittlung zwischen den deutschen Befindlichkeiten und der geforderten Absage an das vormalige Regime und seine ideologischen Grundlagen. Besonders die deutschen Opfer des Krieges fungierten dabei als vermittelnde Instanz: Gerade sie schienen im nachhinein nicht mehr gerechtfertigt, gerade sie ließen es nun, mit dem Wissen um die Niederlage, geboten erscheinen, sich von der ehemaligen politischen Führung und ihrer Politik zu distanzieren. In nicht unwesentlichem Maße wurde zwar auch auf ältere, allgemein pazifistische Literatur der Zwischenkriegszeit zurückgegriffen. Idealtypisch verkörpert wurde dieser Kompromiß, der zwar dem Ziel einer Distanzierung vom Nationalsozialismus entsprach, es jedoch aus einer mehr oder weniger nationalen Perspektive verfolgte, in dem Stalingrad-Epos Theodor Pliviers, das 1945 im Rundfunk seine Deutschland-Premiere hatte. Seine Darstellung wurde zu einem solchen Erfolg, weil Plivier trotz seiner Sympathien für den Sozialismus konsequent das Leid und das Scheitern der Deutschen Soldaten in den Mittelpunkt seiner Darstellung gerückt hatte. Nebenbei bemerkten sich hier auch die Ursachen für den Stalingrad-Mythos in der Nachkriegszeit an.⁵¹² Die Einkesselung und Niederlage wurde vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrungen zu einem Symbol für den Untergang Deutschlands insgesamt: für die letztlich sinnlosen Opfer, für das Gefühl von Isolation und hilfloser Auslieferung an feindliche Mächte, für Kälte, Hunger und unsagbares Leid. Die historisch-politischen Ursachen dieser Lage spielten freilich angesichts der desolaten Situation meist nur noch eine untergeordnete Rolle. In der tendenziellen Ausblendung der gesellschaftlichen Mitverantwortung für die Verbrechen und den Krieg lag somit zugleich der Preis wie das Erfolgsrezept dieser Perspektive. Unterstützt wurde ihr Erfolg durch das ästhetische Potential der Hörspiele und Lesungen, die den Hörern im Idealfall eine Identifikation mit den Protagonisten und darüber auch mit den generellen Aussagen der Texte ermöglichte.

Diente die Auseinandersetzung mit Aspekten der Verfolgung und – zumindest aus sowjetischer Sicht – auch des Krieges mehr oder minder mittelbar dazu, die sowjetische Besatzungsherrschaft zu legitimieren, so lagen die Dinge im Falle der frühen Auseinandersetzungen mit dem Widerstand etwas komplizierter. Eine Betonung des nationalen Widerstandes konnte leicht den gegenteiligen Eindruck erwecken, und tatsächlich teilten sich einschlägige Ansprüche eines politischen Führungsanspruches besonders kommunistisch motivierter Widerstandskämpfer und Verfolgter immer wieder unterschwellig mit. Vermutlich deswegen waren Auseinandersetzungen mit Widerstandshandlungen in den ersten Nachkriegsjahren vergleichsweise nicht besonders häufig. Anstatt nationalen Führungsansprüchen Legitimation zu verschaffen, sollte der Widerstand die Notwendigkeit einer von verschiedenen politischen Richtungen und Milieus getragenen „antifaschistischen“ Konsenspolitik in der Gegenwart beglaubigen, wie sie die Sowjetunion und die deut-

512 Dazu ausführlich: Michael Kumpfmüller, *Die Schlacht von Stalingrad. Metamorphosen eines deutschen Mythos*, München 1995.

sche KPD bzw. SED-Spitze bis 1947 sowohl aus innen- als auch außenpolitischen Gründen verfolgten.⁵¹³

Dementsprechend breit fiel das Spektrum entsprechender Darstellungen aus: Es umfaßte neben dem kommunistischen Widerstand auch christliche Formen und alltägliche Resistenz, in geringerem Umfang auch den bürgerlichen und militärischen Widerstand. Dabei interpretierten christliche Amtsträger ihre Toten als moderne Märtyrer im Sinne der christlichen Überlieferung, während man sich im bürgerlichen Lager retrospektiv der Dissensbereiche mit der nationalsozialistischen Politik versicherte und versuchte, nationale und konservative Werte durch strikte Trennung vom Nationalsozialismus zu retten.

Ungleich schwerer hatten es jedoch die Kommunisten, weil von ihnen de facto verlangt wurde, die Motivation und programmatische Ausrichtung ihrer illegalen Arbeit und ihrer Opfer zu verschweigen. Der Grund lag schlicht darin, daß der Sowjetunion seinerzeit weder an einem öffentlichen Bekenntnis zur Vision einer revolutionären Umgestaltung unter kommunistischer Führung noch an einer Aufwertung der in der Illegalität verbliebenen deutschen Kommunisten gelegen war, ganz im Gegenteil. Zwar gab es, entsprechend ihrer Bedeutung innerhalb des Rundfunk-Personals, insgesamt nicht wenige Darstellungen kommunistischer Widerständler und ihrer Verfolgung auf dem Sender. Aber die politische Ausrichtung mußte in den meisten Fällen hinter Vokabeln wie „antifaschistisch“ oder „politisch“ versteckt werden. Das Ergebnis nahm sich paradox aus: Zwar inszenierten auch die Kommunisten um ihre Toten einen Märtyrer-Kult, der sich insgesamt kaum von seinem christlichen Vorbild unterschied, aber die damit verbundene Sinnstiftung blieb minimal: Sie bestand nach sowjetischer Maßgabe lediglich in der Notwendigkeit einer von allen gesellschaftlichen Kräften getragenen gemeinsamen Distanzierung vom Nationalsozialismus. Dafür waren, um eine Formulierung von Wilhelm Girnus ironisch aufzugreifen, „unsere Widerstandskämpfer nicht aufs Schafott gestiegen“.⁵¹⁴

Diese Disziplinierung muß die Überlebenden des ungeheuer verlustreichen kommunistischen Widerstandskampfes in Deutschland einige Überwindung gekostet haben. Vielen war die taktische Wendung zur antifaschistischen Volksfront-Konzeption 1934/35 nicht einmal bekanntgeworden, und um so unvermittelter mußte sie nun die aktuelle Parteilinie nach Kriegsende treffen. Zwar finden sich durchaus Spuren von Insubordination, aber daß es zumindest in der Öffentlichkeit zuverlässig gelang, offene Rekurse auf den kommunistischen Widerstand zu unterbinden, wirft ein bezeichnendes Licht auf eine andere Tradition der KPD, nämlich ihre Geschichte als moskautreue Kaderpartei.⁵¹⁵

Gesamtgesellschaftlich betrachtet war die Zurückhaltung bei dieser Thematik dagegen wahrscheinlich funktional: Widerständler konnten im Nachkriegsdeutschland in allen Zonen keineswegs auf besondere Sympathien hoffen, die Privilegien der „Opfer des Faschismus“ waren in der von Armut und Hunger geprägten Zeit alles andere als populär. Statt dessen wurden sie seinerzeit nicht selten als „Vaterlandsverräter“ verunglimpft. Bezogen auf kom-

513 Die Ressentiments, die von sowjetischer Seite gegen Würdigungen eines unabhängigen nationalen Widerstandes bestanden, lassen sich besonders deutlich an den kritischen Kommentaren des SMAD-Organs „Tägliche Rundschau“ zum ersten Jahrestag des 20. Juli ablesen; vgl. dazu Finker, *Integration*, S. 29–36.

514 Vgl. Anm 498.

515 Vgl. zu dieser Tradition bezogen auf den Antifaschismus Grunenberg, *Antifaschismus*, S. 70ff.

unistisch motivierten Widerstand galt dies erst recht. Im Hinblick auf ihren realpolitischen Nutzen hatte die Strategie, besonders den kommunistischen Widerstand vorerst nicht zu privilegieren und ihn nur als Vorbild eines übergreifenden anti-nationalsozialistischen Bündnisses in Dienst zu nehmen, somit allemal einen höheren Wert, als Vorstellungen, die daraus nun einen kommunistischen Führungs- und Gestaltungsanspruch ableiten wollten.

Der öffentliche Umgang mit dem Nationalsozialismus im Rundfunk reflektierte somit in der Zeit vor der Zuspitzung des Ost-West-Konfliktes zuvorderst das sowjetische Interesse an einer Integration der zerrütteten deutschen Gesellschaft. „Antifaschismus“ bildete dabei zunächst den „kleinsten gemeinsamen Nenner“ einer konsequenten Distanzierung vom vormaligen Regime und seinen ideologischen Implikationen, dem sich von bürgerlich-konservativen bis zu kommunistischen Kreisen nahezu alle verpflichtet fühlen konnten. Dahinter stand letztlich das Interesse an der Absicherung des *status quo* der sowjetischen Besatzungsherrschaft. Eine klare politische Programmatik war damit nicht verbunden, konnte damit nicht verbunden sein, weil sie sofort die integrierende Wirkung der Formel in Frage gestellt hätte.

Tatsächlich präsentiert sich das Bild vom Nationalsozialismus in diesen Jahren somit jenseits der obligatorischen Distanzierung von der Vergangenheit als Produkt heterogener Perspektiven unterschiedlicher sozialer Gruppen. Während sowjetische Offiziere im allgemeinen wenig Sensibilität für die deutschen Befindlichkeiten aufbrachten und mit dem Sieg der Roten Armee die Überlegenheit der Sowjetunion auch in gesellschaftlicher Hinsicht propagierten, mühten sich führende deutsche Kommunisten, die meist aus dem sowjetischen Exil zurückgekehrt waren, um eine Vermittlung der sowjetischen Positionen, wobei sie nicht selten auf überkommene, in Deutschland verankerte nationale oder ethnische Stereotype zurückgriffen.⁵¹⁶ Gelegentlich lief das so propagierte Antifaschismus-Verständnis auf eine Art „Volksgemeinschaft ohne Nazis“ hinaus. Konservative, Liberale und Christen waren um strikte Abgrenzung vom Nationalsozialismus bemüht, verbanden ihre Rückblicke auf die Vergangenheit jedoch mit ihrer klassischen politischen bzw. religiösen Programmatik. Viele der Verfolgten hatten vor allem das Ziel, der Welt von den kaum vermittelbaren Verbrechen und ihrem Leid in den Lagern zu berichten, ein Interesse, das sich zumindest teilweise mit demjenigen der Sowjets traf, die Deutschen über ihre ungeheuren Verbrechen aufzuklären und damit die Besetzung des Landes mit all ihren Konsequenzen bis hin zu Demontagen und der Zurückhaltung deutscher Kriegsgefangener zu legitimieren. Vor allem in den stärker national verankerten, literarisch-kulturellen Diskursen war es zudem möglich, Stimmungslagen der Bevölkerungsmehrheit aufzunehmen und damit im Medium eine Verbindung zu den dort etablierten Diskursen herzustellen. Am wenigsten konnten ironischerweise die in der Illegalität verbliebenen deutschen Kommunisten ihr Verständnis von „Antifaschismus“ artikulieren, auch weil sie sich – wieder einmal – der Parteidisziplin unterwarfen. Die Präsenz von rezenten, politisch noch nicht überformten – und wohl auch noch nicht überform-

516 Über die aus dem Moskauer Exil nach Ostdeutschland zurückgekehrten KPD-Funktionäre schreibt Antonia Grunenberg im Hinblick auf die stalinistischen Säuberungen der dreißiger Jahre: „Das Moskauer Exil hatte sie so gebrochen, daß sich ihre revolutionären Phantasien von einst nahezu restlos in den bürokratischen Ordnungsvorstellungen ihrer sowjetischen Mentoren aufgelöst hatte“; vgl. dies., *Antifaschismus*, S. 75.

baren – Erinnerungen und Erzählungen im Medium auch aus diesem Umfeld ist gleichwohl unübersehbar.⁵¹⁷

Es wäre falsch, diese Situation als prinzipielle „Offenheit“ im Sinne eines pluralistischen Demokratie- und Öffentlichkeitsverständnisses zu interpretieren, wie dies nun gelegentlich geschieht.⁵¹⁸ Vielmehr bleiben die sowjetischen Herrschafts- und Bündnisinteressen als regulative Größe des Diskurses im Hintergrund stets präsent. Dort wo es zum Widerspruch mit diesen Interessen kam, sei es, daß resignative Tendenzen durchlugen, sei es, daß aus der Vergangenheit individuelle oder nationale Führungsansprüche abgeleitet werden sollten, die den sowjetischen Herrschaftsanspruch in Frage stellten, war regelmäßig eine Grenze erreicht, die nicht überschritten werden durfte. Insgesamt zeigt sich im Medium deutlich eine kommunistische Hegemonie, die sich klar an den sowjetischen Vorgaben orientierte. Das führte zu dem Paradoxon, daß bürgerliche und insbesondere christliche Kreise (in allerdings auch eher engem Rahmen) ihre Positionen ungehinderter darstellen konnten, als die in Deutschland verbliebenen Kommunisten, denen größte Zurückhaltung auferlegt war, um den Eindruck kommunistischer Hegemonie zu vermeiden, gerade weil sie de facto sehr wohl angestrebt wurde.

Schnell begann sich zudem auf der konkreten politischen Ebene abzuzeichnen, daß der vermeintliche „antifaschistische“ Konsens erhalten mußte, um politische Ziele im Interesse der SMAD und der KPD/SED zu legitimieren. Das zeigte sich bereits im Vorfeld der Bodenreform vom Herbst 1945 und wenig später dann bei der Vereinigung von KPD und SPD, die hauptsächlich mit der vermeintlich verhängnisvollen „Spaltung der Arbeiterklasse“ begründet wurde, die seinerzeit den Aufstieg des Faschismus erst ermöglicht habe. Ab 1947 reflektierte der Begriff dann zunehmend die sich zuspitzende Konfrontation der Blöcke: Der „antifaschistische Konsens“ wurde nun zu einem Imperativ, der die innere Geschlossenheit in Abgrenzung zum westlichen Lager sichern sollte und dem somit die Aufgabe zufiel, die konkrete, keineswegs konsensuale politische Linie in der SBZ gesellschaftlich zu verankern. Das Verständnis von „Antifaschismus“ näherte sich damit wieder mehr seinen Wurzeln innerhalb der kommunistischen Bewegung an, die darunter bis Mitte der dreißiger Jahre einen gegenwartsbezogenen Kampfbegriff verstanden hatte.⁵¹⁹

Gleichwohl sollte man sich davor hüten, darin eine mehr oder minder zwangsläufige Entwicklung zu sehen, die in einer klaren, festliegenden Strategie angelegt gewesen wäre.

517 Insofern ist die Einschätzung Manfred Wilkes zu relativieren, daß sich der „eigene Wille deutscher Antifaschisten zu einem demokratischen Neuanfang [...] zunächst ununterscheidbar mit den Zielen sowjetischer Besatzungspolitik“ verknüpft habe; vgl. ders., *Antifaschismus als Legitimation staatlicher Herrschaft in der DDR*, in: BMI (Hg.), *Bedeutung und Funktion des Antifaschismus*, S. 52–64, hier: S. 58.

518 Dies gilt insbesondere für die Erinnerungen diverser Rundfunkmitarbeiter, die nach 1990 die Liberalität während der „antifaschistisch-demokratischen“ Phase betont haben; vgl. u.a. die Erinnerungen Mannbars und Mahles, in: Riedel, *Mit uns zieht die neue Zeit*, S. 21–31 sowie das Statement von Karl-Heinz Mosgraber ebd., S. 29; bezogen auf die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus vgl. besonders das idyllische Bild bei Finker, *Integration*, S. 20–66, der unter dem Eindruck des breiten Spektrums von kritischen Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus und Würdigungen des Widerstandes in der unmittelbaren Nachkriegszeit mit Verve die These eines „guten Anfangs“ vertritt, dabei aber die politischen Hintergründe und subkutanen Spannungslinien zwischen verschiedenen sozialen Gruppen weitgehend ignoriert.

519 Vgl. Kapitel 2.1.

Zwar läßt sich an der diskursiven Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in der SBZ von Anfang an deutlich ein instrumentelles Medienverständnis ablesen, das nicht nur – wie in allen Zonen – auf die Umerziehung der Deutschen und die Sicherung der Besatzungsherrschaft abzielte,⁵²⁰ sondern zumindest auf der Leitungsebene auch bereits eine parteipolitische Hegemonie zugunsten der KPD bzw. SED anstrebte. Auch verfolgten die Sowjets insofern ein klares Konzept, als Formeln wie die Wortverbindung „antifaschistisch-demokratisch“ dazu beitragen sollten, Widerstände aus dem bürgerlichen Lager abzubauen.

Weitergehende Vorstellungen, die darauf hinauslaufen, daß man auf den in der kommunistischen Tradition verankerten Antifaschismus-Begriff zurückgegriffen habe, um mit dieser Sprachregelung bürgerlichen Kreisen ein kommunistisches Gesellschaftsverständnis quasi subkutan „unterzuschieben“,⁵²¹ scheinen dennoch wenig plausibel. Das Ziel einer Zonen-bezogenen sozialistischen Umgestaltungspolitik, wie sie sich ab 1948/52 abzeichnete, stand 1945 noch nicht auf der Tagesordnung. Gesucht wurde vielmehr eine weitgehend inhaltsleere Integrationsformel, die geeignet war, den schwierigen Prozeß der Absicherung der sowjetischen Besatzungsherrschaft über alle Milieus und das politische Spektrum von ganz links bis zur bürgerlichen Rechten zu unterstützen, und dazu bediente man sich ganz selbstverständlich eines etablierten Begriffes aus dem Fundus der eigenen Terminologie.

Gegen die Unterstellung solcher subtilen Strategien spricht auch die ansonsten wenig konzise Kommunikationsstrategie der unmittelbaren Nachkriegszeit, die deutlich darunter litt, daß die Verantwortlichen zumindest anfangs stets ihre Außenperspektiven auf Deutschland zum Maßstab nahmen und damit ihre eigenen politischen Ziele konterkarierten. Wer nicht einmal merkte, daß er mit permanenten Schuldvorwürfen und der Aufforderung zur Unterordnung der angestrebten möglichst weitgehenden Distanzierung der Bevölkerung vom Nationalsozialismus ebenso schadete wie der eigenen Akzeptanz, dem dürften ausgefeilte semantische Überlegungen eher ferngelegen haben.

520 Diese gemeinsame Programmatik prägte die interalliierten Vereinbarungen des Potsdamer Abkommens vom 2. August 1945; vgl. dazu Barbara Baerns, *Gedächtnislücken*, S. 67f.

521 Vgl. Hans H. Reich, *Sprache und Politik. Untersuchungen zu Wortschatz und Wortwahl des offiziellen Sprachgebrauchs in der DDR*, München 1968, S. 275f.

KAPITEL 4

Vom Integrationsangebot zur Beglaubigung sozialistischer Transformationspolitik: Faschismus und Antifaschismus im Zeichen der Blockkonfrontation 1948–1953

1. Institutionelle Bedingungen und Entwicklungen des Rundfunks in der SBZ/DDR 1948–1953

Schon der Streit um die Viermächtekontrolle über den Berliner Rundfunk in den Jahren 1945–1947 reflektierte im Grunde die seinerzeit noch latenten Spannungen zwischen der Sowjetunion und den westlichen Siegermächten. Der offene, irreversible Bruch, der 1947 zwischen beiden Seiten eintrat, prägte in der folgenden Zeit erst recht die Entwicklung des Rundfunks. Eine Zäsur ergab sich auch hier weniger aus der Staatsgründung im Oktober 1949, die ja ihrerseits einen Reflex auf die zunehmende Konfrontation darstellte, als aus der Verschlechterung des politischen Klimas bereits im Jahr zuvor. Mit dem faktischen Ende der auf gesellschaftliche Integration zielenden „antifaschistisch-demokratischen“ Politik war auch jener „kontrollierte Pluralismus“ (Jan Foitzik) unter sowjetischer Hegemonie hinfällig, dessen Manifestationen im Bereich des Umgangs mit der jüngsten Zeitgeschichte uns im letzten Kapitel beschäftigt haben. Erst jetzt, rund drei Jahre nach der Wiedererrichtung des Rundfunks unter sowjetischer Ägide, wurden die Kontinuitäten zum deutschen Rundfunk vor 1945 tatsächlich nachhaltig gebrochen. Doch auch dabei handelte es sich nicht um einen abrupten Bruch, sondern um einen Prozeß, der sich über mehrere Jahre hinzog.

Wie bereits während des Zweiten Weltkriegs galt der Rundfunk nun wegen seines in jeder Hinsicht grenzüberschreitenden Charakters, der es nicht nur ermöglichte, problemlos Landes- und Sektorengrenzen und andere materielle Barrieren zu überwinden, sondern auch die Grenze zwischen öffentlichem und privatem Raum aufzuheben und große Teile der Bevölkerung direkt zu Hause anzusprechen, auf beiden Seiten als probates Mittel, um der eigenen Herrschaft gesellschaftlich Rückhalt zu verschaffen und zugleich auf das jeweils andere Lager zu zielen.

Um eine solche gesellschaftlich integrierende Wirkung nach innen und eine desintegrierende Wirkung im „gegnerischen“ Lager zu erreichen, mußte allerdings die Akzeptanz einer solchen Demarkationslinie zwischen Ost und West zunächst vielfach hergestellt werden, ein

außerordentlich schwieriges Unterfangen, weil es sich zwangsläufig gegen das tradierte gesamtdeutsch orientierte Nationalbewußtsein richtete. Den Massenmedien und insbesondere dem „grenzüberschreitenden“ Medium Hörfunk fiel bei dieser Aufgabe ab 1948 eine Schlüsselfunktion zu. Dies setzte in der Logik der Herrschenden wiederum voraus, daß innerhalb des Mediums diese symbolische Grenzziehung konsequent nachvollzogen wurde. Vor dem Einsatz des Radios zur Propaganda mußte also dessen politische Zuverlässigkeit gesichert werden, damit es die beabsichtigte propagandistische Wirkung auch tatsächlich entfalten konnte. Daraus resultierten strukturelle Veränderungen, vor allem aber auch personelle Umwälzungen, die mit einem hohen Maß an Repression bzw. Repressionsdrohungen einhergingen.

Erst nach dem Aufstand des 17. Juni 1953, der als Ausdruck fehlender Zustimmung weiter Bevölkerungskreise zur 1952 mit der offiziellen Verkündung des „Aufbaus des Sozialismus“ noch einmal forcierten sozialistischen Transformationspolitik verstanden werden kann, kam auch im Rundfunk ein Kurs an einen vorläufigen Endpunkt, der auf eine immer stärkere Orientierung des Mediums an den politischen Interessen und Strukturen der Partei hinauslief.

1.1 Sendernetz, Programme und Konkurrenz aus dem Westen

Betrachtet man zunächst die Entwicklung auf der Ebene der „Hardware“, also des Sendernetzes und der Produktionstechnik, so lag deren Ausbau und Erweiterung ganz in der Logik der Zuspitzung des Kalten Krieges. Der Ausbau der eigenen Rundfunkstationen einschließlich eines speziell auf Westdeutschland zielenden Programms resultierte aus der sich verfestigenden Spaltung Deutschlands, die gegenseitige politische Konzessionen auf der Ebene der Alliierten spätestens ab Mitte 1948 weitgehend obsolet erscheinen ließ.

Wie handfest sich diese Logik auch im Bereich des Rundfunks auswirkte, mußte die politische Führung in der SBZ spätestens zur Kenntnis nehmen, als der französische Stadtkommandant Ganeval die Sendemasten des Berliner Rundfunks während der Berlin-Blockade im Dezember 1948 sprengen ließ, weil sie – angeblich – die pausenlos anfliegenden Versorgungsflugzeuge bei der Landung auf dem eigens dafür angelegten Flugfeld gefährdeten.¹ Der Berliner Rundfunk war erst einen Tag später wieder zu hören, nachdem man den (schwachen) Potsdamer und den Leipziger Sender auf dessen Frequenz geschaltet hatte. Die Empfangsqualität im Berliner Raum blieb jedoch stark eingeschränkt, bis im April 1949 ein neuer Sender in Königs Wusterhausen zur Verfügung stand.²

Damit wuchs das Bewußtsein bei den politisch Verantwortlichen, daß die exponierte Lage der Rundfunkeinrichtungen im Westteil der Stadt sich auf Dauer nachteilig auswirken konnte. Tatsächlich erwies sich die Lage des Funkhauses Masurenallee, in dem der Berliner Rundfunk und ab Herbst 1948 auch der neu gegründete Deutschlandsender residierten, im britischen Sektor zunehmend als prekär. Ein besonderes Problem stellte dabei die Einführung der DM als Zahlungsmittel in den Westsektoren im Frühjahr 1949 dar. Zur Aufrechterhaltung des Sendebetriebs wurden seitdem Devisen erforderlich, weil sowohl die im

1 Vgl. Walther, *Der Rundfunk*, S. 24.

2 Rogasch, *Ätherkrieg*, S. 78.

Westteil wohnenden Angestellten als auch die Betriebskosten des Funkhauses in Westmark bezahlt werden mußten und zudem zahlreiche westliche Zulieferer, auf deren Angebote man nicht verzichten konnte, auf einer Entlohnung in Westmark bestanden.³ Aus Eigenmitteln standen dem Rundfunk diese Devisen nicht zur Verfügung, zumal seit der Währungsumstellung aus dem Westteil der Stadt auch keine Rundfunkgebühren mehr überwiesen wurden.⁴ So wußte man sich zeitweise nicht anders zu helfen, als die notwendigen Mittel im Westen „schwarz“ umzutauschen.⁵ Trotzdem ließ es sich nicht vermeiden, daß dem Funkhaus im November 1950 wegen unbezahlter Rechnungen der Strom abgestellt wurde.⁶ Die 1950 angekündigte und im darauffolgenden Jahr auch vollzogene Entlassung jener Mitarbeiter, die nicht bereit waren, in den Ostteil der Stadt umzuziehen, muß auch (aber keineswegs nur) unter diesem betriebswirtschaftlichen Aspekt gesehen werden.⁷ Zudem war auch die Verbindung zur Sendetechnik ein Schwachpunkt, weil sie über ein Fernmeldeamt im amerikanischen Sektor lief und dementsprechend leicht unterbrochen werden konnte.⁸

Ein Ausweichen auf das im Ostteil gelegene, von den Sowjets ausgebaute Rundfunkstudio Grünau, das bereits im Mai 1948 an die Generalintendanz des Rundfunks übergeben worden war,⁹ sei wegen der räumlichen Beschränkungen dort allenfalls kurzfristig möglich, so die Einschätzung eines Memorandums aus dem Jahre 1949.¹⁰ Das Denken war also zu jener Zeit schon ganz von Gesichtspunkten der strategischen Verteidigungsmöglichkeit dieses „Vorpostens“ im Kalten Krieg bestimmt. Die Bilanz für das Objekt in der Masuren-

3 Vgl. zu dieser Problematik ausführlich Galle, RIAS Berlin, S. 125ff.

4 Vgl. Wolfgang Mühl-Benninghaus, Rundfunk in der SBZ/DDR, in: Dietrich Schwarzkopf (Hg.), Rundfunkpolitik in Deutschland. Wettbewerb und Öffentlichkeit, München 1999, Bd. 2, S. 795–873, hier: S. 811.

5 Es dauerte viel zu lange, bis die SMAD tatsächlich Westwährung zur Verfügung stellte, und die Beträge waren auch danach zu niedrig, um den Bedarf, der sich z.T. auch aus langfristigen Verpflichtungen ergab, tatsächlich zu decken. Erschwerend kam hinzu, daß die Gelder von der SMAD zweckgebunden für den Ausbau des Westkorrespondenten-Netzes vergeben worden waren; vgl. Memorandum zur Beschaffung und Verwendung von DM-West-Banknoten seit Beginn der Währungsreform in den Westzonen und Berliner Westsektoren vom 20. Juni 1948–31. Juli 1949; BArch, DR 6/320; Autor war der kaufmännische Direktor Friedrich Trede.

6 Der Sendebetrieb konnte allerdings mit Hilfe des Notstromaggregates aufrechterhalten werden; vgl. hierzu und zur Problematik insgesamt ausführlich Herbst, Demokratie, S. 49ff.

7 Vgl. Kapitel 4.1.2.

8 Zwar gab es auf dem Dach des Funkhauses eine Kurzwellenstation, die prinzipiell die drahtlose Übertragung des Programms zum Sender in Königs Wusterhausen ermöglichte, doch diese Anlage war leicht zu stören, und sie konnte auch nur ein Programm, d.h. den Deutschlandsender oder das Berliner Programm übertragen; vgl. Aktennotiz (streng vertraulich) o. Dat. (Mitte 1949) „Zur technischen Situation des Berliner Rundfunks und des Deutschlandsenders“, BArch, DR 6/206.

9 Vgl. „Protokoll über die Übergabe des Funkhauses Grünau von der Informationsverwaltung der SMAD an die Deutsche Verwaltung für Volksbildung in der sowjetischen Besatzungszone auf Grund des Befehls Nr. 90 der SMAD vom 17. Mai 1948“; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950).

10 Wegen des hohen Grundwasserspiegels sei eine Erweiterung der dortigen Bauten kaum möglich; vgl. Aktennotiz „Zur technischen Situation des Berliner Rundfunks und des Deutschlandsenders“ (wie Anm. 8); das Memorandum zeigt, daß man bereits zu diesem Zeitpunkt (Mitte 1949) mit einer Blockade des Funkhauses rechnete und dafür als Interimslösung Grünau im Auge hatte. Diese Situation traf mit der britischen Blockade des Funkhauses im Juni 1952 dann tatsächlich ein.

allee fiel dabei negativ aus, und konsequenterweise begannen noch 1949 die Planungen für den neuen Funkhaus-Komplex im sowjetischen Sektor, in Berlin-Oberschöneweide.¹¹ Daß man den aussichtslosen Versuch unternahm, diesen Neubau als „Sonder-Investitionsobjekt Verwaltungsgebäude Berlin“ zu tarnen und damit die Planung eines neuen Funkhauses geheimzuhalten, wirft ein weiteres bezeichnendes Licht auf das konspirative, von kurzfristigen, taktisch-strategischen Überlegungen geprägte Denken der politischen Führung nach dem Beginn der offenen Konfrontation.¹²

Die wachsende Bedeutung, die man dem Rundfunk in strategischer Hinsicht und insbesondere auch mit Blick auf die Westzonen bzw. die BRD nun zumaß, läßt sich auch am Aufbau des Sendernetzes ablesen. Zwar waren Klagen wie diejenige von Heinz Schmidt, der als Nachfolger von Max Seydewitz am 1. August 1947 auf die Berliner Intendanz berufen worden war,¹³ über den – im Vergleich zum Westen – desolaten Zustand des Sendernetzes übertrieben und sollten vor allen Dingen seinem Anliegen dienen, den starken Sender in Königs Wusterhausen als zonenübergreifenden Sender seinem Hause zur Verfügung zu stellen.¹⁴ Doch solche Argumentationen entfalteten angesichts der inzwischen starken Kon-

-
- 11 Das bedeutete allerdings nicht, daß man bereit gewesen wäre, das Funkhaus von sich aus aufzugeben. Vielmehr wurde das Denken in militärischen Kategorien auf die Spitze getrieben, indem ein „innerer“ und „äußerer Schutzring“ innerhalb des Gebäudes definiert wurden, die vom Betriebsschutz gegen jedwedes Eindringen verteidigt werden sollten. Als britische Militärpolizei im Juni 1952 das Funkhaus blockierte, meldete Generalintendant Heiß an Walter Ulbricht stolz, die „Kampfmoral“ der 61 Mitarbeiter („darunter 26 Mitglieder unserer Partei“) sei „mustergültig“. Das Angebot, das Haus zu verlassen, hätten alle „mit empörtem Kampfbewußtsein“ abgelehnt. Unter der Leitung des Genossen Karl-Eduard v. Schnitzler seien Kommissionen gebildet worden, „für die Bewachung und Verteilung der Lebensmittel [...] für die Kontrolle und Betriebsnahme der Dieselaggregate und des Treibstoffs. Eine Kommission, die alle Schreibtische und Schränke aufbricht und dafür verantwortlich ist, alles beschriebene Papier in unmittelbarer Nähe des geheizten Ofens zu postieren.“ Daneben gab es auch noch eine „Kommission zur Durchführung des Programms“. Letztere wurde allerdings zu Recht erst an vierter Stelle (vor der Gesundheits- und der Hygiene-Kommission) genannt, da der größte Teil des Programms aus Grünau gesendet wurde. Die dort residierende Rundfunkschule war dafür ad hoc geschlossen worden; vgl. Heiß an Ulbricht, 7. Juni 1952 (Persönlich! Durch Boten! Streng vertraulich), BAArch, DR 6/197. Das Ausharren eines kleinen Mitarbeiterstabes in dem blockierten Funkhaus über einige Wochen hatte somit stark symbolischen Charakter; dementsprechend wurde dieser „Widerstandskampf“ anschließend propagandistisch ausgewertet, u.a. durch ein Hörspiel.
- 12 Bezeichnenderweise konnte sich Generalintendant Mahle mit seinem Wunsch, ein Gebäude in der Friedrichstraße (und damit im Zentrum der Stadt) herzurichten, nicht durchsetzen; statt dessen sei man, so Mahle nach 1990, in die „Wüste“ gegangen, „wo die Kleingärtner hausen, wo vor allem dieses Kraftwerk [...], die Kokerei und Minol waren.“; vgl. Boyle/Eichhorn, Interview, S. 47.
- 13 Vgl. das entsprechende Legitimationsschreiben für Schmidt von Paul Wandel (Präsident der DZV) vom 1. August 1947; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950).
- 14 Schmidt argumentierte: „Während die Sender der amerikanischen und englischen Zone dauernd ausgebaut werden, sind die Sender der sowjetischen Besatzungszone, insbesondere der Berliner Sender gegenwärtig durch mangelnde Ausrüstung schwer behindert. Der Berliner Sender z.B. sendet gegenwärtig nur mit 50% seiner Normalleistung, weil die alte Sendeanlage in Tegel umgebaut wird. [...] Es gibt also gegenwärtig in der sowjetischen Besatzungszone keinen einzigen wirklich vollwertigen Großsender. Demgegenüber verfügt die amerikanische Zone über die vier starken 100 kW-Sender Stuttgart, München, Frankfurt u. Radio Bremen, außerdem Rundfunk im amerikanischen Sektor Berlins (Rias) [...]“. Memorandum „Zur Verwendung des Deutschlandsenders“, 21. Januar 1948; DRA Potsdam, Histori-

kurrenz westlicher Sendestationen und vor dem Hintergrund des verbreiteten Glaubens an die Wirkung politischer Propaganda eine immense Plausibilität.¹⁵

Einen vorübergehenden Rückschlag erlitten die Bemühungen um den Aufbau des Sendernetzes nicht nur durch die Sprengung von Tegel und ausbleibende Lieferungen von technischen Einrichtungen aus dem Westen,¹⁶ sondern, in noch stärkerem Maße, durch das Inkrafttreten des Kopenhagener Wellenplans zum 15. März 1950, in dem die europäischen Rundfunkfrequenzen neu verteilt wurden.¹⁷ Das besiegte Deutschland bekam dabei nur ein Minimum an Frequenzen zugeteilt.¹⁸ Die Sowjetunion verlangte von der DDR, diese internationale Vereinbarung einzuhalten. Da man seitens der SMAD/SKK nicht damit gerechnet hatte, daß die Kopenhagener Vereinbarung tatsächlich in Kraft treten würde, waren keinerlei Vorkehrungen gegen die nun eintretende Unterversorgung getroffen worden,¹⁹ und mangels eigener Frequenzen mußten mehrere Landessender ihren Betrieb einstellen, der Deutschlandsender verlor seine Langwelle-Frequenz, und mehrere Sendeanlagen mußten ihre Sendeleistung mit Rücksicht auf benachbarte Frequenzen reduzieren.²⁰ Ferner beanspruchte die Sowjetische Kontrollkommission (SKK) abends den Leipziger Sender zeitweise für ihren russischen Soldatensender. Das Ergebnis war eine erhebliche Verschlechterung der Empfangsbedingungen nicht nur in der Bundesrepublik sondern auch in weiten Teilen der DDR.²¹ „Mit einem Schlage“ seien „ganz Mecklenburg und Vorpommern, die Lausitz, Ostsachsen, das Erzgebirge, Süd- und Westthüringen, das Harzgebiet und die Gebiete um Salzwedel-Stendal“ „völlig vom Empfang unserer Sender ausgeschaltet“ gewesen. „Millionen Hörer in Westdeutschland mußten notgedrungen, wenn sie Rundfunk hören wollten, auf andere feindliche, auf westdeutsche Sender oder den Rias umschalten [...]“²², so Generalintendant Mahle in einem seiner zahlreichen Brandbriefe an die SKK. Erschwerend komme

sches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0006 (Geschäftsunterlagen Büro des Intendanten/ZK-Material), Bl. 130–133.

- 15 „Die antisowjetische feindliche Lügenargumentation des amerikanischen Rias-Senders, der mit seinen 3 Strahlungsanlagen in der gesamten Republik zu hören ist, widerspiegelt sich deutlich in den Diskussionen der Bevölkerung.“; Mahle an den Leiter der Abteilung Verbindungswesen der Sowjetischen Kontrollkommission in Deutschland, Herrn Major Sluschejew, 24. Juni 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950), Bl. 15–20.
- 16 So wurde ein bereits fertiggestellter 20 kW-Sender für Dresden von der westberliner Firma Lorenz wegen der Berlin-Blockade nicht ausgeliefert. Noch 1950 bewertete Generalintendant Mahle die Empfangsbedingungen in Dresden daher als „sehr schlecht“.
- 17 Vgl. hierzu Georg von Glowczewski, Der Kopenhagener Wellenplan. Seine politischen, rechtlichen und technischen Folgen für die ARD, in: Lerg/Steininger (Hg.), Rundfunk und Politik 1923–1973, Beiträge zur Rundfunkforschung, Berlin 1975, S. 385–410. (Rundfunkforschung, 3).
- 18 Ebd.
- 19 Vgl. Andreas Vogel, Innovationsprozesse in der Rundfunkgeräteindustrie der BRD und der DDR am Beispiel der Einführung der UKW-Technik, in: Johannes Bär/Dietmar Petzina (Hg.), Innovationsverhalten und Entscheidungsstrukturen. Vergleichende Studien zur Entwicklung im geteilten Deutschland 1945–1990, Berlin 1996, S. 165–187. (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 48).
- 20 Mahle an den Leiter der Abteilung Verbindungswesen der Sowjetischen Kontrollkommission in Deutschland, Herrn Major Sluschejew, 24. Juni 1950 (wie Anm. 15).
- 21 Vgl. Memorandum „Die Rundfunkempfangsverhältnisse in der Deutschen Demokratischen Republik nach Inkrafttreten des Kopenhagener Wellenplanes“, o. Dat. [ca. April 1950]; BArch, DR 6/194.
- 22 Mahle an den Leiter der Abteilung Verbindungswesen der Sowjetischen Kontrollkommission in Deutschland, Herrn Major Sluschejew, 24. Juni 1950 (wie Anm. 15).

hinzu, daß, anders als es die West-Presse kolportiere, westliche Stationen nach der Umstellung des Wellenplans besser zu empfangen seien.²³

Die Verärgerung der Bevölkerung sei so groß, daß mit der Einstellung von Gebührenzahlungen gedroht werde und „in Unkenntnis der Sachlage [...] der Vermutung Ausdruck gegeben“ werde, daß in der Leitung des Senders Leipzig amerikanische Agenten sitzen müssen, die die Massen der Hörer dem Rias zutreiben wollen.“²⁴ Die Argumente zeitigten Wirkung, denn seitens der SKK wurde Mahle zugesichert, die DDR erhalte aus dem Kontingent der Sowjetunion eine Mittelwelle- und eine Langwelle-Frequenz.²⁵ Letzteres trat vorübergehend auch ein,²⁶ trotzdem hatte der Deutschlandsender auf Dauer in weiten Teilen der Bundesrepublik mit Empfangsproblemen zu kämpfen.²⁷ Immerhin konnte über den Leipziger Sender abends bald wieder durchgehend ein deutsches Programm empfangen werden. Auch die sowjetische Seite fühlte sich nun nicht mehr an das Kopenhagener Abkommen gebunden. Die Probleme mit dem Kopenhagener Wellenplan illustrieren jedoch, daß sich die Unterstützung der neuen DDR-Regierung und die Sensibilität für ihre Probleme, die sich aus der spezifischen Teilungssituation des Landes ergaben, in Moskau offenbar in recht engen Grenzen hielt.

Nicht nur die Berliner Station, sondern auch die bereits in den Jahren 1945–1947 ausgebauten Landessender wurden zunächst durch zusätzliche regionale Studios und vor allem eine modernisierte und leistungsfähigere Sendetechnik aufgewertet.²⁸ Dem standen allerdings schon sehr früh Bestrebungen gegenüber, die Produktion politischer Sendungen in Berlin zu konzentrieren und sich hier, d.h. auf der Ebene des Zentralsekretariats, auch alle

-
- 23 Aktennotiz der Betriebstechnischen Abteilung, 15. März 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950), Bl. 64; tatsächlich hielten sich die Westalliierten nicht an die Kopenhagener Vereinbarungen und nutzten Frequenzen weiter, die ihnen formal nicht mehr zustanden. Besonders profitieren würde davon, Mahle zufolge, der NWDR Berlin; vgl. Memorandum „Die Rundfunkempfangsverhältnisse in der Deutschen Demokratischen Republik nach Inkrafttreten des Kopenhagener Wellenplanes“ (wie Anm. 21).
- 24 Mahle an die Sowjet. Kontrollkommission zu Hdn. Major Russanow, 3. April 1950 bzw. 15. April 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950).
- 25 Aktennotiz vom 27. März 1950 über eine Besprechung der technischen Lage des Rundfunks zwischen Oberstlt. Panassiuk u. Generalintendant Mahle; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950).
- 26 Vgl. Politbürobeschuß v. 28. März 1950: „Das Politbüro nimmt mit Befriedigung zur Kenntnis, daß die Sowjetunion der DDR einige Rundfunkwellen zur Verfügung gestellt hat [...]“; SAPMO-BArch, DY 30/J IV 2/2/80. Chefredakteur Bauer dankte der SU im Mai 1950 für die Bereitstellung der Frequenz; vgl. Protokoll der Rundfunk-Tagung anlässlich des fünfjährigen Bestehens des Deutschen Demokratischen Rundfunks im Haus der Presse Berlin, 11.–12. Mai 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0001 (Protokolle der Intendanten- und Chefredakteurstagungen 1946–Juli 1950), Bl. 311–545, hier 487f. Ab Herbst 1951 nutzte die Sowjetunion die zur Verfügung gestellte Langwelle wieder selbst, der Deutschlandsender wurde auf eine andere Frequenz umgestellt; vgl. Walther, *Der Rundfunk*, S. 107.
- 27 Vgl. Kapitel 5.1.1.
- 28 Mahle an den Leiter der Abteilung Verbindungswesen der Sowjetischen Kontrollkommission in Deutschland, Herrn Major Sluschejew, 24. Juni 1950 (wie Anm. 15).

wichtigen Personalentscheidungen vorzubehalten.²⁹ Im Sommer 1952, mit der Auflösung der Länder wurde auch die föderale Grundstruktur des Hörfunks beseitigt, so ausgehöhlt sie vorher auch bereits war: Von nun an wurden alle drei Programme zentral in Berlin produziert und die ehemaligen Landesfunkhäuser zu Bezirksstudios degradiert.

Besondere Priorität hatte insbesondere die Etablierung eines umfassenden Rundfunkangebotes für die Westsektoren, weil man sich davon Hilfe für die bei Wahlen nicht übermäßig erfolgreiche KPD in Westdeutschland erhoffte und glaubte, damit breite Bevölkerungsteile zur Unterstützung der eigenen politischen Ziele bewegen zu können. Neben dem Berliner und dem Leipziger Programm³⁰ trat daher ab Herbst 1948 der Deutschlandsender als Programm mit gesamtdeutschem Anspruch in Aktion. Allein der Name, welcher an die Tradition des gleichnamigen Langwellesenders anknüpfte, der bereits seit den zwanziger Jahren sendete, unterstrich den gesamtdeutschen Anspruch.³¹ Die 1945 zerstörte Sendeanlage war zwischenzeitlich von der SMAD in Anspruch genommen worden;³² nun, im Januar 1948, drängte Intendant Schmidt auf den Einsatz für den sogenannten Volkskongreß.³³ Alle „sendetechnischen, programmtechnischen und sonstigen“ Voraussetzungen für eine „sofortige Übernahme des Deutschlandsenders mit eigenem Programm“ seien bereits geschaffen worden. Man brauche buchstäblich „nur noch auf den Knopf zu drücken“, so Schmidt.³⁴

Letzteres war eindeutig stark übertrieben, aber tatsächlich hatte Schmidt seit seinem Amtsantritt ein halbes Jahr zuvor zielstrebig am Aufbau einer Westredaktion gearbeitet und zahlreiche Mitarbeiter aus den Westzonen angeworben.³⁵ Diese entwickelten zunächst eine auf Westdeutschland zielende Westsendung („Wir sprechen für Westdeutschland“), die dann später den Nukleus des Eigenprogramms des Deutschlandsenders bildete.³⁶ Mit einem

-
- 29 So wurde die Produktion entsprechender Sendungen im Funkhaus Grünau konzentriert; vgl. Mühl-Benninghaus, *Rundfunk in der SBZ/DDR*, S. 810; bereits Ende 1947 hatte Otto Grotewohl moniert, daß „Personalfragen beim Rundfunk wegen der umfassenden Bedeutung“ nicht „wie das bisher der Fall gewesen ist, durch die Kreisvorstände geregelt werden“ könnten; zuständig müsse vielmehr die Personalstelle des Zentralsekretariats sein; Otto Grotewohl an Gen. Otto Meier (ZK/Abt. Funk), 18. Oktober 1947; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0006 (Geschäftsunterlagen Büro des Intendanten/ZK-Material).
- 30 Die Landessender Schwerin und Potsdam übernahmen das Berliner Programm, diejenigen in Weimar, Halle und Dresden das Leipziger als Mantelprogramm. Daneben gestalteten sie jeweils regionale Fensterprogramme von maximal vier Stunden Dauer täglich; vgl. vertrauliches Memorandum „Vorschläge zur inneren und äußeren Organisation des Rundfunks“, o. Dat. [1949], BArch DR 6/317.
- 31 Zur Vorgeschichte des DS in der Weimarer Republik und während des NS Gabriele Rolfes, *Die deutsche Welle – ein politisches Neutrum im Weimarer Staat?*, Frankfurt a. M. 1992 sowie Ansgar Diller, *Rundfunkpolitik im Dritten Reich*, München 1980 (*Rundfunk in Deutschland*, 2).
- 32 Vgl. Kapitel 3.1.2.
- 33 Der Volkskongreß war eine Gegenbewegung gegen die Spaltung Deutschlands, die jedoch „von oben“, d.h. von der politischen Führung in der Ostzone inszeniert war. Sie zielte auf die Konstituierung einer nationalen Repräsentationsinstanz, war also eine Art „gesamtdeutsches Vorparlament“, das jedoch einseitig den ostzonalen bzw. sowjetischen Interessen verpflichtet war; vgl. Kleßmann, *Staatsgründung*, S. 202–208.
- 34 Memorandum „Zur Verwendung des Deutschlandsenders“, 21. Januar 1948 (wie Anm. 14).
- 35 Nach eigenen Aussagen aus den sechziger Jahren hatte er den Auftrag dazu von Tjulpanov bekommen. Ob dies richtig ist, läßt sich anhand der Quellen derzeit nicht verifizieren; zu bedenken ist aber, daß er später allen Grund haben sollte, eine unangreifbare Legitimationsinstanz zu benennen, die seine Handlungsweise rechtfertigen konnte; vgl. dazu Kapitel 4.1.2.
- 36 Vgl. Arnold, *Deutschlandsender*, S. 168.

gänzlich eigenständigen Programm, das nicht mehr in wesentlichen Teilen auf Elemente des Berliner Rundfunks zurückgriff, konnte der Deutschlandsender aber erst im Mai 1949 aufwarten, nachdem die Sowjets im Frühjahr 1948 ihr Plazet zur Überlassung des Senders gegeben hatten und im September 1948 auf Beschluß des Zentralsekretariats systematisch mit dem Aufbau einer eigenen Redaktion und Verwaltung begonnen werden konnte.³⁷

Zumindest vorübergehend sah es allerdings so aus, als sollte dem Deutschlandsender nur ein kurzes Leben beschieden sein. Ebenso wie die Landessender fiel er als mehr oder minder eigenständige Einheit³⁸ der Zentralisierung im Herbst 1952 zum Opfer.³⁹ Allerdings bedeutete dies nicht die Aufgabe einer forcierten Propaganda Richtung Westen. Im Prinzip sollte das zentrale Programm „Berlin I“ ab Ende 1952 diesem Zweck dienen und die Aufgaben des Deutschlandsenders fortführen.⁴⁰ Doch diese Reorganisation nach sowjetischem Vorbild erwies sich als noch weniger dauerhaft. Bereits wenige Wochen nach dem 17. Juni 1953 firmierte das Programm wieder unter dem alten Namen „Deutschlandsender“, um damit wenigstens wieder den Anschein eines eigenen Profils zu vermitteln. Erst 1971, nachdem die DDR sich unter Honecker endgültig von ihrem gesamtdeutschen Anspruch verabschiedet hatte, verschwand wie viele andere Bezeichnungen, die auf die gemeinsame deutsche Nation verwiesen, auch die Bezeichnung Deutschlandsender. An seine Stelle trat Ende 1971 die „Stimme der DDR“, die, wie der Name schon sagt, lediglich für das eigene Territorium sendete.⁴¹

Während die mangelhafte Berücksichtigung Deutschlands bei der Verteilung der Mittelwelle- und Langwelle-Frequenzen in der Bundesrepublik die Entwicklung der neuen UKW-Technik beschleunigte, war dies in der DDR nicht der Fall. Hier setzte man Anfang der fünfziger Jahre vor allem auf den Ausbau der etablierten Mittelwelle- und Langwelle-Technik. Ein erheblicher Teil des Entwicklungs- und Investitionspotentials wurde zudem ab 1950 aufgewandt, um den Empfang westlicher Sender zu behindern. Mit großem Aufwand wurde daher in der ganzen Republik ein Netz von 16 Störsendern aufgebaut, das auf die Frequenzen von RIAS-Berlin und Hof eingestellt war.⁴² Bei der Entwicklung der neuen, im Vergleich zu den bisherigen Frequenzbändern qualitativ sehr viel höherwertigen UKW-Technik, geriet die DDR gegenüber der Bundesrepublik in deutlichen Verzug.⁴³

37 Ebd., S. 166.

38 Eine wirklich selbständige Einheit war der Deutschlandsender nie; die Angst vor autonomen, unkontrollierbaren Tendenzen sorgte u.a. dafür, daß der DS zunächst unter einer gemeinsamen Intendanz mit dem BR verblieb, im selben Haus residierte, auf dieselben Verwaltungsstrukturen zurückgriff und es z.T. auch redaktionell Überschneidungen zwischen beiden Sendern gab.

39 Arnold, Deutschlandsender, S. 213ff.

40 Dussel, Sowjetisierung, S. 997.

41 Ebd., S. 75f.

42 Vogel, Innovationsprozesse, S. 173; bis 1953 waren jedoch nur zehn der Sender fertiggestellt, sechs befanden sich noch in der Planungsphase; vgl. Herbst, Demokratie, S. 207, Anm. 536.

43 1952 ging die erste UKW-Großsendeanlage in Berlin-Uhlenhorst auf Sendung; das neue Frequenzband wurde jedoch von der Bevölkerung zunächst nur zögerlich akzeptiert, weil es aufgrund der geringen Reichweite in der Regel nur die eigenen Programme transportierte und entsprechend ausgerüstete Geräte sich erst nach und nach verbreiteten. Vogel, Innovationsprozesse, S. 174ff.; Walther, Der Rundfunk, S. 107f.

1.2 Organisation und Personal

Im dritten Kapitel ist die Neuorientierung des Rundfunks in der SBZ bis 1947 als Entwicklung in einem Spannungsfeld zwischen dem Rundfunk als traditioneller Institution, sowjetischer Kontrolle, sowie der Anbindung an deutsche protostaatliche Institutionen und Parteistrukturen charakterisiert worden. Während in den ersten Jahren vor allem die beiden erstgenannten eine herausragende Rolle spielten, die neuen deutschen Institutionen ihren Einfluß hingegen entweder informell (also über einzelne Personen in Spitzenpositionen) geltend machten oder gar nur formalen Charakter trugen, kehrte sich das Verhältnis ab 1948 gewissermaßen um. Die sowjetische Seite zog sich sukzessive von ihren Kontroll- und Leitungsaufgaben vor Ort zurück und beschränkte sich auf eine Tätigkeit im Hintergrund, ohne gleichwohl auf ihre Richtlinien- und Entscheidungskompetenz in allen grundlegenden Fragen zu verzichten.

Die Transformation auf deutsche Stellen erwies sich als schwierig, obwohl es äußerlich keinen Bruch gab, weil der Rundfunk formal bereits seit 1945 in deutscher Hand war. Zwar waren spätestens 1947 alle wichtigen Leitungspositionen mit SED-Mitgliedern besetzt, und es gab auch schon eine (allerdings noch stark personalisierte) politische Anleitung durch den Parteivorstand. Doch die ganz überwiegende Mehrheit der Mitarbeiter war parteilos⁴⁴ und wohnte – was den Berliner Sender anging – im Westteil der Stadt.⁴⁵ Gerade weil die deutschen Leitungsstrukturen die sowjetische Prädominanz nur verdecken sollten, erwiesen sie sich als nur bedingt belastbar, als sie aus dem Schatten der sowjetischen Autorität hervortreten mußten. Das galt um so mehr, als erst jetzt, d.h. ab 1948, der Rundfunk konsequent zu einem politischen Instrument umgeformt werden sollte. Da ihm eine solche zentrale Funktion im Kalten Krieg zugeordnet war, wirkten sich die Disziplinierungsmaßnahmen und „Säuberungen“, wie sie seit der Verkündung des Umbaus der Partei zur „Partei neuen Typs“ auch sonst an der Tagesordnung waren, hier in besonderem Maße aus.

1.2.1 Die Situation bis zur Ablösung von Heinz Schmidt

Erstes Opfer der Säuberungen wurde Intendant Schmidt, der im August 1947 Max Seydewitz abgelöst hatte, als dieser zum sächsischen Ministerpräsidenten berufen worden war.⁴⁶ Die Berufung Schmidts auf die Nachfolge von Seydewitz trug seinerzeit, obwohl sie wohl nicht zwingend war,⁴⁷ durchaus programmatische Züge. Die Verhandlungen über eine interalliierte Kontrolle des Berliner Rundfunks waren seit einigen Monaten festgefahren, und das Kalkül, mit Seydewitz eine repräsentative, scheinbar nicht-kommunistische, gleichwohl den Sowjets und der Partei gegenüber loyale Persönlichkeit an der Spitze des Rundfunks zu präsentieren, war mit der Zuspitzung des Konfliktes bereits hinfällig geworden. Schmidt, seit 1931 KPD-Mitglied, war in England im Exil gewesen und dort auch als Chefredakteur der FDJ-Zeitschrift „Freie Tribüne“ journalistisch tätig gewesen. 1946 war ihm die Einreise

44 Nach einer Information der SMAD waren Anfang 1950 nur 280 der ca. 1 500 Mitarbeiter des Berliner Rundfunks SED-Mitglieder.

45 Im Frühjahr 1949 lag der Anteil noch bei rund 89%; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 126, Anm. 470.

46 Vgl. Anm. 13.

47 Maßgeblich dürfte die Vakanz des sächsischen Amtes gewesen sein; Seydewitz soll Tjulpanov Schmidt als seinen Nachfolger vorgeschlagen haben.

in die SBZ gewährt worden.⁴⁸ Auf Wunsch der Partei wurde er noch im selben Jahr Leiter der wichtigsten politischen Hauptabteilung „Tagesfragen“,⁴⁹ kurze Zeit später Chefredakteur des Berliner Rundfunks.⁵⁰ Es handelte sich bei ihm also auch nach außen hin um einen überzeugten Kommunisten, der nicht nur jahrelang in England gelebt hatte und die englische Sprache beherrschte, sondern auch über Erfahrungen in der publizistischen Auseinandersetzung mit westlichen Argumenten verfügte. Kurz: Mit Schmidt schien der richtige Mann für eine offensive Auseinandersetzung mit den westlichen Siegermächten zur Hand.

Diese Erwartungen enttäuschte er nicht. In polemischen Glossen wandte er sich auf dem Sender gegen die Politik in den Westzonen. Ferner begann er sofort mit dem Aufbau einer Westredaktion, für deren Leitungspositionen er in starkem Maße Mitarbeiter aus den Westzonen rekrutierte. Darunter waren sowohl mit dem Kommunismus sympathisierende Journalisten wie Karl-Eduard v. Schnitzler, Karl-Georg Egel, Karl Gass und Günther Cwojdrak, die vorher beim NWDR bzw. Radio München beschäftigt gewesen waren und dort wegen ihrer politischen Präferenzen in Ungnade gefallen waren,⁵¹ als auch westdeutsche KPD-Funktionäre wie Hermann Zilles, Bruno Goldhammer, Willy Perk und (später) Leo Bauer. Bei vielen handelte es sich um Westemigranten. Diese Gruppe wies insgesamt ein hohes Maß an journalistischer Professionalität auf, die meisten waren vorher bereits einschlägig tätig gewesen. Aus der Westredaktion entwickelte Schmidt mit großer Energie und ohne viel Rücksicht auf Widerstände im Parteiapparat und im eigenen Haus den Deutschlandsender, der bereits ein gutes Jahr nach seinem Amtsantritt auf Sendung ging. Trotz der angespannten finanziellen Lage gelang es Schmidt, den Rundfunk von den pauschalen Etatkürzungen auszunehmen, die von der SMAD im Zusammenhang mit der Währungsreform in den Westzonen angeordnet worden waren. Statt dessen konnte er sogar eine Erhöhung des Planstellenetats um 205 Stellen durchsetzen, die dem Aufbau des Deutschlandsenders dienen sollte.⁵²

Am 18. Oktober 1949 beschloß das Politbüro die Amtsenthebung Schmidts wegen „nationalistischer Überheblichkeit“ und „englischer Krankheit“. Die „parteimäßige Untersuchung“ seines Falles wurde der im Vorjahr gegründeten ZPKK übertragen.⁵³ Der Beschluß ging jedoch weit über die Entlassung Schmidts hinaus. Er forderte vielmehr, „alle Mitarbeiter, die in der englischen Emigration waren“ zu entlassen und alle Angestellten im Berliner Rundfunkapparat zu überprüfen. Zugleich sei durch die Parteiorganisation „eine gründliche Auseinandersetzung mit den Fehlern, die im Berliner Rundfunk vorgekommen sind“, vorzunehmen, und zwar im „Ostsektor Berlins“. Der stellvertretende Intendant und Chefredak-

48 Schmidt hatte sich mit dieser Bitte an Franz Dahlem gewandt, der sie an sowjetische Stellen weitergeleitet hatte; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 135.

49 Ebd.

50 Walther, *Der Rundfunk*, S. 222.

51 Vgl. hierzu auch die offenen Briefe von Günther Cwojdrak und Karl-Eduard v. Schnitzler, an Peter v. Zahn bzw. Hugh Carlton Greene, ihren Wechsel vom NWDR zum Berliner Rundfunk betreffend, in denen sie die fehlende antifaschistische Konsequenz des Senders kritisieren. Dort setze sich der Typ eines politisch schwer belasteten „verantwortungslosen opportunistischen Intellektuellen“ wieder durch. Der Sender fahre den Kurs einer Gewinnung auch nationalsozialistischer Kreise um jeden Preis; vgl. DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004.

52 Galle, RIAS Berlin, S. 131.

53 Sitzungsprotokoll des Politbüros vom 18. Oktober 1949; SAPMO-BArch, DY 30/J IV 2/2/51.

teur des Berliner Rundfunks, Bruno Goldhammer, erhielt ebenso eine „strenge Rüge“ wegen „ideologischer Sorglosigkeit“ wie sein Stellvertreter Erich Böhm und die Leiterin der Abteilung „Planung und Kontrolle“, Edith Hauser.⁵⁴ Der Rundfunk sei dem neu geschaffenen „Amt für Information“ zu unterstellen und „Richtlinien für die weitere Finanzpolitik“ seien auszuarbeiten.⁵⁵

Der Beschluß von höchster Stelle muß vor dem Hintergrund jener Überprüfungen von Parteifunktionären im gesamten Apparat gesehen werden, die sich zunächst besonders gegen ehemalige Sozialdemokraten gewandt hatten, die nun aber, nach dem Abfall Titos von der Sowjetunion im Juni 1948, in verstärktem Maße auf Westemigranten und ehemals in westlichen Ländern bzw. in Jugoslawien internierte kriegsgefangene KPD-Mitglieder ausgeweitet wurden.⁵⁶ Es ging um die Disziplinierung der Parteimitglieder, die den Wechsel vom Kurs eines eigenständigen Weges zum Sozialismus zu einem strikt am sowjetischen Modell orientierten Kurs nachzuvollziehen hatten. Die deutsche Führung, so darf man annehmen, handelte dabei unter erheblichem sowjetischem Druck, jedenfalls mußte sich Pieck von sowjetischer Seite Ende 1949 „vollkommenes Versagen“ bei der Bekämpfung des „Titoismus“ vorwerfen lassen.⁵⁷

Schmidts Kurs reflektierte zwar klar die Konfrontation der Blöcke, war aber insofern primär am Westen orientiert, als er die offensive Auseinandersetzung mit den Entwicklungen in den Westzonen in den Mittelpunkt stellte, nicht die Vorbildfunktion der Sowjetunion.⁵⁸ Was 1947 noch in das vorgegebene Raster eines „nationalen Weges zum Sozialismus“ paßte, geriet zwei Jahre später angesichts der Erosionen an den Rändern des sowjetischen Einflßbereiches unter den Generalverdacht „nationalistischer Überheblichkeit“. Besonders deutlich wird dies in den Erläuterungen, die Gerhart Eisler als Leiter des Amtes für Information und damit qua Politbürobeschuß nun oberster Chef des Rundfunks den versammelten Intendanten und Chefredakteuren in seiner „Antrittsrede“ zur Entlassung Schmidts gab: Unter dessen Intendanz habe das Programm „eine Reihe von gefährlichen politischen Schwächen“ gezeigt. Die „feindliche Propaganda“ sei nicht genug bekämpft worden, statt dessen sei „englische Objektivitätsservilität“ an der Tagesordnung gewesen:

54 Ebd. Betroffen war ferner die stellvertretende Chefredakteurin der Abteilung „Tagesfragen“ und Leiterin der innenpolitischen Abteilung, Susanne Drechsler; außer Böhm, der später degradiert wurde, verloren alle ihre Funktionen.

55 Ebd.; vgl. auch Protokolle des Sekretariats v. 17. Oktober 1949 und 28. Oktober 1960; SAPMO-BArch, DY 30/J IV 2/3/57 und 60.

56 Vgl. Thomas Klein, „Für die Einheit und Reinheit der Partei. Die innerparteilichen Kontrollorgane der SED in der Ära Ulbricht, Köln u.a. 2002, S. 130ff.

57 Vgl. Rolf Badstübner/Winfried Loth (Hg.), Wilhelm Pieck – Aufzeichnungen zur Deutschlandpolitik 1945–1953, Berlin 1994, S. 321.

58 Schmidt hatte sich offenbar u.a. gegen die Gründung einer eigenen Redaktion zur „Behandlung der Fragen der Volksdemokratien“ gewandt; vgl. Bericht über die Maßnahmen zur Verbesserung der Rundfunkarbeit, 3. Februar 1950, Axen an Pieck, Grotewohl, Ulbricht, Matern und Eisler; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0006 (Geschäftsunterlagen Büro des Intendanten/ZK-Material).

„Wenn gesagt wird, daß es nötig ist, die feindliche Propaganda zu bringen, um objektiv zu sein, so sind wir nicht der Meinung, daß man alle Seiten hören muß. Wir sind der Meinung, daß unsere Seite die richtige ist.“⁵⁹

Auch habe Schmidt in einem politischen Kommentar versucht, „die Bedeutung des Rajk-Prozesses für Deutschland abzuschwächen“, Rajk persönlich zu entschuldigen und die Angelegenheit als rein ungarisches Problem darzustellen. Schmidts Entlassung diene also zum einen der Durchsetzung eines politischen Kurswechsels, der die Orientierung am Westen, auch an den nationalen Traditionsbeständen, zugunsten einer engen Bindung an die Sowjetunion aufgab. Es wurde damit jene Wendung nachvollzogen, die der Parteivorstand bereits im Herbst 1948 beschlossen hatte, als er die Entwicklung in Jugoslawien verurteilte und die feste Integration der SBZ in das sozialistische Lager befürwortete.⁶⁰

Wenn dem Rundfunk bei der Propagierung und Durchsetzung solcher politischer Schwenks eine Schlüsselrolle zukommen sollte, dann mußte allerdings zunächst dessen politische Zuverlässigkeit gewährleistet sein. Davon könne, so schon länger erhobene Klagen der sowjetischen Seite, unter Schmidt keine Rede sein: Nur 280 der ca. 1 500 Mitarbeiter des Rundfunks in Berlin seien Mitglieder der SED, interne politische Schulungen existierten kaum, und 70% der Mitarbeiter wohnten im Westen.⁶¹ Gerhart Eisler monierte denn auch nach der Entlassung des Intendanten „falsch verstandene Kameradschaftlichkeit“, die es ermöglicht habe, daß „sich in dieser Zeit alle möglichen bürgerlichen, reaktionären Elemente einschlichen und dieser Zustand monatelang andauern konnte“.⁶² Die bereits stark an die paranoiden Infiltrationsideen der Hauptsäuberungswelle in den frühen fünfziger Jahren gemahnende Diktion Eislers (deren Opfer er 1952 vorübergehend selbst werden sollte)⁶³ verdeckte das eigentliche Problem: Noch immer waren überwiegend nur die Schlüsselpositionen von Kommunisten besetzt, gerade die „politikfernen“ Bereiche wie das „künstlerische Wort“, der Kinderfunk und die Musikabteilung wiesen nach wie vor ein hohes Maß an Kontinuität zur Kriegs- und Vorkriegszeit auf, sowohl was die inhaltliche Arbeit betraf, als auch das Personal selbst.⁶⁴ Wenn man so will, handelte es sich hier um eine „Altlast“ aus der „antifaschistisch-demokratischen“ Phase, deren „Abbau“ nun forciert angegangen wurde.

Mehr oder minder vage Versuche, die politische Anleitung zu verstärken und die Kontrolle auszuweiten, wurden von seiten der Generalintendanz bereits in den Jahren 1948 und 1949 unternommen. Dazu zählte die verbindliche Einführung von Programmplänen nach sowjetischem Vorbild, die das Programm im wesentlichen 14 Tage im voraus festlegten und

59 Intendanten-Tagung am 21. und 22. November 1949; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0001 (Protokolle der Intendanten- und Chefredakteurstagungen 1946 – Juli 1950), Bl. 142–163, hier 143.

60 Vgl. Andreas Malycha, *Die SED. Geschichte ihrer Stalinisierung 1946–1953*, Paderborn 2000, S. 290f.

61 So ein Mitarbeiter der politischen Verwaltung der SMAD im Januar 1949 in einem Bericht an den Stellvertreter des politischen Beraters; er machte dafür allerdings vor allem die sowjetischen Kontroll-offiziere verantwortlich; zit. nach Galle, *RIAS Berlin*, S. 132.

62 Intendanten-Tagung am 21. und 22. November 1949 (wie Anm. 59).

63 Bereits kurze Zeit nach seiner Einsetzung als Leiter des Amtes für Information wurde von sowjetischer Seite eine Untersuchung seiner Kontakte während der Emigrationszeit in den USA angeregt. 1952 wurden im Zusammenhang mit dem Slánský-Prozeß Ermittlungen der Staatssicherheit gegen ihn geführt. In diesem Zusammenhang verlor er seine Leitungsfunktion; vgl. Klein, *Kontrollorgane*, S. 130, 164f.

64 Wie Anm. 61.

dadurch die tatsächliche Berücksichtigung der politischen Schwerpunkte gewährleisten sollten. Zaghafte Anregungen von Generalintendant Mahle, diese Planungen um längerfristige Perspektivplanungen zu ergänzen, dürften allerdings angesichts des damit verbundenen bürokratischen Aufwandes kaum auf Resonanz gestoßen sein.⁶⁵ Zudem entwickelten sich die nun regelmäßig abgehaltenen Intendanten- u. Chefredakteurstagungen zu einer politischen Instanz, auf der führende Genossen wie Ulbricht oder Parteintelletuelle wie Karl Schirdewan den leitenden Mitarbeitern des Rundfunks die aktuelle politische Linie darlegten.⁶⁶ Allerdings gab es auf diesen Versammlungen von einzelnen Mitarbeitern noch deutlichen Widerspruch, der darauf hinauslief, die Wirksamkeit des Rundfunks sei im Hinblick auf die Hörer erheblich größer, wenn er seinen überparteilichen Anspruch nicht aufgibt und neben der Kritik am Westen auch diejenige an den Verhältnissen in der Ostzone zulasse.⁶⁷ Nicht zuletzt präsentierte sich auch Generalintendant Mahle in dieser Frage bemerkenswert unentschieden und widersprüchlich.⁶⁸

Eine zu schwache Anleitung besonders der „politikfernen“ Programmbereiche wie Hörspiel/Literatur, Kinderfunk und der Musikredaktion war bereits zuvor von sowjetischer Seite bemängelt worden, ebenso wie die vermeintlich zu geringe Berücksichtigung der „Erfolge der Sowjetunion“ im Programm.⁶⁹ Als besonders resistent gegen eine enge Bindung an die politischen Vorgaben erwies sich der künstlerische Bereich. Die Auflösung der erst im Februar 1948 neugeschaffenen künstlerischen Direktion⁷⁰ zum 1. Oktober wurde offiziell mit Sparzwängen begründet, was – darauf hat Hans-Ulrich Wagner hingewiesen – vor dem Hintergrund der Probleme durch die Währungsreform in den Westzonen nicht völlig unplausibel erscheint.⁷¹ Auch wenn es hier möglicherweise nicht unmittelbar darum ging, diesen Bereich stärker unter politische Kuratel zu stellen, so läßt sich an einer Äußerung Mahles, diese Abteilung sei vollständig überflüssig,⁷² ablesen, daß jedenfalls kein gesteigertes Interesse mehr an einer Autonomie des künstlerischen Bereichs bestand. Das zeigt auch die Einrichtung eines „Hörspiel-Ausschusses“ im Oktober 1948, der das Ziel verfolgen

65 Aktennotiz über die am Donnerstag, dem 25. März 1949 in Grünau stattgefundene Intendantenkonferenz; DRA Potsdam, Historisches Archiv, F 201-00-00/0001 (Protokolle der Intendanten- und Chefredakteurstagungen 1946–Juli 1950). Bl. 29–59.

66 Vgl. die einschlägigen Protokolle ebd. u. in BArch, DR 6/321.

67 So z.B. im März 1948 der stellv. Intendant des mitteldeutschen Rundfunks Leipzig, Ullrich Brurein; vgl. ebd.

68 So skizzierte Mahle in seinem Referat „Unsere Aufgaben nach dem 2. Volkskongreß“ auf der bereits erwähnten Intendanten-Tagung im März 1948 die Notwendigkeit, nun klar gegen die Politik der Westmächte Stellung zu beziehen und auf Auseinandersetzungen mit ihren Argumenten zu verzichten, weil der „Gegner“ die Strategie verfolge „Verwirrung in die Reihen der Demokraten zu tragen“. An anderer Stelle verwies er darauf, daß besonders im Hinblick auf den Westen jeder Eindruck von Parteilichkeit zu vermeiden sei; ebd.

69 Ebd.

70 Die Konzeption dieser Einrichtung, die direkt der Intendanz unterstand, reicht aber wohl noch in die Ära Seydewitz zurück; jedenfalls firmierte der Leiter der künstlerischen Direktion, Peter Huchel, bereits seit September 1947 als künstlerischer Direktor; vgl. Wagner, *Der gute Wille*, S. 42.

71 Ebd., S. 43.

72 Vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 131; zur Abschaffung der Künstlerischen Direktion unter Huchel s. auch ebd., S. 341f.

sollte, „die Hörspiel-Produktion auf ein höheres literarisches Niveau zu bringen und insbesondere die Autoren an einer Behandlung des Zweijahrplan-Themas zu interessieren“.⁷³

Gerade die Arbeit dieses Ausschusses⁷⁴ illustriert jedoch, welche Probleme sich bei der Etablierung von Zensur und Steuerungsinstrumenten ergeben konnten. Nach seinem Selbstverständnis sollte der Ausschuß die Hörspielproduktion im Hinblick auf die aktuellen politischen Vorgaben planen, Aufträge an Autoren vergeben, schließlich die fertigen Hörspiele abhören und zur Sendung freigeben bzw. Hinweise für ihre Überarbeitung geben. Neben dem Problem, Autoren zu gewinnen, die bereit waren, die aktuell jeweils politisch anstehenden Themen zu bearbeiten, zeigte sich, daß kaum ein Hörspiel den strengen ideologischen und dramaturgisch-künstlerischen Kriterien genügte. Geforderte Überarbeitungen oder gar Zurückweisungen riefen den Unmut von Autoren und Redakteuren der betroffenen Abteilung hervor. Schließlich fehlte es dem Ausschuß an Autorität. So wies in einem Falle der Intendant des Berliner Rundfunks ausgerechnet ein vom Ausschuß mit einer Prämie ausgezeichnetes und als vorbildlich hervorgehobenes Stück zurück und verweigerte die Sendung.⁷⁵ Letztlich scheiterte das Projekt einer zentral gesteuerten und kontrollierten Produktion von Hörspielen somit auf verschiedenen Ebenen: an den Schwierigkeiten, die politisch-propagandistischen Vorgaben befriedigend mit den internalisierten formal-ästhetischen Ansprüchen zu versöhnen, an internen Rivalitäten zwischen den Vertretern der verschiedenen Anstalten und schließlich an der nach wie vor starken Stellung der Intendanten.⁷⁶ Die Unzufriedenheit über die fehlende Bereitschaft auf seiten der künstlerischen Mitarbeiter, sich den agitatorischen Bestrebungen der Leitung ganz unterzuordnen und statt dessen an professionellen Maßstäben und einem „künstlerischen“ Berufsethos festzuhalten, hielt jedenfalls noch über die drastischen Einschnitte der Jahreswende 1949/50 an.⁷⁷ Erst in dieser

73 Vertraulicher Vermerk der Abt. Kulturelle Aufklärung, 20. Oktober 1948; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen, Büro des Intendanten 1945–1950), Bl. 48.

74 Dem Ausschuß gehörten leitende Mitarbeiter der dramaturgischen Abteilungen aller Rundfunkeinrichtungen in der SBZ/DDR an, ferner ein Vertreter der Generalintendantanz und ein sowjetischer Kontrolloffizier; vgl. zur Arbeit des Ausschusses auch Wagner, *Der gute Wille*, S. 62f.

75 Protokoll der 4. ordentlichen Sitzung des Arbeitsausschusses der Rundfunksender der sowjetischen Besatzungszone am 22./23. Februar 1949, vom 10. März 1949; DRA Potsdam, Historisches Archiv, F–201–00–00–0003 (Büro des Intendanten Geschäftsunterlagen/Tagungen – Protokolle 1946–49), Bl. 125–134.

76 Nach dem Rückzug des Vertreters des Senders Weimar zog der Vorsitzende Peter Bejach (Leiter der Abteilung Hörspielproduktion des Berliner Rundfunks) im Mai 1949 eine negative Zwischenbilanz: Die Arbeit des Ausschusses sei „im Ergebnis leider negativ“ „trotz umfangreicher Arbeiten aller Beteiligten und guter Ansätze“ hätten sich die „Schwierigkeiten, die dieses Stoffgebiet auszeichnen“, als stärker erwiesen; Protokoll der 6. ordentlichen Sitzung am 27. Mai 1949, vom 31. Mai 1949; DRA Potsdam, Historisches Archiv, F–201–00–00–0003 (Büro des Intendanten Geschäftsunterlagen/Tagungen – Protokolle 1946–49), Bl. 140–143.

77 So beklagte Kurt Heiß, der beim Berliner Rundfunk die Nachfolge Schmidts angetreten hatte, noch im August 1950: „Ein ganz beträchtlicher Teil der Mitarbeiter des Berliner Rundfunks auf künstlerischem Gebiet hat auch heute noch die Auffassung, daß ihre Tätigkeit nach Ewigkeitsmaßstäben gemessen werden müßte, daß es unter ihrer Würde sei, eine propagandistische Tätigkeit im Tagessinne zu leisten; das sei eine journalistische Handwerkelei, die die Redakteure durchführen könnten. [...]“ Diese Sachen seien erst fertig, wenn der Gegenstand „längst nicht mehr zur Diskussion steht“; vgl. Protokoll der Intendanten- und Chefredakteurstagung v. 15. August 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand

Zeit, also 1950/51 verließen die meisten der professionellen, schon in den dreißiger und vierziger Jahren tätigen Dramaturgen und Hörspielregisseure wie Alfred Braun, Hanns Farenburg und Hannes Küpper unter dem wachsenden politischen Druck den Berliner Rundfunk. Sie wechselten allesamt zu Rundfunkanstalten in der Bundesrepublik.⁷⁸

Hinzu trat die anhaltende Unzufriedenheit über Verselbständigungstendenzen der Landessender.⁷⁹ Generalintendant Mahle erarbeitete daher im Juni 1949 zusammen mit den Intendanten des Berliner Rundfunks und des Leipziger Senders eine Vorlage für das Politbüro, die vor allem eine stärkere Unterordnung der Landessender unter die Zentralen in Berlin und Leipzig vorsah, ansonsten aber kaum strukturelle Veränderungen beinhaltete.⁸⁰ Sie fand dort offenbar keine Zustimmung. Nach der Aufgabe der sowjetischen Vorzensur in den meisten Programmbereichen im Juli 1949⁸¹ spitzte sich die Situation insofern zu, als daß ein Kontrollvakuum entstand, weil die wenigen zeichnungsberechtigten Chefredakteure⁸² mit dieser Aufgabe überfordert waren⁸³ und effektive deutsche Kontrollinstanzen nicht zur Verfügung standen.⁸⁴ Auch die bereits im Vorjahr von der Generalintendanz eingesetzte Abteilung „Planung und Kontrolle“ könne, so Mahle in einem Briefentwurf vom September 1949 (also noch vor der Entlassung Schmidts), „diesen zusätzlichen Aufgaben [...] nicht gerecht werden“.⁸⁵ Bei den Mitarbeitern machte sich Verunsicherung breit: „Seitdem die sowjetischen Kontrolloffiziere nicht mehr da sind, schwimmen wir. [...] Wir haben immer das unbehagliche Gefühl, wer die letzte Instanz ist.“, äußerte der Intendant des Landessenders Potsdam, Roland Beutner, auf der ersten Intendanten-Tagung nach der Entlassung Schmidts und brachte damit das Problem auf den Punkt.⁸⁶

Angesichts des Drucks, dem sich besonders die verantwortlichen Redakteure des Rundfunks unvermittelt ausgesetzt sahen, kritisierten sie die fehlenden Vorgaben durch Partei und Regierung. Beschlüsse der Partei müßten den Tageszeitungen entnommen werden, es gebe keine Besprechungen und viel zu wenig konkrete Anleitung. Besondere Verunsicherung herrschte in bezug auf das Maß an Kritik, das gegenüber der eigenen Regierung erlaubt sei.⁸⁷ Der Intendant des Landessenders Schwerin, Christof Kirschnek, verlieh dieser Verun-

Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 210–00–00/0001 (Büro des Intendanten: Tagungsprotokolle August 1950), Bl. 22–143.

78 Vgl. Wagner, *Der gute Wille*, S. 43f.

79 Vgl. Kapitel 3.1.3.

80 Vorschläge zur inneren und äußeren Organisation des Rundfunks [undat., Mitte 1949]; ferner: Generalintendanz an das Kleine Sekretariat, 16. Juni 1949; BArch, DR 6/317.

81 Der Abzug der Kontrolloffiziere begann bereits im April 1949, vgl. Galle, *RIAS Berlin*, S. 187.

82 Darunter für den BR Heinz Schmidt, Ullrich Brurein und Bruno Goldhammer.

83 Mahle äußerte nach der Entlassung Schmidts: „Nach der Aufhebung der Zensur zeigte sich ein leichtfertiges Herangehen an die Kontrolle der Sendungen von seiten der deutschen Mitarbeiter. [...] Die Kontrolle wurde eine ganz formale Angelegenheit, denn die Leute, die damit vertraut waren, waren gar nicht in der Lage[,] eine Kontrolle durchzuführen, weil es ihnen einfach an Zeit fehlte.“ (wie Anm. 62).

84 Vgl. Mahle an Ulbricht, 8. September 1949 (Entwurf); DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950), Bl. 133 sowie Kaul an Mahle 24. Oktober 1949, ebd. F 208–00–00/0001.

85 Mahle an Ulbricht, 8. September 1949 (wie Anm. 84).

86 Vgl. Anm. 62.

87 Konkreter Anlaß des Politbüro-Beschlusses gegen Schmidt und die anderen leitenden Mitarbeiter war u.a. ein Kommentar von Karl-Eduard v. Schnitzler vom 1. Oktober 1949, in dem dieser auf dem Deutschlandsender die Ablieferungstermine für Landwirte in der SBZ kritisiert hatte. Ihm war darauf-

sicherung Ausdruck: „Wir waren uns nicht genau klar, wie wir die Frage der Kritik nach der Gründung der Republik stellen sollten“. Seine Kollegin Hauser, die vom Politbüro namentlich gerügt worden war, weil sie bei der Programmkontrolle „ideologische Sorglosigkeit“ an den Tag gelegt habe, ging insofern weiter, als sie „Anweisungen“ vom „Amt für Information“ forderte. Die Kritik müsse „etwas organisiert“ werden, damit es in Zukunft möglich sei, „im Sinne der Regierung zu kritisieren“.⁸⁸ Angesichts der Repressionen, denen sich die Rundfunkmitarbeiter ausgesetzt sahen, forderten sie keine Freiräume ein, sondern appellierten an die Verpflichtung der Partei, ihnen verbindliche und eindeutige Vorgaben zu machen, die sie von ihrer persönlichen Verantwortung und gegebenenfalls Haftung entlasten sollten. Gerhart Eisler stellte unmißverständlich klar, welche Risiken mit öffentlicher Kritik verbunden waren: „Wir wollen niemandem einreden, daß unsere Verwaltung und Angestellten Idealmenschen sind. Jede Kritik [...] ist verantwortlich. Wer eine Kritik macht, muß auch den Kopf dafür hinhalten.“⁸⁹

Tatsächlich war es auf Parteiseite bisher nicht gelungen, in bezug auf den Rundfunk effektive politische Steuerungsinstanzen zu schaffen. Bis Ende der fünfziger Jahre wechselten die Namen der Abteilungen, die bei der Partei für die Verbindungen zu den Medien zuständig waren, ebenso häufig wie die jeweiligen Zuständigkeitsbereiche und Mitarbeiter.⁹⁰ Anders als die Presse hat der Rundfunk dabei zunächst so gut wie keine Rolle gespielt.⁹¹ Erst mit dem Wegfall der sowjetischen Vorzensur im Rundfunk (1948/50) ergab sich offenbar die Notwendigkeit, die Kontrolle durch Parteiinstanzen zu intensivieren. Noch einem Memorandum aus dem Jahre 1949 zufolge sollte aber die bisherige, noch immer mehr oder minder personalisierte, tägliche politische Anleitung [...] durch die Parteivorsitzenden und das Polit-Büro“ „unverändert bestehen bleiben“.⁹² Vermutlich konnten die vielbeschäftigten Herren dieser Aufgabe jedoch nur unvollkommen nachkommen. Ab 1948 versuchte daher die Generalintendanz, durch einschlägige Referate auf den regelmäßig stattfindenden Intendanten- und Chefredakteurstagungen, die leitenden Mitarbeiter mit der jeweils anstehenden generellen politischen Linie und den daraus erwachsenden agitatorischen Aufgaben vertraut zu machen. Dies geschah zumeist durch externe Referenten aus dem Parteiapparat, weil die politische Anleitung – zumal in tagesaktuellen Fragen – eigentlich dem Parteivorstand bzw. Polit-Büro zustand. Eine wirklich klare Kompetenzverteilung gab es aber offenbar nicht, und entsprechend vorsichtig agierte Generalintendant Mahle.⁹³

Ab Ende 1948 sind Bestrebungen auf der Ebene des Politbüros zu beobachten, die Anleitung der Massenmedien jenseits der Parteipresse zu institutionalisieren und zu professionalisieren. Im Februar 1949 entstand eine Abteilung „Agitation“ unter Leitung des bisherigen FDJ-Funktionärs Hermann Axen, deren Aufgabe die „Entwicklung einer planmäßigen Agitation der Partei unter den Massen“ sowie die „Kontrolle und Koordination der Agitation

hin der Vorwurf gemacht worden, er habe die DWK und die SMAD herabgesetzt; vgl. Müller, Rundfunk als Herrschaftsinstrument, S. 2294.

88 Wie Anm. 62.

89 Wie Anm. 59.

90 Vgl. Gunter Holzweißig, Medienlenkung in der SBZ/DDR. Zur Tätigkeit der ZK-Abteilung Agitation und der Agitationskommission beim Politbüro der SED, in: Publizistik 39 (1994), H. 1, S. 58–72.

91 Vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 78ff.

92 Vorschläge zur inneren und äußeren Organisation des Rundfunks (wie Anm. 80).

93 Vgl. Anm. 68.

der Massenorganisationen, Verwaltung, Funk und Film“ sein sollte.⁹⁴ In einer Kommission, der neben Axen die führenden Vertreter der Ostberliner Medien angehörten, sollten die jeweils gültigen Argumentationen erarbeitet werden.⁹⁵ Nach der Gründung der DDR, im Oktober 1949, wurde mit dem Amt für Information unter der Leitung von Gerhart Eisler (Leiter der Pressestelle: Albert Norden) eine staatliche Institution ins Leben gerufen, deren Aufgabenbereich sich nicht nennenswert von derjenigen der parteieigenen Agitationsabteilung unterschied.⁹⁶ Nun, nachdem die politische Letztverantwortung von der sowjetischen Seite auf die deutsche übergegangen war, entstanden in schneller Folge immer neu zugeschnittene, z.T. hierarchisch eng gestaffelte politische Anleitungsinstanzen, wobei sich zumindest anfangs die Parteiebene und die staatliche Ebene überlagerten. Kompetenzstreitigkeiten und kontraproduktive Wirkungen waren hier vorprogrammiert, und tatsächlich sollte es noch zehn Jahre dauern, bis die Agitationsbürokratie der DDR ihre endgültige, nun deutlich an den Parteiapparat gebundene Form gefunden haben sollte.⁹⁷

Die Entlassung Schmidts im Oktober 1949 war somit auch Ausdruck einer Strukturkrise, die daraus entstanden war, daß die Partei zwar einen klaren Anspruch auf die politische Steuerung der Medien erhob und diesen zur Durchsetzung ihres Hegemonieanspruches und des neuen, auf Integration in den sowjetischen Block zielenden Kurses einsetzen wollte, die Voraussetzungen im Rundfunk dafür aber weder strukturell noch personell gegeben waren. Zu lange war zuvor nach außen hin der Anspruch eines „überparteilichen“ Rundfunks aufrechterhalten worden, und zu sehr hatte die sowjetische de-facto-Herrschaft die Entwicklung eigener verantwortlicher Instanzen behindert. Zudem war von zahlreichen Mitarbeitern, darunter auch leitenden Kräften, deren kommunistische Überzeugung außer Frage stand, wie Artur Mannbar, Ullrich Brurein, Schmidt und auch Mahle, regelmäßig darauf hingewiesen worden, daß eine einseitig propagandistische Ausrichtung des Mediums der eigenen Sache mit Blick auf die Interessen und Wahlmöglichkeiten der Rezipienten mehr schaden als nützen würde.⁹⁸ Erst jetzt, vor dem Hintergrund massiver Repressionsdrohungen, wurden die Stimmen, die Rezipientenorientierung einforderten, spürbar leiser und wichen pathetischen Aufrufen zur „Massenverbundenheit“.⁹⁹

Schließlich, das darf nicht unerwähnt bleiben, war die Ablösung von Schmidt nicht nur solchen strukturellen, quasi „übergeordneten“ Entwicklungen und Krisen geschuldet, sondern hatte auch persönliche und innerbetriebliche Gründe. Generalintendant Mahle kritisierte nach seiner Entlassung, Schmidt habe es „für unter seiner Würde gehalten, mit der Betriebsgruppe [der SED, C.C.] zusammenzuarbeiten“.¹⁰⁰ Tatsächlich hatte Schmidt sein Amt patriarchalisch-autoritär, also ganz im traditionellen Stil, geführt und sich jede Mitspra-

94 Protokoll Nr. 2 der Sitzung des Kleinen Sekretariats v. 2. Februar 1949; SAPMO-BArch, DY 30/J IV 2/3/2.

95 Ebd.

96 Vgl. zum Amt für Information Arnold, *Deutschlandsender*, S. 137.

97 Ebd., S. 135ff.; Holzweißig, *Medienlenkung in der SBZ/DDR*.

98 Vgl. z.B. Anm. 67.

99 Proletariatsromantik lieferte beispielsweise Kurt Heiß, Nachfolger von Schmidt als Berliner Intendant, wenn er forderte: „Wir können nur arbeiten, wenn wir ständig Kontakt mit den Massen haben. Die Arbeit muß so organisiert werden, daß die Intendanten nicht in den Funkhäusern sitzen, sondern in die Betriebe hinausgehen.“; (wie Anm. 59).

100 Ebd.

che der SED-Parteilinie in Organisations- und Programmentscheidungen verbeten.¹⁰¹ Mit seinem konfrontativen, bisweilen unkonventionellen und auch unbeherrschten Stil sowie dem Hang zu einsamen Entscheidungen, die er mit Hinweisen auf seine enge persönliche Verbindung zu Wilhelm Pieck zu legitimieren pflegte, hatte er sich sowohl innerhalb des Hauses als auch außerhalb viele Feinde gemacht.¹⁰² Sicher neidete mancher ihm auch seinen steilen Aufstieg. Er weigerte sich, finanzielle Vorgaben, etwa den Planstellen-Etat betreffend, einzuhalten,¹⁰³ obgleich der sowjetische Chef der Abteilung für Radiopropaganda, Mulin, erst wenige Tage zuvor gedroht hatte, daß man für Etatüberschreitungen „den betreffenden Intendanten bestrafen“ werde.¹⁰⁴ Seine Orientierung nach Westen hatte wohl auch dazu geführt, daß er den sowjetischen Ansprüchen auf intensiviertere Propagierung der Sowjetunion¹⁰⁵ und des Ostblocks nicht in dem Maße nachgekommen war, wie es jetzt opportun war.¹⁰⁶ Kurz vor seiner Ablösung war er mit einem der noch im Haus verbliebenen sowjetischen Kontrolloffiziere in Konflikt geraten, was ihm nun den Vorwurf „nationalistischer Überheblichkeit“ einbrachte.¹⁰⁷ Vermutlich wegen der bekannten Neigung Schmidts, übergeordneten Autoritäten die Anerkennung zu versagen, kursierten im Westen schon seit längerem Gerüchte um seine Ablösung. Den letzten Anstoß gab anscheinend ein Hinweis von Kommentator Markus Wolf an die SMAD-Informationsverwaltung, im Funkhaus sei „antisowjetische“ Literatur aus Jugoslawien eingetroffen und Schmidt, der davon wisse, habe dies den sowjetischen Kontrolloffizieren nicht gemeldet.¹⁰⁸ Angesichts des latenten

-
- 101 Aktennotiz über die am Montag, dem 31. Januar 1949 in Grünau stattgefundene Intendantenkonferenz; BArch, DR 6/321.
- 102 Intendant Mahle warf ihm nach seiner Entlassung „Selbstherrlichkeit“ vor. Er habe es verstanden, „die leitenden Kollegen im Berliner Funk zu blenden mit seinen engen Kontakten mit dem Polit-Büro“. „Niemals wieder“ dürfe „ein Zustand entstehen, wo irgend ein Mann glaubt, er sei der Mann. [...] Die kollektive Leitung muß vorhanden sein.“; vgl. zu den Vorwürfen auch das Protokoll der Betriebsgruppensitzung im Berliner Rundfunk, die einberufen worden war, um den Politbürobeschuß zur Entlassung Schmidts durch die Belegschaft formal zu sanktionieren; SAPMO-BArch, DY 30/N2/1.01/125.
- 103 Im März 1948 forderte er von der DZV eine Erhöhung des Planstellenetats von 1 049 auf 1 200 Stellen. Als diese nicht bewilligt wurde, weigerte er sich schlicht, die Entscheidung zu akzeptieren. Er habe Anweisung gegeben, den Personalbestand auf 1 200 Stellen zu erhöhen, teilte er dem Präsidenten der DZV, Paul Wandel, mit; vgl. Schmidt an Wandel, 31. März 1948; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0008 (Geschäftsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1949), Bl. 98–99.
- 104 Wie Anm. 65.
- 105 Der Aufbau einer entsprechenden Redaktion, von Tjulpanov bereits im Mai 1948 erwähnt, zog sich lange hin, vermutlich hauptsächlich, weil es zu wenig russischsprachige Redakteure gab.
- 106 Schmidt hatte sich, so die Vorwürfe nach seinem Sturz, der Gründung einer separaten Redaktion für „Fragen der Volksdemokratien“ und der Einführung des russischen Sprachunterrichts im Rundfunk verweigert.
- 107 Vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 136 sowie Arnold, Deutschlandsender, S. 177.
- 108 Vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 136; Wolf war wegen seiner guten Verbindungen zur SMAD schon seinerzeit einflußreich. Gleich zu Beginn von Schmidts Amtszeit hatte Wolf (auch im Namen seines Kollegen Gessner), seinem Befremden „über die Art und Weise unserer Behandlung“ Ausdruck verliehen; Hintergrund war, daß Schmidt den Tageskommentar auf einen späteren Sendeplatz verschoben hatte und jegliche Einwände der Kommentatoren ignoriert hatte; vgl. Wolf an Schmidt, 23. September 1947, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Nachlaß 19 (Herbert Gessner).

Vorwurfs von sowjetischer Seite, die deutsche Parteiführung versage bei der Bekämpfung des Titoismus,¹⁰⁹ sah sich diese zu einem radikalen Schritt genötigt.¹¹⁰

1.2.2 Die Jahre 1950–1953: Parteisäuberungen und Zentralisierung

Die Entlassung Schmidts und einiger leitender Mitarbeiter sollte nur der Auftakt des nun folgenden umfassenden Personalaustausches und organisatorischen Revirements beim Rundfunk darstellen. Noch im November 1949 entließen sein Nachfolger Heiß und Gerhart Eisler, der nun Generalintendant Mahle vorgesetzt war, ca. 100 Mitarbeiter, zumeist wohl parteilose.¹¹¹ Zudem wurde nun Druck auf diejenigen Mitarbeiter ausgeübt, die noch in den Westzonen wohnten. Wer nicht bis zum 1. April 1950 umgezogen sei, dem werde gekündigt, so die Drohung. Die Frist mußte allerdings wegen Personalmangels zunächst bis zum Jahresende 1950, schließlich bis 1951 verlängert werden.¹¹² Ferner wurden den Mitarbeitern allerlei schriftliche Bekenntnisse zu politischen Resolutionen abverlangt, deren Verweigerung Konsequenzen haben konnte,¹¹³ und sie wurden mit politischen Schulungen traktiert.¹¹⁴ Die meisten der verbliebenen „bürgerlichen“ und häufig qualifizierten Journalisten, um deren Mitarbeit man sich zu Anfang noch bemüht hatte, deren Abwanderung jedoch schon unter Schmidt begonnen hatte,¹¹⁵ verließen nun endgültig den DDR-Rundfunk.¹¹⁶

Dies betraf nun auch den musikalischen Bereich. Die „amerikanische Dekadenzmusik“ sei „Gegenstand der heftigsten Kritik“ gewesen, so der Leiter der Agitationsabteilung, Hermann Axen, in einem Bericht über die Sofortmaßnahmen nach der Entlassung Schmidts. Demzufolge sei mit dem Leiter der Musikabteilung, Genossen Goldschmidt, „die sofortige

109 Vgl. Anm. 57.

110 Die letzte Entscheidung scheint dabei beim deutschen Politbüro gelegen zu haben, nicht auf sowjetischer Seite; jedenfalls sah ein Maßnahmenkatalog des Tjulpanov-Nachfolgers Abramow, den dieser nach Wolfs Hinweis an den politischen Berater Semjonow schickte, die Ablösung Schmidts nicht vor; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 136f.

111 Vgl. Arnold, Deutschlandsender, S. 179.

112 Vgl. Daniela Munkel, Produktionssphäre, in: Marbolek/v. Saldern, Zuhören und Gehörtwerden, S. 45–128, S. 123; Walther, Der Rundfunk, S. 54; viele freie Mitarbeiter wohnten aber auch in der folgenden Zeit noch in Westberlin.

113 Wagner, Der gute Wille, S. 43f.

114 Herbst, Demokratie, S. 59.

115 Bereits im März 1948 hatte Mulin auf die Bedeutung politisch einwandfreien Personals aufmerksam gemacht: „Der Mann [gemeint ist der Rundfunkmitarbeiter, C.C.] muß politisch einwandfrei sein, indem er für das neue Deutschland mit Herz und Seele eintritt. Er kann ruhig parteilos sein oder irgendeiner Partei der Zone angehören. Zweitens muß er fachmännisch in Ordnung sein. Das sind zwei Gesichtspunkte, unter welchen Sie, meine Herren, besonders Ihre Mitarbeiter betrachten müssen. Das bezieht sich nicht nur auf die Leute, die Sie neu bekommen werden. Das bezieht sich auch auf die Leute, die Sie jetzt haben. Ich möchte Ihnen raten, daß Sie sich mal von Zeit zu Zeit die Leute, mit denen Sie arbeiten, ansehen. Wir brauchen solche Leute, die mit uns mitmachen wollen und nicht gegen uns sind.“; wie Anm. 65.

116 Einer Liste der Redakteure von BR und DS aus dem Jahre 1950 zufolge (die auch die Wohnorte nach Sektoren erfaßte) waren von 70 Redakteuren 49 SED-Mitglieder, der Rest parteilos. Mitglied einer Blockpartei war demnach niemand. Streichungen in der Liste zeugen von den „Säuberungen“ bzw. freiwilligen Abgängen; übrig blieben 64 Redakteure, darunter 18 parteilose. Es dominierten die Geburtsjahrgänge 1903 bis 1922, d.h. die meisten Redakteure waren zwischen 30 und 40 Jahre alt; BArch, DR 6/316.

Ausmerzung der amerikanischen Jazzmusik“ festgelegt worden.¹¹⁷ Das ging offenbar nicht schnell genug, denn kurz darauf wurde Goldschmidt entlassen.¹¹⁸ Am 2. Mai 1950 wurde ferner das rundfunkeigene „Radio-Berlin-Tanzorchester“ aufgelöst, das Intendant Heiß in dem ihm eigenen Stil als „Mammutkonzern zur Verbreitung schädlicher Entartungserscheinungen des Amerikanismus“ bezeichnete.¹¹⁹ Die Wut Heiß' konnte jedoch allenfalls darüber hinwegtäuschen, daß dieses aus amerikanischer Sicht „beste Orchester seiner Art in Deutschland“ bereits seit längerem Objekt gezielter Abwerbungsversuche des RIAS war, zu dessen neuem Orchester dann auch die meisten Mitglieder des RBT wechselten.¹²⁰ Das Beispiel zeigt, wie leichtfertig in dieser Phase die noch immer vorhandene Kompetenz des Berliner Rundfunks (in diesem Falle die führende Rolle im Bereich der leichten Musikunterhaltung) nicht nur verspielt, sondern auch noch dem unmittelbaren Konkurrenten, dem RIAS praktisch frei Haus geliefert wurde. Daß man sich auch personell in einer Konkurrenzsituation mit dem Westen befand, war dem Moskau-Emigranten Heiß offenbar kaum bewußt.¹²¹

Wenn Intendant Heiß im Juni 1950 die Zahl von 627 Mitarbeitern nannte, die im letzten halben Jahr aus dem Berliner Rundfunk und dem Deutschlandsender entfernt worden seien, so ist davon auszugehen, daß darunter auch jene waren, die wegen des politischen Drucks, des immer stärker von Denunziationen geprägten Betriebsklimas und der seit der Einführung der Westwährung in Westberlin stark gesunkenen finanziellen Attraktivität einer Beschäftigung beim DDR-Rundfunk diesen freiwillig verlassen hatten.¹²² Das Memorandum, in dem Heiß diese Zahl nannte, zeugt freilich auch von den Schwierigkeiten, die sich aus einem derart umfassenden Personalaustausch ergaben: Die entstandenen „Lücken“ hätten „auch nicht annähernd geschlossen werden können“. Im Hinblick auf die propagandistischen Aufgaben des Rundfunks sei dies ein Zustand, der zu „ernsten Bedenken“ Anlaß gebe. So betrage das Durchschnittsalter der Mitarbeiter beim Deutschlandsender derzeit 23, beim Berliner Rundfunk 25 Jahre. Diesen jungen Kräften fehle die „praktische Erfahrung bewährter, parteiverbundener Genossen, die imstande sind, richtige Anleitungs- und Erziehungsarbeit zu leisten.“ Angesichts dieser Situation müsse man vorläufig – leider – auch Abstand davon nehmen, „eine Anzahl von Mitarbeitern in leitenden Funktionen und wichtigen Schlüsselstellungen“ zu entfernen, weil es sich zugleich um die Mitarbeiter „mit der größten Rundfunkerfahrung und der besten Kenntnisse qualifizierter Funkmethoden“ handle. Sie seien jedoch „unter dem Gesichtspunkt der Sicherheit untragbar“. Bei einigen

117 Bericht über die Maßnahmen zur Verbesserung der Rundfunkarbeit, 3. Februar 1950 (wie Anm. 58).

118 Der Betroffene soll dies aus der „Täglichen Rundschau“, also der Zeitung der SKK erfahren haben. Am schwarzen Brett des Rundfunks soll daraufhin die spöttische Mitteilung angebracht worden sein, alle Mitarbeiter der Musikabteilung hätten täglich die „Tägliche Rundschau“ zu lesen, weil sie „wesentliche Aufgaben der Personaldirektion des Berliner Rundfunks übernommen“ habe; zit. nach Walther, *Der Rundfunk*, S. 55.

119 Aktennotiz zur Auflösung des RBT-Tanzorchesters, 2. Mai 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950), Bl. 38.

120 Vgl. Galle, *RIAS Berlin*, S. 127.

121 Zu allem Überfluß wurden die fristlosen Kündigungen später in einem arbeitsrechtlichen Prozeß für unwirksam erklärt und der Rundfunk zur Nachzahlung der Gehälter während der Kündigungsfrist verurteilt; vgl. Herbst, *Demokratie*, S. 76.

122 Memorandum „Zur Lage im Berliner Funkhaus“, 20. Juni 1950; BArch, DR 6/207.

werde die Entfernung dennoch binnen „kurzer Frist“ unumgänglich sein, andere könnten einstweilen „unter entsprechender Kontrolle“ weiterarbeiten.¹²³

Wenn Intendant Heiß nahezu die gesamte Führungsspitze der ihm unterstellten Sender zur Auswechslung empfahl, allesamt überzeugte Kommunisten, dann wird bereits deutlich, daß die personellen „Säuberungen“ jetzt keineswegs mehr nur die parteilosen Mitarbeiter erfaßten, sondern immer mehr der Logik der allgemeinen, hauptsächlich gegen Westemigranten gerichteten Verfolgungen folgten, die ihren Höhepunkt in der sogenannten „Field-Affäre“ fanden.¹²⁴ Vor allem der Deutschlandsender, dessen redaktionelle Führungsriege sich nahezu komplett aus von Schmidt rekrutierten ehemaligen Westemigranten oder ehemals in den Westzonen tätigen Kommunisten zusammensetzte, erwies sich als besonders fruchtbares Feld, um den um sich greifenden Vorstellungen westlicher Agententätigkeit und oppositioneller Gruppenbildung Nahrung zu geben. Viele kannten sich bereits aus ihrer Arbeit in den Westzonen bzw. der Emigration respektive Kriegsgefangenschaft, wie z.B. die sogenannten Ascot-Leute um Karl-Georg Egel, Günther Cwojdrak und Karl-Eduard v. Schnitzler,¹²⁵ was sie per se suspekt machte.

In einem Bericht aus dem Jahre 1951 schrieb der Personalleiter des Rundfunks, Otto Faust, seit seinem Amtsantritt im April 1951 habe er „30 Agenten und solche, die mit ihnen engste Verbindung hatten, entlarvt und entlassen.“ Darüber hinaus gebe es noch „Freunde und engste Mitarbeiter der Agenten Goldhammer und Bauer“, sowie „eine starke, über 200 Mann zählende Konzentration von Leuten, die aus amerikanischer, englischer, französischer Emigration und Kriegsgefangenschaft kamen und zum Teil in diesen Ländern Schulen besuchten.“ Diese Situation müsse vor dem Hintergrund der Lage des Funkhauses im britischen Sektor gesehen werden, „also von Feinden umgeben“, wodurch sich für den „Feind die Möglichkeit“ ergebe, direkt unter uns zu sein, die Aufträge zu verteilen und durchzuführen.

123 Ebd.; Heiß nannte nahezu die gesamte Führungsspitze des DDR-Rundfunks, die sich seinerzeit ganz überwiegend aus Westemigranten zusammensetzte, darunter die Chefredakteure Erich Böhm (BR) und Leo Bauer (DS) sowie ihre Stellvertreter Hermann Burkhardt und Heinz Geggel, Chefkomentator v. Schnitzler, den Leiter der Abt. künstlerisches Wort, Maximilian Scheer, die Ressortleiter Wirtschaft und Innenpolitik Gass und Händler, den Leiter der Literaturabteilung Günther Cwojdrak und sechs weitere Redakteure.

124 Der dem Kommunismus nahestehende Amerikaner und ehem. Mitarbeiter des State Department Noel H. Field hatte als Mitarbeiter einer kirchlichen Hilfsorganisation in Frankreich und der Schweiz während der NS-Zeit zahlreiche Kommunisten unterstützt und vor dem Zugriff der Nationalsozialisten gerettet. Unter dem Druck, die nationalen kommunistischen Parteien des sowjetischen Blocks auf die sowjetische Position festzulegen, entstand die (haltlose) Vorstellung, es habe sich bei Field um einen US-amerikanischen Agenten gehandelt. Jeder Kontakt zu ihm in der Vergangenheit konnte nun zur tödlichen Gefahr werden; vgl. zu Field und den (antisemitisch konnotierten) Verfolgungen in der DDR: Wolfgang Kießling, Partner im „Narrenparadies“. Der Freundeskreis um Noel H. Field und Paul Merker, Berlin 1994 sowie Gerd Koenen, Die DDR und die „Judenfrage“. Paul Merker und der nicht stattgefunden Slánský-Prozeß 1953, in: Leonid Luks (Hg.), Der Spätstalinismus und die „jüdische Frage“. Zur antisemitischen Wendung des Kommunismus, Köln u.a. 1998, S. 237–270. (Schriften des Zentralinstituts für Mittel- und Osteuropastudien, 3).

125 Im Lager „Ascot II“ arbeiteten während des Zweiten Weltkriegs deutsche Kriegsgefangene für den deutschen Dienst der BBC; vgl. dazu Karl-Eduard v. Schnitzler, Meine Schlösser oder wie ich mein Vaterland fand, Berlin 1989, S. 127ff., 139.

ren.“¹²⁶ Bis auf Chefkommentator v. Schnitzler, den (ebenso wie im Falle seines Kollegen Gessner) seine exponierte Stellung nach außen geschützt haben dürfte, verloren die Genannten ihre Positionen im Funk.¹²⁷

Prominenteste Opfer der „Säuberungen“ im Rundfunk waren der Chefredakteur des Deutschlandsenders, Leo Bauer sowie sein bereits zusammen mit Schmidt entlassener Kollege vom Berliner Rundfunk, Bruno Goldhammer (inzwischen stellv. Leiter des Amtes für Information). Beide wurden im August 1950 verhaftet und aus der Partei ausgeschlossen. Bauer wurde wegen Spionage und Agententätigkeit 1952 von einem sowjetischen Tribunal zum Tode verurteilt, Goldhammer 1954 zu 10 Jahren Zuchthaus.¹²⁸ Diesmal spielte, viel mehr als noch im Falle Schmidts, die Verbindung zu Field bzw. zu dessen deutschem Freund Paul Merker eine gewichtige Rolle, insofern folgten die Verhaftungen maßgeblich der Eigendynamik der stalinistischen Säuberungen.¹²⁹ Dennoch gleichen sich die Fälle Bauer und Schmidt: Auch diesmal traf es einen eigensinnigen, schwer zu disziplinierenden Kommunisten und Westemigranten, der für den Sender eine gewisse Eigenständigkeit (in diesem Falle die Orientierung an der Perspektive der KPD in Westdeutschland) reklamiert hatte, und dadurch die Mißbilligung von Moskau-Emigranten wie Heiß, aber auch von anderen besonders linientreuen Genossen wie seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem inzwischen zum stellvertretenden Intendanten aufgestiegenen Hermann Zilles und dem stellvertretenden DS-Chefredakteur Heinz Geggel erregt hatte.¹³⁰ Alle drei hatten schon vor der Verhaftung Bauers dessen Ablösung betrieben.¹³¹ Nach Bauer erwischte es allerdings auch den ehemaligen Buchenwald-Funktionshäftling Zilles, der im April 1952 als Verantwortlicher für das Westprogramm abberufen wurde¹³² und im folgenden Jahr nach der Enttarnung einer angeblichen CIC-Agentin auch seine „Bewährungsposition“ als Leiter des Fernseh-zentrums verlor.¹³³ Die Widerstände, die es innerhalb der Institutionen gegen die Disziplinierungsmaßnahmen gab und die Schwierigkeiten bei der Transformation konnten nun sehr leicht deren Leitern angelastet werden. Waren diese bereits „angezählt“, d.h. bereits auf einer Bewährungsposition, konnten sie sich dort regelmäßig nicht lange halten.

126 Bericht über die am 3. September 1951 im Funkhaus Masurenallee abgehaltene Gewerkschaftsversammlung, 8. September 1951; BArch, DR 6/316.

127 Der Sendeleiter Egel war allerdings schon zuvor wegen seines chaotischen Arbeitsstils degradiert worden. Nach seiner Entlassung arbeitete er noch als freier Hörspielautor für den Funk; v. Schnitzler sollte auf die Parteischule geschickt werden; vgl. Arnold, Deutschlandsender, S. 169.

128 Sie wurden später zu langjährigen Zwangsarbeitsstrafen begnadigt. Goldhammer wurde 1956 rehabilitiert und arbeitete als Journalist, Bauer wurde 1955 in die Bundesrepublik entlassen und arbeitete danach für den Stern und als Berater für Willy Brandt.

129 Thomas Klein konstatiert, daß „das Gewicht innerbürokratischer Rationalitätskonflikte stets größer war, als das Gewicht der hier auch zu beobachtenden politischen Intrigen im Ämterkampf“; vgl. Klein, Kontrollorgane, S. 134ff.

130 Vgl. hierzu und zur Person Bauers insgesamt Klaus Arnold, Rückkehr nach Sibirien oder die Macht. Das Schicksal des KPD-Funktionärs, SPD-Politikers und Journalisten Leo Bauer, in: Markus Behmer (Hg.), Deutsche Publizistik im Exil 1933 bis 1945. Personen – Positionen – Perspektiven. Festschrift für Ursula E. Koch, Münster u.a. 2000, S. 331–353 (Kommunikationsgeschichte, 11).

131 Vgl. ebd., S. 347 sowie Anm. 123.

132 Vgl. dazu Niethammer, „Der gesäuberte Antifaschismus“, S. 407f.

133 Gegen Zilles wurden die üblichen Vorwürfe erhoben, u.a. wurden seine „faulen liberalistischen Auffassungen“ gerügt; vgl. Communiqué über die außerordentliche Sitzung der Leitung des Staatlichen Rundfunkkomitees am Mittwoch, dem 25. November 1953, BArch DR, 6/1.

Im Zuge der Mitgliederüberprüfungen der SED kam es zu einer weiteren „Säuberungswelle“ in der Redaktion, die dazu diente, den – aus der damaligen Sicht – „Geburtsfehler“ des Senders, nämlich die Konzentration von Westexperten und -emigranten endgültig zu beseitigen. Bis auf Geggel wurden dabei die verbliebenen Westemigranten aus allen Leitungspositionen entfernt.¹³⁴ Heiß stützte sich dabei in starkem Maße auf die Betriebsparteiorganisation, gegen deren Einfluß sein Vorgänger Schmidt sich seinerzeit gewehrt hatte. Als einer der Entlassenen Ende 1952 seine Wiedereinstellung forderte und das ZK dazu eine Stellungnahme verlangte, lieferte eines ihrer Leitungsmitglieder, der ehemalige Funkschüler Karl-Heinz Michael, einen Bericht, in dem er die Vorwürfe gegen die etablierten Redakteure noch einmal zusammenfaßte:

„Die Genossen [...] versuchten ständig Diskussionen auszuweichen, die Probleme der deutschen Arbeiterbewegung oder Erfahrungen der Sowjetunion behandelten [...] Es traten dann erste Verfehlungen auf, wie z.B. die Gruppenbildung der Genossen [...] aus der Westsendung. [...] Wenn ich in meinen Frühsendungen den Namen des Genossen Stalin erwähnte, wurde mir gesagt, es sei ‚zu dick aufgetragen‘. [...] Man sollte die Genossen im ZK darauf hinweisen, was es für Menschen sind: Kleinbürger, Tendenz der Überheblichkeit, keine oder geringe Teilnahme am Parteilehrjahr, keine ideologische Festigung, englische Emigration, moralische Verfehlungen. Alles fand seinen Ausdruck in den Manuskripten. [...] Wir sind der Meinung, daß man diesen Genossen nicht helfen kann, indem man sie wieder im Staatlichen Rundfunkkomitee beschäftigt, bzw. zur DEFA schickt. Sie verstehen es, mit schönen Worten zu blenden, auf Kosten des Inhalts. Sie hatten das Bestreben, objektiv zu sein, den Hörer nicht vor den Kopf zu stoßen, z.B. mit der Erwähnung des Genossen Stalin. – Mit jedem einzelnen Genossen wurde in der Leitung gesprochen, sie hatten Gelegenheit selbstkritisch Stellung zu nehmen. Sie sahen ein, daß ihre Fehler herrühren aus der Emigration in England und aus ihrer kleinbürgerlichen Herkunft. [...] Die Genossen sind nicht nur in ihrer Arbeit als Fraktion aufgetreten, sie trafen sich regelmäßig, [...] um festzulegen, wie sie operieren wollten. Eine Revidierung des Beschlusses [der Kündigung des Redakteurs K., C.C.] würde einen Verstoß gegenüber der Wachsamkeit und damit unserer Partei bedeuten.“¹³⁵

Der Bericht illustriert, daß im Funkhaus nicht zuletzt Konflikte um leitende Positionen und professionelle Normen ausgetragen wurden. Ältere, erfahrene Rundfunkredakteure wehrten sich gegen die, wie sie wußten, im Hinblick auf die Hörer kontraproduktiven Propagandaformeln von Nachwuchskräften wie dem ehemaligen Elektriker Michael. Letztere warfen ihnen daraufhin „ideologische Schwächen“ vor und waren damit angesichts des Disziplinierungsdruckes auf die Führungsebene und des allgemein hysterischen Klimas der frühen

134 Unter der Überschrift „Schwerpunkte bei der Durchsetzung der Kaderprinzipien im Rundfunk“ hieß es rückblickend ein Jahrzehnt später: „U.a. gab es die Gruppe der ehemaligen Mitarbeiter westlicher Rundfunkstationen, besonders des NWDR (Karl Gass, Karl-Eduard v. Schnitzler, Herbert Gessner, Helmut Schneider u.a.). Obwohl jeder für sich eine gute Arbeit leistete, wirkte sich ihre Konzentration zum Nachteil aus. Hinzu kam, daß ein großer Teil dieser Mitarbeiter Absolventen von Ascot oder Wiltonpark waren. Die Konzentration wurde aufgelöst, jedoch dafür gesorgt, daß ihre Fähigkeiten dem Rundfunk weiterhin zur Verfügung standen. Sie erhielten keine leitenden Funktionen.“; Bericht über die Kaderarbeit im Deutschen Demokratischen Rundfunk, 27. Oktober 1961, S. 11; BArch DR 6/218.

135 Protokoll der Leitungssitzung [der BPO] am 26. November 1952; BArch, DR 6/201.

fünfziger Jahre erfolgreich. Sie profitierten dabei nicht zuletzt von einer „Gnade der späten Geburt“, d.h., sie hatten aufgrund ihres Alters keine „falsche Vergangenheit“, die im falschen Emigrationsland, der Einnahme inzwischen als „sektiererisch“ oder „trotzkistisch“ verfeimter Positionen, einer „bürgerlichen“ Karriere, „falschen Freunden“ oder auch in der mißtrauisch beäugten Zeit im Konzentrationslager und in der Haft während des Nationalsozialismus bestehen konnte.¹³⁶ Noch rückblickend hieß es, „kleinbürgerliche Gruppen hätten seinerzeit einen „Kampf gegen alte und parteiergebene Genossen“ geführt, „besonders wenn sie aus der Arbeiterklasse kamen. Diese Machenschaften segelten unter dem Deckmantel „fachlich-politischer Gesichtspunkte“.¹³⁷

Zahlreiche Dokumente zeugen von einem Klima der Denunziationen und des gegenseitigen Mißtrauens, das in jener Zeit innerhalb des Rundfunks herrschte. Als ein Vertreter des FDGB Berlin 1951 die Hauptabteilung Personal angriff, weil Mitarbeiter willkürlich entlassen würden, ohne die gesetzlichen Regelungen einzuhalten und die Gewerkschaftsvertreter zu informieren, verbat sich der Leiter der Personalabteilung solche Kritik, angesichts derer die „noch im Hause befindliche[n] Agenten, Spitzel und Spione der angloamerikanischen Imperialisten [...] geradezu jubelten“.¹³⁸ Die Entlassung einer Sekretärin, die mit der Begründung vorgenommen worden war, sie habe nicht an einer Volksbefragung teilgenommen, rechtfertigte er mit dem Hinweis, diese sei immerhin außerdem Mitarbeiterin der Musikabteilung gewesen, „wo der Kampfbund gegen Unmenschlichkeit entlarvt wurde“, ¹³⁹ die Entlassung sei also aus Sicherheitsgründen geboten gewesen.¹⁴⁰

In den gegenseitigen Anschuldigungen, die nun um sich griffen und nicht zuletzt dazu dienten, die eigene „Wachsamkeit“ zu beweisen und damit von der eigenen Person abzulenken, floß die Kritik an professionellen, politisch-ideologischen, moralischen und klassen- bzw. kontaktbezogenen Normen zusammen. Eine kritische politische Äußerung konnte ebenso zum Thema werden und die berufliche Existenz kosten wie die vermeintliche Verletzung professioneller oder moralischer Normen, private Liaisons oder Westkontakte und „bürgerliche“ Herkunft.¹⁴¹ Umgekehrt wurden persönliche Animositäten und Meinungsverschiedenheiten politisch aufgeladen.¹⁴² Beurteilungen von Mitarbeitern, Denunziationschreiben und anderes personenbezogenes Material wanderte teilweise zwischen verschiedenen Stellen wie Parteiorganisation, Personalabteilung und der Abteilung Agitation hin und

136 Vgl. zu letzterem Niethammer, *Der „gesäuberte Antifaschismus“* sowie Klein, *Kontrollorgane*, S. 166ff.

137 Wie Anm. 134, S. 10.

138 Wie Anm. 126.

139 Zur Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit (KgU) vgl. Kai-Uwe Merz, *Kalter Krieg als antikommunistischer Widerstand. Die Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit 1948–1959*, München 1987.

140 Wie Anm. 126.

141 Vgl. z.B. An die Betriebsgruppenleitung im Hause, zu Hdn. Gen. Reimann, 1. Dezember 1949; Bericht über die Sitzung des Redaktionskollegiums des DS, 20. Mai 1950; DRA Potsdam. Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 210–00–00/0005, Bl. 42–46 u. 52f.; Sofortige Entlassung des Leiters des Studios Schwerin, Hans L., Gruppe Außenverbindung über den Besuch des Studios Schwerin 24. März 1954; BArch, DR 6/192 sowie die Fälle in BArch DR 6/193; vgl. zu diesem Komplex auch Münkler, *Produktionssphäre*, S. 123ff. und Arnold, *Deutschlandsender*, S. 145.

142 Vgl. Egel an Heiß, 6. April 1951; BArch, DR 6/313. 1952 gelang es Egel offenbar, seine Fehde mit dem Leiter der Hauptabteilung „Künstlerisches Wort“, Maximilian Scheer, bis ins „Neue Deutschland“ zu heben; vgl. Walther, *Der Rundfunk*, S. 155.

her.¹⁴³ Nicht selten wurde auch die ZPKK angerufen,¹⁴⁴ und das Ritual der Selbstkritik griff um sich.¹⁴⁵ Besonders desillusioniert und resigniert war das Personal der Bezirksstudios: In einem Bericht aus dem Jahre 1953 über das Studio Potsdam hieß es, man habe merken können,

„daß die Kollegen sich hier in einer einmütigen Front gegenüber Berlin fühlen. [...] Es wurde festgestellt, daß im ganzen Studio eine pessimistische, negierende Stimmung und Atmosphäre herrscht. [...] Es ist schon soweit, daß eine Reihe jüngerer Genossen ebenfalls dem Pessimismus verfallen sind und zu nichts mehr Vertrauen haben. [...] Fast alle Genossen der Gruppe haben starke kleinbürgerliche Tendenzen. [...] Unglaube an die Kraft der Arbeiterklasse schleicht wie ein Gespenst durch alle Diskussionen. [...] Die Genossen mußten zugeben, daß es Diskussionen, die Optimismus, Begeisterung und Kraft ausstrahlen, bisher nicht gegeben hat. Die Genossen bildeten sich zwar ein, ein Kollektiv zu sein, wir konnten ihnen jedoch nachweisen, daß im Verlaufe unserer Gespräche und Beobachtungen sich immer wieder herausstellte, daß alles im Studio Potsdam getragen war von einer Vielzahl individualistischer Neigungen einzelner Mitarbeiter.“¹⁴⁶

Mit der Gründung des Ministeriums für Staatssicherheit 1950 begann auch diese Institution im Rundfunk durch informelle Mitarbeiter und durch Kontakte zu den Leitungsmitarbeitern ihre Kontroll- und Überwachungstätigkeit.¹⁴⁷

Die Entlassung bzw. Verfolgung des größten Teils der leitenden Redakteure und zahlreicher Mitarbeiter der künstlerischen und musikalischen Abteilungen, aber auch Teilen des Verwaltungspersonals,¹⁴⁸ führte zu einer erheblichen Deprofessionalisierung, die sich unmittelbar im Programm niederschlug.¹⁴⁹ Zwar wurden unbesetzte Stellen kurzfristig mit Mitarbeitern der Landessender und vor allem mit jungen, ungelerten Nachwuchskräften besetzt, aber dennoch sank der Personalbestand stark ab. Einem Bericht aus dem Jahre 1954 zufolge waren Ende 1953 im Bereich des Rundfunks der DDR insgesamt nur noch 1 309 Personen¹⁵⁰ beschäftigt, gegenüber 4 222 im Jahre 1950.¹⁵¹ Einen großen Anteil hatte daran

143 Arnold, Deutschlandsender, S. 145.

144 Heiß an die ZPKK, 13. Dezember 1950; Aktennotiz vom 13. Dezember 1950; BArch, DR 6/322.

145 So äußerte z.B. im Januar 1952 der Intendant eines Landessenders auf einer Mitgliederversammlung der Parteiorganisation: „Bereits in der Sowjetunion wurde ich kritisiert, weil ich starke Tendenzen zum Individualismus habe. Ich begrüße daher die heutige Diskussion und muß feststellen, daß ich diese Tendenzen noch nicht überwunden habe. Es ist unbedingt notwendig, daß ich den Kampf führen muß gegen kleinbürgerliche Tendenzen, denen ich immer noch unterliege.“; Protokoll der außerordentlichen Mitgliederversammlung der Parteiorganisation des Landessenders Potsdam, 21. Januar 1952; BArch, DR 6/342.

146 Gruppe Außenverbindung, Bericht über das Studio Potsdam, 29. September 1953; BArch, DR 6/192.

147 Vgl. Daniela Munkel, Herrschaftspraxis im Rundfunk der SBZ/DDR. Anspruch – Grenzen – Sicherung; in: Marbolek/v. Saldern (Hg.), Radiozeiten, S. 83–100; Ansgar Diller, Massenkommunikationsmittel im Klassenkampf. Der Staatssicherheitsdienst der DDR und die Medien., in: (RuG) 20 (1994), H. 2/3, S. 107–120.

148 Bereits im Februar 1950 berichtete Axen: „Die Personalabteilung ist von den mit der ‚englischen Krankheit‘ behafteten Genossen gereinigt worden.“; wie Anm. 117.

149 Vgl. Kapitel 4.1.3.

150 Die Zahl berücksichtigte nicht die Mitarbeiter des Fernsehens (das es 1950 noch nicht gab); mit diesen betrug die Zahl der Mitarbeiter 2333.

zweifellos die Zentralisierung des gesamten DDR-Rundfunks in Berlin im September 1952, bei der die Landessender aufgelöst wurden. Aber auch die zahlreichen Entlassungen zuvor hatten Vakanzen gelassen, die sich keineswegs kurzfristig schließen ließen.¹⁵² Angesichts dieser Lage bestand die logische Konsequenz in der systematischen Rekrutierung von Nachwuchskräften, die nach den nun gültigen Maßstäben ausgebildet werden sollten. Zu diesem Zweck wurde die Einrichtung einer Rundfunkschule beschlossen, die am 15. August 1950 im Studio Grünau ihren Betrieb aufnahm. Eine entsprechende Einrichtung war seit längerem geplant,¹⁵³ bisher aber – abgesehen von einem Drei-Monats-Lehrgang im September 1946¹⁵⁴ – nicht realisiert worden.

Entscheidendes Kriterium bei der Auswahl der Schüler war ihre soziale Herkunft. Die „bürgerliche“ Tradition des journalistischen Berufsfeldes sollte durch die gezielte Förderung von „Angehörigen der Arbeiterklasse“ gebrochen werden. Berufsprofessionelle Standards waren in der Ausbildung eindeutig nachrangig gegenüber der politisch-ideologischen Ausbildung, die die Rundfunkschüler in den Stand setzen sollte, ihre Tätigkeit auf der Basis eines gefestigten ideologischen Wissens auszuüben.¹⁵⁵ In der Praxis bewährte sich diese Ausbildung nicht: Die fachlich wenig qualifizierten Absolventen stießen in den Redaktionen auf geringes Interesse, weil sie häufig eine zusätzliche Belastung statt der gewünschten Entlastung darstellten.¹⁵⁶ Bereits nach fünf Lehrgängen wurde die Rundfunkschule im Sommer 1955 wieder aufgelöst.¹⁵⁷ Mit insgesamt 187 Nachwuchskräften, die die Qualifikation für redaktionelle Tätigkeiten erreichten, blieb die Rundfunkschule wohl auch quantitativ hinter den Erwartungen zurück.¹⁵⁸

Abgesehen von der Nachwuchsrekrutierung versuchte man auch insgesamt, die Personalpolitik zu systematisieren und zu zentralisieren, zunächst, indem von nun an alle wichtigen Stellenbesetzungen ab Anfang 1951 der Zustimmung der Generalintendanz bedurften, ab

151 Bericht an das Politbüro des ZK der SED über die Tätigkeit des Deutschen Demokratischen Rundfunks im Neuen Kurs und in Auswertung des 15. und 16. Plenums des ZK der SED. O. Dat. [1954]; BArch DR 6/226.

152 Heiß notierte Mitte 1950: „Die Entwicklung von Nachwuchskräften erfordert viel mehr Zeit, um schon jetzt wirksam in Erscheinung zu treten“ (wie Anm. 122).

153 Vgl. DZV/Generalintendanz: Übersicht über die wichtigsten Planvorhaben im Rahmen des Zweijahrsplans auf dem Gebiet des Rundfunks, 19. März 1949; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004, Bl. 185.

154 Vgl. dazu Oskar Hoffmann: Die ersten 30 Rundfunkschüler. Vom Beginn der Rundfunkschule in der Carmen-Sylva-Straße, in: Lektorat Rundfunkgeschichte (Hg.), Sozialistische Rundfunkpioniere, S. 79–84.

155 Vgl. Verena Blaum, Ideologie und Fachkompetenz. Das journalistische Berufsbild in der DDR, Köln 1985, S. 29ff.; Munkel, Produktionssphäre, S. 58ff.; nach Erhebungen von Munkel betrug das Verhältnis von gesellschaftswissenschaftlichen zu fachlichen Lektionen während des zweiten Lehrgangs 1951 54 zu 19 Lektionen.

156 Munkel, Produktionssphäre, S. 72.

157 Ursache waren allerdings offensichtlich Auseinandersetzungen mit dem Amt für Hochschulwesen, das die Lehrkräfte der neu geschaffenen Fakultät für Journalistik in Leipzig zuführen wollte sowie dem Finanzministerium; vgl. Bericht über die Kaderarbeit im Deutschen Demokratischen Rundfunk, 27. Oktober 1961, S. 8f.; BArch DR 6/218.

158 Ebd.

1952 durch den Aufbau einer zentralen Kaderabteilung.¹⁵⁹ An eine systematische Kaderpolitik war allerdings zunächst kaum zu denken. Vielmehr ziehen sich die Klagen über fehlendes Personal und mangelnde Qualifizierung durch die entsprechenden Rechenschaftsberichte der frühen fünfziger Jahre.¹⁶⁰ Immerhin konnte man sich damit trösten, daß der Anteil an „Angehörigen der Arbeiterklasse“ von ca. einem Viertel im Jahre 1950 auf mehr als die Hälfte Ende 1953 angestiegen sei.¹⁶¹ Im redaktionellen Bereich und insbesondere in Spezialredaktionen wie dem Bereich „Wissenschaft“ und auch dem gesamten kulturellen Bereich lag allerdings diese (zweifelloso dehnbare) Kennziffer noch weit darunter, weil selbst vor dem Hintergrund eines so radikalen Elitenausches, wie er ab 1950 im Rundfunk vorgenommen wurde, auf das nun einmal vorwiegend im bürgerlichen Milieu akkumulierte Wissen in diesem Bereich nicht gänzlich verzichtet werden konnte.¹⁶² Dementsprechend stand die „Verstärkung des Anteils der werktätigen Bauern“ im Rundfunk ganz oben in der Kaderabteilung, zumal „nur 7%“ der bisher Beschäftigten einen Hochschulabschluß vorweisen könne.¹⁶³

Mit der personalpolitischen Umwälzung gingen nicht weniger einschneidende organisatorische Veränderungen einher. Die bereits im Politbüro-Beschluß vom Oktober 1949 angeordnete Unterstellung des Rundfunks unter das Amt für Information bedeutete vor allem eine Degradierung der bisherigen staatlichen Leitungsinstanz, der Generalintendanz unter Hans Mahle. Eine Veränderung der unklaren Anleitungsstruktur war damit jedoch nicht verbunden. Einerseits wird aus den Dokumenten deutlich, daß die bereits Anfang 1949 gegründete Agitationsabteilung unter Axen sich nun tatsächlich um den Rundfunk kümmerte, damit also die Verbindung zur Partei nun eine funktionierende institutionelle Form gefunden hatte, die über ad-hoc-Entscheidungen und kursorische Anleitungen durch die Parteiführer hinausging. Zugleich beanspruchte jedoch das Amt für Information diese Rolle und konnte sich dabei auf den Politbüro-Beschluß stützen.¹⁶⁴ Die doppelte Unterstellung des Rundfunks unter eine Parteiinstitution einerseits und eine staatliche Institution andererseits war also nicht nur nicht aufgehoben, sondern die Kompetenzverteilung zwischen beiden eher noch unklarer geworden als zuvor.¹⁶⁵ Der Deutschlandsender stellte insofern eine Ausnahme dar,

159 Vgl. Herbst, *Demokratie*, S. 77f.; daß die Personalabteilung im Rundfunk bereits 1949 in „Kaderabteilung“ umbenannt worden sei, wie dort vermerkt, ist allerdings nicht richtig. Noch 1951 firmierte sie als „Hauptabteilung Personal“, war allerdings bereits 1949 aus dem exponierten Funkhaus im Westsektor in den Ostsektor verlegt worden.

160 Vgl. Münkkel, *Produktionssphäre*, S. 89ff.

161 Wie Anm. 151.

162 Münkkel, *Produktionssphäre*, S. 92.

163 HA Kader, *Jahresbericht 1954 über die Ergebnisse der Kaderarbeit*, 30. Dezember 1954; BArch DR 6/193. Dem Bericht zufolge gehörten 1953 ca. 35% der SED an, weniger als 1% einer Blockpartei. Nur 14 Mitarbeiter waren Remigranten, 41 ehemals NSDAP-Mitglieder, 26 ehemalige Wehrmachtsoffiziere. Da sich die Zahlen auf die Gesamtbelegschaft beziehen, und nicht auf das redaktionelle Personal, hält sich ihre Aussagekraft in Grenzen.

164 Auf der Intendantentagung im November 1949 (also nach der Entlassung Schmidts) sagte Eisler: „Das Amt für Information hat den Auftrag bekommen, den Rundfunk zu kontrollieren. Im Amt für Information wird Kollege Hans Mahle verantwortlich sein für die besondere Anleitung und Kontrolle des Rundfunks.“ (wie Anm. 59).

165 Axen schrieb im Februar 1950: „Es findet eine laufende politische Information der Genossen beim Berliner Rundfunk und in Grünau durch den Genossen Eisler und mich statt“; Bericht über die Maßnahmen zur Verbesserung der Rundfunkarbeit, 3. Februar 1950 (wie Anm. 58).

als seine Anleitung direkt von der Agitationsabteilung, respektive der Westkommission des ZK¹⁶⁶ wahrgenommen werden sollte.¹⁶⁷ Diese Regelung versuchte Intendant Heiß jedoch zu unterminieren, weil sie der Chefredaktion ein gewisses Maß an Unabhängigkeit garantierte. Nach der Verhaftung Bauers, der seine Autorität nicht zuletzt aus seiner direkten Verbindung zum ZK abgeleitet hatte, bemühte er sich darum, die Chefredaktion unter seine Kontrolle zu bekommen, indem er die inhaltliche Linie vorgab, ein zumindest nicht ungefährliches Unterfangen.¹⁶⁸

Man kann daran ablesen, daß neben der ZK-Agitationsabteilung und der Generalintendantz auch nach wie vor der Berliner Intendant eine starke Stellung hatte. Der neue Intendant Kurt Heiß,¹⁶⁹ zuvor Intendant des Leipziger Senders, der den Bonus eines Moskauer

166 Vgl. hierzu: Michael Kubina, „Was in dem einen Teil verwirklicht werden kann mit Hilfe der Roten Armee, wird im anderen Teil Kampffrage sein“. Zum Aufbau des zentralen Westapparates der KPD/SED 1945–1949, in: Manfred Wilke (Hg.), *Anatomie der Parteizentrale. Die KPD/SED auf dem Weg zur Macht*, Berlin 1998, S. 445–484.

167 Auch dies funktionierte offenbar nicht reibungslos; jedenfalls sah sich der stellv. Intendant Zilles, in dessen Zuständigkeit der Deutschlandsender fiel und der selbst zuvor Mitarbeiter der Westkommission gewesen war, im Herbst 1949 genötigt, daran zu erinnern, daß diese „sich die Aufgabe gestellt hat, die Sendungen des DS zu lenken, zu beobachten, kritisch zu beurteilen, Anregungen zu geben usw.“ und regelmäßige Treffen anzumahnen; zit. nach Galle, *RIAS Berlin*, S. 87.

168 Wie Anm. 144.

169 Der 1909 in Mannheim geborene Heiß, KPD-Mitglied seit 1927, wird in der Literatur in der Wiederaufnahme einer Formulierung von Gerhard Walther meist als „waschechter Stalinist“ charakterisiert. Ob solche Charakterisierungen tragfähig sind, sei dahingestellt; in jedem Falle tritt uns aus den überlieferten Dokumenten das Bild eines rigoros agierenden Machtpolitikers entgegen, der die Disziplinierung der Rundfunkmitarbeiter in den frühen fünfziger Jahren massiv forcierte und sich dazu u.a. zahlreicher persönlicher Denunziationen bediente, gegenüber Ulbricht jedoch ausgesprochen servil auftrat. Eine Anekdote mag Heiß' Persönlichkeit exemplarisch illustrieren: Nach der Abriegelung des Funkhauses in der Masurenallee in Berlin-Charlottenburg durch britische Militärpolizei im Juni 1952 sah sich Heiß zu einer Stellungnahme gedrängt. Heiß erklärte „Streng vertraulich!“ und „persönlich“ gegenüber dem „liebe[n] Hermann“ (Axen), es handele sich dabei um „eine Provokation gegen den patriotischen Kampf des deutschen Volkes“, die jedoch, „nach wenigen Tagen [...] gescheitert“ sei. Daß dies nicht an dem war, konnte man schon seinen folgenden Vorschlägen zur Lösung des Konfliktes entnehmen: Der Kommandant des britischen Sektors sei, so Heiß, „ein eingefleischter Kolonialoffizier [...], dessen ganze Vorstellungswelt sich erschöpft in der Auspeitschung von Eingeborenen, in Löwen- und Elefantenjagden und im Besuch zweifelhafter Nachtlokale“. Dieser Mann verstehe nur die Sprache, „die er selbst gelernt hat: Man muß ihm einen kräftigen Faustschlag mitten ins Gesicht versetzen!“. Da Heiß davon ausging, daß das Funkhaus seinerzeit der sowjetischen Seite im Gegenzug für den am Westrand der britischen Zone liegenden Flugplatz Gatow zugestanden worden sei, schlug er vor, diesen nun ebenso wie das Funkhaus „mit einem Stacheldrahtverhau“ zu umgeben und „eine entsprechende Ausweiskontrolle für das Betreten des Flugplatzes“ zu verlangen. Für diese Lösung träten „die Mitarbeiter des deutschen demokratischen Rundfunks [...] ein und würden jeden anderen Eventualfall einer Lösung als politische und moralische Niederlage empfinden.“; Heiß war dabei offenkundig nicht nur über die Lage des britischen Militärflugplatzes Gatow am Rande, aber eben innerhalb der britischen Zone uninformiert, sondern ihm war auch der Unterschied zwischen einem Funkhaus und einem Flugplatz nicht hinreichend klar, der nicht zuletzt darin besteht, daß letzterer relativ leicht aus der Luft versorgt werden kann. Heiß bat Axen, seinen Vorschlag im Zentralsekretariat behandeln zu lassen, lehnte aber sicherheitshalber zugleich jede Verantwortung für diese (immerhin im Namen seiner Mitarbeiter) vorgeschlagene Lösung ab: „Ich lehne es aber ab, eine persönliche Meinung als Generalintendant zu liefern, die nicht vorher in Einklang gebracht worden ist mit der Meinung unserer zuständigen Organe der Partei.“; vgl. Heiß an Axen, 26. Juni 1952; BArch DR 6/197.

Emigranten hatte, wußte diese Position geschickt für sich zu nutzen und auszubauen. Nach innen stützte er sich, wie bereits erwähnt, auf die Parteigruppe und einige leitende Mitarbeiter, um so die starke, professionelle Leitungsebene der Sender auszuschalten bzw. zu disziplinieren. Damit verwirklichte er scheinbar zugleich die Forderung der „kollektiven Leitung“, die nun allenthalben erhoben wurde, um die Inhaber von Leitungspositionen unter Druck zu setzen. Nach außen bestand eine enge Verbindung zum Leiter der ZK-Agitationsabteilung Hermann Axen.¹⁷⁰ Im Zuge der Zentralisierungsbestrebungen gerieten jedoch auch die „starken“ Intendanten des Leipziger und insbesondere der Berliner Sender unter Druck. Nach und nach sollten die maßgeblichen Kompetenzen auf der zentralen Ebene, also bei der Generalintendanz angesiedelt werden.

Daraus ergab sich fast automatisch ein Konflikt mit dem Amt für Information und namentlich Mahle, der nicht nur nach wie vor für die organisatorische Seite des Rundfunks zuständig war und u.a. Heiß' Etatüberziehungen kritisierte,¹⁷¹ sondern auch weiterhin Vorgaben für die Programmgestaltung machte und politische Richtlinien ausgab.¹⁷² Es dürfte auch zumindest mittelbar auf Mahles Konto gehen, daß Anfang 1951 in der „Täglichen Rundschau“ sowohl ein für Heiß unangenehmer Bericht über die Ergebnisse einer Revision des Berliner Rundfunks vom Dezember 1950 veröffentlicht wurde als auch kritische Hörerbriefe zum Programm.¹⁷³ Umgekehrt wandte sich Axen an den Parteivorsitzenden Pieck, um gegen einen direkten Kontakt zwischen der sowjetischen Kontrollkommission und Mahle zu protestieren,¹⁷⁴ und Heiß versuchte, die Kritik an seinem Finanzgebaren auf Mahle abzuschieben¹⁷⁵ und skandalisierte Fälle vermeintlich zu kritischer Berichterstattung.¹⁷⁶ In diesem Machtkampf zwischen Axen/Heiß auf der einen Seite und Mahle andererseits spiegelt sich also ein weiteres Mal die nicht abschließend geregelte Kompetenzverteilung zwischen der staatlichen und der parteilichen Ebene.

170 Vgl. Dussel, Sowjetisierung, S. 997.

171 Vgl. Mahle an das Ministerium für Finanzen, 17. April 1951; BArch DR 6/318.

172 Mahle umriß seine Aufgabe Anfang 1950 mit den Worten, „durch systematische Überprüfung und Kritik des Programms die Sender in staatspolitischer Hinsicht auch künstlerisch anzuleiten sowie vermittels operativer Arbeitsmethoden Anstrengungen, Vorschläge, praktische Hilfe zu geben.“; vgl. Protokoll der Intendantentagung vom 25. Januar 1950; BArch, DR 6/321; Der nach wie vor auf die politische und fachliche Anleitung gerichtete Anspruch der Generalintendanz ergibt sich auch aus anderen Tagungsprotokollen der Rundfunktagungen; vgl. z.B. DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 210–00–00/0001; in einer Besprechung der Parteiorganisation des Landessenders Potsdam wurde 1951 kritisiert, daß nur „nach den Informationen, die sie [die leitenden Funktionäre des Senders, C.C.] von der GI [Generalintendanz, C.C.] erhalten“, gearbeitet werden könne, weil der Kontakt zur Partei (hier zur Landesleitung Brandenburg) nicht funktioniere; vgl. BArch, DR 6/342.

173 Heiß an Oberstlt. Andreanow (Informationsabteilung der SKK), BArch, DR 6/202.

174 Vgl. Petra Galle, Ein „Moskau-Kader“ als Sicherheitsrisiko. Hans Mahles Aufstieg und Fall als Generalintendant des Rundfunks in der SBZ/DDR, in: Claus-Dieter Krohn/Axel Schildt (Hg.), Zwischen den Stühlen? Remigranten und Remigration in der deutschen Medienöffentlichkeit der Nachkriegszeit, Hamburg 2002, S. 366–396, hier: S. 392.

175 Wie Anm. 173.

176 In einem Falle war Ulbrichts Name in einem Beitrag genannt worden, der sich kritisch mit Mängeln beim Neubau eines Studentenwohnheimes in Potsdam befaßte. Diese „Majestätsbeleidigung“ führte intern zu einem handfesten Skandal, wobei sich Heiß an die Spitze der Kritik setzte; vgl. BArch, DR 6/318.

In der Situation nach wie vor unklarer institutioneller Strukturen und Zuständigkeiten hatten informelle Kontakte zu den maßgeblichen Stellen weiterhin ein höheres Gewicht als formale Zuständigkeiten und die hierarchische Ordnung. Während Mahle wohl noch immer über die besseren Kontakte zur sowjetischen Kontrollkommission verfügte,¹⁷⁷ war Axen als ZK-Mitglied sehr viel näher am Machtzentrum der SED. Der Sturz des „Mittlers sowjetischer Rundfunkpolitik“ (Petra Galle über Mahle) als Generalintendant im Juli 1951 zeigt daher nicht zuletzt, daß eine solche Position nicht mehr nötig war, weil sich die Gewichte inzwischen eindeutig zugunsten der deutschen Parteizentrale verschoben hatten, und die Sowjets sich immer weniger mit dem internen deutschen Tagesgeschäft belasteten.

Bei der Parteiführung genoß Mahle nur begrenztes Vertrauen. Als Vertreter einer eher langsamen, durch Rücksichtnahmen und auf Überzeugung setzenden gesellschaftlichen Umgestaltung stand er dort schon länger im Ruf fehlender Durchsetzungsfähigkeit und Entschlossenheit.¹⁷⁸ Die Protokolle der Chefredakteurs- und Intendantentagungen zeigen deutlich, wie er nun, angesichts des sich rasant verschärfenden politischen Klimas seit Ende 1949 in immer deutlicheren Gegensatz zu Vertretern eines kompromißlosen, allein an den politischen Vorgaben orientierten „harten“ Propagandakurses geriet. Dieser Kurs wurde an den Rundfunk vor allem von außen, von mit dem Medium unvertrauten Politikern wie von Eisler und Axen herangetragen. Unter dem starken Druck bekannte sich nun auch mancher Rundfunkmitarbeiter dazu, obwohl sie aufgrund ihrer Erfahrungen sehr wohl um dessen Kontraproduktivität wußten.¹⁷⁹

Schließlich wurde er persönlich für die anhaltende Unzufriedenheit mit dem Rundfunk verantwortlich gemacht, die parteiseitig sowohl aus den Schwierigkeiten der bedingungslosen Unterordnung des Rundfunks unter die Partei resultierten, als auch aus den unüberhörbaren Klagen der Bevölkerung über das immer unprofessionellere, zunehmend propagandistisch ausgerichtete Programm.¹⁸⁰ Daß ausgerechnet Axen seine bevorstehende Ablösung

177 Nach Mahles eigener retrospektiver Einschätzung hat er sich als Generalintendant nur durch die Unterstützung der sowjetischen Seite mehr als fünf Jahre halten können; vgl. hierzu das diese Sicht etwas differenzierende Urteil von Petra Galle (wie Anm. 174); die Kommunikation mit sowjetischen Stellen scheint jedenfalls der Überlieferung zufolge in hohem Maße über ihn gelaufen zu sein.

178 Vgl. Galle, Sicherheitsrisiko, S. 386f.

179 Zu den Aufgaben der Generalintendanz gehörte auch die Auswertung der Hörerpost. Im September 1950 kritisierte Mahle beispielsweise scharf das Sommerprogramm des BR, weil es von dauernden Durchbrechungen des Programmschemas gekennzeichnet sei, einen viel zu hohen Wortanteil habe, zu wenig Wert auf Unterhaltungssendungen gelegt werde und beim Hörer der Eindruck „endloser Wiederholungen“ entstehe. Er wies in diesem Zusammenhang auch auf die Konkurrenz vom NWDR Köln hin, dessen „bunte“ Unterhaltungssendung am Sonntagnachmittag sich höchster Beliebtheit erfreue. Er wiederholte diese Kritik in den folgenden Monaten immer wieder, z.T. in verschärfter Form; vgl. Protokoll der Intendanten-Tagung vom 20. September 1950 in der Generalintendanz; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 210–00–00/0002.

180 Bereits 1950, nach der Entlassung Schmidts und der Unterordnung der Generalintendanz unter das Amt für Information hatte Mahle Selbstkritik üben müssen und die Unzufriedenheit der Partei mit dem Rundfunk u.a. darauf zurückgeführt, daß „die Generalintendanz bis heute noch nicht den Weg gefunden hat, rechtzeitig die Sender mit den Problemen der von der Regierung in Vorbereitung befindlichen Verordnungen und Gesetze vertraut zu machen“; vgl. Protokoll der Rundfunk-Tagung anlässlich des fünfjährigen Bestehens des Deutschen Demokratischen Rundfunks im Haus der Presse Berlin, 11.–12. Mai 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0001, Bl. 353f. Er wiederholte diese Selbstkritik im August 1950.

Ende Juni 1951 damit begründete, Mahle habe es nicht verstanden, „massenwirksame“ Propaganda zu machen, sondern die Wortbeiträge auf den Sendern seien „hölzern“, entbehrt angesichts der von ihm selbst immer wieder geforderten Intensivierung der „Popularisierung von Gesetzen, Verordnungen, Abgeordneten etc.“¹⁸¹ und Mahles Widerstand dagegen¹⁸² nicht der Ironie.

Sehr deutlich wird immerhin aus dieser Begründung, der bereits ein Politbürobeschluss zu Mahles Ablösung vorausgegangen war,¹⁸³ daß er nun zum Sündenbock einer Medienpolitik wurde, die von einem ganz auf die linear-propagandistische Zielrichtung beschränkten Verständnis für das Medium geprägt war. Gerade weil er keine Zweifel an den grundsätzlichen politischen Zielen der Partei hatte,¹⁸⁴ bestand er als professioneller Rundfunkjournalist darauf, den besonderen Bedingungen des Mediums in Form einer prinzipiellen Rezipientenorientierung Rechnung zu tragen.¹⁸⁵ Damit setzte er sich der Kritik aus, die Zentralisierung und Disziplinierung des Medienapparates nicht entschieden genug mitzutragen und sich an „rückständigen“ Positionen in der Gesellschaft zu orientieren. Zudem wurde er Opfer seiner institutionellen Rolle, die zwar formal diejenige des obersten Verantwortlichen für den gesamten Rundfunksektor war, seiner tatsächlichen Position jedoch nie entsprach. Während bis 1949 die SMAD die wichtigste, weil letztentscheidende Instanz in diesem Bereich war, ging diese Rolle danach auf das Politbüro und den ZK-Apparat über, wo er, wie sich bereits bei seinem Ausschluß aus dem Parteivorstand 1947 gezeigt hatte, wenig Sympathien genoß. Alle Probleme konnten gleichwohl der Generalintendanz und damit ihm angelastet werden.

Sein Nachfolger als Generalintendant wurde nicht zufällig sein Gegenspieler Kurt Heiß, der in der Folge seinen Teil dazu beitrug, Mahle auch von seinem „Bewährungsposten“ als Leiter des Zentrallaboratoriums Adlershof (das u.a. für die Entwicklung des Fernsehens zuständig war) zu entfernen und endgültig aus dem Rundfunksektor und in die Provinz zu verbannen.¹⁸⁶ Mit Heiß hatte die Partei nun eine Person zur Verfügung, die bereit war, die

181 Tagung der Intendanten und Chefredakteure, 9. November 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 210–00–00/0001.

182 Im August 1950 sagte Mahle auf einer Intendantentagung, auf der der Stand der Reformen seit der Entlassung Schmidts überprüft werden sollte: „[Es] ist m.E. ganz klar, daß sowohl die Quantität wie auch die Qualität des Wortes untragbar ist. [...] Es ist überhaupt bei uns ein Fehler, daß wir glauben, wir müssen alles hineinpressen und glauben, wir haben unsere Norm nicht erfüllt, wenn nicht alles, was in einer Resolution erfaßt ist, täglich im Rundfunk wiederkehrt. [...] ich bin bereit, das bei jeder verantwortlichen Stelle – auch der höchsten Regierungsstelle – zu vertreten. Man muß den Mut haben, es zu vertreten. Mir scheint, daß wir in dieser Hinsicht nicht Maß halten können, sondern dem Druck, der natürlich dauernd auf uns allen lastet, nachgeben.“; Protokoll der Intendanten- und Chefredakteurstagung, 15. August 1950, ebd., Bl. 22ff.

183 Vgl. Galle, Sicherheitsrisiko, S. 367f.

184 Ebd., S. 385f.

185 Im August 1950 sagte er: „Es hat keinen Zweck, sich darüber [die Meinung der Hörer, C.C.] hinwegzusetzen [...] und die Arbeit so zu entfalten, daß die Hörermeinung beseitigt wird. Der Rundfunk [...] wird nicht wirkungsvoll sein können, wenn er abgeschaltet wird“; Protokoll der Intendanten- und Chefredakteurstagung, 15. August 1950, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 210–00–00/0001, Bl. 22–143.

186 Vgl. zu Heiß' Denunziation von Mahle beim Minister für Staatssicherheit Zaisser im Mai 1952 Galle, Sicherheitsrisiko, S. 395f. Hintergrund war ein Brand im Fernsehzentrum, den Heiß auf Sabotage zurückführte; tatsächlich geht aus dem internen Untersuchungsbericht hervor, daß es sich um einen Mangel bei der Bauausführung handelte; vgl. BArch, DR 6/210.

bereits begonnene Unterordnung des Rundfunkapparates unter die Partei bedingungslos mitzutragen. Bereits nach dem Sturz von Schmidt war die politische Anleitung intensiviert worden, indem Redaktionskollektive gebildet worden waren, in denen täglich die aktuellen politischen Vorgaben besprochen wurden.¹⁸⁷ Zudem waren sowohl senderintern als auch übergreifend Planungs- und Kontrollabteilungen gebildet worden.¹⁸⁸ Neben die konkrete Vorausplanung des Programms in 14-Tages-Plänen trat nun die sogenannte Perspektivplanung, die ein Vierteljahr umfaßte und ebenfalls der Verpflichtung des Rundfunks auf die agitatorischen Ziele der Partei dienen sollte, vor allem jedoch der Sicherung der grundlegenden politischen Richtung.¹⁸⁹

Noch kurz vor seinem Sturz hatte Mahle eine Verlagerung der Leitungsebenen der Sender auf die zentrale Ebene der Generalintendanz angekündigt. Als erster Schritt wurde eine zentrale Personalabteilung unter Leitung von Heinrich Adameck aufgebaut, daran anschließen sollte sich eine Kontroll- und Planungsabteilung.¹⁹⁰ Da der Gegner alle seine Kräfte konzentriere, so Mahle, sei eine „straffe zentrale Anleitung des Rundfunks“ erforderlich.¹⁹¹ Diese Richtung, die auf die Restauration der Sender und damit nicht zuletzt auf seine vormalige Stellung als Berliner Intendant zielte, machte sich Heiß nun zu eigen. Bereits Anfang September fielen Beschlüsse zu weiteren Säuberungen, die alle Mitarbeiter des BR und des DS, die aus „personal-politischen Gründen [...] nicht tragbar“ seien, betrafen. Ferner wurde nun der Beschluß zur Entlassung aller Mitarbeiter umgesetzt, die noch in den Westsektoren wohnten.¹⁹² Hinzu kamen interne Reorganisationen bei den Sendern, die auf eine Entmachtung der Chefredaktionen hinausliefen.¹⁹³ Zugleich versuchten Heiß und Axen sich abzusichern, indem sie versuchten, für jede geplante Maßnahme – einschließlich der Einführung neuer Sendereihen – einen ZK-Beschluß herbeizuführen.¹⁹⁴ Die nun als Hauptabteilung Kontrolle organisierte deutsche Nachzensur, deren Arbeit offenbar Anlaß zu erbitterten Auseinandersetzungen war,¹⁹⁵ bemühte sich um eine erhebliche Ausweitung ihrer

187 Protokoll der Rundfunk-Tagung anläßlich des fünfjährigen Bestehens des Deutschen Demokratischen Rundfunks im Haus der Presse Berlin, 11.–12. Mai 1950 (wie Anm. 26).

188 Bericht über die Maßnahmen zur Verbesserung der Rundfunkarbeit, 3. Februar 1950 (wie Anm. 58).

189 Hierzu und zu den Problemen damit in der Praxis äußerte sich Mahle ausführlich auf der Intendanten-Tagung im März 1951, die die Ausarbeitung des neuen Perspektivplanes bis August zum Thema hatte; vgl. Stenographische Niederschrift der Intendantentagung der Generalintendanz des Rundfunks in der DDR, 30. März 1951; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 210–00–00/0004 (Büro des Intendanten: Tagungsprotokolle 1951–52), bes. Bl. 161–170; vgl. ferner Walther, *Der Rundfunk*, S. 31.

190 Ebd., Bl. 50f., Bl. 128ff.

191 Ebd., Bl. 128.

192 Vertrauliches Protokoll über die Sitzung am Mittwoch, dem 5. September 1951 zu Fragen der Reorganisation des Berliner Rundfunks und des Deutschlandsenders; BArch, DR 6/314.

193 Ebd.

194 Vgl. Vorlage an das Sekretariat des ZK, betr. Verbesserung der Rundfunkarbeit, 23. November 1951; dies scheint jedoch nicht gelungen zu sein.

195 Der Reporter Werner Klein kritisierte bereits 1950, in der Zeit der sowjetischen Kontrolloffiziere sei es im Rundfunk oft menschlicher zugegangen als nun. Die Redakteure und Reporter würden schlechter behandelt als im Westen, u.a. würden ihre Beiträge oft bis zur Unkenntlichkeit redigiert (wie Anm. 26); Klaus Arnold zitiert einen ehemaligen Redakteur des Deutschlandsenders mit den Worten es habe „schreckliche Auseinandersetzungen“ gegeben; vgl. ders., *Deutschlandsender*, S. 187.

Kompetenzen und versuchte, bereits an den Planungen beteiligt zu werden und im Vorfeld tätig werden zu können.¹⁹⁶

Der Beginn einer wirklich tiefgreifenden Reorganisation des Rundfunks fällt aber erst in das Frühjahr des folgenden Jahres und muß im Zusammenhang mit dem Beschluß zum „planmäßigen“ Aufbau des Sozialismus gesehen werden, der offiziell auf der 2. SED-Parteikonferenz im Juli 1952 verkündet wurde.¹⁹⁷ Bereits zuvor begann hinter den Kulissen die Planung eines streng zentralisierten Rundfunkwesens, das nun endgültig mit den deutschen Traditionen brechen und sich strikt an der Sowjetunion orientieren sollte, wo seit 1933 alle Leitungsaufgaben dem „Allunionskomitee für Radiofizierung“ unterstanden.¹⁹⁸ Gleichwohl wurde damit nur unter veränderten und radikalisierten Vorzeichen eine Entwicklung fortgeführt, die bereits zuvor, noch unter Mahle, eingeleitet worden war und die, entsprechend den totalen Kontrollbedürfnissen der Parteispitze, logisch auf eine immer stärkere Zentralisierung hinauslief. Mit Sicherheit hat auch deren anhaltende Unzufriedenheit mit einzelnen Sendungen im Hintergrund eine Rolle gespielt,¹⁹⁹ ebenso wie die zunehmende Wahrnehmung der medialen Konkurrenz aus dem Westen²⁰⁰ und die unüberhörbare Unzufriedenheit der Bevölkerung mit dem einseitig propagandistisch ausgerichteten Programm.²⁰¹

Nun jedenfalls wurde, reichlich überhastet,²⁰² nach sowjetischem Vorbild ein „Staatliches Rundfunkkomitee“ (StRK) aus der Taufe gehoben, das am 1. September 1952 an die Stelle der bisherigen Generalintendanz trat.²⁰³ Fast gleichzeitig löste man die drei Sender (also Berliner Rundfunk, Deutschlandsender und Mitteldeutscher Rundfunk) als selbständige Einheiten auf, ebenso die Landessender, die zu Bezirksstudios herabgestuft wurden. An die Stelle der alten Programme traten nun drei zentral in Berlin produzierte, die konsequenterweise die Namen Berlin I, II und III erhielten. Berlin I sollte als „gesamtdeutsches“ Programm die Aufgaben des Deutschlandsenders übernehmen, das zweite Programm zielte auf

196 In diesem Zusammenhang erinnerte deren Leiter Herbert Thierfelder an die Gründe, warum seine Abteilung organisatorisch streng von den Redaktionen getrennt sei: Es gehe darum, „eine außerhalb der Produktion stehende Kontrolle zu gewährleisten“, weil bekannt sei, daß „jede Mutter ihre Kinder liebt, auch wenn sie einen Wasserkopf haben.“; Memorandum „Wie wir unsere Sendungen verbessern können! oder einiges von und über die Kontrollabteilung!“ Thierfelder an Heiß, 4. September 1951; BArch, DR 6/318.

197 Die Konferenz kann als Höhepunkt des „Stalinisierungsprozesses“ in der DDR interpretiert werden; vgl. Kleßmann, Staatsgründung, S. 262ff.

198 Vgl. Dussel, Sowjetisierung, S. 996.

199 So kritisierte das Politbüro am 18. März 1953 Sendungen des Berliner Rundfunks, die „zersetzend wirken“ würden; vgl. SAPMO-BArch, DY 30/J IV 2/2/202.

200 Am 15. Januar 1952 ordnete das Politbüro eine „Kampagne [...] gegen das Abhören des feindlichen Rundfunks und gegen die feindliche Lügen- und Verleumdungskampagne“ an; vgl. Diller, Rundfunk als Herrschaftsinstrument, S. 1238.

201 Im Frühjahr 1952 hagelte es (wohl in Abstimmung mit dem ZK) auch in der DDR-Presse Kritik am Rundfunkprogramm; vgl. Walther, Der Rundfunk, S. 41ff.

202 Vgl. Dussel, Sowjetisierung, S. 995.

203 Vgl. Verordnung über die Bildung des Staatlichen Rundfunkkomitees vom 14. August 1952; BArch, DR 6/237.

die kulturelle und politische Elite, während Berlin III als volkstümliches Programm für die gesamte DDR konzipiert war.²⁰⁴

Das 13-köpfige StRK²⁰⁵ stand unter der Leitung des bisherigen Generalintendanten Heiß.²⁰⁶ Nach außen war es beim Ministerrat angesiedelt, und obwohl dies nie bekanntgegeben wurde, war es einem Staatssekretariat der Regierung mit eigenem Geschäftsbereich gleichgestellt.²⁰⁷ Stärker noch als zuvor war die staatliche Anbindung Camouflage, praktisch unterstand das StRK nun endgültig dem jeweiligen ZK-Mitglied für Agitation. Da zugleich die selbständige Leitung der Sender entfiel, war damit nun die unbefriedigende „Zwischenstellung“ der Generalintendantenz, die sich vor allem aus den Bedingungen während der sowjetischen Besatzungsherrschaft ergeben hatte, überwunden.

Neben dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter²⁰⁸ sollten der Leitung zunächst acht Fachreferenten für die Bereiche Westsendungen, Aufbau des Sozialismus, kulturpolitische Sendungen, Kinder- und Jugendsendungen, je ein Mitglied für Musikprogramm und -produktion, sowie eines für die Verbindung zu den Studios und eines für Kaderfragen angehören. Hinzu kam der Parteisekretär der Betriebsparteiorganisation.²⁰⁹ Tatsächlich gehörten dem Gremium jedoch zu Anfang 13 Mitglieder an, darunter auch die Chefredakteure der drei Programme und der Leiter des Fernsehentrums.²¹⁰ Die neue Struktur, bei der das sowjetische Modell auf die gewachsenen deutschen senderbezogenen Strukturen prallte, schuf insofern Probleme, als mit den Fachreferaten einerseits übergreifende, d.h. horizontale Zuständigkeiten geschaffen wurden, die vertikale Gliederung der Programme aber noch nicht aufgegeben worden war. Daraus ergaben sich insbesondere Schwierigkeiten mit der politischen Anleitung, weil sich die Anweisungen z.T. widersprachen.²¹¹ Die Unzufriedenheit in diesem Punkt war anhaltend, und so wurden in den folgenden Wochen immer wieder neue Modi für die täglichen Instruktionen der Redaktionsleiter vereinbart.²¹² Hinzu kam, daß das Komitee sich mit seinem Anspruch, das Programm höchstselbst exemplarisch bereits im voraus zu begutachten und darüber hinaus eine Nachzensur auszuüben, bei weitem überforderte und sich derartige Ansprüche auch nicht mit der praktischen Arbeit vereinbaren ließen.²¹³

204 Vgl. Geserick, 40 Jahre, S. 58f. Unrichtig sind die Angaben über die Aufgabenverteilung der Sender bei Riedel, Hörfunk und Fernsehen, S. 27.

205 Nach damaligem Verständnis umfaßte das „Staatliche Rundfunkkomitee“ nicht nur die zentrale Leitungsebene des Rundfunks, sondern alle Mitarbeiter, die dort beschäftigt waren. Später setzte sich jedoch ein Gebrauch der Bezeichnung durch, demzufolge damit nur noch die Leitungsmitglieder bezeichnet wurden; diesem Begriffsverständnis wird auch hier im folgenden Rechnung getragen.

206 Vgl. Bestallungsurkunde für Heiß vom 29. August 1952; BArch, DR 6/209.

207 Dussel, Sowjetisierung, S. 996.

208 Zunächst der vormalige Leiter der Planungsabteilung, Wolfgang Kleinert, zuständig für Verwaltung und Finanzen.

209 Vgl. Satzung der Leitung des Staatlichen Rundfunkkomitees v. 1. September 1952 (streng vertraulich); BArch, DR 6/237.

210 Vgl. Protokoll der 1. Sitzung vom 16. September 1952; BArch, DR 6/1.

211 Vgl. Anm. 204.

212 Vgl. Protokolle der Leitungssitzungen vom 14. Oktober, 31. Oktober und 27. November 1952; BArch, DR 6/1.

213 Vgl. die Protokolle der ersten Sitzungen 1952/53; BArch, DR 6/1.

Nachdem bereits zuvor einzelne Redaktionen zusammengelegt worden waren, entschloß man sich daher Anfang 1953, die Chefredaktionen aufzulösen und den Rundfunk konsequent horizontal zu organisieren, d.h. in Form sogenannter Querschnittsredaktionen, die alle Sendungen der drei Programme in ihrem jeweiligen Ressort produzierten.²¹⁴ In einer Beschlußvorlage an das ZK hieß es zur Begründung:

„Die Einsetzung der drei Chefredakteure hat sich nicht bewährt. [...] Alle drei Chefredakteure konnte man persönlich nicht für die Tätigkeit der einzelnen Redaktionen verantwortlich machen. Andererseits ergab sich eine Parallelität in der Tätigkeit zwischen Mitgliedern der Leitung für bestimmte Arbeitsbereiche und den Chefredakteuren. Hierdurch entstanden viele Schwierigkeiten, die vor allem eine nicht genügend straffe operative Anleitung der Redaktionen zur Folge hatte. Die Auflösung der Chefredaktionen bedeutet, daß die persönliche Verantwortung der Mitglieder der Leitung gehoben und eindeutig umrissen ist und daß eine Reihe von Funktionen mit der Tätigkeit der Mitglieder der Leitung enger koordiniert werden können.“²¹⁵

Darüber hinaus sollte wieder einmal die Kontrolle verschärft werden, diesmal durch die zusätzliche Einrichtung einer Abteilung „Mikrofon-Kontrolle“.²¹⁶ Praktisch gab es jetzt nur noch eine Chefredaktion (das StRK selbst)²¹⁷ mit den verschiedenen, inhaltlich definierten Redaktionen darunter, deren Produkte nur noch technisch auf drei verschiedene Frequenzen verteilt wurden. Daß es so nicht mehr möglich war, differenzierte, spürbar unterschiedlich profilierte Programme zu produzieren, kann nicht verwundern. Die möglichst perfekte Unterordnung unter die politischen Vorgaben stand in einem unauflösbaren Gegensatz zu dem ebenfalls immer wieder artikulierten Ziel, abwechslungsreiche und spannende Programme zu produzieren. Diese Reorganisation, mit der die Zentralisierung des Rundfunks und seine Unterordnung unter den Parteiapparat ihren vorläufigen Höhepunkt erreicht hatte, sollte daher auch nicht die letzte bleiben. Wohl aber war es diejenige mit der kürzesten Halbwertszeit. Sie hielt nur bis zum 17. Juni 1953 und mußte bereits kurz danach in weiten Teilen zurückgenommen werden. Modifikationen des Programms waren bereits vorher, noch vor der offiziellen Verkündung des „Neuen Kurses“ nach Stalins Tod vorgenommen worden.²¹⁸

214 Änderung der Struktur des Staatlichen Rundfunkkomitees – Vertrauliche Verschlusssache v. 13. April 1953; BArch, DR 6/197. Demnach wurden fünf neue Querschnittsredaktionen gebildet: „Propaganda“, „Innenpolitik“, „Wissenschaft und Technik“ sowie „Schule und FDJ“ und „Wissenschaft und Pädagogik“. Umgebildet wurden die bereits vorher zentralisierten Redaktionen für „Gesamtdeutsche Fragen“, „Literatur“, „Kulturpolitik“ und die Nachrichtenredaktion. In der bisherigen Form aufgelöst wurden „DDR“, „Frauenfunk“, „Hörerpost“, „Jugendfunk“, „Kinderfunk“, „Partei und Gewerkschaft“, „Theater und Film“ sowie „Wir schützen unsere Heimat“.

215 Beschlußvorlage an das Sekretariat des ZK, o. Dat. [April 1953]; BArch, DR 6/197.

216 Ebd.

217 Das bei dieser Gelegenheit entsprechend dem ursprünglichen Zuschnitt auf 11 Mitglieder verschlankt wurde. Nicht mehr dabei waren der Leiter des Fernsehentrums, das zum Studio herabgestuft wurde sowie der bisherige Beauftragte für Technik. Das Mitglied für Musik wurde abgelöst; vgl. ebd. sowie Beschlußprotokoll 36/1953; April 1953; BArch, DR 6/1.

218 Vgl. Dussel, Sowjetisierung, S. 999f.; Walther, Der Rundfunk, S. 70ff.

1.3 Programm

Es versteht sich von selbst, daß die beschriebenen strukturellen und personellen Umwälzungen nicht ohne Auswirkungen auf das Programm blieben. Ein Einschnitt war allerdings bereits vorher, nämlich im Sommer 1948 zu verzeichnen, als die Propagierung des Zwei-Jahres-Planes im Rundfunk forciert wurde und damit die Politisierung des Programms eine neue Qualität erhielt.²¹⁹ Der Anspruch der Partei, den Rundfunk nun konsequent in den Dienst der eigenen Sache zu stellen, erfaßte sukzessive praktisch alle Programmbereiche und führte zu einem deutlichen Bruch mit den bisherigen, besonders im Unterhaltungsbe- reich und auf dem künstlerischen Sektor noch stark an den Vorkriegstraditionen orientierten Sendeformen.

Ab Frühjahr bzw. Sommer 1948 lassen sich vier primäre Bereiche ausmachen, in denen sich dieser Anspruch im Programm niederschlug: Zum einen die Propaganda nach West- deutschland, die nun im Rahmen der Etablierung des Deutschlandsenders den denkbar höchsten Stellenwert bekam.²²⁰ Hinzu trat die Intensivierung der Berichterstattung über die Sowjetunion, die im Rahmen einer eigenen Redaktion verankert wurde, und die sich nach Angaben eines der Zuständigen 1949 gegenüber dem Vorjahr quantitativ verfünffacht haben soll.²²¹ Eine dritte Neuerung betraf die Einführung von Schulungskursen über marxistisch- leninistische Gesellschaftstheorie.²²² Schließlich wurde im Rahmen der Propaganda über den Zwei-Jahres-Plan die Berichterstattung über wirtschaftliche Themen erheblich ausge- weitet. Die mit diesem Plan²²³ einhergehende Popularisierung der „Aktivisten-Bewegung“, die in der Kampagne um den Bergarbeiter Adolf Hennecke nur ihren bekanntesten Aus- druck fand,²²⁴ ist auch ein Beispiel für den zunehmend „organisierenden“ Charakter, den das Programm nun, entsprechend den leninschen Definitionen, annehmen sollte.²²⁵ Gemeint war damit eine direkt eingreifende, gesellschaftsverändernde Wirkung, die sich in diesem Falle unmittelbar in der Steigerung wirtschaftlicher Produktivität niederschlagen sollte. Die profi- lierteste derartige Sendereihe trug den Titel „Wir schalten uns ein“ und sollte durch Beob-

219 „[...] Diese Punkte, die das Rückgrat des Zweijahrplanes bilden, sollen dem Hörer immer wieder durch Kommentare usw. nahegebracht werden“; vgl. „Planung der Rundfunksender im Rahmen des Zwei- jahrplanes“ DVV/Generalintendanz, 4. August 1948; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004, Bl. 311f.; Vgl. auch „Langfristiger Arbeitsplan für die Monate Juni bis September“ des Berliner Rundfunks, zit. bei Galle, RIAS Berlin, S. 268, 274.

220 Vgl. zum Programm des DS ausführlich die Darstellung von Arnold, Deutschlandsender, S. 190–211.

221 So eine Angabe des Redakteurs Hans Hagen, die aber vermutlich auch legitimatorischen Charakter hatte; vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 279.

222 Ebd., S. 274f.

223 Er stellte das Gegenstück zum westdeutschen Marshall-Plan dar und kann als erster Versuch in einer Reihe ähnlicher Bemühungen im Laufe der fünfziger Jahre begriffen werden, den Wettbewerb zwi- schen den beiden deutschen Teilstaaten auf wirtschaftlichem Gebiet für den Osten zu entscheiden.

224 Vgl. hierzu Silke Satjukow, „Früher war das eben der Adolf ...“ Der Arbeitsheld Adolf Hennecke, in: dies./Rainer Gries (Hg.), Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Ost- europa und der DDR, Berlin 2002, S. 115–132; im Rundfunk wurde u.a. das Beispiel der „Aktivisten- Lok Columbus“ hervorgehoben.

225 Diesen Aspekt hob Axen in seinem Hauptreferat auf der Intendantentagung im Januar 1951 besonders hervor; vgl. Protokoll der Konferenz der Rundfunk-Intendanten und Chefredakteure am 30. Januar 1951 im Haus des Nationalrates; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 210–00–00/0004, Bl. 2–130.

achtungen von Journalisten in Betrieben vor Ort helfen, Mißstände abzustellen und die Produktivität zu erhöhen.²²⁶

Diese Politisierung des Programms schlug sich in einem steigenden Wortanteil nieder, der insbesondere ab 1949 deutlich zu verzeichnen ist und beispielsweise beim Berliner Rundfunk zeitweise wohl 50% und mehr des Programms ausgemacht hat.²²⁷ Zudem bestand ab 1949 verstärkt die Tendenz, die „Prime Time“, also die wichtigste Nutzungszeit zwischen 19 und 22 Uhr in besonderem Maße mit politischen Inhalten zu befrachten, so daß der Wortanteil hier noch deutlich darüber gelegen hat.²²⁸ Das Sommerprogramm 1949 wies beispielsweise einen geschlossenen Wortblock zwischen 19 und 20.15 Uhr aus politischen Berichten, Nachrichten und Kommentaren auf,²²⁹ obwohl man aufgrund der Hörerpost wissen konnte, daß dies bei den Rezipienten auf Ablehnung stoßen mußte.²³⁰ Klagen über zu hohe Wortanteile waren denn in der folgenden Zeit nicht nur ein Dauerthema in den Hörerzuschriften, sondern beschäftigten immer wieder auch die Intendanten und Chefredakteure auf ihren Tagungen.²³¹ Obwohl man sich des Problems also durchaus bewußt war, konnte man es Anfang der fünfziger Jahre nicht dauerhaft lösen. Der Grund lag in den expansiven politischen Ansprüchen, die von der Partei an die Programme herangetragen wurden, und die sich nur in Wortbeiträgen umsetzen ließen.

1950, nach der Entlassung Schmidts, begegnete Gerhart Eisler in seiner drastischen Art der Kritik, die es, nicht zuletzt aus professionellen Gründen, noch immer an der konsequenten Umsetzung dieses Anspruches gab:

„Wenn nun aber gesagt wird, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo Holzhammerpolitik gemacht wird, so kann ich darauf nur sagen: Der Holzhammer spielt in der technischen Entwicklungsgeschichte eine große Rolle. Auf den Feind sollen wir schlagen, mindestens mit dem Holzhammer.“²³²

Es sei von eminenter Wichtigkeit, so Eisler weiter, alle Veröffentlichungen und Kommunique genau so zu veröffentlichen, wie sie von der Regierung herausgegeben würden. Reden, wie „z.B. die letzte Rede Walter Ulbrichts über 1 Jahr HO“, müßten nicht nur über den Sender gehen, sondern Inhalt und Argumente seien „bei den verschiedensten Gelegenheiten“ immer wieder zu benutzen. Notwendig sei auch die „ständige Wiederholung des Regierungsprogramms“.²³³ Der Chefredakteur des Deutschlandsenders, Leo Bauer, reagierte darauf trocken, möglicherweise schwang auch Sarkasmus mit, wenn er äußerte, es sei gut, daß

226 Galle, RIAS Berlin, S. 277f.; Die Reihe unter der Leitung von Karl Gass war wegen ihrer inquisitorischen Tendenz berühmt-berüchtigt und gab auch innerhalb des Rundfunks Anlaß zu allerlei Scherzen (etwa, sie solle einmal bei Pieck und Grotewohl stattfinden), die sich in Form von Denunziationen erhalten haben.

227 Ebd., S. 224; der „Mitteldeutsche Rundfunk“ hat nach den Angaben seines Intendanten Adolphs 1950 ebenfalls einen Wortanteil von über 50% gehabt; vgl. Protokoll der Intendanten- und Chefredakteurstagung v. 15. August 1950 (wie Anm. 77).

228 Ebd., S. 226.

229 Ebd., S. 227.

230 Die Forderungen der Hörer nach einem geschlossenen musikalischen Block im Abendprogramm waren ebenso alt wie anhaltend und hatten etwa bei der Planung des Winterprogramms 1947 durchaus Berücksichtigung gefunden.

231 Vgl. die Tagungsprotokolle der Jahre 1950–1952, a.a.O.

232 Intendanten-Tagung am 21. und 22. November 1949 (wie Anm. 59), Bl. 143.

233 Ebd., Bl. 144.

sich die Regierungskommuniqués in letzter Zeit durch Kürze auszeichnen würden, weil die „seitenlangen Erklärungen“ die Hörer ermüdeten.²³⁴ Andere, wie der Kommentator Herbert Gessner, waren nicht bereit, solche sachfremden Ansprüche an das Programm einfach hinzunehmen. Da Axen und Eisler den Argumenten der professionellen Rundfunkmacher offenbar nicht zugänglich waren,²³⁵ wandte sich Gessner Ende 1951 an den (seinerzeit neuen) Mitarbeiter der ZK-Agitationsabteilung Reginald Grimmer:

„Wieviel Menschen, glaubst Du, haben gestern, also an einem Sonnabend, abends um 21.00 Uhr noch den Berliner Rundfunk gehört? Ich garantiere Dir: Wenn wir sehen könnten, wie wenig, wir würden erschrecken. Zum – ich weiß nicht wievielten Mal – begingen wir wieder den Fehler, eine Serie von Reden hintereinander zu übertragen. Wir brachten den Staatsakt mit der Rede des Gen. Grotewohl und die Reden aller ausländischen Delegationsführer. [...] Was nützt es, alle Reden zu bringen, wenn die Erfahrung besagt, daß nur ein verschwindend geringer Bruchteil auch der fortschrittlichen Hörer sich das anhört? Hand auf's Herz: Hörst Du Dir hintereinander 8 Reden an einem Abend an? Und ich sage es zum hundertsten Mal: Das Resultat ist, daß unsere Hörer am Apparat zu drehen anfangen und auf der Skala da landen, wo wir sie eben nicht haben wollen – schon gleich am Samstag-Abend.“²³⁶

Das immer wieder vorgebrachte Argument, „da könne man nichts machen, es sei eben so angeordnet“ gewesen, könne doch angesichts der Kontraproduktivität solcher Anordnungen nicht das letzte Wort bleiben. Gessners couragierte Äußerungen zeigen nicht nur, daß die Forderungen von Parteifunktionären wie Eisler, Axen aber auch Ulbricht die praktische Programmgestaltung tatsächlich bestimmten, obwohl nahezu alle professionellen Journalisten wußten, daß dies dem Medium nicht angemessen war, sondern sie illustrieren indirekt auch warum: Vor dem Hintergrund der Säuberungen und Repressionen wagte kaum noch jemand, sich derartigen Ansprüchen öffentlich zu widersetzen: Sofort sah er sich den Vorwürfen „mangelnder ideologischer Klarheit“ oder des „Praktizismus“ ausgesetzt, die vorzugsweise von Parteifunktionären aus der Agitationsbürokratie und den Planungs- und Kontrollabteilungen, z.T. auch von auf Profilierung bedachten Nachwuchskräften erhoben wurden.²³⁷

In der Phase der Disziplinierung des Rundfunkapparates ab November 1949 wurde das Programm nicht nur mit stundenlangen Reden belastet, sondern es herrschte auch sonst ein „planloser Zustand“.²³⁸ Dieser resultierte aus dem Bestreben, den aktuellen politischen Vorgaben dadurch zu entsprechen, daß man sie *ad hoc* ins Programm nahm, meist in der Form „schlagkräftiger“ Einblendungen, mit denen man bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit experimentiert hatte.²³⁹ Das Ergebnis war, daß das Programmschema zu Makulatur

234 Ebd., Bl. 150.

235 Bei Eisler sollte sich dies später in seiner Zeit als Vorsitzender bzw. stellv. Vorsitzender des StRK ändern.

236 Gessner an Grimmer, 7. Oktober 1951; BArch, DR 6/342; Hervorhebung im Original.

237 Auch Gessner dürfte sich angesichts seiner prekären Situation (der nun als Agent beschuldigte Bruno Goldhammer hatte bei seinem Antrag auf Parteimitgliedschaft für ihn gebürgt) kaum öffentlich so geäußert haben. Er war allerdings – ähnlich wie v. Schnitzler – durch seine exponierte Position als öffentliche „Stimme“ der DDR bis zu einem gewissen Grade geschützt.

238 Walther, *Der Rundfunk*, S. 28.

239 Ebd., S. 35.

wurde. Im Dezember 1949 beklagte die „Neue Zeit“ 212 Programmänderungen.²⁴⁰ Die mit großer Energie vorangetriebene Effektivierung der „politischen Anleitung“ hatte zwangsläufig zur Folge, daß das Programm immer monotoner wirkte, weil die gleichen thematischen Schwerpunkte und Formulierungen überall wieder auftauchten.²⁴¹ Mit der Zentralisierung und der Auflösung der eigenständigen Programme ab Herbst 1952 wurde das Problem potenziert. Da alle drei Programme aus einem einzigen zentralen Redaktionsapparat gespeist wurden, hatten sie kein eigenes wahrnehmbares Profil mehr, als einzige verbliebene Alternative mußten demzufolge westliche Stationen erscheinen.

Unter der zunehmenden Wortlastigkeit litten zunächst die Unterhaltungsprogramme. „Bunte“ Unterhaltungssendungen wie die „Sorgenpause“ der ersten Nachkriegsjahre waren längst nicht mehr im Programm, und die Hörer wandten sich dementsprechend dem NWDR zu, der diese Form weiter pflegte.²⁴² Auch andere erfolgreiche Unterhaltungssendungen wie das lokalbezogene „Stelldichein mit Alfred Braun“ wurden nun eingestellt, weil sie als unpolitisch und „rückständig“ galten und ihre „bürgerlichen“ Macher, darunter Alfred Braun, unter dem politischen Druck den Sender verließen.²⁴³ Die in kommunistischen Kreisen verbreitete und bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit spürbare Skepsis gegenüber reinen Unterhaltungsprogrammen schlug nun durch. Maximilian Scheer, Leiter der Abteilung „Künstlerisches Wort“, brachte diese Vorbehalte unverhohlen zum Ausdruck:

„Obwohl sie [die Unterhaltungssendungen, C.C.] bei uns nicht vom Künstlerischen Wort betreut werden, darf ich sagen, daß ich die Überwindung der alten seichten, meist billig pointierten, oft grob erotisch oder schlüpfrigen sogenannten Unterhaltung nur durch das Herangehen mit neuem Bewußtsein für möglich halte [...]“²⁴⁴

Z. T. traten an diese Stelle Experimente mit neuen Formen, die dem durchgehenden Anspruch einer politisierten Gesellschaft entsprechen sollten, wie die sogenannten Dorf- und Betriebsabende, mit denen zwischen 1949 und 1952 die „werkstätigen Massen“ zur aktiven kulturellen Teilhabe animiert werden sollten. Diese Unterhaltungssendungen wurden direkt aus einem Großbetrieb oder von einem Staatsgut gesendet, unter Integration von Darbietungen ortsansässiger Laienkünstler.²⁴⁵ Der „operative“ Charakter dieser Form von „volksverbundener“ Unterhaltung lag auf der Hand; es handelte sich gewissermaßen um einen Vorläufer des später im sogenannten „Bitterfelder Weg“ und der „Singebewegung“ systematisch verfolgten Konzeptes. Die kurze Laufzeit und die Einstellung noch vor den Programmreformen 1953 läßt auf erhebliche Probleme mit dieser Sendeform schließen.

Neben den Zielgruppenprogrammen wie dem Frauen-, Kinder- und Jugendfunk²⁴⁶ schlug die Politisierung auch auf den kulturellen Sektor durch. 1948 war beschlossen worden, auch

240 Ebd., S. 28.

241 Vgl. Gerd Hecht, Die Stimme des Apparats. Der Sowjetzonen-Rundfunk – ein politisches Instrument der SED, in: SBZ-Archiv 5 (1954), 5. Juni 1954, S. 181–187.

242 Wie Generalintendant Mahle bis zu seiner Ablösung nicht müde wurde zu beklagen; vgl. u.a. Anm. 182.

243 Zu Brauns Ausscheiden Anfang 1950 vgl. Wagner, Der gute Wille, S. 67.

244 Protokoll der Rundfunk-Tagung anlässlich des fünfjährigen Bestehens des Deutschen Demokratischen Rundfunks im Haus der Presse Berlin, 11.–12. Mai 1950, Bl. 454. (wie Anm. 26).

245 Vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 303ff.; Walther, Der Rundfunk, S. 158f.

246 Ebd., S. 283ff, 289f.

die Kulturprogramme in die Propagierung des Zwei-Jahres-Planes einzubinden.²⁴⁷ In dieser Zeit wurden zahlreiche Sendereihen, die auf traditionelle Formate aufbauten, aus dem Programm genommen und durch stärker aktuell-politisch orientierte ersetzt; die Popularisierung sowjetischer Autoren wurde forciert.²⁴⁸ Im Bereich des Hörspiels lösten die Versuche, Autoren gezielt für eine Propagierung der angestrebten Produktivitätssteigerungen im Rahmen des Zwei-Jahres-Planes zu gewinnen, eine tiefe Produktionskrise aus. Beim Mitteldeutschen Rundfunk kam die Hörspielproduktion vorübergehend nahezu zum Erliegen.²⁴⁹

Eine neue Qualität erreichte diese Tendenz mit der Berufung des Kommunisten Maximilian Scheer zum Nachfolger von Alfred Braun als Leiter der Abteilung „Künstlerisches Wort“ des Berliner Rundfunks, noch kurz vor Schmidts Entlassung im September 1949.²⁵⁰ Scheer setzte sich prononciert für die politische Ausrichtung seines neuen Ressorts ein.²⁵¹ Im Bereich des Hörspiels kamen nun fast ausschließlich politisch ambitionierte Zeitstücke von Autoren wie Egel, Rudolf Leonhard, Kaul und Scheer selbst ins Programm. Nur beim MDR konnte sich nach einer tiefen Krise 1948 eine eher volkstümlich orientierte, narrative Traditionen aufgreifende Dramaturgie halten, wenn auch gegen zunehmenden Widerstand aus Berlin und selbstverständlich nur bis zur Auflösung der Landessender im Jahr 1952.²⁵² Mit der auch kulturpolitisch stärkeren Ausrichtung der DDR an der Sowjetunion vollzog sich ab etwa 1950 eine erhebliche Verengung des Spektrums „zulässiger“ künstlerischer Ausdrucksformen, die 1951 in einem „Formalismus“-Verdikt auf dem 5. ZK-Plenum ihren verbindlichen Ausdruck fand. Auf einer Kulturtagung des Rundfunks hielt Wilhelm Girnus im April 1951 das Leitreferat mit dem Titel: „Gegen den Formalismus in der Kunst – für eine fortschrittliche deutsche Kultur“. Er sprach sich dabei u.a. gegen den Jazz aus, da er „zu einer Vertierung und Bestialisierung des Menschen“ führe.²⁵³

Das zuletzt zitierte Beispiel zeigt bereits, daß der dominante Trend auch vor den Musikprogrammen nicht Halt machte. Der neue Leiter der HA Musik, Nationalpreisträger Helmut Koch, begründete im Mai 1950 noch einmal die Verbannung der „anglo-amerikanischen Tanzmusik“:

„Nun, wir wollen einem Bazillus zu Leibe rücken, der heute die Völker beschleicht und ihre natürliche, gesunde Widerstandskraft und ihr nationales Empfinden und Bewußtsein lähmt. Wie Opium dringt dieses Gift in den Volkskörper ein. Es wiegt die Menschen in sanfte Träume, vernebelt ihre Sinne, führt sie in eine Welt des Scheins,

247 Vgl. Anm. 73, 219.

248 Vgl. Wolfgang Mühl-Benninghaus, Literatur- und Hörspielproduktionen in den Programmen des Nachkriegsrundfunks der Sowjetisch Besetzten Zone (SBZ), in: Monika Estermann/Edgar Lersch (Hg.), Buch, Buchhandel und Rundfunk, Wiesbaden 1997, S. 96–111, hier: S. 105; Galle, RIAS Berlin, S. 339f.

249 Vgl. zum „Hörspielausschuß“ die Ausführungen weiter oben; vgl. ferner Wagner, Der gute Wille, S. 87ff.

250 Wagner, Der gute Wille, S. 43.

251 1950 bekannte er: „Ich halte jedes Hörspiel, jede Literatursendung, jedes Kabarett, jede künstlerische Sendung für wertlos, ja, hemmend und schädlich, deren Inhalt nicht unserem Heute und Morgen realistisch verbunden ist.“ (wie Anm. 244, Bl. 445).

252 Vgl. Wagner, Der gute Wille, S. 91ff.

253 Stenographische Niederschrift der Kulturtagung des deutschen demokratischen Rundfunks, 13. April 1951; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 210–00–00/0004, Bl. 235–345.

wo sie die Erfüllung all der Wünsche erlangen, die ihnen auf dieser Welt versagt blieben. Aber jeder Körper verlangt nach einer stärkeren Dosierung des Gifts, wenn er sich ihm erst ergeben hat. So werden wir Zeuge, wie die westlichen Völker immer mehr in den Prozeß der Dekadence einer untergehenden Klasse hineingerissen zu werden drohen. Die Völker erkennen langsam die Gefahr und setzen ihr, zum Teil bewußt, zum Teil unbewußt, Widerstand entgegen. Auch in unserem Volke werden die Kräfte immer stärker, die sich gegen diese uns wesensfremde und nervenzermürende Musik auflehnen. [...] wir sind zu der Überzeugung gekommen, daß wir die Persönliche Freiheit schützen müssen, und zwar müssen wir schützen die persönliche Freiheit von Millionen von Hörern gegen die Diktatur einiger verirrter Musiker.“²⁵⁴

Als Ersatz versuchte man sich daran, „[...] eine neue realistische Tanzmusik zu entwickeln.“, mit Texten, „die dem heutigen wirklichen Leben entstammen, und zu denen sich leicht verständliche und doch den Erfordernissen unserer Zeit entsprechende Melodien gesellen, die so bearbeitet werden, daß sie nicht nur der Komponist, sondern auch die Hörer zu erkennen vermögen.“ Angesichts dieser Bestrebungen, so drohte Koch, würden „Auch die in der Republik herumschwirrenden ‚Lieblingsmelodien‘ [...] keine Existenzberechtigung mehr haben“, jedenfalls könnten sie nicht mehr auf Kosten des Volkes produziert werden.²⁵⁵ Der hochfliegende Versuch, eine eigene, „sozialistische“ Tanzmusik und Unterhaltungskultur zu begründen, scheiterte bereits kurz darauf kläglich. Auf eine entsprechende Kritik Mahles hin gestand Intendant Heiß bereits drei Monate später ein, es habe sich zwar nicht um „ein ausgesprochenes Fiasko“ gehandelt, aber man müsse sich davor hüten, „in einen Avantgardismus zu verfallen, der uns der Gefahr der Karikatur preisgibt“.²⁵⁶ Das Thema war damit allerdings noch nicht vom Tisch, sondern die Frage, wie eine spezifisch „sozialistische“ Unterhaltungskultur aussehen könnte, kam im Laufe der fünfziger Jahre immer wieder auf die Agenda.²⁵⁷ Bis auf weiteres blieb den Verantwortlichen nicht viel anderes übrig, als auf Schlager, symphonische Musik und – in verstärktem Maße politische Kampf- und Arbeiterlieder zurückzugreifen.²⁵⁸ Der ideologisch begründete Ausschluß der „amerikanischen“ Tanzmusik (es handelte sich um Swing bzw. entsprechend inspirierte Formen) wog um so schwerer, als der RIAS, der unmittelbare Konkurrent des Berliner Rundfunks im Berliner Raum, nach zunächst durchaus ähnlichen Tendenzen, das Programm politisch zu überfrachten, ab Frühjahr 1949 begann, das Feld der Unterhaltung für sich zu entdecken.²⁵⁹ Anders als noch in den ersten beiden Nachkriegsjahren standen die Programme der ostdeutschen Sender nun in einem tatsächlichen Konkurrenzverhältnis zu westlichen Rundfunkprogrammen, ein Problem, das von der politischen Führung nur sehr zögerlich realisiert wurde.

254 Wie Anm. 244, Bl. 440.

255 Ebd., Bl. 441.

256 Protokoll der Intendanten- und Chefredakteurstagung, 15. August 1950 (wie Anm. 185).

257 Vgl. dazu Monika Pater, Rundfunkangebote zwischen Humor und Erziehung zum sozialistischen Menschen, in: MarBolek/v. Saldern (Hg.), Zuhören und Gehörtwerden, S. 171–258.

258 Zur Förderung des politischen Liedes ab 1948 vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 300f. Vgl. zum Musikprogramm auch Walther, Der Rundfunk, S. 162f.

259 Vgl. Galle, RIAS Berlin, S. 310f.

2. Die NS-Vergangenheit in Zeiten von Blockkonfrontation und sozialistischer Transformationspolitik (1948–1953)

Auch in den Jahren nach 1947 bleibt es wegen der höchst ungleichmäßigen und zufälligen Überlieferung schwierig, die Entwicklung der medialen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in quantitativen Größenordnungen zu beschreiben. Gleichwohl gibt es Indizien, daß das Thema weiter an Bedeutung verlor. So weist das Jahr 1948 mit rund 1 100 überlieferten Sendemanuskripten und Tondokumenten die umfangreichste Überlieferung der ersten Nachkriegsjahre auf,²⁶⁰ aber nur 90 (8%) davon lassen sich schwerpunktmäßig der NS-Thematik zuordnen. In den Jahren 1949 bis 1953 ist die Datenbasis zu gering, um zuverlässige Schlüsse über die Akzentuierung des Themas im Programm zuzulassen.²⁶¹

Einschneidender noch als der Rückgang thematisch einschlägiger Beiträge insgesamt fällt die Veränderung bezogen auf die drei thematischen Schwerpunkte dieser Untersuchung aus, also Verfolgung/Repression, Krieg und Widerstand. Aus den sechs Jahren von 1948 bis 1953 lassen sich nur 35 Beiträge diesen Themen zuordnen. Dies ist nicht allein auf die insgesamt schlechte Quellenlage zurückzuführen, sondern weist bereits auf eine grundsätzliche Veränderung der massenmedialen Thematisierung der NS-Vergangenheit hin: Auch in den übrigen Beiträgen aus dieser Zeit (immerhin 205 weitere) werden zwar Aspekte der NS-Zeit angesprochen; aber die Thematisierungen sind in der Regel so stark auf aktuelle Ereignisse bezogen (und häufig auch lediglich assoziativer Natur), daß sich keine Zuordnungen zu den oben genannten, historisierend angelegten Kategorien herstellen lassen.

Darin kann ein erstes Indiz für die zunehmende Entkonkretisierung der NS-Vergangenheit und die immer stärkere Orientierung des Diskurses an gegenwartsbezogenen politischen Fragen gesehen werden. Viel weniger als um die Vergangenheit ging es nun um die Gegenwart: In dem erhaltenen Material überwiegen bei weitem kritische Darstellungen der Entnazifizierungspraxis in den Westzonen bzw. der Bundesrepublik und damit verbundene personelle Kontinuitäten, fast schon stereotyp vorgetragene Behauptungen, dort entwickle sich ein „neuer Faschismus“, der sich mit dem „Imperialismus“ der USA verbünde und – analog zur Situation vor 1933 – seine Basis in den kapitalistischen Strukturen und dem Großbürgertum habe. Unverkennbar ist das Bemühen, die wenig populäre kommunistisch orientierte Transformationspolitik vorrangig historisch zu legitimieren: Die Verheerungen, welche die nationalsozialistische Politik in Form von Toten, wirtschaftlichem Elend, Verlust der nationalen Souveränität und moralischer Reputation hinterlassen hatte, wurden nun herangezogen, um die Notwendigkeit einer radikalen gesellschaftlichen Umwälzung zwingend erscheinen zu lassen und zugleich die Alternative einer bürgerlich-liberalen Gesellschaftsordnung, wie sie im Westen favorisiert wurde, zu diskreditieren.

260 Vgl. DRA, Inventar, S. 321–525.

261 Für das Jahr 1949 konnten 29 thematisch einschlägige Beiträge ermittelt werden, bei einer Gesamtüberlieferung von ca. 200 Beiträgen. Für das Jahr 1950 beträgt das Verhältnis 61 zu 386 Beiträge. Aus den Jahren 1951/52 ließen sich insgesamt 21 Beiträge zur NS-Thematik verifizieren, für das Jahr 1953 immerhin 39 (absolute Zahlen der Überlieferung liegen mir für die letzten drei Jahre nicht vor).

2.1 Verfolgung und Repression

„Onkel, warum muß ich hier stehen, ich bin doch so müde?“ So klingt mir heute noch die Frage des zwölfjährigen Jirka Tesla in den Ohren, die er morgens um ½ 6 Uhr auf dem Appellplatz des Konzentrationslagers Buchenwald einem SS-Mann stellte. Der zwölfjährige Jirka aus Brünn war einer von 905 Jungen, die im Konzentrationslager Buchenwald festgehalten wurden. Er war nicht der jüngste. Der Häftling Nr. 67 509, Stefan Georg Zwaig aus Krakau war am 28. Januar 1941 geboren. Sie haben nicht falsch verstanden, liebe Hörerinnen und Hörer, am 28. Januar 1945, als Stefan seinen vierjährigen Geburtstag bei uns im KZ Buchenwald feierte, war er schon ein alter Lagerhase [...].“²⁶²

Mit dieser sentimentalischen Szene leitete Walter Bartel, ehemals Häftling im KZ Buchenwald und Vorsitzender des illegalen Internationalen Lagerkomitees²⁶³ Anfang Januar 1948 einen Rundfunkkommentar ein, dessen eigentliches Thema nicht die Kinder in Buchenwald waren, sondern die vermeintlich zu milden Urteile amerikanischer Gerichte bei NS-Strafverfahren. Im Mittelpunkt stand der Freispruch des ehemaligen Mittelwerk-Generaldirektors Georg Rickhey im sogenannten Nordhausen-Prozeß um die Verbrechen im Konzentrationslager Dora-Mittelbau²⁶⁴, den ein amerikanisches Militärtribunal wenige Tage zuvor ausgesprochen hatte: Damit sei der „Generaldirektor dieses Mordbetriebes, dieses Massengrabes zehntausender Menschen aus ganz Europa“ freigesprochen worden.²⁶⁵ Es sei nun zu hoffen, daß sich bald ein „deutsches Gericht“ finde, um ihn „wegen seiner Verbrechen an der Menschlichkeit gegenüber deutschen Männern anzuklagen.“²⁶⁶ Bartels Kritik ging über diesen konkreten Anlaß hinaus und umfaßte auch die Verurteilung Friedrich Flicks,²⁶⁷ die ihm vor dem Hintergrund der massenhaften Zwangsarbeit in seinen Betrieben

262 Vgl. Sendemanuskript „Kommentar des Tages“, Berliner Rundfunk, 6. Januar 1948, Autor: Walter Bartel, Redakteur: Erich Böhm; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–01/0194.

263 Vgl. zu Bartel Biographischer Anhang und ausführlich Niethammer, *Der „gesäuberte Antifaschismus“*, S. 129ff.

264 Die Urteile im Nordhausen-Prozeß wurden am 30. Dezember 1947 gesprochen.

265 Zum Lager Dora-Mittelbau, das 1943 nach Luftangriffen auf die Peenemünder „V 2“-Produktion überwiegend von KZ-Häftlingen aus Buchenwald als Ausweichproduktionsstätte aufgebaut und in Betrieb genommen wurde, vgl. Eberhard Jäckel u.a., *Enzyklopädie des Holocaust*, Bd. I, S.363–365; die Brutalität, mit der dieses Werk ohne Rücksicht auf die Gesundheit und das Leben der Häftlinge in kürzester Zeit aufgebaut wurde, sucht ihresgleichen; nach heutigen Schätzungen kamen in Dora rund 20 000 Menschen um. In dem Prozeß von 1948 wurden 15 der 17 Angeklagten für schuldig befunden und zu Haftstrafen verurteilt, der Leiter des SS-Aufsichtskommandos zum Tode.

266 Tatsächlich war der Ingenieur Georg Rickhey bereits seit 1945 in den USA an den dortigen Raketen-Programmen beteiligt. Vor diesem Hintergrund überrascht weniger der Freispruch, als die Tatsache, daß es überhaupt zu einer Anklage gekommen ist; vgl. dazu Rainer Eisfeld, *Von Raumfahrtpionieren und Menschenschindern. Ein verdrängtes Kapitel der Technikentwicklung im Dritten Reich*, in: ders./Ingo Müller (Hg.), *Gegen Barbarei. Essays – Robert M. W. Kempner zu Ehren*. Frankfurt a. M. 1989, S. 206–238.

267 Friedrich Flick (1883–1972) wurde im Rahmen eines der Nürnberger Nachfolgeprozesse zusammen mit fünf anderen Industriellen als Kriegsverbrecher angeklagt und am 22. Dezember 1947 zu sieben Jahren Haft verurteilt. 1950 wurde er vorzeitig aus der Haft entlassen; vgl. zu diesem für die Justiz wenig rühmlichen Komplex: Tom Bower, „Alle deutschen Industriellen saßen auf der Anklagebank“. Die

und seiner finanziellen Unterstützung des Nationalsozialismus ebenfalls als viel zu milde erschien. Die wesentlichen Ziele der nun einhundert Jahre zurückliegenden Revolution von 1848, nämlich „Einheit und gerechter Friede“, ließen sich nur „erringen“,

„wenn wir uns freimachen von Generaldirektoren a la Rickhey aus Nordhausen, wenn wir Leute wie Flick und Schacht von d e u t s c h e n demokratischen Richtern gerecht verurteilen lassen, wenn wir das Verbrechen an Kindern, Müttern und Männern aus ganz Europa damit sühnen, daß wir ihre Urheber und Verantwortlichen für immer aus Politik und Wirtschaft ausschalten.“²⁶⁸

Somit war, ganz der politischen Situation entsprechend, eine antiwestliche und antikapitalistische Tendenz unüberhörbar, auch wenn die Kritik an der amerikanischen Besatzungsmacht noch eher indirekt und vergleichsweise verhalten formuliert war.

Die zitierte Eingangspassage des Textes operiert mit Stilelementen, wie wir sie bereits aus dem Verfolgten-Diskurs der unmittelbaren Nachkriegszeit kennen: Ins Auge sticht insbesondere ein weiteres Mal die bipolare Opfer-Täter Konstruktion, die hier durch die Kindheits-Metapher als Synonym für „Unschuld“ emotional eindringlich gestützt wird.²⁶⁹ Aber anders als in den frühen Auseinandersetzungen mit Verfolgung und Repression dient diese Passage nicht einem Aufklärungs-Ideal und auch nicht der Selbstvergewisserung der Verfolgten, nicht einmal in erster Linie der Akkumulation von Sozialprestige durch den Sprecher: Vielmehr war sie mit einer konkreten politischen Aussage verbunden. Die emotional anrührende, anscheinend authentische Szene sollte die Notwendigkeit historisch beglaubigen, nun radikal gegen Kapitalisten als die eigentlich treibenden Kräfte des Faschismus vorzugehen. Es kam also zu einer Verbindung des Verfolgten-Diskurses und ihrer Identität mit konkreten und aktuellen politischen Zielen, die sich aus dem historischen Hintergrund gleichwohl keineswegs zwingend ergaben. Dazu passen auch die deutlich nationalen Töne, die Bartel anschlug, wenn er eine „deutsche“ Gerichtsbarkeit forderte, um die Verbrechen an „deutschen Männern“ zu ahnden. Damit kam er dem verbreiteten Empfinden der Bevölkerungsmehrheit entgegen, selbst das Hauptopfer des Krieges und der nationalsozialistischen Herrschaft zu sein und versuchte zugleich, die umfassenden Ressentiments gegen die Besatzungsherrschaft zu bedienen.

Der Text ist insofern bemerkenswert, als daß er ein Moment des Übergangs markiert. Zum einen spricht aus ihm noch deutlich die Identität und das Selbstbewußtsein des ehemaligen Buchenwald-Häftlings und ILK-Funktionärs, wie sie uns bereits in den Darstellungen

Nürnberger Nachfolgeprozesse gegen Krupp, Flick und die IG Farben, in: Eisfeld/Müller, Gegen Barbarei, S. 239–256.

268 Sendemanuskript „Kommentar des Tages“, 6. Januar 1948 (wie Anm. 262); Hervorhebung im Original.

269 Die Passage ist auch deshalb bemerkenswert, weil hier, lange vor dem Erfolg von Bruno Apitz' Roman „Nackt unter Wölfen“ (1958) und der gleichnamigen DEFA-Verfilmung durch Frank Beyer (1963) das reale Vorbild für die Hauptperson dieses Buches, nämlich das jüdische Kleinkind Stefan Jerzy Zweig, in einen ähnlichen symbolischen Zusammenhang gestellt wird; tatsächlich scheint Zweig als „jüngstes Lagerkind“ bereits 1945 zu einem Symbol geworden zu sein, darauf weisen Fotos aus der Zeit unmittelbar nach der Befreiung hin; vgl. hierzu Susanne zur Nieden: „Stärker als der Tod“. Bruno Apitz' Roman „Nackt unter Wölfen“ und die Holocaust-Rezeption in der DDR, in: Manuel Köppen/Klaus R. Scherpe, Bilder des Holocaust. Literatur-Film – Bildende – Kunst. Köln u.a. 1997, S. 97–108, hier bes. S. 104f.; dieser Symbolik bediente sich auch – wenngleich reichlich un gelenk – bereits das Hörspiel „Kinder in Buchenwald“ von Dr. Ruth Schulkow, das der Berliner Rundfunk zum ersten Jahrestag der Befreiung des Lagers am 11. April 1946 sendete; vgl. DRA Potsdam, Schallarchiv, ANR 3000366000.

aus der unmittelbaren Nachkriegszeit begegnet sind. In Buchenwald, so Bartel, sei es „ungelungen, „dank der todesmutigen Bereitschaft der Häftlinge, das Leben der Kinder zu schützen“,²⁷⁰ „Wir Buchenwalder [...] kennen die Brabag-Betriebe des Herrn Flick.“²⁷¹ Doch dieser „Identitäts-Diskurs“ ist der zweiten, auf politisch aktuelle Vorgänge bezogenen Aussage bereits deutlich untergeordnet.

Damit deutet sich ein elementarer Bruch an, in dessen Folge die Perspektive der Opfer zugunsten der jeweils aktuellen politischen Programmatik marginalisiert wurde. Dies läßt sich zunächst am quantitativen Rückgang dieses Themenkomplexes insgesamt ablesen. Bereits in den Jahren 1946 und 1947 war dieses Thema, gemessen an dem sehr hohen Niveau der ersten Nachkriegsmonate, deutlich weniger akzentuiert. Aber ab 1948 war das Schicksal von Verfolgten, abgesehen vom kommunistischen Widerstand,²⁷² praktisch kein Thema mehr. Wenn in dieser Zeit überhaupt die Opfer-Perspektive artikuliert wurde, dann hauptsächlich im Zuge des stark aktuell politisch aufgeladenen Gedenktages für die „Opfer des Faschismus“, der jeweils im September in Form einer Massenkundgebung zelebriert wurde. Hinzu kam die Thematisierung im Rahmen von juristischen Prozessen. Neben dem Prozeß um die sogenannte „Köpenicker Blutwoche“ vor dem Landgericht Berlin im Sommer 1950 handelte es sich dabei um den Prozeß vom Frühjahr 1948 gegen den ehemaligen NSDAP-Kreisleiter und den ehemaligen Oberbürgermeister von Görlitz. Einzelne Beiträge von anderen juristischen Prozessen im Zusammenhang mit NS-Straftaten kommen hinzu. Jenseits solcher institutionell-organisierten Ereignisse spielte die Erinnerung an die Opfer des nationalsozialistischen Terrors keine nennenswerte Rolle mehr. Jedenfalls ließen sich lediglich zwei Ausnahmen ermitteln. Bezeichnenderweise fallen beide in die erste Jahreshälfte des Jahres 1948, können also wohl als „Ausläufer“ des Aufklärungsdiskurses der unmittelbaren Nachkriegszeit eingeordnet werden.

Spielte die Perspektive der Verfolgten in Bartels Beitrag vom Januar 1948 insofern noch eine nicht unbedeutende Rolle, als er die politische Aussage mit seinem Opfer-Status fundierte, konnte davon einige Monate später, anlässlich des Tages der „Opfer des Faschismus“,²⁷³ schon keine Rede mehr sein. Schon der Titel, unter den der Generalsekretär der VVN, Karl Raddatz, seinen Beitrag stellte, deutet dies an: Er lautete: „Die Bedeutung des diesjährigen Gedenktages für die Opfer des Faschismus“ und machte damit deutlich, daß die Evidenz des Gedenktages keineswegs allein in einer überzeitlichen Erinnerung an die Opfer lag, sondern sich im Jahresrhythmus jeweils neu aus den Umständen ergeben konnte.²⁷⁴ Dieser Tag, so Raddatz, müsse

270 Zu der komplexeren Situation von Kindern im KZ, in der die Erwachsenen keineswegs konsequent als Beschützer der Kinder auftraten, sondern viele Kinder zur Prostitution gezwungen waren, vgl. Kogon, *Der SS-Staat*, S. 287ff.

271 Sendemanuskript „Kommentar des Tages“, 6. Januar 1948 (wie Anm. 262).

272 Vgl. dazu Kapitel 4.2.2.

273 Der „Tag der Opfer des Faschismus“ (OdF) wurde seit 1945 jährlich begangen; vgl. auch Kapitel 3.2.1. Aus den Jahren 1949–1953 ist keine Überlieferung des Ereignisses im Rundfunk erhalten, obwohl es mit hoher Wahrscheinlichkeit entsprechende Beiträge gegeben hat.

274 Vgl. Sendemanuskript „Die Bedeutung des diesjährigen Gedenktages für die Opfer des Faschismus“, Berliner Rundfunk, 1. September 1948 (Produktionsdatum), Autor: Karl Raddatz, Redakteur: Fritz Paul; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–01/0411; das Sendedatum ist nicht eindeutig identifizierbar; aus einer Ergänzung des Manuskriptes ergibt sich jedoch, daß der Beitrag am 10. oder 11. September gesendet worden sein muß.

„[...] in Erfüllung des Vermächnisses der unzähligen Männer und Frauen, die für die Sache des Fortschritts und des Friedens ihr Leben ließen, ein Tag der Verpflichtung werden zur Weiterführung des Kampfes gegen alle Kräfte, die die Welt erneut in die Umarmung des Faschismus und des Krieges stoßen wollen.“²⁷⁵

Während diese Passage noch als einigermaßen verklusulierter Vorwurf an die Adresse des Westens interpretiert werden konnte, wurde Raddatz im folgenden deutlicher. Die „europäischen Widerstandskämpfer“, die aus diesem Anlaß nach Deutschland kämen, könnten sich überzeugen,

„[...] daß in der sowjetisch besetzten Zone durch eine demokratische Bodenreform, durch die Überführung der Betriebe der Kriegsverbrecher und Nutznießer in die Hände des Volkes, durch Ausschaltung der monopolistischen Kräfte und durch eine grundsätzliche Entnazifizierung eine friedliche demokratische Entwicklung eingeleitet wurde. Bewährte Antifaschisten sind in Verwaltung und Wirtschaft die Hüter der demokratischen Errungenschaften.“²⁷⁶

Demgegenüber gebe die Entwicklung in den westlichen Besatzungszonen Anlaß zu „ernster Besorgnis“, die ihre Grundlage in der „Sabotage der Westmächte an den gemeinsamen Beschlüssen über die Entmilitarisierung und Entnazifizierung Deutschlands“ und in der „Begünstigung profaschistischer Machenschaften“ habe, die „zu einem verstärkten Einfluß reaktionärer und belasteter Elemente“ führe. Schon würden sich „deutsche Quislinge“ an der „Kriegshetze gegen die Sowjetunion und die Länder der neuen demokratischen Volksrepubliken“ beteiligen. „Der unversöhnliche Kampf gegen die neu entstehende faschistische Reaktion und gegen die Kriegshetzer“ repräsentiere das Vermächnis „der Toten des faschistischen Terrors.“²⁷⁷

Raddatz' Ausführungen illustrieren, wie stark der beginnende Kalte Krieg mit seinen Bedrohungspotentialen begann, die konkreten Erinnerungen an die Opfer und die historischen Umstände zu überformen und verdrängen. Die binäre Logik, die den Antifaschismus bereits vor 1945 ausgezeichnet hatte,²⁷⁸ wurde nun zum historisch konnotierten Argument in einer Gegenwart, in der sich zusehends eine Konstellation zweier antagonistischer Blöcke herausbildete. Die Toten wurden dabei unterschiedslos für die „fortschrittliche“, d.h. vermeintlich konsequent anti-nationalsozialistische Politik in der Gegenwart vereinnahmt. Aufklärung über die konkrete Vergangenheit spielte keine Rolle mehr, vielmehr dominierten die „richtigen“ Konsequenzen für die Gegenwart.

Obwohl Raddatz' Beitrag damit der politischen Generallinie entsprach, den Konflikt zwischen der Sowjetunion und den westlichen Mächten als Konflikt zwischen zwei Zeitebenen zu beschreiben, nämlich einer zukunftsorientierten und einer rückwärtsgewandten, traditionsgebundenen und zeitgemäß zur Identifikation mit dem Osten aufrief, spiegelt er zugleich auch noch Reste der Identität eines ehemaligen Widerstandskämpfers und Verfolgten.²⁷⁹ Denn die politische Aktualisierung schloß den Beitrag zwar ab, aber am Anfang stand der Aufruf, „der Millionen Opfer des faschistischen Terrors zu gedenken“. Mit einem gewissen

275 Ebd.

276 Ebd.

277 Ebd.

278 Vgl. Kapitel 2.1.

279 Vgl. biographischer Anhang.

nationalen Stolz wurde „die Aufnahme der VVN Deutschlands in die Internationale Föderation der ehemaligen politischen Gefangenen“ mitgeteilt, und der Anteil betont, den „Auch die deutsche Widerstandsbewegung“ [sic!] an „der Niederringung des faschistischen Deutschlands“ gehabt habe. Erkennbar artikuliert sich hier das Bemühen der deutschen Widerstandskämpfer um Anerkennung, sei es auf internationaler oder nationaler Ebene.

Dabei gab es, wie bereits in den ersten Nachkriegsjahren, eine anscheinend fraglose Hierarchie der Opfergruppen, die sich aus der eigenen Identität als politisch Verfolgte ergab. So wurde der Opferbegriff immer wieder synonym mit dem des Widerständlers oder des „politischen Gefangenen“ benutzt. Während die „deutsche Widerstandsbewegung [...]“, besonders aber die deutsche Arbeiterbewegung [...] den Opfertod vieler ihrer treuesten und tapfersten Mitglieder“ zu beklagen habe, blieb den jüdischen Toten nur die passive Funktion, die Hybris des Nationalsozialismus zu beglaubigen:

„Sechs Millionen ermordete Angehörige des jüdischen Volkes zeugen davon, daß der barbarische Faschismus den Rassenwahn und die Völkerverhetzung bis zum Versuch der physischen Vernichtung eines ganzen Volkes steigerte.“²⁸⁰

Immerhin war die Erwähnung der jüdischen Opfer zu dieser Zeit keineswegs mehr selbstverständlich. Inzwischen hatte die Sowjetunion ihre anfängliche Unterstützung für Israel aufgegeben und eine strikt „Antizionistische“ Position bezogen.²⁸¹ Vor diesem Hintergrund machte sich jeder politisch verdächtig, der sich pro-jüdisch äußerte. In der DDR, wo sich diese politische Wende erst mit einiger Verzögerung auswirkte, war die Erwähnung der jüdischen Opfer im September 1948 allerdings noch nicht direkt politisch anstößig.²⁸² Sie kann gleichwohl als Indiz dafür gelten, daß Raddatz sich zwar den politischen Vorgaben nicht verschloß, die darauf hinausliefen, den Gedenktag in den Dienst der aktuellen Abgrenzungspolitik vom Westen zu stellen, zugleich aber nicht bereit war, dem seine Identität als politischer Widerstandskämpfer gänzlich unterzuordnen. Gemessen an den ersten Nachkriegsmonaten, in denen die überlebenden politischen Gefangenen ihre Erfahrungen und Perspektiven breit mitteilen konnten und damit den Diskurs über Verfolgung und Repression während der NS-Zeit dominierten, wirkten solche abstrakten und stark zurückgenommenen Ausweise der Verfolgten-Identität freilich nur noch wie ein müder Abglanz.

280 Sendemanuskript „Die Bedeutung des diesjährigen Gedenktages für die Opfer des Faschismus“, 1. September 1948 (wie Anm. 274).

281 Vgl. Leonid Luks, Stalin und die „jüdische Frage“. Brüche und Widersprüche; in: ders. (Hg.), Spätstalinismus und „jüdische Frage“, S. 271–292.

282 Im Februar 1948 hatte der jüdische Anwalt und Rundfunkmitarbeiter Friedrich-Karl Kaul eine Folge seiner Sendereihe „Die juristische Viertelstunde“ noch den skandalösen Praxen bei der Rückübertragung jüdischer Vermögenswerte in den Westzonen gewidmet, zu einem Zeitpunkt, als in der SBZ noch an einem Gesetz für eine Restitution gearbeitet wurde. Dieses Gesetz trat jedoch aufgrund der antizionistischen Wende in der UdSSR nicht mehr in Kraft; jüdische Identitätsdiskurse wurden in der folgenden Zeit aus dem öffentlichen Diskurs ausgeblendet. In einer Sondersendung „Zum 9. November“ ging Otto Grotewohl 1948 bereits nur noch auf die sogenannte „Novemberrevolution“ von 1918 ein, das Pogrom von 1938 fand bereits keine Erwähnung mehr; vgl. Sendemanuskript „Die juristische Viertelstunde: Der eigenartige Treuhänder“, Berliner Rundfunk, 4. Februar 1948, Autor: Dr. Friedrich-Karl Kaul; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–01/0629 sowie Sendemanuskript Sondersendung „Zum 9. November“; Autor: Otto Grotewohl; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–01/0439.

Das gilt um so mehr, als die von Gastkommentator Raddatz einige Zeit im voraus verfaßten Gedanken ohnehin nicht repräsentativ für die Auseinandersetzung im Rundfunk waren. Die Interpretationen der hauptamtlichen Rundfunkredakteure Erich Böhm und Markus Wolf zum gleichen, noch bevorstehenden Ereignis wurden ganz vom aktuellen Geschehen dominiert. Hintergrund war jene große Protestkundgebung vor dem Reichstag am 9. September 1948, mit der die westberliner Bevölkerung ihren Unmut gegenüber der seit Juni 1948 bestehenden Blockade der Westsektoren²⁸³ durch die Sowjetunion zum Ausdruck brachte und auf der die berühmten Worte des Bürgermeisters Ernst Reuter („Schaut auf diese Stadt ...“) fielen. Im Rahmen dieser Veranstaltung kam es auch zu Angriffen auf Polizeikräfte des Ostsektors, und Demonstranten entfernten unter Beifall der Menge die sowjetische Fahne vom Brandenburger Tor.

Eben diese Demonstration und die Ausschreitungen einer kleinen Minderheit waren es, die den Tenor der ostzonalen Rundfunkbeiträge zum „Tag der Opfer des Faschismus“ bestimmten.²⁸⁴ Im „Zerfetzen der Roten Fahne“ zeige sich „derselbe Geist wie in dem Brand des Reichstages“. Die Demonstration drücke keineswegs den freien Willen der Berliner aus, sondern die Demonstranten seien „mit Terrorismethoden [...], die auf ein Haar jenen glichen, mit denen am 1. Mai 1933 die Berliner Massen zum Tempelhofer Feld geschleift“ worden seien. Der gewählte (aber von sowjetischer Seite nicht anerkannte) Oberbürgermeister Reuter, der, bevor ihm die Flucht ins türkische Exil gelang, während des Nationalsozialismus im KZ gesessen hatte, wurde als „gehätschelte[s] Schoßkind des nazistischen Botschafters in Ankara, des Wegbereiters von Hitler: Papen“ denunziert, ganz ähnlich wie sein Stellvertreter Ferdinand Friedensburg (CDU).²⁸⁵ Zusammen mit dem SPD-Vorsitzenden Franz Neumann wurden sie beschuldigt, „verantwortlich für die Atmosphäre“ zu sein, die „die nazistischen Halunken zu einem Attentat gegen das Symbol der Arbeiterbewegung“ verleitet habe.²⁸⁶ Die geplante Kundgebung aus Anlaß des Tages der „Opfer des Faschismus“ wurde kurzerhand zur Gegendemonstration erklärt: Bei dieser Demonstration im Lustgarten, der „seit den Tagen Karl Liebknechts und den Demonstrationen gegen die Mörder Rathenaus der historische Kampfplatz des fortschrittlichen Berlin“ sei, könne „wirklich für den Frieden und gegen den Krieg“ demonstriert werden. Erst die Ereignisse des 9. September hätten „Dem Tag der deutschen Widerstandskämpfer [...] den eigentlichen tieferen Sinn gege-

283 Die Blockade der terrestrischen Verbindungen nach Berlin, die unmittelbar nach der Währungsreform in den Westzonen einsetzte, sollte als Druckmittel dienen, um die Bildung eines separaten Weststaates noch zu verhindern; vgl. dazu Kleßmann, Staatsgründung, S. 191ff.

284 Vgl. Sendemanuskript Kommentar des Tages „Vor der Kundgebung im Lustgarten“, Berliner Rundfunk, 11. September 1948, Autor: Michael Storm (d.i. Markus Wolf); DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-01/0494 sowie Sendemanuskript „Wofür demonstrieren die Berliner im Lustgarten?“, Berliner Rundfunk, 11. September 1948, Autor: Erich Böhm; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-01/0491.

285 Der Wirtschaftswissenschaftler Dr. Ferdinand Friedensburg (1886–1972) war 1933 von den Nazis als Regierungspräsident von Kassel abgesetzt worden. 1945 gehörte er zu den Mitbegründern der CDU in der SBZ. 1946–1951 war er stellv. OB von Berlin, 1952–1965 MdB. Friedensburg wurde vorgeworfen, er sei „wohlbestallter Günstling des Finanziers der Nazis“ gewesen.

286 Vgl. Sendemanuskript „Wofür demonstrieren die Berliner im Lustgarten?“, 11. September 1948 (wie Anm.284).

ben“.²⁸⁷ Deutlicher kann die Überschreibung der Vergangenheit durch tagesaktuelle Fragen kaum zum Ausdruck gebracht werden.

Hier läßt sich ein Charakteristikum des Umgangs mit der Zeitgeschichte ablesen, wie es von nun an für lange Zeit zumindest im publizistischen Diskurs dominant blieb: Zwar waren die Argumentationen häufig voller historischer Konnotationen und Bezüge, aber das bedeutete nicht, daß der Vergangenheit ein Eigenwert als abgeschlossener Zeitraum zugestanden wurde. Im Gegenteil: Ganz explizit bestimmten Gegenwart und Zukunft den „eigentlichen [...] Sinn“ der Vergangenheit, und offenbar konnte ein einziges Ereignis ausreichen, um diesen Sinn innerhalb weniger Tage neu zu definieren. Was an diesem „präsentistischen“ Umgang mit Geschichte frappiert, ist vielleicht nicht einmal so sehr der „Anti-Historismus“ an sich,²⁸⁸ sondern die Selbstverständlichkeit, mit der man offenbar glaubte, historische Deutungen selbst kurzfristig und im Hinblick auf aktuelle Ereignisse mit jeweils neuen Bedeutungen überschreiben zu können.

Das Gedenken an die Opfer des NS-Terrors oder die Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte wurde damit praktisch suspendiert. Die Opfer dienten nur noch als diffuser Hintergrund für andere, sehr viel weiter gefaßte und konsequent dichotomisch angelegte Kategorien wie Krieg und Frieden sowie Fortschritt und Faschismus/Nazismus. Damit näherte sich das Verständnis von Faschismus bzw. Antifaschismus spürbar wieder der traditionellen Lesart der Komintern vor 1934/1935 an, deren weiter Faschismus-Begriff praktisch alle politischen Gegner der kommunistischen Partei bzw. der Sowjetunion umfaßte.²⁸⁹ Auch die besonders scharfen Angriffe auf die Sozialdemokraten hatten hier ihre Tradition.²⁹⁰ Allerdings waren es – zumindest nach außen hin – 1948 weniger die Antagonisten Kapitalismus-Sozialismus, denen die binäre Faschismus-Antifaschismus-Logik nun folgte. Statt dessen versuchte man, die verbreitete Anti-Kriegs-Stimmung aufzunehmen und rekurrierte auf das Paradigma des historischen Fortschritts, das, in Form der eigenen Politik, vermeintlich eine Gewähr vor einem „Rückfall“ in die Vergangenheit mit all ihren der Bevölkerung noch allzu präsenten Folgen böte.

Nahezu alle übrigen überlieferten Beiträge standen im Zusammenhang mit strafrechtlichen Prozessen in der SBZ bzw. DDR. Auch hier fallen die Bemühungen ins Auge, die Angeklagten insbesondere als Schuldige gegenüber der eigenen Bevölkerung darzustellen. So wurden die Angeklagten im sog. „Görlitzer Kriegsverbrecherprozeß“, der ehemalige Oberbürgermeister der Stadt und der NSDAP-Kreisleiter beschuldigt, am Kriegsende „in ihrer sinnlosen Wut die Backöfen, das Elektrizitätswerk und die Lebensmitteldepots“ zer-

287 Ebd.

288 Im Zuge der postmodernen Debatten beginnt sich auch in Historikerkreisen ein Bewußtsein dafür herauszubilden, daß die Interpretation historischer Ereignisse nur jeweils im Hinblick auf die Gegenwart und Zukunft möglich ist. Vgl. zu den im streng logischen Sinne paradoxen zeitlichen Bezügen zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die jede historische Aussage zwingend aufweist; Paul Ricoeur, *Zeit und Erzählung*. Bd. 1, *Zeit und historische Erzählung*. München 1988, S. 214ff.; allgemein zum Problem historischer Referentialität: Hans-Jürgen Goertz, *Unsichere Geschichte*, Stuttgart 2001.

289 Vgl. Kapitel 2.1.1.

290 U.a. verglich Wolf in seinem Beitrag die Zeitung „Sozialdemokrat“ mit dem „Völkischen Beobachter“ und – indirekt – eine aus dem Zusammenhang gerissene Äußerung Ernst Reuters mit der „Endsieg“-Propaganda der Nationalsozialisten; vgl. Sendemanuskript Kommentar des Tages „Vor der Kundgebung im Lustgarten“, 11. September 1948 (wie Anm. 284).

stört und damit eine Hungerkatastrophe und Typhusepidemie ausgelöst zu haben: „Stellen Sie sich vor, daß z.B. monatelang nur 58 g Brot in Görlitz ausgegeben werden konnten.“ Die Angeklagten seien es, die für „die furchtbaren, sinnlosen, unmenschlichen Leiden, die die Bevölkerung dieser vielgeprüften Stadt in den letzten Monaten des Krieges durchzumachen hatte“ „ganz überwiegend“ verantwortlich seien:

„[...] irgendwelche menschlichen Regungen kannte diese Gesellschaft nicht! Erschütternd war es, als von den Zeugen die grauenhaften Folgen der Zwangsevakuierung von 70 000 Einwohnern der Stadt Görlitz geschildert wurde. Kinder, Greise, hochschwängere Frauen, Schwerbeschädigte wurden rücksichtslos auf die Landstraße getrieben und ohne Transportmittel dem Untergang preisgegeben. Jedes Mittel war den Banditen recht [...]. Die Lebensmittelkarten wurden entzogen [...], die Frauen wurden an den Haaren aus ihren Wohnungen herausgerissen ... Gehorsamsverweigerer wurden auf der Stelle fusiliert ... so brachte man 70 000 Menschen aus Görlitz heraus. [...] Die Folge war, daß der größte Teil der unglücklichen Vertriebenen auf der Landstraße verreckte ... während sich die Hoheitsträger der Partei in bequemen Privatwagen in Sicherheit brachten ...“²⁹¹

Diese Passage erweckt nicht nur den Eindruck, die Maßnahmen der Nationalsozialisten hätten sich überwiegend gegen die eigene Bevölkerung gerichtet, sondern offenbar sollten nun auch die Versorgungsmängel der Nachkriegszeit und die Vertreibung der Deutschen aus dem inzwischen polnischen Teil der Stadt unmittelbar den örtlichen Nationalsozialisten angelastet werden. Als Opfer wurden jetzt kaum noch Juden oder andere Verfolgte benannt, sondern die Deutschen selbst erschienen als wichtigstes Opfer des NS-Regimes. Dies läßt sich als Versuch interpretieren, das omniprésente Empfinden der Deutschen, weitgehend unverschuldet Opfer der Umstände geworden zu sein, zu bedienen, und die Verantwortung gezielt auf die nationalsozialistischen Eliten zu lenken. Die Voraussetzung dafür war, daß eine scharfe Grenze zwischen den „Naziverbrechern“ und der Bevölkerungsmehrheit gezogen werden mußte. Dementsprechend wurden die Täter als „Halunken“ und „Apostel des Hasses“ charakterisiert, denen jede menschliche Regung fremd gewesen sei. Doch jetzt bezog sich diese Charakterisierung nicht mehr auf die SS-Wachmannschaften der Konzentrationslager, und als ihr primäres Opfer erschienen jetzt auch nicht mehr politische oder rassische Gegner, sondern die Bevölkerungsmehrheit der Deutschen, die unter den Kriegsfolgen litt.

Damit zeichnet sich hier eine folgenreiche Bedeutungsverschiebung innerhalb des Diskurses ab: Die Charakterisierung des Opfer-Täter-Verhältnisses in antagonistischen Metaphern wie gut/böse, unschuldig/schuldig und menschlich/unmenschlich, wie sie die Verfolgten in ihren Erlebnisberichten unmittelbar nach der Befreiung aus nachvollziehbaren Motiven vornahmen,²⁹² wurden nun auf das Verhältnis von nationalsozialistischen Eliten und deutscher Bevölkerungsmehrheit übertragen. Das kam faktisch einer Leugnung des

291 Vgl. Sendemanuskript „Juristische Viertelstunde No. 15: Der Görlitzer Kriegsverbrecherprozeß“, Berliner Rundfunk, 28. April 1948. Interview Dr. Friedrich-Karl Kaul mit dem Prozeßbeobachter Dr. Berger; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-01/0619; zum Prozeß existieren darüber hinaus Tondokumente; vgl. DRA Potsdam, Schallarchiv, Dok 121/5 (Ausschnitte aus dem Kriegsverbrecherprozeß in Görlitz).

292 Vgl. Abschn. 3.2.1.1.

breiten gesellschaftlichen Konsenses gleich, der die nationalsozialistische Politik nahezu bis zum Ende getragen hatte.

Natürlich dienten solche diskursiven „Grenzziehungen“ wie bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit der Etablierung des angestrebten anti-nationalsozialistischen Konsenses. Doch die Radikalität, mit der insbesondere die rassistisch Verfolgten nun praktisch aus dem öffentlichen, massenmedialen Diskurs ausgegrenzt wurden und zugleich die Kategorie des „Opfers“ zunehmend auf die deutsche Bevölkerungsmehrheit übertragen wurde, deutet auf ein weitergehendes Interesse. Im Zuge der Blockkonfrontation zeichneten sich die unterschiedlichen politischen Konzeptionen in der SBZ und in den Westzonen immer deutlicher ab. In der Folge trat das primäre Interesse der Herrschaftssicherung, dem das antifaschistisch-demokratische Integrationsparadigma gedient hatte, in den Hintergrund. An seine Stelle trat die Werbung für die eigene, jetzt auch offen als sozialistisch apostrophierte Politik, die nun in den Wettbewerb mit ihrem westlichen Pendant treten konnte und mußte. Die Verfolgten, die sich in der Bevölkerung kaum großer Popularität erfreuten, die zudem im Hinblick auf Entnazifizierungsmaßnahmen häufig radikale Positionen vertraten und deren Einstellungen gegenüber den Deutschen nicht selten von Mißtrauen geprägt waren, schienen kaum als geeignete Gruppe, um möglichst breite Bevölkerungsschichten für die eigenen politischen Ziele zu gewinnen. Näher lag es, den verbreiteten Stimmungen entgegenzukommen und damit die eigenen politischen Standpunkte zu verbinden. Dies setzte voraus, den Opfer-Diskurs als selbständige Artikulation der ehemals Verfolgten weitgehend zu suspendieren.

Wie stark die aktuellen politischen Auseinandersetzungen jetzt die Wahrnehmung dominierten, zeigt die Berichterstattung vom Prozeß um die „Köpenicker Blutwoche“,²⁹³ der im Sommer 1950 vor dem Ostberliner Landgericht stattfand. Nach ausführlichen Schilderungen der Grausamkeiten, die von den Angeklagten begangen worden seien, kam der damalige Chefredakteur des Berliner Rundfunks, Erich Böhm, zu den politischen Schlußfolgerungen aus dem Prozeß. Entscheidend sei,

„daß an einem lokalen Ereignis gezeigt wird, welche Folgen die Uneinigkeit der Arbeiterklasse für das deutsche Volk hatte. Daß der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete neben dem einfachen Mitglied des Rotkämpferbundes, der kommunistische Funktionär neben dem Reichsbannermann von diesen Bestien in Menschengestalt aus dem Bett geholt, zu Tode geprügelt und schließlich als Leiche in Säcke genäht und in der Dahme versenkt wurden – das ist ein Argument für die Notwendigkeit der Einheit

293 Während der sogenannten „Köpenicker Blutwoche“ vom 21.–26. Juni 1933 wurden im Berliner Stadtteil Köpenick zahlreiche Bürger, die im Verdacht standen, der NS-Herrschaft ablehnend gegenüberzustehen, von SA-Leuten verschleppt und mißhandelt. Mindestens 23 Personen, überwiegend Angehörige von KPD und SPD, wurden ermordet, drei SA-Angehörige kamen im Zuge des Pogroms ebenfalls um. Gegen beteiligte SA-Angehörige war bereits in zwei Prozessen 1947 und 1948 vor dem Landgericht Berlin-Moabit verhandelt worden. Dabei wurden insgesamt vier Angeklagte zu Freiheitsstrafen verurteilt. Im Ostberliner Prozeß vom 5.–19. Juli 1950 waren 61 Personen angeklagt, davon 29 in Abwesenheit. Sie wurden ausnahmslos schuldig gesprochen. 16 Angeklagte wurden zum Tode verurteilt, 13 zu lebenslanger Haft, die restlichen zu Freiheitsstrafen zwischen fünf und 25 Jahren.

der Arbeiterklasse, aller Antifaschisten, wie es stärker nirgendwo im Leben geprägt werden kann.“²⁹⁴

Eben diese Einheit der Arbeiterklasse würde in der Gegenwart von der westlichen Sozialdemokratie hintertrieben. Indem sich auch die Justizbehörden von sozialdemokratisch regierten Bundesländern weigern würden, Angeklagte an die DDR auszuliefern²⁹⁵ und „die sozialdemokratische Presse zynische Bemerkungen über die Verhandlungsführung“ mache, begehe sie „Verrat“ an ihren eigenen Genossen, „den ermordeten Blutzügen des Antifaschismus“. Dieser Verrat sei historisch mit jenem vergleichbar, den der nun angeklagte Kriminalkommissar Busdorf begangen habe, der, obgleich SPD-Mitglied, die Aktion der SA seinerzeit unterstützt und gedeckt habe.²⁹⁶ In dieser Argumentation spiegelt sich vor allem die Konkurrenz zwischen der kommunistischen Einheitspartei und der traditionellen, unabhängigen Sozialdemokratie. Wie bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren richtet sich an letztere der Vorwurf, das Proletariat zu spalten und damit die eigene Klientel zu verraten. Doch während der Vorwurf des „Sozialfaschismus“ an den „Hauptgegner“ der KPD seinerzeit abstrakt blieb,²⁹⁷ wurden nun, zum Beweis der fehlenden antifaschistischen Konsequenz der SPD, die historisch verbürgten Opfer ins Feld geführt. Exemplarisch wird hier spürbar, wie die traditionelle Abgrenzung gegenüber der Sozialdemokratie nun durch den nationalsozialistischen Terror historisch substantiiert wurde.

Aber neben der „Verpflichtung zum Kampf für diese Einheit der Arbeiterschaft“, wie sie sich aus der „Schilderung der unmenschlichen Folterungen“ zwingend herleite, gebe es noch eine „zweite Mahnung“ dieses Prozesses. So führe ein gerader Weg von „diesen Unmenschlichkeiten“ zu der „große[n] Bestialität des faschistischen Krieges.“ Überall schaue in diesem Prozeß „die blutige Frazze [sic!] des Krieges hervor. Und eben dies sei hochaktuell: Die Tatsache, „[...] daß ihre Erfahrungen im Massenmord zur Vorbereitung eines neuen Krieges von den westlichen Besatzungsmächten gesucht werden“, ermuntere die Angeklagten offensichtlich. „Doch sie werden sich täuschen“, denn „bei uns in der Deutschen Demokratischen Republik werden sie ihrem Urteil nicht entgehen“. Wieder würden nun, so Böhm, „dieselben Verbrecher diesmal als Kreaturen des amerikanischen Monopol-Kapitals ihr Haupt [erheben].“ Sie unschädlich zu machen, unser ganzes Volk gegen die grauenvollste Waffe des imperialistischen Krieges, die Atombombe, zu mobilisieren, das scheint mir die beste Sühne für unsere Toten von Köpenick.“²⁹⁸

294 Sendemanuskript Tageskommentar „Lehren der Köpenicker Blutwoche“, Berliner Rundfunk/Deutschlandsender, 10. Juni 1950, Autor: Erich Böhm; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-01/0014.

295 Die Behörden der Bundesrepublik weigerten sich seinerzeit, mehrere in den Westzonen ansässige Angeklagte auszuliefern, weil sie das Gericht nicht anerkannten; tatsächlich hat es sich ausweislich der erhaltenen Mitschnitte aus dem Prozeß nicht um ein faires Verfahren vor einem unvoreingenommenen Gericht gehandelt. So ließ das Gericht beispielsweise mehrere Entlastungszeugen unter fadenscheinigen Anschuldigungen im Gerichtssaal verhaften; vgl. DRA Potsdam, Schallarchiv, Dok 359/1-2 (Ausschnitte aus dem Prozeß gegen die Verbrecher der „Köpenicker Blutwoche“, 5. Juni–18. Juli 1950).

296 Vgl. Sendemanuskript Kommentar des Tages „Die SPD und die Köpenicker Blutwoche“, Berliner Rundfunk/Deutschlandsender, 17. Juni 1950, Autor: Erich Böhm; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-01/0010.

297 Vgl. Kapitel 2.1.1.

298 Sendemanuskript Tageskommentar „Lehren der Köpenicker Blutwoche“, 10. Juni 1950 (wie Anm. 294).

Auch hier zeigt sich wieder jene Praxis einer dichotomischen Weltkonstruktion, in der die Täter zum „Bösen an sich“ stilisiert wurden. Angesichts solcher „Kreaturen“ und „Bestien in Menschengestalt“ schien jedes Mittel recht und jede Rücksichtnahme unangemessen. Damit wurde ein totalitäres Gegnerbild aufgebaut, angesichts dessen Unschuldvermutung und andere rechtsstaatliche Garantien völlig deplaziert wirken mußten. Hier ging es tatsächlich nur darum, „die kaltschnäuzig leugnenden Verbrecher zu überführen“, wie es Böhm ausdrückte. Die Tendenz, ein „existenziell Anderes“ (Carl Schmitt) wahrzunehmen, gegen das schrankenlose Gewalt nicht nur gerechtfertigt, sondern geradezu gefordert sei, ist unverkennbar. An Absolutheit stand ein solches Antifaschismus-Verständnis seinem historischen Gegner nicht nach.

Vor allem aber zeichnet sich die Argumentation durch Generalisierungen und lineare Kausalverknüpfungen zwischen den Zeitebenen aus: „Die Gaskammern von Maidanek und Auschwitz – hier in der Köpenicker Blutwoche haben sie ihre ersten Vorläufer“. ²⁹⁹ Damit schien es – abgesehen von der Dimension – keinen Unterschied zwischen der Verfolgung politischer Gegner und der rassistischen Verfolgung gegeben zu haben. Vielmehr sei auch dies nur als Prolog des Krieges zu werten, denn „aus dem Terror der „Köpenicker Blutwoche“ sei „die Orgie des Hitlerkrieges“ erwachsen, dessen Neuauflage dieselben Täter (diesmal allerdings „als Kreaturen des amerikanischen Monopol-Kapitals“) auch heute wieder im Westen vorbereiten würden.

Die Funktion des Prozesses lag demnach nicht in erster Linie in der Wiederherstellung des Rechtsfriedens und damit im Abschluß der Vergangenheit, sondern ganz im Gegenteil in der politischen Mobilisierung in der Gegenwart, die wiederum einer sonst mehr oder minder zwangsläufig eintretenden Wiederholung der Vergangenheit in der Zukunft vorbeugen sollte. Damit wurden die Opfer ebenso unterschieds- wie umstandslos für die eigenen, gegenwärtigen politischen Ziele vereinnahmt, es waren „unsere Toten“, während die Täter mehr oder minder direkt dem westlichen Lager zugeschlagen wurden. Die Übertragung des antagonistischen Antifaschismus-Schemas auf die Konstellation der beiden konkurrierenden deutschen Staaten war damit vollzogen, und zugleich wurden so die normativen Implikationen aus der Vergangenheit in die Gegenwart transportiert:

„[...] die Tatsache, daß die Mordtaten der Nazis an Menschen aus allen politischen Lagern – in diesem Falle besonders aus der Sozialdemokratie – tatsächlich nur bei uns in der deutschen Demokratischen Republik gesühnt werden, zeigt, daß in Westdeutschland heute wieder dieselben Zustände herrschen, aus denen der nazistische Mord geboren wurde.“ ³⁰⁰

Wie schon seinerzeit schien es also auch aktuell wieder um den Kampf von „Gut“ gegen „Böse“ zu gehen.

Auch inhaltlich ging damit eine erhebliche Verschiebung bzw. Generalisierung einher: Das Thema, um das es eigentlich ging, war nun nicht mehr die Ahndung von Verbrechen während der NS-Zeit und mithin eine Frage, deren mobilisierendes Potential auch Böhm

²⁹⁹ Sendemanuskript Kommentar des Tages „Die SPD und die Köpenicker Blutwoche“, 17. Juni 1950 (wie Anm. 296).

³⁰⁰ Ebd.

gering einschätzte:³⁰¹ Nun war es die Gefahr eines neuen drohenden Krieges und damit eine Frage, die nicht nur wahrhaft existentiell war, sondern die auch die verbreiteten Kriegsängste der noch immer vom Krieg traumatisierten und unter den Kriegsfolgen leidenden deutschen Bevölkerung aufnahm. Der unpopuläre Diskurs über die NS-Verbrechen³⁰² in der Vergangenheit wurde durch den Friedensdiskurs substituiert, der an die gegenwärtigen Ängste vor einem neuen Krieg appellierte. Der Vergangenheit, respektive den Opfern, kam nur noch die Funktion zu, diese Gefahr historisch zu „beglaubigen“ und insbesondere die Kriegserfahrungen und -ängste der Deutschen zu aktualisieren. Die Möglichkeit zur selbständigen Artikulation ihrer Perspektive war den Opfern der nationalsozialistischen Verbrechen in der massenmedialen Öffentlichkeit dagegen seit 1948 weitgehend genommen.

2.2 Krieg

Das Thema Krieg bot naheliegenderweise direktere Anknüpfungspunkte für den gegenwartsbezogenen, auf Abgrenzung vom Westen zielenden Diskurs, der permanent die Gefahr eines neuen Krieges beschwor. Umständliche Transformationen, mit denen die Opfer von Verfolgung und Repression vereinnahmt und ihr Schicksal auf den Erfahrungs- und Wahrnehmungshorizont der deutschen Gesellschaft bezogen werden mußten, waren hier nicht nötig: Die Deutschen fühlten sich mehrheitlich als Opfer des Krieges,³⁰³ und entsprechend groß war die Abneigung gegen neuerliche militärische Auseinandersetzungen. Thematisierungen des Krieges waren denn auch in den Jahren zwischen 1948 und 1953 etwas häufiger als solche von Verfolgung und Repression,³⁰⁴ aber auch hier gilt, was schon zuvor festgestellt wurde, nämlich daß substantielle Auseinandersetzungen mit der konkreten historischen Vergangenheit auch bei diesem Thema ausgesprochen selten waren. Statt dessen herrschten eher assoziative Bezüge vor, gegenwartsbezogene Fragen dominierten also klar.

Ein Beispiel dafür liefert etwa die Auseinandersetzung mit der Luftbrücke, die von den westlichen Alliierten nach der Blockade der terrestrischen Verbindungen zur Versorgung des Westteils Berlins installiert worden war.³⁰⁵ Der 100. Tag des Bestehens der Luftbrücke war im Westen Anlaß zu ausgeprägten publizistischen Würdigungen dieses ohnehin vor allem symbolisch höchst erfolgreichen Unternehmens.³⁰⁶ Der Kommentator des Berliner

301 Direkt im Anschluß an die drastischen und detaillierten Schilderungen der Mißhandlungen durch die SA bemerkte Böhm in seinem Kommentar: „Aber das, so wird mancher von Ihnen sagen, haben wir schon manches Mal gehört.“; vgl. Sendemanuskript Tageskommentar „Lehren der Köpenicker Blutwoche“, 10. Juni 1950 (wie Anm. 294)

302 Vgl. hierzu Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996, S. 397ff.; ferner Axel Schildt, *Ankunft im Westen. Ein Essay zur Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik*, Frankfurt a. M. 1999, S. 106ff.

303 Vgl. Classen, *Bilder der Vergangenheit*, S. 175f.

304 Genaue Quantifizierungen lassen sich wegen der – mit Ausnahme des Jahres 1948 – insgesamt nur sehr lückenhaften Überlieferung sinnvollerweise nicht vornehmen.

305 Vgl. zur Luftbrücke Paul R. Steege, *Totale Blockade, totale Luftbrücke? Die mythische Erfahrung der ersten Berlinkrise, Juni 1948 bis Mai 1949*, in: Burghard Ciesla/Michael Lemke/Thomas Lindenberger, *Sterben für Berlin? Die Berliner Krisen 1948 : 1958*, Berlin 2000, S. 59–77.

306 „[...] bedeutsam war ein politischer Effekt der Luftbrücke: Er brachte die Deutschen und die westlichen Alliierten einander näher. Amerikaner und Engländer wurden als Retter gefeiert [...]. Hier wurde der

Rundfunks hingegen übte zu diesem Datum, kaum überraschend, heftige Kritik an dieser, wie er meinte, höchst überflüssigen, ungeheuer teuren und letztlich einem amerikanisch-britischen Hegemonialstreben verpflichteten „sogenannten Luftbrücke“.³⁰⁷ Vor allem aber versuchte er, Assoziationen zu den alliierten Flächenbombardements auf deutsche Großstädte herzustellen, indem er in seinen Kommentar die Geräuschkulisse anfliegender britischer und amerikanischer Bomberverbände einblenden ließ.³⁰⁸ Dabei habe es sich zwar, so die schelmische Argumentation, um einen „Irrtum“ gehandelt, der dadurch entstanden sei, daß sein Auftrag an die Technik „nicht präzise genug“ gewesen sei; er hätte hinzufügen müssen, daß es sich um Aufnahmen aus dem Jahr 1948 handeln solle, nicht solche aus dem Jahr 1944. Zugleich jedoch, so Kommentator Herbert Gessner, liege der Gedanke ja tatsächlich nahe, daß die Luftbrücke den gleichen Motiven entspringe, wie seinerzeit die Zerstörung der deutschen Städte; in Wirklichkeit gehe es um die Durchsetzung hegemonialer und wirtschaftlicher Interessen der Westmächte, namentlich Amerikas, die dafür auch einen militärischen Konflikt in Kauf nehmen würden.

Gessners Assoziation der Luftbrücke mit dem Bombenkrieg mag der Form nach eine Besonderheit gewesen sein, inhaltlich war sie es nicht. Bereits einige Wochen zuvor war im Berliner Rundfunk der gleiche Zusammenhang hergestellt worden, wenngleich etwas mittelbarer, denn die Aussage „amerikanische Flugzeuge, die heute noch Lebensmittel und Kohlsäcke aus den Bombenschächten fallen lassen, werden morgen wieder Bomben werfen“ wurde einem westlichen CDU-Politiker unterstellt und als „geradezu ungeheuerliche Drohung“ bewertet, die „allen deutschen Menschen eine Warnung sein [sollte], sich von den Kriegshetzern und ihrer schmutzigen antisowjetischen Hetze abzuwenden“.³⁰⁹ Immerhin machte sich der Autor diese Vorstellung im folgenden zu eigen, wenn es hieß:

„Ziel dieser amerikanischen Bombenteppiche und Phosphorkanister wären, wie die Dinge liegen, wieder deutsche Städte. Es wäre wieder die Drei-Millionen-Stadt Berlin, von der der ‚Sozialdemokrat‘ sagt, sie sei einen Krieg wert. Dieses Berlin, liebe Freunde und Hörer, hat den Luftkrieg noch nicht vergessen, den es mit aller Schwere, mit all seinen unmenschlichen Verheerungen erst zu spüren bekommen hat, als der Krieg gegen Hitler schon entschieden war, als die sowjetischen Truppen schon vor den Toren Berlins standen, als jeder schon das Ende der blutigen Hölle sah. Vom 1. Februar bis zum 21. April 1945 sind nicht weniger als 86 schwere Luftbombardements auf Berlin niedergegangen. Und wenn Berlin noch heute, nach 3 Jahren fleißiger Aufräumungs- und Wiederherstellungsarbeit, eine grausige Ruinenstadt ist, so ist das in der Hauptsache die Folge dieser 80 Tage mit ihren 86 schweren Bombenangriffen. In diesen fürchterlichen Nächten verschlangen die Flächenbrände in den Wohnvierteln Ber-

Grundstein für eine neue Qualität des Umgangs miteinander gelegt. Die westlichen Besatzer waren nicht mehr nur das kleinere Übel für die Besiegten [...]“; Werner Maibaum, *Geschichte der Deutschlandpolitik*, Bonn 1998, S. 20f.

307 Vgl. Sendemanuskript „Kommentar des Tages Hundert Tage Luftbrücke“, Berliner Rundfunk, 1. Oktober 1948, Autor: Herbert Gessner; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-01/0177.

308 Im Sendemanuskript ist an dieser Stelle vermerkt: „Ton: Bomber, Luftschuttsirene, Flakfeuer, Detonationen, Bomber“.

309 Vgl. Sendemanuskript „Wochenkommentar“, Berliner Rundfunk, 21. August 1948, Autor: Erich Böhm; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-01/0476.

lins das letzte Hab und Gut Hunderttausender Berliner, die – sofern sie überhaupt mit dem Leben davorkamen – häufig krank und siech vor dem Nichts standen.“³¹⁰

Zwar sei die Theorie des „totalen Krieges“ von dem deutschen General Ludendorff entwickelt worden, aber „die Herren der anglo-amerikanischen Luftwaffe waren seine gelehrigen Schüler“. Nur ein verschwindend kleiner Teil aller amerikanischen Bomben sei auf industrielle und militärische Objekte abgeworfen worden, wovon sich „jeder überzeugen“ könne, „der sehenden Auges durch die Wohnviertel Berlins oder anderer deutscher Großstädte geht.“

Mit den Flächenbombardements stellte die Argumentation nicht nur jene Kriegshandlungen in den Mittelpunkt, unter denen die deutsche Zivilbevölkerung in den Großstädten am meisten gelitten hatte, sondern die auch ausschließlich von den Westalliierten ausgegangen waren.³¹¹ Indem die stark emotional geprägte Erinnerung an die Bombennächte aufgerufen wurde, erfuhr die Kriegsangst eine historische Konkretion und wurde zugleich einseitig auf die Westmächte projiziert. Abermals fand damit eine Übertragung der historischen Situation auf die Gegenwart statt, wobei es aber zugleich noch das Problem zu bewältigen gab, daß die Freund-Feind-Konstellation des Zweiten Weltkriegs (Deutschland bzw. Achsenmächte gegen die Alliierten) nun zugunsten der aktuellen Blockkonstellation umcodiert werden mußte: Während den Westalliierten die Rolle als Feinde der Deutschen in dieser Sicht auch in der Gegenwart sicher blieb, mutierte die Sowjetunion nun zum Verbündeten und unverbrüchlichen Freund des deutschen Volkes, wie man nicht müde wurde zu betonen. Dafür boten sich die Bombenangriffe der britischen und der amerikanischen Luftwaffe an: Die Erinnerung daran stellte einen mächtigen, im Erfahrungshorizont der Deutschen verankerten Resonanzboden für die eigene Friedenspropaganda dar, und sie verlieh der neuen Freund-Feind-Logik in ihrer östlichen Lesart auch historische Plausibilität. Dementsprechend oft wurde von nun an darauf hingewiesen, daß es die westlichen Alliierten gewesen seien, die mit ihren Luftangriffen die deutschen Großstädte und damit auch das nationale Kulturerbe in Schutt und Asche gelegt hätten.³¹²

Besonders deutlich wird dies in einem Beitrag aus der gleichen Zeit, in dem Chefkomentator Markus Wolf einen eben aus der Sowjetunion heimgekehrten Kriegsgefangenen mit den Worten zitierte:

„Sie können es sich überhaupt nicht vorstellen, wie einem zumute ist, wenn man aus dieser friedlichen Atmosphäre des Aufbaus, wo sich jeder Mensch ausrechnet, daß er nachher so und so viel besser leben kann, wenn der allgemeine Plan erfüllt wird, wenn

310 Ebd.

311 Vgl. zum historischen Hintergrund jetzt Jörg Friedrich, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945*, Berlin 2002.

312 Diese Argumentationsfigur wurde auch aufgegriffen, um der Kritik an der Sprengung des Berliner Stadtschlosses 1950 zu begegnen; das Stadtschloß, so die Argumentation in einer zeitgenössischen Glosse im Berliner Dialekt, sei total beschädigt gewesen, die Kritik müsse sich demzufolge gegen die Westmächte richten, denn „der Ami und der Tommy“ hätten „damals die Innenstadt mit Luftminen und Phosphor-Kanistern ausstrahlt und somit „diese und alle anderen Ruinen uffem Jewissen“; vgl. Sendemanuskript „Der Lokaltermin (Berliner Stunde) – Westberliner Briefträger“, Berliner Rundfunk, 10. September 1950, Autor: Hanne Sachs, Redakteur: Inge Randt; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 205–01–07/0054.

man aus dieser Atmosphäre plötzlich nach Berlin kommt. Man könnte fast glauben, man sei in eine Giftgaswolke geraten.“³¹³

Angesichts dieser „Giftgaswolke“ würden „heute bereits wieder viele, sehr viele unter uns bangen Herzens an die Bombennächte zurückdenken und mit den furchtbaren Gedanken kämpfen, in absehbarer Zeit wieder ein Keller- und Bunkerdasein führen zu müssen.“ Dieses Klima der Angst sei deutschen „Kriegshetzern vom Schlage eines Reuter“ zuzuschreiben, die mit „immer offener und hemmungsloser werdende[n] Kriegshetze“ versuchten, „die Öffentlichkeit irre zu führen und den Widerstand der Völker gegen einen neuen Krieg zu brechen“. Nicht zufällig würden sich die Äußerungen Reuters mit einem „Hetzartikel von Dr. Goebbels [...] nicht nur im Inhalt sondern auch in den Formulierungen wortwörtlich decken“.³¹⁴

Paradigmatisch läßt sich somit am Beispiel der Beiträge zur Berlin-Krise jenes Merkmal ablesen, das die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit nun bestimmte: Ein „historischer Präsentismus“, bei dem stets aktuelle, unter Umständen auch nur tagesaktuelle Ereignisse die jeweiligen historischen Bezüge und Interpretationen dominierten. Unter den Bedingungen der zunehmenden Blockkonfrontation war es vor allem diese Polarisierung, die nun auch historisch unterfüttert wurde. Die (angestrebte) symbolische Abgrenzung verlief jetzt nicht mehr, wie in der Zeit bis 1947, in erster Linie zwischen den Deutschen einerseits und dem Nationalsozialismus andererseits. Vielmehr sollte nun die Wahrnehmung diametral gegenüberstehender Lager gestützt werden, eines „Weltfriedenslagers“ einerseits und des „Imperialismus“ andererseits, der wie eh und je an der Unterdrückung der Menschen arbeitete. Für die Deutschen, die zunächst viel stärker den traditionellen nationalen Wahrnehmungskategorien verhaftet waren, denen zufolge das nationale Kollektiv (die „Volksgemeinschaft“) gegen „das drückende Joch der Fremdherrschaft“ stand,³¹⁵ lag diese Wahrnehmung, die vor allem den Konflikt zwischen den USA und der Sowjetunion reflektierten, zunächst nicht nahe. Die Beispiele lassen sich also als frühe Versuche begreifen, diese neue symbolische Ordnung der Welt aus östlicher Perspektive zu etablieren – keineswegs nur, aber eben auch unter Einsatz historischer Argumente und Assoziationen.

So deutlich die historische Argumentation durch Selektion die aktuelle Polarisierung zum Ausdruck brachte, so klar liegen ihre Grenzen auf der Hand. Zumindest im Falle der Luftbrücke blieb die Übertragung der Vergangenheit (Luftkrieg) auf die Gegenwart (Luftbrücke) assoziativ und wirkte bemüht. Damit war zugleich die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart brüchig, d.h., die Flächenbombardements beglaubigten keinesfalls plausibel die kriegerischen Absichten der Westmächte und die friedlichen des Ostens in der Gegenwart. Trotz aller Ressentiments gegenüber den Westalliierten und anti-amerikanischer Dispositionen, die es zweifellos gab,³¹⁶ die Vorbehalte gegenüber den Sowjets blieben weit

313 Sendemanuskript „Kommentar vom Tage – Die Kriegshetze“, Berliner Rundfunk, 30. September 1948, Autor u. Redakteur: Markus Wolf; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-02/0231.

314 Ebd.

315 Es handelt sich um eine Formulierung des evangelischen Konsistoriums der Leipziger Landeskirche aus dem Jahr 1945; zit. nach Wolgast, Wahrnehmung, S. 261.

316 Vgl. hierzu Dan Diner, *Verkehrte Welten. Antiamerikanismus in Deutschland. Ein Essay*, Frankfurt a. M. 1993; Philipp Gassert, *Amerika im Dritten Reich. Ideologie, Propaganda und Volksmeinung 1933–1945*, Stuttgart 1997; Adelheid v. Saldern, *Überfremdungsgänge. Gegen Amerikanisierung der*

größer.³¹⁷ Die Wahrnehmung der Luftbrücke fand mehrheitlich nicht im Kontext des Zweiten Weltkrieges statt, sondern sie wurde, vor allem in West-Berlin, schon damals zu einem Symbol amerikanisch-deutscher Verbundenheit und war dementsprechend ein symbolpolitischer Erfolg. Den Kommentaren haftet daher bei aller Aggressivität und Polemik der Argumentation etwas Defensives an: Viel mehr als die Luftbrücke wurde in der Bevölkerung die Blockade als aggressiver Akt wahrgenommen. Den ostdeutschen Medien blieb die undankbare Aufgabe, den Schaden, den diese Maßnahme auf symbolisch-kommunikativer Ebene für die sowjetische Seite angerichtet hatte, durch lautstarke, an die Kriegserfahrungen und -ängste der Deutschen appellierende Töne zu überdecken.

Das Faktum, daß es sich um einen Kommunikationsraum handelte, in dem die eigene Lesart gegen konkurrierende Deutungen durchgesetzt und profiliert werden mußte, ist im übrigen auch in den wenigen Fällen unübersehbar, wo deutlicher als bei diesem Beispiel historische Gegenstände im Mittelpunkt standen. Ein solches Beispiel stellte der Beitrag „Die Politik der geheimen Abmachungen und des Verrates“ dar, der ebenfalls im Herbst 1948 gesendet wurde.³¹⁸ Den Anlaß lieferte die unmittelbar bevorstehende Publikation einer Dokumentensammlung zur Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges aus sowjetischer Sicht. Diese Publikation stand allerdings nicht für sich, sondern hatte, so der Autor des Kommentars, die Aufgabe, „die geschichtliche Wahrheit wieder herzustellen“, die zuvor durch eine amerikanische Quellenedition des State Department „bewußt“ gefälscht worden sei. Im folgenden wurde dann, vor allem unter Verweis auf die „Appeasement-Politik“ der britischen Regierung und das „Münchener Abkommen“ von 1938 ausführlich die These ausgebreitet, die Westmächte hätten nicht nur die Tschechoslowakei und Polen verraten,³¹⁹ sondern zugleich „die Hitleraggression ermuntert“ und „Anstrengungen gemacht“, „diese Aggression nach dem Osten gegen die Sowjet-Union abzulenken“. Die Sowjetunion hingegen habe „damals wie heute“ eine „konsequente Friedenspolitik“ vertreten, wie der Abschluß eines „Freundschafts- und Beistandspaktes mit Finnland im April dieses Jahres“ zeige.³²⁰

Damit wurde, gewissermaßen nachholend, eine Geschichtsrevision eingeleitet, die in krassem Gegensatz zu den öffentlichen Versicherungen gegenseitiger Wertschätzung und einer einheitlichen Politik gegenüber dem besiegten Deutschland standen, wie sie in der unmittelbaren Nachkriegszeit zwischen den Alliierten vorgeherrscht hatten.³²¹ Zwar war bereits vorher die gesamte Wahrnehmung im Berliner Rundfunk auf den Krieg im Osten fixiert gewesen, aber die Kriegsschuld war eindeutig Hitler und dem nationalsozialistischen

deutschen Kultur in den zwanziger Jahren, in: Alf Lüdtke/Inge MarBolek/dies. (Hg.), *Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 1996, S. 13–24.

317 Vgl. hierzu die zahlreichen einschlägigen Beobachtungen Victor Klemperers aus der Nachkriegszeit, in: ders., *Tagebücher 1945–1949*, passim, (vgl. z.B. Anm. 117 zu Kapitel 3).

318 Sendemanuskript „Aus der Sowjetunion – Sechs Jahre Kriegswirtschaft“, Berliner Rundfunk, 19. August 1948, Autor u. Redakteur: Hans Hagen; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–02/0109.

319 „Mit widerlicher Servilität beeilten sich Chamberlain und Daladier, den Forderungen der Faschisten nachzugeben“; ebd.

320 Ebd.

321 Vgl. hierzu Classen, *Vom Anfang im Ende*, S. 94ff.

Deutschland angelastet worden.³²² So konnte nicht nur die Blockkonfrontation praktisch in die Vergangenheit „verlängert“ werden, sondern indem man eine Art Interessenbündnis zwischen Hitler und den Westmächten konstruierte, sollte auch der Assoziation zwischen dem (historischen) Faschismus und dem aktuellen „Imperialismus“ als Aggressoren Plausibilität verliehen werden. Die These selbst war allerdings nicht neu, sondern entsprach weitgehend jener aktuellen Interpretation, die von der sowjetischen Führung bereits seinerzeit vertreten worden war.³²³

Es versteht sich von selbst, daß sich dieses Bild nur aufrechterhalten ließ, wenn erhebliche Bestandteile der historischen Entwicklung ausgeblendet blieben; dazu gehörte die Tatsache, daß Hitler zunächst allein gegen die Westmächte Krieg geführt hatte und ein Interessenbündnis in Form des Hitler-Stalin-Paktes zwischen der Sowjetunion und dem nationalsozialistischen Deutschland eine deutlich konkretere Form angenommen hatte, als dies im Hinblick auf England und Frankreich jemals der Fall gewesen war. In unserem Zusammenhang ist freilich interessanter, daß es auch auf originär historischem Gebiet Bestrebungen gab, kurzfristig ein passendes Geschichtsbild zu entwerfen und zu popularisieren, das der aktuellen politischen Konstellation entsprach. Bei diesem Bild handelte es sich allerdings um einen Sowjet-Import, der versuchte, der westlichen Historiographie etwas entgegenzusetzen und damit die eigene Identität innerhalb der Konfrontation historisch zu fundieren. Daß solche Revitalisierungen sowjetischer Vorkriegspositionen einer breiteren deutschen Öffentlichkeit vermittelbar waren, erscheint indes kaum wahrscheinlich.

Zwar gehört der letztgenannte Beitrag in die rare Gruppe von Beiträgen, in denen die Vergangenheit mehr als nur einen illustrativen Hintergrund für die Gegenwart abgab, und die damit überhaupt die Chance boten, so etwas wie einen historischen Mythos zu konstituieren. Aber das Thema war hier nicht eigentlich der Krieg, sondern seine Vorgeschichte auf diplomatischer Ebene. Darstellungen oder Auseinandersetzungen mit dem eigentlichen Kriegsgeschehen waren dagegen selten. Es dominierten Bezüge wie der Vergleich von Kriegsverbrechen im Korea-Krieg mit solchen während des Nationalsozialismus.³²⁴ Aber gelegentlich kam es auch vor, daß Kriegsereignisse in narrativen Formen präsentiert wurden. Besonders der vom Nordwestdeutschen Rundfunk gewechselte Kommentator Karl-Eduard von Schnitzler erwies sich als Begabung, wenn es galt, die Vergangenheit in eindrucksvolle Narrative zu kleiden und sie zugleich unmittelbar mit der gegenwärtigen politischen Agenda zu verbinden.³²⁵ Vor neun Jahren, so v. Schnitzler anlässlich des Jahrestages des Überfalls auf die Sowjetunion 1950, sei er als Kradmelder eingesetzt gewesen, als die Wehrmacht „im Morgengrauen [...] vorstieß in sowjetisches Land.“³²⁶

322 Vgl. Kapitel 3.2.2.

323 Vgl. Kapitel 2.1.2.

324 Sendemanuskript „Berliner Stunde – Korea eine Mahnung“, Berliner Rundfunk, 10. Oktober 1950, Autor: Albert Oehmke; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 205–01–07/0018.

325 Einen Beleg für diese Begabung liefert ferner die Sendung zum Jahrestag der Befreiung 1950: vgl. Sendemanuskript „Porträt der Woche“, Berliner Rundfunk/Deutschlandsender 7. Mai 1950, Autor: Karl-Eduard v. Schnitzler; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–01/0039; vgl. dazu: Classen, *Vom Anfang im Ende*, S. 87ff.

326 Sendemanuskript „Kommentar des Tages: 22. Juni“, Berliner Rundfunk/Deutschlandsender, 21. Juni 1950, Autor: Karl-Eduard v. Schnitzler; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–02/0005.

„Während ich vorfuhr, kamen in der Luft Stukas und Heinkel-Bomber zurück, die Vinnisa, Shitomir und Kiew in Brand geworfen hatten. Um ein Weniges jenseits der Grenze standen ukrainische Bauern und Bäuerinnen fassungslos vor ihren zerstörten Häusern, die Kinder bargen ihr Gesicht in der Schürze der Mutter. Ununterbrochen flutete der Vormarsch, nichts, was auf vorbereiteten Widerstand schließen ließ. [...] Meine Truppe ging den Weg nach Stalingrad. Hin und nicht wieder zurück. Mit erfrorenen Gliedern, abgemagert zum Skelett, aussätzig und keines normalen Gedanken mehr fähig konnten sich einige in Gefangenschaft retten. Sie kehrten heim durch ein Land, das sie dem Erdboden gleich gemacht hatten, dessen Kraftwerke und Staudämme, Kohlengruben, Traktorenwerke, Kirchen und Universitäten zerstört waren, die weiten Felder niedergewalzt, und unter dieser Erde Millionen sowjetischer Menschen gefallen bei der Abwehr heimtückischer Angreifer. [...] Und die Heimkehrer fuhren durch Polen und sahen dasselbe und kamen nach Frankfurt und sahen die Oder und den zerstörten Kreis Lebus, und sahen Berlin, mit Ruinen, der Quittung für das, was morgen früh vor neun Jahren begonnen hatte.“³²⁷

Was hier narrativ als Verfallsgeschichte oder Tragödie³²⁸ dargeboten wurde stand allerdings nicht für sich, sondern hatte demnach seine Entsprechung in der Gegenwart:

„Und dennoch gibt es Menschen, die das alles noch einmal wiederholen wollen. Alles sage ich; sie träumen nur vom Vormarsch, von Kohlengruben, Weizenfeldern, Ölfeldern und Arbeitstieren, die sie erobern wollen unter dem Vorwand, die abendländische Kultur zu schützen. Aber ihr Schicksal dürfte zwangsläufig das gleiche sein wie das der Angreifer jenes 22. Junis, wenn sie es wagen sollten.“³²⁹

Und erneut werde es die Bevölkerung sein, die die größten Opfer zu bringen habe. Deshalb „geht es jeden einzelnen von uns an, wenn amerikanische Waffen nach Europa verschickt werden [...] und heimtückische Attentate mit Kartoffelkäfern Friedenserfolge rückgängig machen und Desorganisation und Unzufriedenheit schaffen sollen.“ Vor diesem Hintergrund sei es

„ein Irrtum, anzunehmen, wir Deutschen oder irgendein Volk stünden vor der Frage Ost oder West, oder hätten gar die geschichtliche Mission, Brückenbauer zu sein. Die Frage Ost oder West wird von den Gegnern des Friedens aufgeworfen, die die Völker der Welt in zwei geographische feindliche Lager spalten wollen. Es geht nicht um Ost oder West, sondern es geht um Krieg und Frieden. Zwischen Krieg und Frieden aber gibt es keine Brücke, in dieser Frage gibt es auch keine Neutralität.“³³⁰

Auch hier stand also das historische Narrativ explizit im Dienste der aktuellen politischen Polarisierung, respektive der Gewinnung breiterer Bevölkerungsschichten für das eigene politische Lager.³³¹ Und wie bereits in den vorhergehenden Beispielen operierte die Argumentation hochgradig selektiv, indem die Wahrnehmung allein auf den Krieg gegen die Sowjetunion beschränkt blieb. Doch anders als im Falle der Beiträge zur Berlin-Krise bot

327 Ebd.

328 Hayden White, *Auch Clio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses*, Stuttgart 1986.

329 Sendemanuskript „Kommentar des Tages: 22. Juni“, 21. Juni 1950 (wie Anm. 326).

330 Ebd.

331 Erkennbar richtet sich Schnitzlers Argumentation gegen das seinerzeit populäre Konzept einer Neutralität Deutschlands.

das „tragische“ Narrativ eine anscheinend plausible Erzählung über die Vergangenheit, die durchaus Berührungspunkte zu den Erfahrungshorizonten und Stimmungslagen der Deutschen aufwies: Demnach war es die archetypische Geschichte dessen, der, möglicherweise ohne es zu wissen, Unrecht tut, und dafür auf grausame Weise bestraft wird – also eine Tragödie, wie wir sie in der griechischen Mythologie etwa in der Ödipus-Sage finden. Zusätzliche Plausibilität erhielt die Erzählung durch den Einstieg, in dem die Geschichte nicht nur mit dem Authentizitätsanspruch des Miterlebenden ausgestattet wurde, sondern sich der Autor auch als deutscher Soldat, also als Mitglied der deutschen Erfahrungsgemeinschaft zu erkennen gab. Damit wurde eine Erzählung von scheinbar hoher innerer Kohärenz etabliert, die viel eher als im Falle der bisherigen Beispiele geeignet war, den zeitlichen Bruch zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart zu überdecken. Die teleologische Annahme, die Geschichte werde sich zwangsläufig wiederholen, wenn die Bevölkerung nicht für die „richtige“ Seite Partei ergreife, konnte so vordergründig plausibel erscheinen. Daß damit stillschweigend vorausgesetzt wurde, die politischen und gesellschaftlichen Bedingungen von 1950 seien mit denen des Jahres 1941 vergleichbar oder gar identisch, tritt darüber in den Hintergrund. Allerdings wies auch v. Schnitzlers Kommentar die verbreitete Tendenz auf, die geforderten politischen Konsequenzen für die Gegenwart in didaktisch penetranter Form explizit zu machen und lief damit Gefahr, die zuvor geschaffene, mythisch-fundierende Erzählung selbst zu beschädigen.

Auch in diesem Beitrag fungierte Stalingrad als Symbol für die Kriegswende und für den Untergang der deutschen Armee, wenn nicht Deutschlands insgesamt. Die Stilisierung als Ereignis von überragender Bedeutung, zuletzt in der Form eines übermenschlichen Helden- und Opfermythos, ging bereits auf die NS-Propaganda zurück.³³² Nach dem Krieg behielt Stalingrad diesen mythischen Stellenwert, allerdings wurde es nun aus deutscher Sicht zu einem Symbol für das Trauma des verlorenen Krieges und die ungeheuren Opfer des Kampfes an der Ostfront.³³³ Auch in der SBZ und in der frühen DDR war das Ereignis als mythische Zäsur von großer Bedeutung. Im Mittelpunkt standen dabei freilich weniger die deutschen Opfer denn eine Interpretation, die Stalingrad nicht nur als Wendepunkt des Krieges, sondern als „Beginn einer neuen Geschichtsepoche“,³³⁴ als Beweis der Überlegenheit des Sozialismus gegenüber dem Kapitalismus deutete.³³⁵ Der Schlacht um Stalingrad kam nun nicht mehr nur die Bedeutung zu, die Notwendigkeit einer Distanzierung vom Nationalsozialismus zu illustrieren, indem der verbrecherische Charakter besonders der politischen Führung und ihre Verantwortung gegenüber den deutschen Opfern betont wurde. Vielmehr stand auch dieses Ereignis nun im Dienst der eingeforderten Identifikation mit der aktuellen Politik der Sowjetunion. Die „eigentliche Bedeutung von Stalingrad“, die „Lehre, die es uns noch heute und gerade heute zu geben hat“, bestehe darin, so der Intendant des Berliner

332 So zog Hermann Göring in seiner Rede zum 10. Jahrestag der sogenannten Machtergreifung am 30. Januar 1943 den Vergleich zwischen den Eingeschlossenen und den Helden der germanischen Mythologie.

333 Vgl. Kumpfmüller, Die Schlacht von Stalingrad.

334 Vgl. Anm. 337.

335 Vgl. Jörg-Uwe Fischer: „Man soll nicht vergessen“ – Stalingrad-Deutungen im Hörfunkprogramm der SBZ/DDR in den späten vierziger und fünfziger Jahren, in: Ursula Heukenkamp (Hg.), Schuld und Sühne? Kriegserlebnis und Kriegsdeutung in deutschen Medien der Nachkriegszeit (1945–1961), Bd. 1, Amsterdam/Atlanta 2001 (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, 50.1), S. 127–138.

Rundfunks, Heinz Schmidt, anlässlich des fünften Jahrestages der Kapitulation der 6. Armee, daß

„man einen Angriffskrieg, einen Räuberkrieg mit einem ganzen Volk nur führen [kann], wenn man vom ersten Tage der Vorbereitung, an die räuberischen, zurückgebliebenen, tierischen Instinkte appelliert und ihre Träger zu Repräsentanten des Volkes machen [sic!]. Das haben wir wirklich erlebt, aber wir haben auch erlebt, daß eine solche Räubermoral nicht ausreicht, einen modernen Volkskrieg zu führen, daß sie zerbricht, wenn es wirklich darauf ankommt. Daß sie [sich, C.C.] alle anständigen Menschen der Welt zu Gegnern macht und mit seiner völligen Isulierung [sic!] die Niederlage des Angreifers geradezu zwangsläufig herbeiführt. Darum haben immer wieder in der modernen Geschichte die fortschrittlichen Verteidiger des Friedens die reaktionären Kriegsbrandstifter besiegt. An dieser Tatsache kann auch die beste Atombombe nichts ändern.“³³⁶

Der „Kampf für den Frieden“ sei „im Grunde genommen“ „die wichtigste [...] hoffentlich auch bleibendste [sic!] Lehre von Stalingrad für uns Deutsche“. Ohne auf die historischen Ereignisse näher einzugehen, übertrug Schmidt die moralischen Kategorien der Vergangenheit auf die Gegenwart, indem er die Motive des nationalsozialistischen Angriffskrieges mit denen der aktuellen „großkapitalistischen Kriegstreiber in Amerika“ in eins setzte. Zugleich war damit eine Beschwörung der Stärke des eigenen Lagers verbunden, an der jeder Angreifer, wie bereits 1943, zwangsläufig scheitern müsse. Abermals bestimmten die politischen Konstellationen der Gegenwart eine weitgehend disponible Vergangenheit. Dies konnte soweit gehen, daß Schmidt behauptete, die Wehrmacht habe „nach Westen“ „aus politischen Gründen“ kapituliert, anstatt den Krieg auch an dieser Front „in einem Stalingrad auszukämpfen“. Damit habe sie „den kapitalistischen Armeen das Siegen leicht gemacht“. Die aktuelle Konstellation eines Konfliktes zwischen kommunistischem und kapitalistischem Block wurde so künstlich nach hinten verlängert, um die Identifikation zwischen dem Aggressor des letzten Krieges und dem Westen historisch fundiert erscheinen zu lassen.

Von den Schwierigkeiten, das überkommene sowjetische Feindbild zu überwinden und es in sein Gegenteil zu verkehren, nämlich in die nun in immer schrilleren Tönen proklamierte deutsch-sowjetische Freundschaft, zeugt ein Kommentar, der zwei Jahre später aus dem gleichen Anlaß gesprochen wurde. Anlässlich des 7. Jahrestages der Kapitulation in Stalingrad äußerte sich einer der Überlebenden des Kessels, ein ehemaliger Truppenarzt.³³⁷ Der Augenblick seiner Gefangennahme, so der Autor, sei zugleich der Moment der ersten persönlichen Begegnung mit einem sowjetischen Soldaten gewesen. Sie habe sich „in einem der zahllosen Ruinenkeller“ zugetragen, die „angefüllt mit verwundeten, erschöpften, verhungerten und erfrorenen Soldaten“ gewesen seien:

„Als nun die ersten sowjetischen Soldaten zu uns in den Keller kamen, sagten sie, wir sollten nun machen, daß wir herauskämen. Da aber der weitaus größte Teil von uns

336 Sendemanuskript „Kommentar zum Sonntag“, Berliner Rundfunk, 1. Februar 1948, Autor: Heinz Schmidt; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-01/0211.

337 Sendemanuskript „Tageskommentar“, Berliner Rundfunk, 1. Februar 1950, Autor: Dr. Rudolf Pallas; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-01/0511; Pallas geriet 1943 in sowjetische Kriegsgefangenschaft und wurde NKFD-Mitglied. 1949 war er zunächst beim Mitteldeutschen Rundfunk in Leipzig Leiter des Jugendfunks, später hatte er die gleiche Funktion beim Berliner Rundfunk inne.

weder transportfähig war, noch gar selbst hätte laufen können, war es unmöglich, und ich fragte deshalb den Soldaten, wie sie sich das vorstellten und wohin wir denn gehen sollten? Da sah mich der eine von ihnen lange und kopfschüttelnd an und sagte dann einige Worte, die einer unser Dolmetscher uns übersetzte: ‚Was seid ihr Deutschen doch für merkwürdige Menschen? In dieser Stadt haben wir gewohnt. Meine Eltern, meine Geschwister, und alle meine Freunde. Hier haben wir gelebt in all meinem Glück. [...] Und nicht einen einzigen Stein von alledem habt ihr auf dem anderen gelassen – und nun zum Schluß fragt ihr, wo ihr denn bleiben sollt?‘³³⁸

Dies sei eine „ebenso einfache wie logische Belehrung“ gewesen, daß er sie „bis heute nicht vergessen“ könne, so der Autor weiter. Die Gefangennahme wurde zum Initial eines Erkenntnisprozesses, an dessen Ende nicht nur die Einsicht in den Unrechtscharakter des Angriffskrieges stand, sondern die Identifikation mit der sowjetischen Politik insgesamt: Die Bedeutung von Stalingrad gehe noch weit über diejenige eines „Wendepunkt(es) des Zweiten Weltkriegs“ oder der „größte(n) Schlacht der Weltgeschichte“ hinaus. Vielmehr sei es „Dieser Sieg“ gewesen, „der die militärische, politische und moralische Überlegenheit der Sowjetvölker aller Welt so sichtbar vor Augen führte“, sei der „Beginn einer neuen Geschichtsepoche“ gewesen, in der erkennbar geworden sei,

„daß die 100-köpfige Hydra des Faschismus und seiner imperialistischen Auftraggeber nicht nur verwundbar, sondern tödlich zu treffen ist. Das bedeutet Stalingrad! Von diesem Augenblick an ging eine wunderbare Ermutigung und Kraft auf alle Menschen aus, deren ganzes Glück in der Erhaltung des Friedens und der Sicherheit des tätigen schaffenden Volkes liegt. Und so merkwürdig es auch klingen mag: Diese Ermutigung sprang auch auf uns über, auf die geschlagenen, vernichteten und völlig demoralisierten Reste der deutschen Soldaten, die in diesem Augenblick vor 7 Jahren ihren Weg in die sowjetische Gefangenschaft und damit ihren Weg in das Leben antraten. Von hier aus begann auch die Erneuerung Deutschlands. Das Ergebnis von Stalingrad und die daraus gezogenen Erkenntnisse sind zum Fundament eines neuen deutschen Weges geworden, der erst vor kurzem in der Bildung der Deutschen Demokratischen Republik seinen überzeugenden Ausdruck fand. [...] Mit dem Sieg bei Stalingrad wurde die Zivilisation der gesamten gesitteten Menschheit gerettet, wurde sie vor dem Untergang in Faschismus und Barbarei bewahrt.“³³⁹

Das zweifellos biographisch einschneidende Erlebnis der Gefangennahme wurde hier zum Beginn eines Erkenntnis- und Wandlungsprozesses, an dessen Ende das Einverständnis mit der aktuellen politischen Ordnung stehen sollte. Dies erforderte praktisch den Umsturz nahezu aller zentralen Wahrnehmungskategorien in ihr Gegenteil: Aus Kapitulation wurde Rettung, aus Niederlage Sieg, aus Gefangenschaft Befreiung und aus dem Feind ein Freund – selbst der Autor rückte diese Wandlung in den Bereich eines Wunders. Der nun aktuelle „politisch korrekte“ Diskurs stand in frontalem Gegensatz zur etablierten, mit der Erfahrungswelt der Deutschen in Einklang stehenden Lesart. Man kann darüber spekulieren, was den Autor veranlaßt haben mag, eine derart radikale Umdeutung vorzunehmen, die auch für

338 Ebd.

339 Ebd.

ihn selbst in hohem Maße eine Integrationsleistung³⁴⁰ dargestellt haben muß.³⁴¹ Entscheidend ist an dieser Stelle, wie stark die nun aktuellen politischen Axiome wie Freundschaft mit der Sowjetunion,³⁴² Verurteilung des Nationalsozialismus und Identifikation mit dem östlichen Block, ja selbst ein kaum gebremster Personenkult um Stalin³⁴³ inzwischen den Diskurs dominierten. Die rezenten Erfahrungen der Zeitgenossen hatten sich dem unterzuordnen, auch wenn ihnen dies wie im vorliegenden Fall einen abenteuerlichen Spagat abverlangte. Aber was man innerinstitutionell, also in der Partei oder auch innerhalb der Medieninstitutionen, durch die Androhung von Disziplinierung und Repressionen durchsetzen konnte, nämlich die Etablierung eines von der Partei dominierten Diskurses, der gegebenenfalls auch den Erfahrungshorizont der deutschen Bevölkerung auf den Kopf stellte, mußte bezogen auf breitere Gesellschaftsschichten scheitern.

In zahlreichen Fällen unterblieb denn auch der Versuch, eine Verbindung zwischen der an der Politik der Sowjetunion ausgerichteten Perspektive und den Erfahrungen der Deutschen herzustellen. So las der Schauspieler Wolfgang Langhoff im Februar 1952 aus dem Tagebuch des kommunistischen Schriftstellers Erich Weinert, das von seinen Versuchen handelt, als Frontpropagandist auf seiten der Roten Armee bei Stalingrad deutsche Soldaten zur Desertion zu bewegen.³⁴⁴ Und im Rahmen der Sendung „Aus der Sowjetunion – Ein Sechstel der Erde“ wurde die Erzählung „In den Schützengräben von Stalingrad“ des sowjetischen Schriftstellers Viktor Nekrassow verlesen.³⁴⁵ Die Geschichte, die ebenfalls den Endkampf und die Kapitulation der Deutschen behandelte, kreist um die Frage eines russischen Soldaten, warum es der Wehrmacht nicht, wie von Hitler bereits im November 1942 verkündet, gelungen sei, die Stadt ganz einzunehmen. Der Erzähler, dem diese Frage von einem seiner Kampfgefährten gestellt wird, beantwortet sie nicht direkt. Statt dessen verläßt er seine Stellung und räsoniert:

340 Vgl. zu den Bedingungen der Kriegsgefangenschaft, die nur etwa 6 000 der ca. 90 000 Gefangenen der 6. Armee überlebt haben, Albrecht Lehmann, *Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft*, in: Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär (Hg.), *Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht*. Frankfurt a. M. 1992, S. 178–189; in diesem Beitrag wird ebenfalls ein Truppenarzt zitiert, der seine Gefangennahme mit den folgenden Worten beschreibt: „[...] Und dann hieß es, »Alle Leute raus aus dem Keller.« Die Gehfähigen haben wir rausgebracht, die Schwerverwundeten, die mußten wir im Keller lassen. [...] Ich nehme an, daß die Russen sie dort erschossen haben. Wahrscheinlich war alles sogar richtig so. Ich nehme es an.“; ebd., S. 180; vgl. auch Anm. 348.

341 Pallas war als fester Mitarbeiter unmittelbar von den einsetzenden „Säuberungen“ nach der Entlassung des Intendanten Schmidt Ende 1949 betroffen. Sein Kommentar kann somit möglicherweise als „Bekennnis-Ritual“ zur „richtigen“ Politik gewertet werden, das nicht zuletzt die Funktion hatte, ihn selbst zu schützen.

342 Vgl. zu dazu im einzelnen Classen, *Vom Anfang im Ende*, S. 87ff.

343 So werden von Pallas zwei Stalin-Zitate, in denen die Wendung „Es ist kein Zweifel“ wiederkehrt, in Zusammenhang gebracht und als unumstößliche Verkündigungen von geradezu naturgesetzmäßiger Gültigkeit gewertet.

344 Tondokument „Kultur heute und morgen“, Wolfgang Langhoff liest aus Erich Weinerts Buch „Memento Stalingrad“, 8. Februar 1952, Redakteur: Max Zimmering; DRA Potsdam, Schallarchiv, Dok 439/1.

345 Sendemanuskript „Aus der Sowjetunion – Ein Sechstel der Erde, 8. Folge“, Deutschlandsender, 22. November 1948, Redakteur: Markus Wolf; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-02/0154.

„Was für ein hoher, durchsichtiger Himmel – ganz klar, weder ein Wölkchen, noch ein Flugzeug. Nur Raketen und ein blasser, verirrter Stern zwischen ihnen. Und die Wolga so breit, so ruhig, so glatt, nur an einer Stelle, gegenüber dem Wasserwerk, ist sie nicht zugefroren. Man sagt, daß sie an dieser Stelle niemals zufriere. [...] Wenn man sich überlegt – zweihundert Meter, zweihundert lumpige Meter ... Durch ganz Bjelorußland zu marschieren, durch die Ukraine, das Donezbecken, die Kalmückische Steppe, und diese zweihundert Meter nicht mehr zu schaffen ... Und Tschumak fragt warum? Nicht irgendwer, sondern ausgerechnet Tschumak. Das gefällt mir am allermeisten, vielleicht werden mich auch Schirjaew und Faber fragen, warum? Oder vielleicht jener alte Maschinengewehrschütze, der drei Tage bei seinem Maschinengewehr gelegen und, von allen abgeschnitten, bis zu dem Moment geschossen hat, wo die Patronen zu Ende waren. Und dann ist er mit dem Maschinengewehr ans Ufer gekrochen gekommen, hat sogar die leeren Munitionskästen mitgebracht. ‚Wozu soll man wertvolles Gut fortwerfen? Mann [sic!] kann’s noch verwenden.‘ Vielleicht wird er mich auch fragen, warum?“³⁴⁶

Die Perspektive, die Nekrassow hier einnimmt, läßt sich als national-patriotisch beschreiben, als Inbegriff dessen, was der Terminus des „Großen vaterländischen Krieges“ beinhaltet. Dem dient zum einen die Naturmetaphorik, deren Statik den überzeitlichen, ewigen Charakter Rußlands zum Ausdruck bringen soll, der sich menschlichen Eroberungs- und Unterwerfungsbestrebungen entziehe. Zum anderen ist es das alltägliche, fast schon zur Selbstverständlichkeit gewordene Heldentum der einfachen Soldaten, ein „authentischer“ Patriotismus der Menschen, der den Aggressor anscheinend notwendig scheitern läßt.

Für die Deutschen blieb aus dieser Sicht nicht mehr als Häme und Spott. Hitler wurde als verkniffen, degeneriert und lächerlich beschrieben („ein Prachtkerl“), alle Angriffe der Deutschen scheinen angesichts des stoischen Gleichmuts der russischen Verteidigung zu verpuffen: „Klar – dem Fritzen ist die Puste ausgegangen“. Konsequenterweise endet die Erzählung mit der Gefangennahme der Deutschen:

„Die lange, grüne Schlange der gefangenen Deutschen kriecht hinunter zur Wolga. Schweigen. Hintendrein ein Sergeant, jung, stupsnasig, zwischen den Zähnen eine lange, gebogene Pfeife mit einer Troddel. Er zwinkert mir im Gehen zu. ‚Ich führe Reisende. Sie wollen sich die Wolga anschauen ...‘“³⁴⁷

Auch dieser durchaus zynische Schluß³⁴⁸ unterstreicht noch einmal die Botschaft Nekrassows, derzufolge sich jede Aggression zwangsläufig am russischen Patriotismus brechen mußte. In der Sowjetunion mag eine solche „retrospektive Teleologie“ im Sinne gesellschaftlicher Affirmation wirksam gewesen sein, obwohl auffällig ist, wie stark sie die sowjetischen Opfer marginalisierte. In Deutschland hingegen konnte die Wirkung nur kontraproduktiv sein. Vor dem Hintergrund der desolaten Lage, der überkommenen Feindbilder, zehntausender noch immer in der Sowjetunion gefangener Soldaten und den desillusionie-

346 Ebd.

347 Ebd.

348 Die überwiegende Mehrheit der in Stalingrad in Gefangenschaft geratenen Deutschen ist bereits gestorben, bevor sie die für sie bestimmten Dauerlager erreicht hatte. Zu den Todesmärschen nach der Gefangennahme, auf denen jeder erschossen wurde, der zurückblieb vgl. Lehmann, *Erinnerungen*, S. 182ff.

renden Berichten der Heimkehrer³⁴⁹ mußten Demonstrationen russischer Überlegenheit (und eine solche stellte Nekrassows Erzählung offenkundig dar) als erneute Demütigung wahrgenommen werden. Alle Versuche, dies durch redaktionelle Eingriffe und umrahmende Beiträge abzuschwächen,³⁵⁰ wirken daher hilflos.

Das Beispiel kann auch als Beleg dafür gelten, daß literarisch-fiktionale Beiträge nun ebenfalls eng ausgelegten politischen Kriterien genügen mußten, und daß der Spielraum für eigensinnige oder auch nur traditionelle Lesarten eingeschränkt wurde. Dies illustriert ebenfalls eine Spielszene mit dem Titel „Im September 1950“, die, in der Gegenwart spielend, das Treffen zweier ehemaliger Wehrmachtsausbilder zum Inhalt hatte.³⁵¹ Das Hörbild versuchte, die traumatischen Kriegserfahrungen der Deutschen und die daraus resultierende pazifistische Grundstimmung in die politisch „richtige“ Richtung zu kanalisieren. Einer der beiden, der im Krieg beide Beine verloren hat und nun im Ostteil der Stadt lebt (Fritz), besucht seinen ehemaligen Kameraden im Westteil (Erich) und räsoniert über ihre damalige Rolle:

„Fritz: (langsam) Du – ich seh sie [die Rekruten, C.C.] immer noch so vor mir stehen, wie damals vor elf Jahren. Alle Augen auf mich gerichtet. Jaa – die Augen. Aber heute ists mir so als stände da eine Mutter mit verzweifelmtem Blick – neben einer jungen Frau, deren Augen um den Mann bängen – ja, Erich –

Erich: (abgesetzt) Ach was, Fritz, mußst Dir nicht solche Gedanken machen! Was konnten wir schon groß machen – was wußten wir schon groß, Fritz. [...]

Fritz: [...] damals – 39 – haben viele, viele jungen [sic!] Menschen an das geglaubt, was wir ihnen [...] erzählten. Du – Erich, so etwas darf es nie wieder geben – nie wieder! Das habe ich mir geschworen, Erich. Niemand soll vergessen[,] wie so ein Krieg aussieht – [...]

Erich: Ach was, Fritz! Denkst Du vielleicht, ich wollt das alles noch mal durchmachen. Nee – ohne Erich Hollert –

Fritz: Aber sie werden andere Fritz Warnkes und Erich Hollerts finden! Die Leute, die uns damals in den Krieg trieben, sind nicht mitgestorben. Sie leben, Erich – sie

349 Vgl. hierzu ausführlich Fischer, *Die Heimat ruft*, passim.

350 Zahlreiche redaktionelle Eingriffe, von denen nicht mehr nachvollzogen werden kann, ob sie auf den Redakteur Markus Wolf zurückgehen oder auf die sowjetische Zensur, zeugen in dem Manuskript von dem Versuch, den saturierten und hämischen Tonfall der Erzählung etwas abzuschwächen; beispielsweise sind im Manuskript mehrere Passagen gestrichen, in denen Russen über die Deutschen lachen, so etwa in der zitierten Schlußpassage über die Gefangenen. Zudem war der Beitrag mit einer Anmoderation versehen, in der es hieß: „[...] Wir haben manches über die Schlacht von unseren überlebenden Landsleuten gehört. Aber was empfanden die Menschen auf der anderen Seite, die wir ja jetzt verstehen lernen wollen, jene Soldaten der Sowjetarmee, die viele von uns so maßlos unterschätzt hatten und an deren Standhaftigkeit der hitlerische Angriffskrieg 200 Meter vor der Wolga scheiterte?“ Im Anschluß an die Erzählung folgte der Bericht eines heimgekehrten Kriegsgefangenen, in dem dieser in erkennbar propagandistischen Überhöhungen „das phantastische Tempo des Aufbaus“ von Stalingrad beschwor und die Stadt ebenfalls zum „Symbol einer neuen Zeit“ erklärte.

351 Sendemanuskript „Berliner Stunde – Im September 1950“, Berliner Rundfunk, 12. September 1950, Autor: Albert Oehmke, Redakteurin: Inge Randt; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 205-01-07/0052.

haben ihre gesunden Glieder behalten – und sie reden wieder von der Spazierfahrt an die Weichsel!“³⁵²

Nicht zufällig ist es der Ostberliner, der die politisch aktive Position vertritt, während seinem westberliner Freund zunächst der Part zufällt, die zwar pazifistische, aber politisch indifferente Position wiederzugeben, wie sie mutmaßlich unter ehemaligen Kriegsteilnehmern weit verbreitet war. Und natürlich gelingt es dem „politisch bewußten“ Fritz, seinen ehemaligen Kameraden und dessen Frau davon zu überzeugen, daß „in Westdeutschland [...] wieder Kasernenschranke“ gezimmert würden, „in denen dann die – fremden – Uniformen hängen sollen“; Erichs empörter, patriotischer Einwand, „Das ist doch alles Wahnsinn! Da geht doch Deutschland bei drauf“, wird lapidar gekontert: „Deutschland? Was kümmert die Deutschland. Die wollen Macht – Geld, weiter nichts. Aber, unsere Jungs, die geben wir nicht dafür her, die sollen nicht noch mal in ihr Unglück laufen“. Nachdem man gemeinsam überlegt hat, welche ehemaligen Kameraden in Westdeutschland in diesem Sinne agitiert werden können, ist Fritz mit seinem westberliner Kameraden zufrieden:

„Bravo Erich. Ich glaube, manche Mutter wird uns dankbar sein, wenn wir unser Teil dazu beitragen, daß nicht neues Unglück über uns alle kommt!“³⁵³

Unübersehbar wird hier der Anspruch deutlich, den Hörern konkrete Handlungsanweisungen zu geben, also im Sinne der kommunistischen Medientheorie „organisierend“ zu wirken: Auch andere Veteranen sollten Kontakt zu ihren ehemaligen, nun in der Bundesrepublik beheimateten Kameraden aufnehmen, um die ostdeutsche Friedenspropaganda zu unterstützen. Dabei war offenbar durchaus ein Sensorium für die herrschende Anti-Kriegs-Stimmung der Bevölkerung, die gleichwohl keineswegs mit dem Osten sympathisierte, vorhanden. Doch die dramaturgische Anlage des Stückes, die den pazifistischen Diskurs in einem der beiden Protagonisten und den parteilichen in seinem Gegenüber personifizierte, machte den Bruch zwischen beiden nur noch deutlicher: Der Konsens am Ende erscheint nicht als Ergebnis eines persönlichen Wandlungs- oder Überzeugungsprozesses des westberliner Protagonisten, sondern bleibt völlig unvermittelt. Keines der verbreiteten Ressentiments gegen die ostdeutsche Position kommt zum Ausdruck – die propagandistische Absicht des Stückes wird dadurch nur allzu transparent.

Kriegsdarstellungen und -erinnerungen, so läßt sich abschließend festhalten, wurden in dieser Zeit vor allem aufgerufen, um die abstrakte Logik der Blockbildung und die damit verbundene Friedens-Propaganda mit dem lebensweltlichen Erfahrungshorizont der Deutschen zu vermitteln. In der Logik dieser Blockbildung lag es jedoch auch, daß sich in der massenmedialen Öffentlichkeit zunehmend ein parteilicher, an den sowjetischen Perspektiven orientierter Diskurs etablierte, der zu den zentralen Wahrnehmungsmustern der Deutschen im Widerspruch stand. Nur scheinbar trafen sich in der mythischen Verklärung von Stalingrad die deutsche und die sowjetische Geschichtserzählung. Denn in Deutschland stand Stalingrad für den „Anfang vom Ende“, für eine Verfallserzählung, an dessen Ende die bedingungslose Kapitulation und das noch aktuelle Elend zu stehen schien. Der Versuch, hier die aus sowjetischer Sicht naheliegende Version einer Aufstiegserzählung, die ihren Beginn in Stalingrad genommen habe, zu etablieren, und damit eine Identifikation mit der aktuellen, an der Sowjetunion orientierten Politik herbeizuführen, war zum Scheitern verur-

352 Ebd.

353 Ebd.

teilt. Die zitierten Beispiele, in denen Deutsche versuchten, diese Kluft zu überbrücken, zeugen nur von ihrer faktischen Unüberwindbarkeit. Nicht produktiver war es freilich vor dem Hintergrund der deutschen Verhältnisse, statt dessen gleich eine sowjetische Geschichtserzählung zu popularisieren, die vor allem die Überlegenheit der sowjetischen Nation zum Inhalt hatte.

2.3 Widerstand

Als Karl Schirdewan, ehemals Häftling in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Flossenbürg, nun Mitarbeiter der Westkommission des ZK,³⁵⁴ Anfang September 1948 im Rundfunk einen Vortragszyklus mit dem Titel „Die antifaschistische Bewegung in der Illegalität“ eröffnete, der eine Ausstellung über „Das andere Deutschland“ im Reichstagpräsidentenpalais popularisieren und begleiten sollte, war er der Auffassung, potentielle Besucher vor falschen Erwartungen bewahren zu müssen: „Aber gehen Sie bitte“, so Schirdewan, „nicht mit der Vorstellung hin, es würden Ihnen dort eine Sammlung der Leiden und Opfer des antifaschistischen Kampfes gezeigt werden.“ Statt dessen würden Interessierte dort „etwas Neues finden“: „Es ist eine Schau des Kampfes gegen den Faschismus. In der Gesamtheit wird Ihnen eine große politische Lehre aus der Vergangenheit vermittelt.“³⁵⁵

Das war nicht übertrieben, sondern Ausdruck eines tatsächlichen Paradigmenwechsels, der sich unmittelbar aus dem Ende des ganz auf gesellschaftliche Integration ausgerichteten politischen Kurses der ersten beiden Nachkriegsjahre ergab. Anders als in dieser Zeit stand nun nicht mehr die Vorstellung eines von verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und Milieus getragenen *gemeinsamen* Widerstandes gegen den Nationalsozialismus im Mittelpunkt, sondern der Widerstand erschien jetzt viel mehr im Zeichen der aktuellen *Abgrenzung* gegenüber anderen politischen Konzeptionen und insbesondere natürlich der Entwicklung in der Bizone bzw. in der Bundesrepublik.

Wie stark nun Distinktionen in den Vordergrund traten, läßt sich bereits an den zahlreichen antagonistischen Begriffen und Metaphern ablesen, die nun den Diskurs prägten. Es wimmelte nur so von Begriffspaaren wie demokratisch/faschistisch, fortschrittlich/reaktionär oder Einheit versus Spaltung. Der Widerstand des 20. Juli, dem nur zwei Jahre zuvor noch eine Gedenkfeier im Funkhaus gewidmet war,³⁵⁶ galt nun als „im Kern antidemokratisch und reaktionär“. Er habe sich überwiegend aus „Elementen“ der „reaktionären Generalität“ zusammengesetzt, „mit denen sich Spekulanten, reaktionäre Politiker und Faschisten, die die herannahende Niederlage fürchteten, verbanden“.³⁵⁷ Die „Verschwörung“ sei „antikommunistisch“ und „voller Kriegsbereitschaft gegen die Sowjet-Union“ gewesen, ihr Scheitern vorbestimmt,

354 Vgl. biographischer Anhang.

355 Sendemanuskript „Worüber man spricht – Die antifaschistische Bewegung in der Illegalität“, Berliner Rundfunk, 2. September 1948 (Teil I), Autor: Karl Schirdewan; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-01/0413.

356 Vgl. Kapitel 3.2.3.3.

357 Sendemanuskript „Worüber man spricht – Die antifaschistische Bewegung in der Illegalität“ (Teil II), Berliner Rundfunk, 7. September 1948, Autor: Karl Schirdewan; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-01/0417.

„weil sie die neuen historischen Bedingungen mißachtete, die uns lehren, daß ein Volk nur dann einen fortschrittlichen Weg beschreiten kann, wenn es das Bündnis mit den fortschrittlichen Kräften der Welt sucht, an deren Spitze die Sowjet-Union steht.“³⁵⁸

Da die „Verschwörer“ in ihren „nazistischen, antikommunistischen, volksfeindlichen Überzeugungen“ „gefesselt“ gewesen seien, hätten sie es verabsäumt, den „Zusammenschluß aller Kräfte“ anzustreben, der „schon Jahre früher ausgereicht hätte, um einen Volksaufstand gegen die faschistische Diktatur zu organisieren“. Diese „Irrsinnspolitik der Leute des 20. Juli“ habe „dem deutschen Volke“ Millionen weitere Opfer und ungeheure materielle Verluste eingebracht.

Man mag aus diesen Worten Schirdewans, der sich nicht scheute, auf die nationalsozialistische Terminologie der „Verschwörung“ zurückzugreifen, um, wie er es nannte, „die Legendenbildung um den 20. Juli zu zerstören“,³⁵⁹ durchaus eine mit seiner persönlichen Biographie verbundene Konkurrenz oder sogar Verbitterung herauslesen. Doch eine solche, allein individuell orientierte Argumentation griffe zu kurz. Offenkundig ging es nun auch auf politischer Ebene darum, sich von einer Widerstandstradition abzugrenzen, die ihre Wurzeln stärker im konservativ-bürgerlichen, christlichen und teilweise auch im sozialdemokratischen Milieu hatte.³⁶⁰ Dazu paßte, daß Schirdewan den bürgerlichen Parteien vorwarf, sie hätten historisch versagt, weil sie „nicht die Interessen ihrer Anhängerschaft vertraten, sondern die Interessen bestimmter Industrie- und Finanzgruppen“. Dies habe zu „großen Schwankungen und Unklarheiten“ bei dieser Klientel geführt, und

„die Führungen der bürgerlichen demokratischen Parteien [konnten] ihre profaschistische Funktion erfüllen, die Wählermassen dieser Parteien in das Lager der Faschisten überzuführen.“³⁶¹

Eine selbständige Artikulation des bürgerlichen bzw. christlichen Milieus, wie sie bis 1947 zumindest in gewissem Rahmen im Rundfunk der SBZ noch vorkam,³⁶² war nun gänzlich ausgeschlossen. Auch die Kirchen wurden mehr oder minder pauschal mit ähnlichen Vorwürfen überzogen.³⁶³ Neben dem bürgerlichen Lager geriet jedoch auch bereits die Sozial-

358 Sendemanuskript „Worüber man spricht – Die antifaschistische Bewegung in der Illegalität“ (Teil III), Berliner Rundfunk, 6. September 1948 (Aufnahmedatum), Autor: Karl Schirdewan; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-01/0418.

359 Allerdings dürfte die Etikettierung als „Verschwörung“ seinerzeit auch in der breiten gesellschaftlichen Wahrnehmung dominant gewesen sein; vgl. Norbert Frei, *Erinnerungskampf. Zur Legitimationsproblematik des 20. Juli im Nachkriegsdeutschland*, in: Christian Jansen u.a. (Hg.), *Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995, S. 493–504.

360 Vgl. zum heterogenen Charakter der Bewegung des 20. Juli: Hans Mommsen, *Bürgerlicher (national-konservativer) Widerstand*, in: Wolfgang Benz/Walter H. Pehle (Hg.), *Lexikon des deutschen Widerstandes*, Frankfurt a. M. 1994, S. 55–67.

361 Sendemanuskript „Worüber man spricht – Die antifaschistische Bewegung in der Illegalität“ (Teil III), 6. September 1948 (wie Anm. 358).

362 Vgl. bes. Kapitel 3.2.3.2 u. 3.2.3.3 dieser Arbeit.

363 „[...] im September 1933 schloß Hitler mit dem Papst das Konkordat. Die innenpolitische reale Wirkung des Konkordats war die politische Beruhigung der antifaschistischen Gruppen unter den Christen zugunsten der Faschisten“; Sendemanuskript „Worüber man spricht – Die antifaschistische Bewegung in der Illegalität“ (Teil III), 6. September 1948 (wie Anm. 358); vgl. auch die noch deutlich harscheren Töne, in: Sendemanuskript „Zur Politik des Vatikan“, Berliner Rundfunk, 19. Oktober 1948, Autor:

demokratie in die Schußlinie. Die „taktische Überlegenheit der faschistischen und reaktionären Kräfte gegenüber den demokratischen Kräften“ habe sich, so Schirdewan, „einfach aus der gespaltenen Arbeiterbewegung“ ergeben:

„Wäre es unter Zurückdrängung der Gegensätze in den beiden Arbeiterparteien zu einer Abstimmung der Interessen gegenüber dem Faschismus gekommen, so wären die faschistischen und reaktionären Kräfte an der grundsätzlichen Geschlossenheit der Arbeiterbewegung zerschellt.“³⁶⁴

Daß es dazu nicht gekommen sei und die „Politik des Monopolkapitals“, die „auf Erhaltung der Spaltung“ abgezielt habe, Erfolg gehabt habe, müsse auf die „spalterische Arbeit“ der „Rechtssozialisten“ zurückgeführt werden, „die sich heute wiederum als imperialistische Agenten entpuppen“. Leider hätte sich „ein Teil des arbeitenden Volkes von den Rechtssozialisten verführen“ lassen und habe „prinzipienlos“ mit dem Bürgertum paktiert. Die Notwendigkeit der „Einheit“ sei die „Lehre aus dem Jahr 1932“, die „ihre Wirksamkeit bis auf den heutigen Tag behalten“ habe. Auch heute gehe es wieder darum, mit Hilfe einer „pseudosozialistischen und pseudodemokratischen Politik und Propaganda die Uneinigkeit des arbeitenden Volkes“ „zugunsten eines verrotteten Wirtschaftssystems“ aufrechtzuerhalten.³⁶⁵ Natürlich zielte diese Argumentation, die sich inhaltlich und formal erkennbar der kommunistischen Faschismuskritik der zwanziger und frühen dreißiger Jahre annäherte, ganz unmittelbar auf die Gegenwart in Gestalt der westdeutschen Sozialdemokratie und dem Ostbüro der SPD.³⁶⁶ Das brachte einige Probleme mit sich, denn anders als seinerzeit die KPD mußte die SED als Einheitspartei weniger als drei Jahre nach der Vereinigung noch Rücksichten auf die Befindlichkeiten ihrer ehemals sozialdemokratischen Mitglieder nehmen. Deshalb unterschied Schirdewan fein zwischen „Rechtssozialisten“ und „linken Kräften“ in der Sozialdemokratie, die, obgleich im Gegensatz zur KPD „auf die Illegalität nicht vorbereitet“, durch „verschiedene bedeutende Organisationsgruppen“ nach 1933 Widerstandstätigkeit in Deutschland entfaltet hätten. Doch mit der Behauptung, daß der Widerstand sich bereits während des Krieges „auf der Grundlage der Idee einer einheitlichen Arbeiterpartei“ organisiert habe, wurden solche heiklen Differenzierungen anschließend gleich wieder harmonisiert.³⁶⁷

So deutlich nun versucht wurde, sich mit Hilfe des historischen Widerstandes vom Westen und den dort vertretenen traditionellen politischen Milieus abzugrenzen, so angestrengt, ja paradox, mußte andererseits der Versuch wirken, nach innen an dem bisherigen, sozialintegrativen Antifaschismus-Begriff festzuhalten. Denn Schirdewan ging an anderen Stellen seines Vortrages deutlich über das hinaus, was an Rücksichtnahmen gegenüber ehemaligen Sozialdemokraten in der SED geboten war. So charakterisierte er den deutschen Widerstand

Bruno Heilig, Redakteur: Hans Hagen; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–02/0211.

364 Sendemanuskript „Worüber man spricht – Die antifaschistische Bewegung in der Illegalität“, 2. September 1948 (wie Anm. 355).

365 Ebd.

366 Zum Ostbüro der SPD vgl. Siegfried Heimann, Im Osten schikaniert, im Westen vergessen? Ostberliner Sozialdemokraten in den frühen fünfziger Jahren, in: Ciesla/Lemke/Lindenberger, *Sterben für Berlin?*, S. 153–168.

367 Sendemanuskript „Worüber man spricht – Die antifaschistische Bewegung in der Illegalität“ (Teil III), 6. September 1948 (wie Anm. 358).

als „fortschrittliche Bewegung“, die sich aus „Kommunisten, Sozialdemokraten und fortschrittlichen Bürger[n] zusammengesetzt habe und in der sich „Menschen aus allen fortschrittlichen Kreisen der Deutschen zusammen[ge]schlossen“ hätten. Auch erwähnte er „mutige Gruppen unter den Christen“, darunter namentlich die Geschwister Scholl. Keineswegs sollte offenbar das integrative Potential einer lediglich gegen den Nationalsozialismus und seine Folgen gerichteten „nationalen Gemeinschaft“ aufgegeben werden. Der offenbare Widerspruch sollte dadurch eskamotiert werden, daß das reaktionäre, uneinige und überlebte Moment stets nur in den jeweiligen politischen oder ökonomischen Eliten sowie in den Institutionen und Strukturen verortet wurde, nie bei den „Volksmassen“, welcher Provenienz auch immer.

Um so mehr ging es nun darum, aus der Widerstandstradition einen kommunistischen Führungsanspruch abzuleiten. Es sei offensichtlich, daß die sozialistische Arbeiterbewegung die „Hauptkräfte in der deutschen antifaschistischen Bewegung“ gestellt habe. Über 71% der anerkannten „Opfer des Faschismus“ hätten ihr angehört, und nur die KPD habe bis 1935 ihre Parteioorganisation in Deutschland „geschlossen aufrecht“ erhalten. Unter Rückgriff auf die selben Gestapo-Quellen, die bereits ein Jahr zuvor Wilhelm Girmus zitiert hatte, wurde das hierarchische Verhältnis in statistische Zahlen gekleidet: 1936 habe die Gestapo 11 687 Personen wegen kommunistischer Betätigung festgehalten, 1 374 wegen Betätigung für die SPD und im folgenden Jahr habe das Verhältnis 8 068 zu 773 betragen.³⁶⁸ Im selben Jahr seien 70% der 1,6 Mio. beschlagnahmten illegalen Schriften dem kommunistischen Lager zuzuordnen, und von den 45 000 verhafteten Deutschen der ersten Jahreshälfte 1944 seien nahezu 35 000 Kommunisten oder Sozialdemokraten gewesen.³⁶⁹ Somit war die Hierarchie des Widerstandes mit den Kommunisten an der Spitze, den Sozialdemokraten auf Platz zwei (aber, polemisch formuliert, weit abgeschlagen) und einem quantitativ kaum noch bedeutenden Rest klar festgelegt. Kaum zufällig spiegelte diese Hierarchie die angestrebten Machtverhältnisse innerhalb der SED als „Partei neuen Typs“ und den Proporz zwischen dieser und den bürgerlichen Blockparteien recht genau wider.³⁷⁰

Damit rückte der kommunistische Führungsanspruch geradezu in das Zentrum der Widerstandsrezeption. Hatten kommunistische Widerstandskämpfer ihre politischen Ziele und ihre Parteizugehörigkeit noch kurz zuvor hinter allgemeinen Formulierungen verbergen müssen und lediglich einen Opferkult etablieren dürfen, der die seinerzeit aktuelle Politik gesellschaftlicher Integration und Distanzierung vom Nationalsozialismus fundieren sollte, so lagen die Dinge nun, unter den veränderten politischen Vorzeichen, anders. Nun wurde das Pathos des Widerstandes auf das aktuelle Projekt des Aufbaus eines neuen Staates sozialistischer Prägung übertragen. Beispielhaft deutlich wird dies an einem Beitrag des ehemaligen rheinischen KPD-Funktionärs und späteren Buchenwald-Häftlings Hermann Zil-

368 Sendemanuskript „Worüber man spricht – Die antifaschistische Bewegung in der Illegalität“ (Teil II), 7. September 1948 (wie Anm. 358).

369 Ebd.

370 Vgl. zur Kujonierung und Disziplinierung der Blockparteien, die im Sommer 1948 durch die Gründung von DBD und NDPD, die sich speziell an die ehemaligen Mitläufer und „einfachen“ Parteimitglieder der NSDAP richteten, einen entscheidenden Impuls erhalten hatte: Suckut, Parteien, S. 59ff.

les,³⁷¹ der, inzwischen zum stellvertretenden Intendanten aufgestiegen, einen Rundfunkkommentar zum 1. Mai 1950 sprach.³⁷²

Zilles eröffnete seinen Beitrag mit Erinnerungen an die Befreiung Buchenwalds im April 1945 und die Kundgebung der Lagerinsassen zum 1. Mai kurze Zeit später. Nicht ohne darauf hingewiesen zu haben, daß die Häftlinge „bereits frei“ gewesen seien, als „endlich die amerikanischen Truppen ins Lager einrückten“, stellte er, aus der Sicht des Häftlings zweifellos naheliegend, das Erlebnis der Befreiung in den Mittelpunkt:

„Und dann kam der 1. Mai 1945! Zu tausenden strömten die ehemaligen Häftlinge auf den Lagerstraßen zum Appellplatz, der Städte [sic!] so vielen Leids, so vielen schlichten menschlichen Heldentums unverzagter Streiter für Freiheit und Frieden. Bunt wehten die Fahnen aller Nationen und Kolonnen, voran die rote Fahne der Freiheit getragen von unseren sowjetischen Kameraden als das Symbol ihres Landes, dessen Völker – selbst frei von jeglicher Unterdrückung – unsere Befreiung vom Faschismus, wie die der anderen Völker, erkämpft hatten. [...] So war der 1. Mai 1945 nach langen Jahren der Finsternis auf deutschem Boden der erste Festtag der Freundschaft aller, die ihr Streben um die Freiheit ihres Landes, ihres Volkes verbinden mit dem Kampf für die Befreiung der Menschheit überhaupt.“³⁷³

Deshalb solle es ihm gestattet sein, so Zilles, den Kameraden, die vor fünf Jahren mit ihm auf dem Appellplatz gestanden und gelobt hätten, „nicht eher zu ruhen“, bis „Unterdrückung, Ausbeutung und Krieg von der Erde verschwunden sind“, seinen Gruß zu entbieten. Dies werde ein „Tropfen in dem Meer von Jubel“ sein, der nun, am 1. Mai 1950, „in der befreiten Welt“ aufbränden würde. Damit verschmolz unter den pathetischen Beschwörungen des „proletarischen Internationalismus“ die Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald mit der Utopie des Kommunismus, der Befreiung der Menschheit aus ihren ökonomisch bedingten Abhängigkeiten – die Zilles im übrigen im Osten bereits verwirklicht schien. Ihren konkreten Ausdruck habe diese Befreiung in jenem „Gesetz der Arbeit“ gefunden, das nun, von Regierung und Volkskammer der DDR beschlossen, in Kraft trete und das „all die Forderungen, für die die Arbeiterbewegung seit 60 Jahren demonstriert hat“ erfülle. Während es „unseren Schwestern und Brüdern im westlichen Teil unserer Heimat“ unter der „anglo-amerikanischen Kolonialherrschaft“ wie bereits unter dem Nationalsozialismus nicht erlaubt sei, offen für ihre Rechte einzutreten,³⁷⁴ seien diese Rechte in der DDR bereits verwirklicht. Und diese Rechte, die „wir erkämpft“ hätten, werde man sich von niemandem mehr streitig machen lassen, sowenig wie beim „Aufbau des Landes, das wir zum

371 Vgl. zur Person biographischer Anhang, ferner Niethammer, „Der gesäuberte Antifaschismus“, S. 286f., 519.

372 Sendemanuskript „Kommentar zum Sonntag“, Deutschlandsender, 30. April 1950, Autor: Hermann Zilles, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202-00-06/0210.

373 Ebd.

374 Über den 1. Mai 1933 heißt es bezeichnenderweise: „Und ich sah wie hinter dem Haufen von SA und SS auch Arbeiter – von ihrer Gewerkschaftsführung aufgefordert – im Takt des Mörderliedes einherstampften. Wut und Scham im Gesicht. Und ich erkannte in ihrer Haltung das Unbehagen und den Groll, den sie empfinden mochten gegenüber einer Gewerkschaftsleitung, von der sie erwartet hatten, daß sie sie in den Kampf führt gegen die Blutdiktatur und von der sie nun dies – die restlose Unterordnung unter das Naziregime – erleben mußten.“ Ebd.

ersten Mal in der deutschen Geschichte als unser Vaterland, als das Vaterland aller schaffenden Deutschen betrachten“.³⁷⁵

Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus, die Befreiung des Konzentrationslagers, all dies ordnete Zilles dem Kampf der Arbeiterbewegung unter. Die Selbstbefreiung Buchenwalds erscheint nur als Metapher in einer Aufstiegserzählung, in der das Proletariat als Held sich seiner Unterdrücker entledigt. In der Gründung der DDR und ihrer legislativen Tätigkeit scheint der historische Kampf gleichsam seine Erfüllung gefunden zu haben, wenn man davon absieht, daß die Befreiung der Schwestern und Brüder im Westen noch aussteht. Damit übertrug Zilles nicht nur seine Identität als kommunistischer Widerstandskämpfer und „Buchenwalder“ auf das sozialistische Projekt im allgemeinen und den neuen Staat im besonderen, sondern er ordnet sie diesen auch unter. Der Widerstand wurde so, wie Schirdewan es formulierte, zu einem „Teilstück aus dem großen Ringen zwischen Fortschritt und Verfall, dem die Menschheit in ihrer gesetzmäßigen Entwicklung unterworfen ist“.³⁷⁶

Nach der Gründung der DDR war es zwar möglich, den kommunistischen Führungsanspruch zu artikulieren und es schien keineswegs mehr so, als habe es in Buchenwald zwar politische Häftlinge, aber keine Kommunisten gegeben. Ganz im Gegenteil: Jetzt schien in Buchenwald die Arbeiterklasse gefangen gewesen zu sein, und – hier liegt die versteckte Pointe von Zilles' Argumentation – mit der Selbstbefreiung eine Art nationaler Revolution vollzogen zu haben. Doch so sehr hier das Selbstbewußtsein der kommunistischen Widerstandskämpfer aufblitzte, eher stärker als zuvor hatten sich Erzählungen vom Widerstand nach den aktuellen politischen Gegebenheiten auszurichten. Darstellungen, in denen – wie zumindest ansatzweise bei der Übertragung des ersten Buchenwaldtages 1946³⁷⁷ – die Gruppenidentität als Verfolgte und ihre häufig radikalen politischen Positionen zum Ausdruck kamen, lassen sich im Rundfunk für die späten vierziger und frühen fünfziger Jahre nicht mehr nachweisen. Auch hier dominierte die Gegenwart über die Vergangenheit, und so offensichtlich gerade die führenden kommunistischen Buchenwald-Häftlinge nach der Befreiung eine „spezifische Erfahrungsgemeinschaft“ konstituierten,³⁷⁸ so wenig hatten sie in der breiten Öffentlichkeit die Möglichkeit, diesen Ausdruck zu verleihen.

Die Ursachen dafür sind in der Heterogenität der kommunistischen Bewegung mit ihren divergierenden politischen Lagern, aber auch und gerade mit ihren unterschiedlichen Exil- und Verfolgungserfahrungen zu suchen, respektive den daraus erwachsenden Machtkämpfen. Das Problem bestand in der symbolischen Macht, die aus der Verbindung von kommunistischem Engagement mit Widerstand gegen und Verfolgung durch den Nationalsozialismus innerparteilich praktisch von selbst erwuchs. Unter den Bedingungen instabiler Machtverhältnisse, wie sie für die späten vierziger und frühen fünfziger Jahre in der SBZ/DDR sowohl gesamtgesellschaftlich als auch innerhalb der SED unterstellt werden können, beargwöhnte die führende, aber keineswegs unangefochtene Gruppe der Moskauer Exil-Kommunisten um Ulbricht und Pieck jeden Versuch der in Deutschland verbliebenen Kommunisten, ihre eigene Kämpfer- oder Opferbiographie in soziales Kapital umzumünzen.

375 Sendemanuskript „Kommentar zum Sonntag, 30. April 1950, (wie Anm. 372).

376 Sendemanuskript „Worüber man spricht – Die antifaschistische Bewegung in der Illegalität“ (Teil III), 6. September 1948 (wie Anm. 358).

377 Vgl. dazu ausführlicher Classen, *Vom Anfang im Ende*, S. 93ff.

378 Niethammer, *Der „gesäuberte Antifaschismus“*, S. 145.

Tatsächlich konnten sie ja auf ihren unmittelbareren Kampf verweisen, den sie gewissermaßen „Auge in Auge“ mit dem Feind (also der SS) geführt hätten. Es war, das wird hier deutlich, nicht zuletzt ein Kampf um die Diskurshoheit im Hinblick auf die Darstellung des antifaschistischen Widerstandes und das daraus erwachsende symbolische Kapital.³⁷⁹ Folgerichtig wurden die Inlandskommunisten schon früh in die Defensive gedrängt, u.a. durch den Vorwurf, sich auf Kollaboration mit der SS eingelassen zu haben.³⁸⁰ Doch der Argwohn gegenüber potentiellen Fraktions- und Gruppenbildungen blieb. In der Konsequenz gerieten auch viele ehemalige Widerstandskämpfer in die Mühlen der Parteisäuberungen. Mit der Auflösung der VVN im Februar 1953 war der Machtkampf zwischen Inlandskommunisten und der exilierten Parteispitze endgültig entschieden.³⁸¹ Dabei mag auch eine Rolle gespielt haben, daß permanente Verweise auf den eigenen heroischen Widerstandskampf nicht nur denkbar unpopulär waren, sondern auch in einem Spannungsverhältnis zum offiziellen Kurs einer sukzessiven Integration ehemaliger Mitläufer und minderbelasteter Nationalsozialisten standen.³⁸² Zumindest an einer so exponierten Stelle, wie der Rundfunk sie darstellte, war es jedenfalls schon zuvor offenbar ratsam, mit der eigenen Widerstandsbiographie nicht allzu sehr hausieren zu gehen.

Zunehmend deutlich zeichnet sich also in den Rundfunkbeiträgen der Jahre ab 1948 die Tendenz ab, Darstellungen des Widerstandes von ihren sozialen Trägern zu lösen, und sie in eine Erzählung des proletarischen Klassenkampfes münden zu lassen, die mit der Gründung der DDR an ihr Ende gekommen sei. Zur Personifizierung dieser eher typisch marxistisch-abstrakten Erzählung wurde der ehemalige KPD-Vorsitzende Ernst Thälmann. Die Anfänge des Kultes um seine Person fallen nicht zufällig in die Jahre ab 1949. Zuvor hatte sein Name im Rundfunk (und mutmaßlich in der gesamten Publizistik jenseits der Parteipublikum) so gut wie keine Rolle gespielt.³⁸³ Das lag daran, daß der ehemalige KPD-Führer sich

379 Allerdings nicht nur: Von Bedeutung waren auch Unterschiede in der politischen Ausrichtung; so favorisierte Ulbricht einen Integrationskurs gegenüber den minderbelasteten ehemaligen Nationalsozialisten, der realpolitisch dringend geboten war, von der VVN jedoch scharf angegriffen wurde. Sie habe damit, so Olaf Groehler, mehrheitlich einen „im eigentlichen Sinne nicht politikfähigen“ moralistischen Ansatz vertreten vgl. ders., Verfolgten- und Opfergruppen im Spannungsfeld der politischen Auseinandersetzungen in der Sowjetischen Besatzungszone und der Deutschen Demokratischen Republik, in: Danyel, Die geteilte Vergangenheit, S.16–30.

380 Vgl. Niethammer, Der „gesäuberte Antifaschismus“, passim.

381 Vgl. Schütrumpf, Antifaschismus in der DDR, S.142–152.

382 Mit dem „Gesetz über die staatsbürgerlichen Rechte der ehemaligen Offiziere der faschistischen Wehrmacht und der Mitglieder und Anhänger der Nazi-Partei“, das am 2. November 1952, also nur drei Monate vor der Auflösung der VVN von der Volkskammer verabschiedet wurde, hatte sich Ulbrichts Linie einer weitgehenden Integration Belasteter endgültig durchgesetzt; vgl. dazu Jürgen Danyel, Die SED und die „kleinen Pg's“. Zur politischen Integration der ehemaligen NSDAP-Mitglieder in der SBZ/DDR, in: Annette Leo/Peter Reif-Spirek (Hg.), Helden, Täter und Verräter. Studien zum DDR-Antifaschismus. Berlin 1999, S. 177–196; vgl. zur Kommentierung des Gesetzes im Rundfunk durch den ehemaligen Kommodore des Edelweißgeschwaders der Luftwaffe und nunmehr Berliner NDPD-Vorsitzenden Egbert von Frankenberg und Proschlitz, der in diesem Zusammenhang einen „Schlußstrich unter die Vergangenheit“ forderte, Kapitel 5.2.3 dieser Arbeit.

383 Lediglich nach der Vereinigung zur Einheitspartei hatte Otto Grotewohl im Rundfunk die beiden in Buchenwald ermordeten Parteiführer Thälmann und Rudolf Breitscheid gewürdigt und damit den Zusammenschluß mit einer antifaschistischen Opferehrung fundiert; vgl. Sendemanuskript „Zur Erinne-

schlecht eignete, um den antifaschistisch-demokratischen Kurs einer vermeintlich offenen, gesellschaftlich pluralen Entwicklung zu symbolisieren. Hinzu kam, daß seine starke Orientierung an der Komintern (und damit an Moskau) einschließlich der Propagierung der „Sozialfaschismus-These“ im Umfeld der Vereinigung von KPD und SPD provozierend auf den ehemals sozialdemokratischen Flügel der Einheitspartei hätte wirken können.

Aber nun, zu seinem 64. Geburtstag am 16. April 1950, erinnerte Karl-Eduard von Schnitzler an den in Buchenwald ermordeten KPD-Chef.³⁸⁴ Thälmann, so von Schnitzler, sei auch in der Haft „unerschütterlich“ geblieben. Am Tage des Überfalls auf die Sowjetunion habe er „hohen SS-Offizieren“ zugerufen: „Das ist Euer Ende!“. Keiner seiner Geburtstage, kein 1. Mai sei vergangen, „an dem nicht die Arbeiterschaft der ganzen Welt Ernst Thälmann gedachte“. Von Schnitzler unterließ es auch nicht, Thälmann zu einem Vorkämpfer dessen zu machen, was aktuell ganz oben auf der politischen Agenda stand: Neben seinen Bemühungen, „die Arbeiterklasse in einer revolutionären Partei neuen Typs zu organisieren“,³⁸⁵ sei eines seiner obersten Ziele die „Einheit der Arbeiterklasse“ gewesen, auch wenn er mit diesem Ziel an der fehlenden Einsicht der Sozialdemokratie gescheitert sei:

„Tragisch, daß sein Bündnisangebot am 20. Juli 1932, als Papen die Preußenregierung entfernte, daß sein Vorschlag auf Generalstreik und gemeinsame Aktion an der verhängnisvollen Vorstellung der sozialdemokratischen Führer scheiterte, den Feind links statt rechts zu sehen. Symbolisch, daß er ermordet wurde gemeinsam mit dem Sozialdemokraten Rudolf Breitscheid, der sich bis 1933 der Einsicht verschlossen hatte, daß der Kampf der Reaktion gegen die Kommunisten immer nur das erste Stadium ist des Kampfes gegen die gesamte Arbeiterschaft, gegen die Interessen des gesamten Volkes [...]“.³⁸⁶

Damit ging nun die Schuld an der „Uneinigkeit der Arbeiterklasse“ und den Opfern des Widerstandskampfes klar zu Lasten der SPD, während diese Frage früher stets offengehalten worden war.³⁸⁷ Eine Aufspaltung der Sozialdemokratie in einen linken, im Widerstand engagierten Flügel (dessen Tradition jetzt vermeintlich in der SED fortlebte) und „Rechtssozialisten“, die bewußt oder unbewußt dem Klassenfeind zugearbeitet hatten und nun im

rung an Ernst Thälmann und Rudolf Breitscheid“, Berliner Rundfunk, 18. August 1946, Autor: Otto Grotewohl; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 203-01-01/0282.

384 Sendemanuskript „Porträt der Woche: Ernst Thälmann“, Deutschlandsender, 16. April 1950, Autor: Karl-Eduard v. Schnitzler; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204-02-01/055.

385 So der Beschluß auf der 1. SED-Parteikonferenz im Januar 1949; vgl. Kleßmann, Staatsgründung, S. 262; ausführlich zu diesem Komplex Dietrich Staritz, Sozialismus in einem halben Land. Zur Programmatik und Politik der KPD/SED in der Phase der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung in der DDR, Berlin 1976, S. 156-168.

386 Sendemanuskript „Porträt der Woche: Ernst Thälmann“, 16. April 1950 (wie Anm. 384).

387 Eine sogar noch halbwegs indirekte Schuldzuweisung dieser Art war Schirdewan eineinhalb Jahre zuvor aus seinem Manuskript noch herausgestrichen worden; die entsprechende Passage lautete: „Die Auseinandersetzung über die Frage eines friedlichen oder revolutionären Weges zum Sozialismus hatte zwischen den Kommunisten und der sozialdemokratischen Mitgliedschaft solche Mauern gerammt, daß es trotz der Ehrlichkeit der Kommunisten, die die drohenden Gefahren im vollen Umfange erkannten, nicht gelang, eine höhere Form des gemeinschaftlichen Kampfes zu finden, wie die Lage es gebot.“ (Streichungen im Original); vgl. Sendemanuskript „Worüber man spricht – Die antifaschistische Bewegung in der Illegalität“, Berliner Rundfunk, 2. September 1948 (wie Anm. 355).

Westen beheimatet waren,³⁸⁸ war augenscheinlich nicht mehr erforderlich. Nun verlief die Grenze zusehends zwischen „Kommunisten“ und „Sozialdemokraten“.

Für die Exponierung Thälmanns sprachen zunächst zwei banale Voraussetzungen: Einerseits war er der wahrscheinlich bekannteste deutsche Kommunist der Weimarer Republik, spätestens seit seiner Kandidatur für das Amt des Reichspräsidenten 1925. Bereits zu Lebzeiten war er „von einer Aura umgeben“,³⁸⁹ die vor allem auf seiner Begabung beruhte, intransigentes proletarisches Klassenbewußtsein zu symbolisieren. Er war somit nicht nur einer der wenigen charismatischen deutschen Kommunisten überhaupt, sondern auch ein Vertreter jener Minderheit vom Mitgliedern des Politbüros, die tatsächlich von den Nationalsozialisten umgebracht worden waren, und nicht wie viele andere den stalinistischen Säuberungen zum Opfer gefallen waren.³⁹⁰ Damit verkörperte er eben jene Verbindung von antifaschistischem Widerstand und kommunistischem Führungsanspruch, der nun als neues „Master Narrativ“ Geltung verschafft werden sollte.

Obwohl auch Thälmann nicht davor gefeit war, zum historischen Zeugen der schnell wechselnden politischen Losungen und jeweils aktuellen Ziele aufgerufen zu werden,³⁹¹ erschöpfte sich die Bedeutung seiner Inszenierung darin nicht. Schon die rituellen, stark am Stalin- und Lenin-Kult der Sowjetunion orientierten Formen zeigen,³⁹² daß es hier tatsächlich um den Versuch ging, ein artifizielles „kulturelles Gedächtnis“ im eingangs beschriebenen Sinne zu etablieren.³⁹³ Der Mythos um Thälmann hatte direkt fundierenden Charakter und sollte als „gruppenbezogene Kontinuitätsfiktion“ (Halbwachs) dem kommunistischen Herrschaftsanspruch Kontinuität verleihen und ihn historisch verankern. Deshalb mußte dieses Identifikationsangebot überlebensgroß angelegt sein, und die Tatsache, daß Thälmann von den Nationalsozialisten ermordet worden war, legte es nahe, seine Person zum Zentrum eines sakralen Märtyrer-Kultes zu machen,³⁹⁴ der die gesamten fünfziger Jahre prägen sollte, und – in abgeschwächter Form – die DDR bis zu ihrem Ende begleitete.³⁹⁵

388 Wie sie Schirdewan noch vorgenommen hatte; vgl. ebd.

389 Vgl. dazu Annette Leo, „Stimme und Faust der Nation ...“. Thälmann-Kult contra Antifaschismus, in: Danyel, *Die geteilte Vergangenheit*, S. 205–211 hier: S. 206.

390 Vgl. Hermann Weber, *Die KPD in der Illegalität*, in: Löwenthal/von zur Mühlen (Hg.), *Widerstand und Verweigerung in Deutschland*, S. 83–101, hier: S. 95.

391 In den achtziger Jahren wurde Thälmann sogar zum Vorkämpfer der Wohnungsbauprogramme und damit gewissermaßen zum Propheten von Honeckers „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“; vgl. Leo, *Thälmann-Kult*, S. 211.

392 Der Form nach handelte es sich bei der Inszenierung Thälmanns, nicht anders als bei Stalin und Lenin auch, um einen „Sowjetimport“ eines politischen Rituals, vgl. dazu Jürgen Danyel, *Politische Rituale als Sowjetimporte*, in: Konrad Jarausch/Hannes Siegrist, *Amerikanisierung und Sowjetisierung, in Deutschland 1945–1970*, Frankfurt a. M. 1997, S. 67–86, hier bes. S. 78.

393 Vgl. Kapitel 1.3.

394 Wie stark die Inszenierung Thälmanns den Gesetzmäßigkeiten traditioneller Helden- und Opferkulte folgte, die stets das Opfer für die Gemeinschaft ins Zentrum stellen, illustriert insbesondere das Thälmannlied von 1951 (Text: Kurt Bartel, Musik Eberhard Schmidt), in dem es u.a. heißt: „Thälmann und Thälmann vor allen/Deutschlands unsterblicher Sohn/Thälmann ist niemals gefallen/Stimme und Faust der Nation/Maßlos gequält und gepeinigt/Blieb er uns treu und hielt stand/Durch seinen Namen geeinigt/Kämpf um dein Leben mein Land [...]“.

395 Leo, *Thälmann-Kult*, S. 205ff. ferner dazu jetzt dies.: „Deutschlands unsterblicher Sohn ...“. Der Held des Widerstandes Ernst Thälmann, in: Satjukow/Gries, *Sozialistische Helden*, S. 101–114.

Der Ikone Thälmann war es somit vergönnt, das zu verkörpern, was allen überlebenden Widerstandskämpfern versagt blieb: Die Verschmelzung von historischem sozialistischen Klassenkampf, Widerstand gegen den Nationalsozialismus und aktuellem Aufbau der DDR bzw. des Sozialismus. Zugleich sollte mit Thälmann die Personifizierung einer explizit nationalen Tradition etabliert werden,³⁹⁶ die sich am sowjetischen Personenkult um Lenin und Stalin orientierte³⁹⁷ – ein Unterfangen, das nach dem Abfall Titos aus dem sowjetisch dominierten Block wiederum jedem lebenden kommunistischen Führer einer sogenannten Volksdemokratie unweigerlich von sowjetischer Seite den Vorwurf „nationalistischer Überheblichkeit“ eingetragen hätte. Thälmann kam also posthum auch die Funktion zu, die Lücke einer nationalen charismatischen Führerfigur zu füllen, die sich aus Rücksicht auf Stalin in Deutschland niemand anmaßen durfte. Nur ein toter, zudem zu Lebzeiten wegen seiner außergewöhnlichen Bereitschaft zur Subordination besonders geschätzter Parteiführer wie Thälmann konnte diesen Platz einnehmen.

Immerhin stand damit überhaupt einmal eine Inszenierung von Vergangenheit zur Disposition, die nicht sofort und ausschließlich auf die aktuelle politische Agenda verwies, sondern auf eine in der Vergangenheit wurzelnde Kontinuitätserzählung. Daß sie zudem ästhetisch inszeniert war und sich formal an traditionellen sakralen Riten orientierte, wird kein Schaden gewesen sein. Doch zugleich werden hier auch die Grenzen einer solchen Inszenierung deutlich. Denn Thälmann war erst seit wenigen Jahren tot, und eine Integrationsfigur war er selbst innerhalb der kommunistischen Bewegung kaum gewesen. Der Mehrheit der – ohnehin latent oder offen antikommunistisch eingestellten – Deutschen war er dagegen als radikaler Politiker innerhalb der von Krisen und Konflikten geschüttelten politischen Landschaft der Weimarer Republik in Erinnerung. Der Versuch, diese Figur innerhalb kürzester Frist in einen quasi göttlichen Status zu erheben und zur Personifikation des antifaschistischen Staatsmythos werden zu lassen, konnte daher allenfalls bei zwei Gruppen verfangen: der eigenen Klientel und den Nachgeborenen, die die Weimarer Republik (und am besten auch den Nationalsozialismus) noch nicht politisch bewußt erlebt hatten. Der Versuch, innerhalb kürzester Zeit ein kulturelles Gedächtnis zu etablieren, konfligierte allzu deutlich mit den disparaten, teilweise konträren, auf jeden Fall nicht kurzfristig kanonisierbaren Erfahrungen der Zeitgenossen.

Überhaupt zeugen diverse Beiträge deutlich von der Ablehnung, die den ehemals Verfolgten und Widerständlern aus der Bevölkerung entgegenschlug. Auch wenn sich „jeder anständige Deutsche“ von Kritzeleien auf VVN-Plakaten distanzieren würde, die, wie unlängst geschehen, besagten, daß „die andern auch noch vergast“ würden, könne „leider“ nicht „daran gezweifelt werden, daß mancher unter uns den ehemaligen KZ’lern und Emi-

396 Dies muß im Zusammenhang der forciert nationalen Kampagne in der frühen DDR gesehen werden; vgl. dazu und zu ihren kontraindizierten Wirkungen Michael Lemke, Nationalismus und Patriotismus in den frühen Jahren der DDR, in: APuZ B 50/2000, S. 11–19.

397 Tatsächlich wurde Thälmann, etwa in den DEFA-Produktionen „Sohn seiner Klasse“ und „Führer seiner Klasse“ (1954/1955) exakt wie ein „deutscher Lenin“ inszeniert; vgl. Sandra Langenhahn, Ursprünge und Ausformung des Thälmannkults. Die DEFA-Filme „Sohn seiner Klasse“ und „Führer seiner Klasse“, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), Leit- und Feindbilder in DDR-Medien, Bonn 1997 (Schriftenreihe Medienberatung, H. 5), S. 55–65.

granten mit Vorurteilen gegenübertritt, die noch aus der Hitlerzeit stammen“.³⁹⁸ Vor 1933 habe es „im Grunde zwei Sorten Politiker“ gegeben, nämlich

„Solche, die Hitler in den Sattel halfen und solche, die sich mit allen Kräften dagegen stemmten, unser Volk warnten und auf die Kriegsgefahr hinwiesen, die mit jedem Faschismus verbunden ist.“³⁹⁹

Letzteren sei gerade deshalb vom „Nazistaat“ „alles erdenkliche Unrecht“ angetan worden. Die Ablehnung dieser Gruppe in der Gegenwart beruhe darauf, daß sie „als lebendiger Vorwurf“ gegen das eigene Mitläufertum empfunden würden. Dabei stimme es gar nicht, daß die Verfolgten „uns Vorwürfe“ machten, sondern,

„Wenn sie uns sagen, wohin Halbheit und Unklarheit führen, dann sind das keine ‚Vorwürfe‘, sondern erlebte Wahrheit, die uns eine zweite Katastrophe ersparen will.“⁴⁰⁰

Sie seien es, die „die Ehre des deutschen Namens gerettet“ hätten und sich „ohne Rücksicht auf ihre zerrüttete Gesundheit sofort an den Neuaufbau begeben“ hätten. Schon die letzte Formulierung, die sich stereotyp durch viele Beiträge der Zeit zieht,⁴⁰¹ zeigt, daß es sich hier um den Versuch handelt, dem hegemonialen, von Vorurteilen und Ablehnung geprägten Diskurs etwas entgegenzusetzen. Dieser Versuch zeugt zugleich allerdings von der Ausichtslosigkeit solcher frontalen Bemühungen, zumal er selbst keineswegs ohne Vorwürfe an die Bevölkerung auskam, die von der Rüstungskonjunktur und den Arisierung profitiert habe, „während sie selbst ihre oppositionelle Haltung bestenfalls in einigen Flüsterwitzen“ bekundet habe.⁴⁰² Nach wie vor war es offenkundig so, daß ein elitärer, auf Widerstands- oder Verfolgungsbiographien aufgebauter politischer Führungsanspruch keineswegs geeignet war, in breiteren Bevölkerungsschichten Loyalität zu sichern.

3. Fazit: Das Verschwinden der Vergangenheit im „parteilichen“ Diskurs

Das Jahr 1948 markiert auch im Rundfunk und in der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit eine Zäsur, weil von nun an die Blockkonfrontation massiv den Diskurs

398 Sendemanuskript „Berliner Kommentar – Emigranten und KZler“, Berliner Rundfunk, 11. September 1948, Autor: Harry Damrow; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 204–02–01/0493.

399 Ebd.

400 Ebd.

401 Vgl. hierzu Jürgen Danyel, der nicht ohne Süffisanz anmerkt, daß die später oft in die Bürokratie eingebundenen Funktionäre dieses Stereotyp rituell habitualisiert hätten, indem sie sich „noch Jahrzehnte später gern in öffentlich inszenierten Situationen [zeigten], bei denen sie Schutt wegräumten, Steine klopfen oder mit der Suppenschüssel in der Hand den Neubeginn nach 1945 als ein Selbstbestätigungsritual künstlich verlängerten.“; vgl. ders., Die unbescholtene Macht. Zum antifaschistischen Selbstverständnis der ostdeutschen Eliten, in: Peter Hübner (Hg.), Eliten im Sozialismus. Beiträge zur Sozialgeschichte der DDR, Köln u.a. 1999, (Zeithistorische Studien, 15), S. 67–85, hier: S. 77.

402 Sendemanuskript „Berliner Kommentar – Emigranten und KZler“, 11. September 1948 (wie Anm. 398).

prägte. Es ging jetzt um die symbolische Fundierung einer Wahrnehmung, in der sich zwei antagonistische Weltlager gegenüberstanden, ein sozialistisches „Friedenslager“ und ein „imperialistisches Kriegslager“. Beide waren deutlich zeitlich konturiert: Während das erste für die Zukunft stand, war das zweite gleichbedeutend mit Stagnation oder gar Rückkehr in eine „dunkle“ Vergangenheit, in der Krieg, Genozid und soziales Elend dominierten, mithin jene Erfahrungshorizonte der Deutschen, die die unmittelbare Vergangenheit geprägt hatten, und, was die Folgen anging, noch immer prägten.

Dennoch war diese bipolare Weltsicht, die in analoger Weise bereits die Wahrnehmung der Bolschewiki in den zwanziger und dreißiger Jahren bestimmt hatte, in Deutschland zunächst nicht leicht zu verankern, weil sie gegen die primäre Selbstwahrnehmung der Deutschen als nationales Kollektiv durchgesetzt werden mußte, das sich nun der eigenen Souveränität beraubt und der Herrschaft der vormaligen „Feinde“ ausgeliefert sah. Vor diesem Hintergrund ging es darum, möglichst weite Teile der Bevölkerung zu motivieren, für das „eigene“ Lager zu optieren. Damit war eine Transformation von Herrschafts- und Legitimationsbeziehungen verbunden: Anders als in der unmittelbaren Nachkriegszeit traten nun deutsche Institutionen und Personen in den Vordergrund, die zwar auf die sowjetische Machtgarantie im Hintergrund angewiesen blieben, deren Herrschaft sich langfristig jedoch nicht allein auf die materielle Überlegenheit sowjetischer Truppen stützen konnte und sollte. Die sowjetische Besatzungsherrschaft war insofern gewissermaßen selbstevident gewesen, als sie materiell und auch symbolisch (durch den Sieg über Deutschland) zumindest kurzfristig hinreichend abgesichert war. Für die Herrschaft deutscher Kommunisten, die nun sukzessive aus dem Schatten der Sowjets heraustraten, galt dies trotz der sowjetischen Präsenz im Hintergrund viel weniger. Sie intensivierten deshalb ihre Bemühungen um Legitimation und griffen dabei in besonderem Maße auf die Massenmedien respektive den Rundfunk zurück.

Parallel dazu mußte jedoch zunächst die Basis für die Durchsetzung einer offenen kommunistischen Hegemonie und den Integrationskurs Ostdeutschlands in das sowjetische Lager geschaffen werden. Der Anspruch, den Rundfunk konsequent in diesem Sinne zu nutzen, schlug sich zunächst, ab 1948, in entsprechend forcierten Propaganda-Konzeptionen nieder, ab 1949 verstärkt in einem umfassenden Austausch des Personals und radikalen organisatorischen Reformen. Beides diente dem Ziel, die Journalisten möglichst weitgehend auf die politischen Vorgaben der Parteizentrale zu verpflichten. Trotz unübersehbarer interner Widerstände, kontraproduktiver Eigendynamiken der „Säuberungen“ und anhaltender Schwierigkeiten, eine effektive politische Anleitungsstruktur zu schaffen, gelang dies zu Beginn der fünfziger Jahre in erstaunlich weitreichendem Maße. Dieser Erfolg war zweifellos auf die massiven Repressionen und Repressionsdrohungen zurückzuführen, denen sich die Rundfunkmitarbeiter nicht entziehen konnten. Große Bedeutung kam dabei nicht zuletzt den innerparteilichen Disziplinierungsinstrumentarien zu.

Die beschriebenen Entwicklungen spiegeln sich deutlich in der massenmedialen Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit. Anders als unmittelbar nach dem Krieg wurde die in Deutschland unpopuläre Auseinandersetzung mit den Opfern, insbesondere denen der rassistischen Verfolgung,⁴⁰³ weitgehend suspendiert. Zwar gab es vor allem im Rahmen der Prozeßberichterstattung durchaus noch Auseinandersetzungen mit NS-Verbrechen. Aber

403 Vgl. hierzu auch Koenen, „Judenfrage“, bes. S. 248ff.

die Täter wurden nun entsprechend den aktuellen symbolischen und politischen Demarkationen profiliert: Es handelte sich demnach nicht mehr nur um Nationalsozialisten, sondern bevorzugt um Kapitalisten, denen gegebenenfalls auch Sozialdemokraten zur Hand gegangen waren. Gemeinsam war ihnen, daß der Westen, namentlich die USA als „Kernland“ des Kapitalismus, nun seine schützende Hand über sie hielt. Ihr Opfer schien die überwiegende Mehrheit der deutschen Bevölkerung gewesen zu sein – in der Vergangenheit nicht anders als potentiell in einer nahen Zukunft. Unverkennbar begann das Täterbild sich in ein universelles Feindbild aufzulösen, das nicht zufällig genau der neuen, sich längs durch Deutschland ziehenden Demarkationslinie zwischen Ost und West folgte.

Idealtypisch entspricht dieses kulturelle Muster den von Assmann beschriebenen Merkmalen kultureller Identitätskonstruktionen, denen vor dem Hintergrund eines Traditionsbruchs die Sicherung politisch instabiler Verhältnisse zukommt: Die „limitische Aufrüstung“ kultureller Distinktionen ist bis zur Diskriminierung des anderen als „vorzivilisatorisch“ gesteigert, und ein Zusammengehörigkeitsbewußtsein nach innen sollte vor allem durch die Abgrenzung nach außen, von einem „existentiell Anderen“ (Carl Schmitt) erfolgen.⁴⁰⁴ Die Übertragung der anscheinend tatsächlich „vorzivilisatorischen“ Verbrechen des Nationalsozialismus auf das westliche Gegenüber war diesen Umständen geschuldet. Damit konnte das aktuelle Feindbild als historisch substantiiert erscheinen, als quasi durch die Verbrechen des Nationalsozialismus beglaubigt. Die Ähnlichkeiten zum vergleichbar angelegten Faschismus-Begriff der Komintern vor 1939 sind unübersehbar.⁴⁰⁵ Indirekt verweisen diese Merkmale auf das Legitimationsdefizit bzw. auf ein Gefühl äußerer Bedrohung der deutschen Kommunisten.

Neben dem verbreiteten „Opfer-Empfinden“ der Deutschen und antiamerikanischen Elementen nahm der Diskurs eine weitere populäre Grundstimmung auf, nämlich den Pazifismus. Vor allem die Kriegsthematik bot sich an, um die Ängste der Bevölkerung vor einer erneuten Eskalation im eigenen Sinne zu kanalisieren. Am ehesten konnten die Flächenbombardements im Hinblick auf die aktuelle Konstellation aktualisiert werden, weil sie ausschließlich von britischen und später auch amerikanischen Bomberverbänden ausgegangen waren. Hinzu kam, daß die Zivilbevölkerung darunter am meisten gelitten hatte. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ging in einem „Friedens-Diskurs“ auf, in dem sich die östliche Seite als Garant für die Dauerhaftigkeit des Friedens zu präsentieren suchte. Ansonsten blieb es jedoch schwierig, die Vergangenheit in diesem Bereich konsequent im eigenen Sinne zu interpretieren. Das galt insbesondere für das Problem, den ehemaligen Feind im Osten nun als „Freund“ zu präsentieren, zumal Solidaritätsbeweise in der aktuellen Politik Mangelware blieben.⁴⁰⁶ Die Tendenz, Kriegsniederlagen wie Stalingrad symbolisch in ihr Gegenteil zu verkehren, indem einfach das sowjetische Befreiungs- und Aufstiegsnarrativ übernommen wurde, zeugt deutlich von diesen Schwierigkeiten.

404 Vgl. Kapitel 1.3.

405 Vgl. hierzu auch Koenen, Utopie, der von der „Dämonologie des universellen Feindes“ als konstantes Element des sowjetischen Kommunismus noch über die Stalin-Zeit hinaus spricht; vgl. ebd., S. 404f.

406 Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang auf die anhaltend delegitimierende Wirkung, die insbesondere von der Kriegsgefangenenfrage, Versorgungsmängeln, Demontagen sowie willkürlichen Verhaftungen und den sogenannten Speziallagern ausging; vgl. dazu auch Kapitel 5.1.3.

Sofern solche Versuche von deutscher Seite ausgingen, zeugen sie allerdings auch von dem Druck, sich zu einer expliziten Orientierung an der Sowjetunion zu bekennen, wie er nun auf den Rundfunkmitarbeitern lastete. Dieser Druck konnte bis zur Selbstverleugnung reichen, wie der Fall des Stalingrad-Veteranen Pallas illustriert. Er führte dazu, daß der massenmediale Diskurs sich immer mehr auf die parteilichen Vorgaben ausrichtete. Für die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit bedeutete dies, daß in dieser Zeit ganz überwiegend jeweils tagesaktuelle, oft schnell wechselnde Gesichtspunkte die Vergangenheitsdeutungen bestimmten. Ganz explizit konnte selbst der Sinnhorizont von Gedenktagen kurzfristig auf aktuelle Ereignisse abgestimmt werden, deren Bedeutung bereits kurze Zeit darauf vollständig verblaßte. Vergangenheit hatte in dieser auf die Gegenwart und die Zukunft fixierten politischen Kultur vor allem die Funktion einer disponiblen Negativfolie, von der sich die aktuelle Politik mit ihren chiliastischen Erlösungsversprechen positiv abheben sollte. Wenig Raum blieb unter solchen „fragmentarischen“ Bedingungen, unter denen selbst scheinbare politische Essentials schnell überholt sein konnten, für die Konstitution tragfähiger historischer Mythen und Kontinuitätserzählungen.

Anfang der fünfziger Jahre sind gleichwohl erste Ansätze zur Prägung eines staatsbezogenen kulturellen Gedächtnisses zu verzeichnen. Der kommunistische Widerstand wurde nun in eine Aufstiegserzählung des Sozialismus integriert, gleichsam als dramatische Zuspitzung der im 19. Jahrhundert beginnenden Auseinandersetzung zwischen Arbeiterklasse und Kapital in der Moderne, an dessen Ende als „Erlösung“ die Gründung der DDR stand. Im Kult um Thälmann war diese proletarische Erzählung personifiziert, weil sich in seiner Person Klassenkampf und antifaschistisches Opfer verbanden. Er wurde so zum nationalen Märtyrer dieser proletarischen Erzählung, der sein Leben für jenen Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft gegeben habe, die man nun in der DDR endlich vollziehen könne. Das Opfer für die Gemeinschaft als Kern eines jeden kulturellen Gedächtnisses war damit verfügbar, so etwas wie ein mythisches Master-Narrativ des neuen Staates wenigstens in groben Zügen konturiert.

Kein Raum blieb unter diesen Bedingungen für gruppenbezogene Identitätsdiskurse, wie sie in der unmittelbaren Nachkriegszeit auch noch den massenmedialen Diskurs geprägt hatten. Andere als die kommunistischen Widerstands- und Opfergruppen wurden zwar gelegentlich noch erwähnt, weil man das integrative Potential des breiten „antifaschistischen“ Bündnisses der unmittelbaren Nachkriegszeit ungern aufgab. Doch selbst artikulieren konnten sie sich im Rundfunk längst nicht mehr, 1950 wurde auch die Übertragung der christlichen Sonntagsgottesdienste aus dem Rundfunk verbannt.⁴⁰⁷ Doch falls die überlebenden kommunistisch bzw. sozialistisch inspirierten, ehemals in Deutschland inhaftierten Widerständler gehofft haben, nun sei „ihre“ Zeit gekommen, weil die Rücksichtnahme auf „bürgerliche“ Kreise jetzt hinfällig sei, hatten sie sich getäuscht. Zwar war letztere in den

407 Im Oktober 1950 stellten die Kirchen ihre Zusammenarbeit mit dem DDR-Rundfunk weitgehend ein, nachdem es nicht gelungen war, das Primat der Kirche über die inhaltliche Gestaltung der Gottesdienstübertragungen zu sichern. Im Vorfeld hatte Generalintendant Mahle sich dafür eingesetzt, auf die Übertragungen zu verzichten, während Axen zur Vorsicht in diesem Punkt geraten hatte; vgl. Protokolle der Intendanten-Tagungen vom 20. September und 9. November 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, F 210-00-00/0002; vgl. zu diesem Komplex auch Stephan Rechlin, Programm nach Plan. Der Rundfunk in der sowjetischen Besatzungszone/DDR 1945-1955. Magisterarbeit, Bielefeld 1993, S. 82ff.

späten vierziger Jahren tatsächlich immer weniger geboten, aber um so mehr wurde nun auch von ihnen verlangt, sich ganz den gegenwartsbezogenen Vorgaben der Partei unterzuordnen. KZ-Haft und Widerstandskampf kamen so allenfalls noch ein illustrativer Stellenwert innerhalb eines strikt gegenwartsbezogenen Diskurses zu.

Dieses auf den ersten Blick vielleicht überraschende Ergebnis hatte mehrere Ursachen, die hier nur angedeutet werden können. Natürlich spielte dabei ein Rolle, daß die in der VVN organisierten Überlebenden sich dem von Ulbricht verfolgten pragmatischen Integrationskurs gegenüber Mitläufern und „kleinen Pg's“ überwiegend verweigerten, und diese Gruppe in der Bevölkerung ohnehin alles andere als populär war. Zweitens existierte – gerade auch auf sowjetischer Seite – ihnen gegenüber ein generelles Mißtrauen, das sich aus ihrer Isolation während der Haftzeit, aber auch aus unterstellter potentieller Kollaboration speiste. Angesichts „titoistischer Abweichungen“ wurden auch sie, die häufig radikale Positionen vertraten und insgesamt weniger bereit schienen, sich den sowjetischen Vorgaben bedingungslos zu unterwerfen, argwöhnisch beäugt, wengleich nicht in gleichem Maße wie die Westemigranten. Schließlich ging es dabei um einen stets auch politisch-inhaltlich unterlegten Machtkampf zwischen den Moskauer Exilkommunisten und anderen Kräften, in dem, so ungleich er angesichts der sowjetischen Präsenz im Hintergrund auch war, das symbolische Kapital, das aus dem unmittelbaren Widerstandskampf in Deutschland innerhalb der Bewegung erwuchs, unterdrückt wurde.

Nicht zuletzt an der weitgehenden Unterordnung sozialer Identitäten unter die parteilichen Vorgaben läßt sich ablesen, daß deren Durchsetzung auch tatsächlich gelang. Aber auch die Bekenntnis-Rituale zu Stalin und zur Sowjetunion etc., insgesamt die „Kurzatmigkeit“ des stets an aktuellen politischen Ziele orientierten Diskurses zeigt, daß die Regeln des institutionellen Parteidiskurses auf die Massenmedien (und damit auf den Interdiskurs) durchschlugen. Doch die Aufrufe zur „Geschlossenheit“ und zur Unterordnung konnten außerhalb eines institutionellen Rahmens mit seinen spezifischen Repressionsinstrumentarien nicht verfangen. Die Grenzen wurden dadurch nur verschoben, nicht aufgehoben: Der parteiliche Diskurs wurde auf die Massenmedien ausgedehnt, die damit jedoch gleichzeitig ihre gesellschaftliche Breitenwirkung verloren. Denn damit war ihre Funktion als „Medien“, d.h. als Instanz, in der üblicherweise verschiedene gesellschaftliche Diskurse vermittelt werden und gesellschaftliche Selbstverständigungsprozesse ablaufen, faktisch aufgehoben.

KAPITEL 5

Zur gesellschaftlichen Rezeption des Antifaschismus: Reichweite und Grenzen

Eingangs ist bereits darauf hingewiesen worden, daß sich die Frage gesellschaftlicher Breitenwirkungen des über die Massenmedien verbreiteten Geschichtsbildes direkten Zugriffen überwiegend entzieht. Vielmehr handelt es sich um einen Komplex, der nur indirekt, d.h. über den oben skizzierten diskurstheoretischen Zugang erschlossen werden kann. Dies soll im folgenden in zwei Schritten geschehen: Zunächst steht das Medium Rundfunk im Vordergrund, und zwar im Hinblick auf die Voraussetzungen seiner Nutzung und auf die Rezeptionsmuster und Präferenzen der Hörer. Danach wird unter Rückgriff auf die Ergebnisse der Diskursanalyse in Kapitel 3 und 4 der Frage nachgegangen, welche Chancen auf positive Aufnahme den verbreiteten Deutungsangeboten jeweils zukamen.¹

1. Erwartungen an den Rundfunk in der ostdeutschen Gesellschaft

Wenn wir uns im folgenden den Ansprüchen an das Medium von seiten der Hörer nähern, so sollte dies nicht geschehen, ohne wenigstens kurz die Bedingungen der unmittelbaren Nachkriegszeit und der frühen fünfziger Jahre zu rekapitulieren, die die Erwartungshaltungen gegenüber dem Radio strukturierten. Der Kampf der „Zusammenbruchsgesellschaft“ ums Überleben, der von den Bedingungen fehlenden Wohnraums, Nahrungs- und Heizmittelknappheit, Vertreibung und Kriegsgefangenschaft, schließlich auch allgemeiner Unsicherheit und Depression geprägt war,² bestimmte in den unmittelbaren Nachkriegsjahren auch maßgeblich die Ansprüche, die an das Medium Rundfunk gestellt wurden. Entscheidend waren in dieser „informationsarmen“ Zeit aus Sicht der Hörer zum einen die Versor-

1 Es versteht sich von selbst, daß es hier nicht um einen kommunikationswissenschaftlichen Ansatz geht, der im streng sozialwissenschaftlichen Sinne nach „Medienwirkungen“ fragt. Abgesehen davon, daß sich selbst gegenwartsbezogene Untersuchungen anhaltend schwer damit tun, den Anteil der Massenmedien an gesellschaftlichen Prägungen zu bestimmen (wie beispielsweise die anhaltende Debatte über Gewaltdarstellungen zeigt), ist die Fragerichtung hier umgekehrt: Ausgangspunkt ist die Breitenwirkung von Deutungsangeboten der Vergangenheit. Der Rundfunk kommt dabei nur sekundär als Katalysator bestimmter Diskurse in den Blick.

2 Vgl. Kleßmann, *Doppelte Staatsgründung*, S. 37ff.

gung mit bestimmten Basisinformationen über Regelungen des öffentlichen Lebens, Verbote etc., zweitens Service-Informationen, die bei der Bewältigung des Alltags helfen konnten (wie z.B. der Suchdienst für Vermißte oder die bereits erwähnte Hilfe des Landfunks für den Anbau von Gemüse und Obst) und drittens das immer wieder geäußerte eskapistische Bedürfnis nach „leichter“ Unterhaltung, womit insbesondere überkommene Formen von Tanz- und Operettenmusik gemeint waren, die einen temporären Ausstieg aus der Härte des Alltags ermöglichen sollten.³

Gerade in den Zeiten großer materieller Unsicherheit und politisch-ideologischer Orientierungslosigkeit wurde an den Rundfunk unverkennbar ein konservatives Bedürfnis nach vertrauten Formen, Melodien und Personen herangetragen, das in den fünfziger Jahren noch anhielt.⁴ Auch in dieser Zeit stand – nach den chaotischen Erfahrungen der Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre – die Rückgewinnung von „Normalität“ im Vordergrund, also die Etablierung eines geregelten, materiell (auf wie bescheidenem Niveau auch immer) gesicherten Alltags, der sich ästhetisch wie habituell in starkem Maße an tradierten Formen und Mustern der Vorkriegszeit orientierte.⁵ Da inzwischen andere Informationsquellen zur Verfügung standen und das Leben zunehmend wieder in geregelten Bahnen verlief, rückte in den fünfziger Jahren das Interesse an (musikalischer) Unterhaltung gegenüber den Informations- und Lebenshilfe-Bedürfnissen noch mehr in den Vordergrund.

1.1 Rundfunkversorgung und Teilnehmerzahlen

Die erste Frage, der man sich stellen muß, wenn es um die Rezeption von Rundfunkangeboten geht, ist diejenige der tatsächlichen Empfangsmöglichkeiten und Bedingungen. Die Versorgung mit Rundfunkgeräten hatte durch den Krieg weniger gelitten, als man angesichts der Zerstörungen annehmen könnte. Zwar lag die Zahl der Haushalte, die ein funktionierendes Gerät hatten, unmittelbar nach dem Krieg deutlich unter jenen rund 70%, die Anfang der vierziger Jahre über ein angemeldetes Gerät verfügten. Für die amerikanische Zone wird 1945 ein Wert von 42% angegeben,⁶ in Berlin lag er auf etwas höherem Niveau.⁷

3 Vgl. Walter Klingler, Hörfunknutzung seit 1945, in: Walter Klingler/Gunnar Roters/Maria Gerhards (Hg.), *Medienrezeption seit 1945. Forschungsbilanz u. Perspektiven*, Baden-Baden 1998, S. 114–137.

4 Vgl. Schildt, *Moderne Zeiten*, S. 229ff.; es gibt im übrigen zahlreiche Indizien dafür, daß die Präferenzen in der DDR sich in dieser Zeit nicht von denjenigen in der Bundesrepublik unterschieden.

5 Vgl. hierzu z.B. die Präsentation der Geräte in ostdeutschen Werbebroschüren; Uta C. Schmidt, Radioaneignung. Radiohören in der Nachkriegszeit und in den fünfziger Jahren, in: Marbolek/v. Saldern, *Zuhören und Gehörtwerden*, S. 259–367, hier: S. 280. Die auffällige Ähnlichkeit zwischen den dreißiger und fünfziger Jahren, etwa im Bereich der populären Kultur und z.T. auch des Produktdesigns hat hier ihre Ursache. Zweifellos ist diese gesellschaftliche Tendenz auch dafür verantwortlich, daß die bundesrepublikanische Gesellschaft in diesem Jahrzehnt lange Zeit als „restaurativ“ beschrieben worden ist, ein Urteil, das durch die sozialgeschichtliche Forschung mittlerweile erheblich differenziert worden ist; vgl. hierzu insbesondere Schildt, *Ankunft*, S. 92 sowie die Beiträge in Axel Schildt/Arnold Sywotek (Hg.), *Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der fünfziger Jahre*, Bonn ²1998.

6 Schildt, *Moderne Zeiten*, S. 211.

7 Galle, *RIAS Berlin*, S. 207; zu berücksichtigen ist, daß es bei der Verbreitung der Geräte traditionell ein deutliches Stadt-Land-Gefälle gab (wie es bei allen Innovationsprozessen zu beobachten ist), das sich nur langsam abschwächte.

Aber in den folgenden Jahren stieg die Zahl der Haushalte, die über ein Rundfunkgerät verfügten, sehr schnell an: In Berlin beispielsweise wuchs sie bis Ende 1947 um 50%, lag allerdings immer noch ein Viertel unter dem Wert vom Oktober 1944.⁸ Offensichtlich waren viele Geräte mit in die Luftschutzkeller genommen worden, und nun wurden sie nach und nach wieder angemeldet.⁹ Im Dezember 1947 waren in der SBZ gut 2,3 Mio. Geräte registriert, ein Jahr später näherte sich die Zahl bereits der 2,6 Mio.-Marke an.¹⁰ 1950 betrug die Zahl der angemeldeten Teilnehmer ca. 3,5 Mio., bis 1956 stieg sie noch einmal um 1,6 Mio. an. Damit waren Mitte der fünfziger Jahre über 80% aller Haushalte mit Rundfunk versorgt, ein Wert, der allgemein als Vollversorgung angesehen wird, und der auch in der Folgezeit nur noch geringfügig überschritten wurde.¹¹

Überwiegend handelte es sich bei den verbreiteten Radios um sehr einfache Geräte, die noch aus der NS-Zeit stammten. Nach einer Schätzung der Generalintendanz aus dem Jahr 1950 verfügten etwa zwei Drittel der Hörer über Volksempfänger bzw. Deutsche Kleinempfänger Typ DKE.¹² Leistungsfähige Geräte mit vier bis sechs Röhren waren demnach bei einem Fünftel, „Groß-Super“ (sechs und mehr Röhren) lediglich bei 10% der Hörer anzutreffen. Nur ein kleiner Teil behalf sich demnach andererseits noch mit Detektoren und Bastlergeräten.¹³ Da abgelieferte Großgeräte von den Sowjets grundsätzlich nicht zurückgegeben worden waren, ihr Besitz in der SBZ anfangs auch nur Funktionären erlaubt war,¹⁴ andererseits die Produktion von Geräten trotz der Konzentration der Geräteindustrie im Berliner Raum wegen Demontagen und Rohstoffknappheit nur sehr schleppend in Gang kam,¹⁵ ist es wenig verwunderlich, daß die überwiegende Zahl der Hörer noch Anfang der fünfziger Jahre mit den damals preiswerten, aber wenig leistungsfähigen Geräten der dreißiger Jahre vorliebnehmen mußte. Zu einer umfassenden Erneuerung des Gerätebestandes kam es in der DDR erst im Laufe der fünfziger Jahre.¹⁶ Für die Hörer bedeutete dies zunächst erhebliche Einschränkungen im Hinblick auf die Empfangsqualität, aber auch hinsichtlich der Wahlmöglichkeiten zwischen verschiedenen Sendern. Mit den einfachen Geräten ließ sich häufig nur der stärkste Heimatsender in halbwegs annehmbarer Qualität empfangen.¹⁷

8 Ebd.

9 Die tatsächliche Zahl der Empfänger ist vermutlich noch deutlich höher gewesen als die der angemeldeten Geräte. Eine Größenordnung für das verbreitete „Schwarz hören“ anzugeben, mit dem man die Gebühren einspart, ist gleichwohl nicht möglich; vgl. Schildt, *Moderne Zeiten*, S. 213f.

10 Übersicht über die Rundfunk-Teilnehmer-Zahlen Dezember 1947 bis November 1948; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945–1950).

11 Vgl. Memorandum „Die Einschätzung des Nachrichtenwesens für den Zeitraum 1950 bis 1960, undat. [Herbst 1957]; BArch, DR 6/662.

12 Vgl. zu diesen Geräten, die erheblichen Anteil an der endgültigen Durchsetzung des Rundfunks in den dreißiger Jahren hatten, Uta C. Schmidt, *Der Volksempfänger. Tabernakel moderner Massenkultur*, in: Marbolek/v. Saldern, *Radiozeiten*, S. 136–159; ferner Schildt, *Moderne Zeiten*, S. 209f.

13 Memorandum der Generalintendanz, 25. März 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004.

14 Galle, *RIAS Berlin*, S. 207, Anm. 798.

15 Vgl. Schildt, *Moderne Zeiten*, S. 211; Schmidt, *Radioaneignung*, S. 273.

16 Vgl. Vogel, *Innovationsprozesse*, S. 179ff.

17 Vgl. Schildt, *Moderne Zeiten*, S. 210.

Ingesamt läßt sich an dem schnellen Wachstum der Teilnehmerzahlen der hohe Stellenwert ablesen, dem man dem Medium gerade auch in der schwierigen Nachkriegszeit beimaß. Dabei spielten fehlende kulturelle Angebote anderer Art eine Rolle, ebenso wie das geringe Maß an Energie, das die nicht selten erschöpften Menschen zum Konsum der entsprechenden Angebote aufbringen mußten. Nicht zu vergessen ist, daß Rundfunk, wenn ein Empfangsgerät vorhanden war, verglichen mit anderen Informations- und Kulturangeboten, besonders preiswert konsumiert werden konnte.

Die eingeschränkten Empfangsqualitäten der Geräte aus der Kriegs- und Vorkriegszeit waren insbesondere auch deshalb ein Problem, weil der Aufbau der Sender-Infrastruktur mit ähnlichen Problemen zu kämpfen hatte wie die Geräteindustrie.¹⁸ Auch hier machten sich die Demontagen zunächst massiv bemerkbar und behinderten den Aufbau einer flächendeckenden Rundfunkversorgung der SBZ.¹⁹ Mit dem forcierten Ausbau der Sendetechnik besonders seit dem offenen Ausbruch des Kalten Krieges ab 1947 verbesserte sich diese Situation zwar.²⁰ Aber obwohl in einem internen Memorandum von 1950 abweichend von den sonst vorherrschenden lobbyistischen Klagen über technische Rückstände gegenüber dem Westen eingeräumt wurde, daß das Sendernetz mit „3 Großsendeanlagen mit guten Frequenzen“ eine „dominierende Stellung gegenüber den westdeutschen Sendern“ eingenommen habe,²¹ war dies keineswegs gleichbedeutend mit einer flächendeckenden Versorgung der SBZ/DDR. Vielmehr war der Empfang insbesondere im östlichen Mecklenburg zwischen Rostock und der polnischen Grenze, in der Niederlausitz, in Ostsachsen sowie in den Mittelgebirgsregionen im Südwesten der Republik nicht oder nur schlecht möglich.²² Damit blieb insgesamt etwa ein Drittel der DDR unzureichend oder gar nicht versorgt. Der Deutschlandsender, der auf die Bundesrepublik gerichtet war, konnte tagsüber besonders den Südwesten und Teile Schleswig-Holsteins nicht erfassen, während der Empfang hier abends und nachts möglich war.²³

Nach dem Inkrafttreten des Kopenhagener Wellenplanes im März 1950 verschlechterten sich die Empfangsbedingungen vorübergehend erheblich.²⁴ Trotz zahlreicher Umstellungen und der stetigen Ausweitung der Anzahl der Sender, der Sendeleistung und der benutzten Frequenzen²⁵ rissen die Klagen über die Empfangsverhältnisse auch in der folgenden Zeit

18 Eine Aktennotiz aus dem Jahre 1946 nennt als Hauptprobleme sowohl des Senderausbaus als auch der Geräteproduktion die „fehlenden Fertigungsmöglichkeiten (Fertigungs-Kapazität und Rohstoff-Frage)“ sowie zweitens den „Mangel an Finanzierungsmitteln“. Man setzte deshalb seinerzeit auf den Ausbau des Drahtfunk-Netzes als „einzige[m] Ausweg“; Aktennotiz über eine Besprechung der Zentralverwaltung für Post- und Fernmeldewesen bei der Oberpostdirektion Leipzig am 2. und 3. September 1946 über den Ausbau des niederfrequentigen [sic!] Leitungs-Rundfunks; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004.

19 Vgl. Walther, *Der Rundfunk*, S. 104f.

20 Vgl. Kapitel 4.1.1.

21 Mahle an den Leiter der Abteilung Verbindungswesen der Sowjetischen Kontrollkommission in Deutschland, Herrn Major Sluscheijew, 24. Juni 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0004, Bl. 17.

22 Ebd.

23 Ebd.

24 Vgl. Kapitel 4.1.1.

25 Während 1946 nur sechs Sendeanlagen mit insgesamt 300 kW Leistung zur Verfügung standen, stieg die Zahl der Sender bis 1956 auf 24 an, die zusammen über 2 100 kW leisteten. Daß die Zahl der Sen-

nicht ab.²⁶ Noch Ende der fünfziger Jahre war es nicht möglich, die drei landesweit verbreiteten Programme überall zu empfangen.²⁷ In einigen geographisch problematischen Regionen stieß sogar nach wie vor der Empfang nur eines der Programme auf Schwierigkeiten.²⁸ Nach der Rückgabe der Langwelle-Frequenz an die Sowjetunion im Oktober 1951 erfaßte der Deutschlandsender tagsüber nur noch ein Viertel, nachts etwa die Hälfte des bundesrepublikanischen Territoriums.²⁹ In weiten Teilen der Bundesrepublik war Mitte der fünfziger Jahre ein Empfang des DDR-Rundfunks nicht möglich. Dies betraf insbesondere Schleswig-Holstein und Hamburg sowie Bayern, Baden-Württemberg und das westliche Ruhrgebiet.³⁰ Hinzu kam, daß die Sowjets weiterhin wenig Rücksicht auf die schwierige Situation ihrer deutschen Verbündeten nahmen, denn auch noch Mitte der fünfziger Jahre mußten sich die Rundfunkverantwortlichen Begehrlichkeiten sowjetischer Truppenkommandeure erwehren, die mehrere zentrale Mittelwellen-Sender für ihren russischen Soldatenfunk forderten.³¹

Die Probleme resultierten in erster Linie aus der Überbelegung des Mittelwellenbandes, waren also durchaus auch in der Bundesrepublik verbreitet,³² hatten aber auch andere, hausgemachte Ursachen. So entsprachen die in der DDR projektierten Sendeanlagen anfangs nicht dem Stand der Technik, weil es an entsprechenden Erfahrungen mangelte.³³ Gewichti-

deanlagen und auch die Sendeleistung in den darauffolgenden Jahren wieder sank, war auf die Einführung der UKW-Technik zurückzuführen.. Vgl. Einschätzung des Nachrichtenwesens für den Zeitraum 1950–1960, undat. [Herbst 1957]; BArch, DR 6/662. Zu den benutzten Frequenzen vgl. Walther, *Der Rundfunk*, S. 114.

- 26 Im Februar 1951 hieß es beispielsweise in einem Bericht der Generalintendanz: „Die mitteldeutsche Sendegruppe wird am besten gehört. Der meiste und bestzuhörende Sender ist Leipzig. Im Erzgebirge starke Störungen, besonders abends. Berlin und Deutschlandsender sind nicht zu empfangen (der südwestdeutsche Rundfunk drückt zu stark durch). Dresdner Hörer klagen sehr oft über schlechten Empfang, besonders in den Abendstunden (Pfeifton) [...] Durch die geringe Differenz in den Frequenzen zwischen Weimar und Leipzig, ist sehr schlechter Empfang von Weimar. Berlin ist in Thüringen fast gar nicht zu hören. Es wird immer wieder betont, daß der Berliner Sender stärker sein müßte, da Rias oft durchschlägt. Aus den westdeutschen Zuschriften geht hervor, daß alle Sender der DDR abends gestört sind. Empfang von Leipzig und Deutschlandsender abends nur auf Kurzwelle möglich.“; Mahle an Heiß, *Betreff: Auswertung der Hörermeinungen. Vertraulich!*; BArch, DR 6/313; vgl. hierzu auch Schmidt, *Radioaneignung*, S. 325ff.
- 27 1958 waren ca. 60% des Landes mit drei Programmen versorgt, ein Viertel mit zwei und ein Achtel mit nur einem Programm. In einem kleinen Teil (2% des Landes) war kein Rundfunkempfang möglich; vgl. Entwurf eines Beschlusses der Staatlichen Plankommission „über die schnellere Entwicklung des Hör- und Fernseh-Rundfunks in der DDR in den Jahren 1959–1960“, 14. Juli 1958, BArch, DRG/662.
- 28 Vgl. Ley und Perk an das Politbüro des ZK der SED, A. Norden, 10. Dezember 1957; BArch, DR 6/662.
- 29 Und zwar über Mittelwelle. Über die nun genutzte Langwelle-Frequenz hieß es: „Der Langwelleempfang auf 185 kHz ist überall gestört und kann nicht als brauchbar bezeichnet werden. Als Störer tritt vor allen Dingen der Sender Europa I (Standort Feldberg 182 kHz) auf. Da unser Langwellensender [...] eine Zwischenfrequenz benutzt, treten außerdem noch starke Pfeifstörungen durch die benachbarten Sender [...] auf.“; *Zentralleitung Technik. Bericht über die Empfangsbedingungen der Sender in Westdeutschland*, 16. September 1955; BArch, DR 6/228.
- 30 Ebd.
- 31 Heiß an Grotewohl, 23. Juni 1956; BArch, DR 6/550.
- 32 Vgl. Axel Schildt, *Hegemon der häuslichen Freizeit: Rundfunk in den fünfziger Jahren*; in: Schildt/Sywottek, *Modernisierung*, S. 458–476, hier: S. 461f.
- 33 1957 resümierte ein Bericht: „Zusammenfassend kann also gesagt werden, daß die z.Z. in der DDR betriebenen Rundfunksenderanlagen zwar den Möglichkeiten der Industrie, aber nicht dem Stand der

ger noch war, daß die Entwicklung des UKW-Netzes erst mit großer Verzögerung in Angriff genommen wurde. Ende 1957 schrieb der Vorsitzende des Staatlichen Rundfunkkomitees, Hermann Ley an das Politbüro:

„Ganz besonders dringt der westdeutsche Rundfunk mit seinen UKW-Sendern weit in das Gebiet der DDR ein. Unser eigenes UKW-Netz in der DDR ist so schwach entwickelt, daß wir dem Westen technisch wenig entgegenzusetzen haben. [...] Die für den 2. Fünfjahrplan nunmehr bekannten Zahlen zeigen, daß es an dieser Situation im Laufe der nächsten Jahre keine wesentliche Änderung gibt. Im Gegenteil: Die außerordentlich starke Entwicklung des westdeutschen Rundfunks [...] führt dazu, daß wir im Jahre 1960 [...] noch schlechter dastehen, als das heute bereits der Fall ist. Beim jetzt festgelegten technischen Entwicklungstempo hätten wir dann gegenüber Westdeutschland eine Kapazität von nicht einmal mehr 30%.“³⁴

Obwohl die lobbyistischen Züge solcher Argumentationen unverkennbar sind, war die zugrundeliegende Beschreibung zutreffend. Das Problem war, wie auf anderen Gebieten auch, der hohe Investitionsbedarf, der sich nicht nur im Bereich der Sendeanlagen, sondern auch in der Geräteindustrie manifestierte, und dem die staatliche Plankommission nur zögernd nachgab.³⁵ Zudem waren mit dem lange privilegierten Ausbau des problematischen Mittelwellen-Bereiches und den nicht unbeträchtlichen Mitteln, die in den Aufbau der Störsender geflossen waren, lange Zeit andere Prioritäten gesetzt worden, die sich zunehmend als fragwürdig erwiesen.

Dies galt insbesondere auch für die Behinderung des Westempfangs durch Störsender.³⁶ Zum einen stellte sich nach und nach heraus, daß eine flächendeckende Störung westlicher Sender mit vertretbarem Aufwand nicht realisierbar war. Nach einem Bericht des zuständigen Postministeriums aus den frühen sechziger Jahren hätten trotz der beträchtlichen Investitionen in entsprechende Sendeanlagen weiterhin 80 Prozent der DDR-Bevölkerung ungestörten Westempfang.³⁷ Neben der zunehmenden Bedeutung des UKW-Netzes, das von den Störungen nicht erfaßt wurde, ergab sich das Problem u.a. daraus, daß der Empfang in den westlichen Grenzgebieten nur schwer gestört werden konnte, weil die Störungen nicht auf dem Territorium der Bundesrepublik wirksam werden durften.³⁸ Zudem ließ es sich nicht

Welttechnik entsprechen“; wie Anm. 11; an anderer Stelle hieß es: „Die von uns heute in der DDR bei den Rundfunksendern erreichte Frequenzstabilität liegt wesentlich unter dem Weltstandard und war schon vor 1940 überholt. Gleiches trifft auch auf die Störanfälligkeit unserer Anlage zu.“; vgl. undat. Perspektivplan [1957], BArch, DR 6/662.

34 Ley und Perk an das Politbüro des ZK der SED, A. Norden, 10. Dezember 1957; BArch, DR 6/662.

35 Vgl. den Beschwerdebrief Leys an Leuschner (Vorsitzender der Staatlichen Plankommission), 7. Mai 1958; BArch, DR 6/662.

36 Die Ereignisse des 17. Juni trugen offenbar direkt zur Intensivierung der Maßnahmen gegen westliche Sender bei. Jedenfalls beschloß das Politbüro am 26. August 1953 Maßnahmen „zur Störung feindlicher Sendungen“, die eine erhebliche Ausweitung des zu dieser Zeit noch im Aufbau befindlichen Störsender-Netzes vorsahen; vgl. Sitzungsprotokoll des Politbüros vom 26. August 1953; SAPMO-BArch, DY 30/J IV 2/2/320.

37 Vgl. Michael Meyen, „Geistige Grenzgänger“. Medien und die deutsche Teilung, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte I (1999), S. 192–231, hier: S. 200.

38 Offenbar wurde deshalb in grenznahen Gebieten eine Störfrequenz in das Stromnetz eingespeist; vgl. Vogel, Innovationsprozesse, S. 173.

ganz vermeiden, daß die Sender partiell auch die eigenen Programme beeinträchtigen.³⁹ Schließlich sprach sich die Existenz entsprechender Anlagen trotz aller Geheimhaltung und des beharrlichen Leugnens ihres Vorhandenseins herum und übte eine anhaltend delegitimierende Wirkung aus.⁴⁰ Dementsprechend gehörte die Abschaltung der Störsender zu den mehrfach erhobenen Forderungen der Hörer.⁴¹ Unter diesen Bedingungen konnte auch eine großangelegte Kampagne gegen das Hören westlicher Sender, die Anfang 1952 gestartet wurde und die Störmaßnahmen begleitete, keine nachhaltigen Wirkungen zeitigen.⁴²

Zu Anfang waren die westlichen Stationen gegenüber dem Berliner und dem Leipziger Sender sowie den sukzessive auf Sendung gehenden kleinen Sendestationen nicht konkurrenzfähig. Erst Mitte 1949 erhielt der RIAS einen 100 kW-Sender in Berlin, der es ermöglichte, das Programm weit über den Berliner Raum hinaus zu empfangen.⁴³ Bereits Ende 1948 war allerdings in Bayern ein 20 kW-Sender in Betrieb gegangen, der die südlichen Teile der SBZ erfaßte.⁴⁴ In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre dehnte der RIAS seinen Sendebereich auf den größten Teil der DDR aus.⁴⁵ Der NWDR Berlin verfügte ebenfalls seit 1949 über einen leistungsfähigen Sender, der jedoch nur das Berliner Stadtgebiet und im

39 Meyen, *Geistige Grenzgänger*, S. 200.

40 Vgl. Protokoll der Hörerversammlung im VEB Kraftwerks- und Industriebau Dresden am 16. Januar 1957: „Bei der Behandlung der technischen Fragen wurde am meisten über ‚Warum Störsender‘ diskutiert. Hier wurde von den Kollegen vom Funkamt und von der Post erklärt, daß auf dem Territorium der DDR keine Störsender stehen, daß das Pfeifen und Brummen einmal auf die Überlastung der Mittelwelle zurückzuführen sei und zum anderen würde man auf den westdeutschen und ausländischen Wellen auch die dort stehenden Störsender mitempfangen. (Wie aus den Unterhaltungen nach der Hörerversammlung hervorging, waren die Kollegen von den Ausführungen nicht überzeugt. Sie stehen nach wie vor auf dem Standpunkt, daß es bei uns Störsender gibt und daß die Kollegen von der Post das nicht sagen dürften).“ BArch, DR 6/559.

41 Nach dem 17. Juni 1953 wandte sich z.B. ausgerechnet die Gewerkschaftsleitung des Signal- und Fernmeldewerkes Dresden mit der Forderung an das Staatliche Rundfunkkomitee, das Programm konsequent auf unterhaltende Beiträge umzustellen und alle Störsender abzustellen. Diese Forderung leitete das StRK mit der Bitte an das (zuständige) Ministerium für Post- und Fernmeldewesen weiter, „der Gewerkschaftsleitung eine Stellungnahme betr. der Störsender zuzustellen“. Empört beschwerte sich daraufhin die HA Funkwesen des Ministeriums, daß von der Programmleitung des StRK in einem Schreiben, das „offen zugestellt“ worden sei, von Störsendern gesprochen werde. Jede Stellungnahme müsse von der Rundfunkleitung erfolgen, da „alle Sender in der DDR mit dem von Ihrem Komitee gestalteten Programm betrieben werden“; vgl. BArch, DR 6/193; vgl. auch die zitierten Hörerbeschwerden bei Walther, *Der Rundfunk*, S. 117ff.

42 „Das Sekretariat des ZK weist alle Landes- und Kreisleitungen auf die verschärfte Hetze der feindlichen Rundfunkstationen hin und auf die Notwendigkeit, einen systematischen täglichen Kampf dagegen zu führen. Diese Rundfunkstationen stehen im Dienste der amerikanischen und englischen Besatzungsmächte, hetzen zum Kriege, verbreiten Verleumdungen und Lügen gegen unsere Republik mit dem Ziele, den friedlichen Aufbau zu stören und Sabotage und Diversionen zu organisieren. Es ist daher dringend notwendig, in der Bevölkerung eine breite Kampagne gegen das Abhören dieser feindlichen Rundfunkstationen durchzuführen. Durch die Aufklärung über den Charakter des feindlichen Rundfunks muß erreicht werden, daß bei der Bevölkerung eine Atmosphäre der Ablehnung, des Abscheus und des Hasses gegen den feindlichen Rundfunk erzeugt wird.“; vgl. Anlage zum Protokoll der Sitzung des Politbüros v. 15. Januar 1952; SAPMO-BArch, DY 30/J IV 2/2/187.

43 Galle, *RIAS Berlin*, S. 206f.

44 Ebd., S. 207.

45 Vgl. Schildt, *Zwei Staaten*, S. 61.

Umkreis Teile des östlichen Brandenburgs versorgte.⁴⁶ Daneben konnten in den westlichen Teilen des Landes die jeweiligen westzonalen bzw. bundesrepublikanischen Programme empfangen werden, also insbesondere das NWDR-Programm, dasjenige des bayerischen und des hessischen Rundfunks.

Die Empfangsbedingungen, soviel bleibt resümierend festzuhalten, waren mindestens bis Mitte der fünfziger Jahre alles andere als ideal. Das lag nicht nur an der generellen Störanfälligkeit der hauptsächlich genutzten Mittelwelle-Frequenzen.⁴⁷ Mit vielen der noch Anfang der fünfziger Jahre vorherrschenden Einfachempfängern aus der NS-Zeit⁴⁸ war es kaum möglich, etwas anderes als den stärksten Heimatsender zu empfangen, und dies auch nur in bescheidener Qualität. Die Versorgung nicht unerheblicher Teile der DDR mit eigenen Rundfunkprogrammen konnte erst in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre einigermaßen sichergestellt werden, ebenso wie der Erneuerungsbedarf bei den Empfangsgeräten. Abgesehen von den westlichen Landesteilen und dem Berliner Raum, in denen auch die jeweiligen westlichen Programme empfangen werden konnten, war ab Ende der vierziger Jahre als einziger westlicher Sender der RIAS in weiten Teilen des Landes empfangbar, nur die Besitzer hochwertiger Radiogeräte hatten die Möglichkeit, andere westliche Stationen zu empfangen. Ab 1952 wurde der Empfang des RIAS jedoch durch Störsender massiv behindert. Bis 1950 schränkten Stromsperrern, die vorzugsweise in den Abendstunden und damit in der potentiellen Hauptnutzungszeit des Radios stattfanden, den Empfang nachhaltig ein,⁴⁹ später waren es eher Störsender und Frequenzumstellungen. Der „Rundfunksucht“⁵⁰ tat dies offenbar keinen Abbruch. Wohl aber dürfen die Wahlmöglichkeiten der Bevölkerung, auch im Hinblick auf die Westsender, zumindest bis Mitte der fünfziger Jahre nicht allzu euphorisch eingeschätzt werden.⁵¹ Im Laufe der fünfziger Jahre verbesserten sich die Empfangsbedingungen zwar erheblich. Unübersehbar war jedoch, daß die DDR nun in technischer Hinsicht gegenüber dem Westen ins Hintertreffen geriet.

1.2 Nutzungspräferenzen

Umfragedaten zur Rundfunknutzung liegen in der SBZ/DDR für die frühe Zeit, anders als im Westen, kaum vor. Während insbesondere die Amerikaner in ihrer Zone unmittelbar eine Umfrageforschung etablierten, die sich der Methoden der empirischen Sozialforschung

46 Herbst, *Demokratie*, S. 91ff.; vgl. zu den Sendeanlagen des NWDR auch NWDR (Hg.), *Jahrbuch 1950–1953*, Hamburg/Köln o.J. [1954], bes. S. 7ff.

47 Vgl. zu den Empfangsbedingungen in den fünfziger Jahren und der qualitativen Verbesserung insbes. durch die Etablierung des UKW-Frequenzbereiches allgemein auch Schildt, *Moderne Zeiten*, S. 217f.

48 Die im übrigen als Nachbau noch in den frühen fünfziger Jahren produziert wurden; vgl. ebd., S. 210.

49 Vgl. hierzu die Ausführungen Gerhart Eislers auf der Intendanten-Tagung am 21. November 1949; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0001, Bl. 142.

50 So eine die Entwicklung der fünfziger Jahre charakterisierende Formulierung aus der Fachkorrespondenz epd-Kirche und Rundfunk von 1961, zitiert nach Schildt, *Moderne Zeiten*, S. 225.

51 Diese Bedingungen gelten zumindest für die ersten Nachkriegsjahre und die frühen fünfziger Jahre sowie insbesondere den ländlichen Raum. Darstellungen, die sich inzwischen der Frage des Westempfangs widmen, neigen dazu, diese Einschränkungen zu übersehen und die späteren Bedingungen auf die Frühzeit zurückzuprojizieren.

bediente, fanden solche Erhebungen im Osten bis Mitte der sechziger Jahre systematisch nicht statt.⁵² Nicht nur in der sowjetischen, auch in der deutschen Wissenschaftstradition gab es kein Vorbild für einen solchen repräsentativ-quantifizierenden Ansatz, dem nicht nur in Ostdeutschland seinerzeit Oberflächlichkeit vorgeworfen wurde.⁵³ Notgedrungen muß sich jeder Rekonstruktionsversuch der Hörerpräferenzen daher mit Indizien begnügen, die zwar kein repräsentatives, wohl aber ein insgesamt valides und z.T. sogar dichteres Bild liefern können, als dies unter Rückgriff auf rein quantifizierende und in der Regel hochaggregierte Daten möglich wäre.⁵⁴

Daten liegen zunächst für den Berliner Raum vor, wo die Amerikaner im November 1945 eine Umfrage in allen vier Sektoren vornahmen. Daraus ergab sich das wenig überraschende Ergebnis, daß der Berliner Rundfunk mit Abstand der am meisten gehörte Sender war.⁵⁵ Besonderer Beliebtheit erfreuten sich bereits damals die Musiksendungen und Unterhaltungsprogramme.⁵⁶ Viele Hörer hatten seinerzeit aufgrund der Empfangsbedingungen und der Geräteausstattung allerdings wohl keine Alternative zu diesem Angebot. Auch nach der Aufnahme des Sendebetriebs durch den RIAS behielt der Berliner Rundfunk zunächst noch seine beherrschende Stellung. Im August 1947 – der RIAS verfügte inzwischen über einen vergleichsweise leistungsfähigen 20 kW-Sender – gaben in einer amerikanischen Befragung, die noch in allen vier Sektoren durchgeführt wurde, noch immer fast zwei Drittel der Hörer an, sie würden überwiegend den Berliner Rundfunk einschalten, gegenüber nur etwas über einem Viertel, das den RIAS präferierte.⁵⁷ Etwas günstiger war das Verhältnis für den amerikanischen Sender in den Westzonen, wo zur gleichen Zeit immerhin 38% angaben, diesen bevorzugt zu hören, während auch dort knapp die Hälfte den Berliner Rundfunk favorisierte. Zusätzliche Konkurrenz erwuchs beiden aus dem NWDR, der es im September 1947 auf 14% brachte, mit steigender Tendenz.⁵⁸

Konnte man solche Verschiebungen bei den Präferenzen noch im wesentlichen aus der Diversifizierung des Angebotes erklären, so galt dies für den nun folgenden Stimmungsumschwung während des Jahres 1948 nicht mehr. Bereits deutlich vor der Berlin-Blockade ab Juni 1948 überflügelte der RIAS in der Gunst der Hörer den Berliner Rundfunk, um schließlich Anfang 1949 nahezu unangefochten zum beliebtesten Programm zu werden. Zwar liegen für diese Zeit nur noch Daten aus den Westzonen vor, aber hier war der Vertrauensverlust des Berliner Rundfunks sprechend: Im Dezember 1949 lag seine Nutzung in

52 Vgl. dazu Petra Gansen, *Wirkung nach Plan. Sozialistische Medienwirkungsforschung in der DDR. Theorien, Methoden, Befunde*, Opladen 1997.

53 Vgl. Dussel, *Der DDR-Rundfunk und seine Hörer*, in: RuG 24 (1998), S. 122–136.

54 Zu den Restriktionen der sehr stark an der US-Marktforschung orientierten Medien-Rezeptionsforschung, die in Westdeutschland adaptiert worden ist und dort lange Zeit eine hegemoniale Stellung einnahm, vgl. Ulrich Saxer, *Medien, Rezeption, Geschichte*, in: Klingler u.a. (Hg.), *Medienrezeption seit 1945*, S. 25–34; vgl. auch den ironischen Abriß der Entwicklung der Rezeptionsforschung von Jo Groebel, *Rezeptionsaktivitäten im Wandel der Zeit*, in: ebd., S. 35–46.

55 Je nach Sektor gaben gut zwei Drittel bis knapp drei Viertel der Hörer an, daß dies der meistgehörte Sender sei.

56 Galle, *RIAS Berlin*, S. 208; rund 90% sollen seinerzeit mit dem Angebot zufrieden gewesen sein; vgl. Konrad Dussel, *Hörfunk in Deutschland, Politik, Programm und Publikum (1923–1960)*, Potsdam 2002, S. 249.

57 Galle, *RIAS Berlin*, S. 209.

58 Ebd.

den Westsektoren unter der Nachweisgrenze.⁵⁹ Umfragen zufolge, die von amerikanischer Seite unter Messebesuchern durchgeführt wurden, war auch in der DDR der RIAS 1951 unangefochten der am meisten gehörte Sender.⁶⁰ Selbst auf einer Tagung der Rundfunkhierarchen anlässlich des fünfjährigen Bestehens des ostdeutschen Rundfunks im Mai 1950 wurde als Ergebnis einer Großbefragung eingestanden, daß „ein nicht sehr kleiner Teil [...] RIAS-Hörer sind.“⁶¹

Dieser Trend läßt sich auch an der Entwicklung der Hörerposteingänge ablesen, die beim Berliner Rundfunk seit Ende 1947 stark rückläufig war. Während im Sommer 1947 noch eine Größenordnung von ca. 3 000 Hörerbriefen allein an den Berliner Rundfunk an der Tagesordnung war,⁶² fiel dieser Wert bis 1951 auf unter 2 000 Briefe, obwohl sich die Post inzwischen auf zwei Programme verteilte, weil der Deutschlandsender hinzugetreten war.⁶³ Noch dramatischer war der Rückgang bei jener Minderheit von Briefen, die sich tatsächlich konkret auf das Programm bezogen und nicht allgemeine Problemlösungswünsche an das Medium herantrugen oder die lediglich Musikwünsche oder Rätselaufösungen enthielten. Briefe, die inhaltliche Stellungnahmen zum Programm oder zu allgemeinen politischen Fragen enthielten, nahmen ab 1948 immer mehr ab, so daß im Funkhaus Witze über einen „Rundfunk unter Ausschluß der Öffentlichkeit“ zu kursieren begannen.⁶⁴ 1951 notierte die Abteilung Hörerpost:

„Wenn schon der Mai 1950 zahlenmäßig sehr notleidend war, so können doch in bezug auf Mai 1951 keine Vergleiche standhalten, denn 1950 hatten wir noch einen einigermaßen zufriedenstellenden Eingang auf unsere politischen Wortsendungen. Der Mai 1951 zeigt einen so außerordentlichen Mangel an wertvollen Hörerbriefen, daß auch die anliegende abschriftliche Auswahl sehr dürftig ausfallen mußte.“⁶⁵

Gleichwohl kann die Situation in Berlin nicht ohne weiteres auf die gesamte Republik übertragen werden. Vielerorts blieb man schon wegen der Empfangsbedingungen auf den DDR-Rundfunk angewiesen. Beliebter als das Berliner Programm scheint dabei bis zu dessen Einstellung im September 1952 dasjenige des Leipziger Senders gewesen zu sein, dem noch aus der Vorkriegszeit ein besonderer Ruf wegen der herausragenden Qualität seiner musika-

59 Ebd., S. 210.

60 Vgl. Meyen, *Geistige Grenzgänger*, S. 201; Der Quellenwert und die notwendige Quellenkritik von Daten aus solchen Befragungssituationen werden an dieser Stelle ausgiebig und ausgewogen diskutiert; vgl. ebd., S. 195ff.

61 Vgl. Protokoll der Rundfunk-Tagung anlässlich des fünfjährigen Bestehens des Deutschen Demokratischen Rundfunks im Haus der Presse Berlin, 11./12. Mai 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0001, Bl. 396f.

62 Vgl. Postauswertung vom 1. bis 30. Juni 1947; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, H 201–01–04/0001 (Büro des Intendanten: Hörerpost, Hörerforschung 1946–1951); vgl. ferner Galle, RIAS Berlin, S. 212f.

63 Vgl. Monatsbericht Mai 1951 für Berliner Rundfunk und Deutschlandsender; Hörerpost-Abteilung, 5. Juni 1951; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, H 201–01–04/0001.

64 Galle, RIAS Berlin, S. 212; die dort zitierte Größenordnung von monatlich drei bis 60 Briefen, die beide Sender 1949/50 nach Aussagen von Redakteuren erhalten hätten, können sich nicht auf den Gesamtposteingang beziehen, sondern umfassen wohl nur solche inhaltlichen Stellungnahmen.

65 Vgl. Monatsbericht Mai 1951 für Berliner Rundfunk und Deutschlandsender; Hörerpost-Abteilung, 5. Juni 1951 (wie Anm. 63).

lischen Sendungen anhaftete, so daß es sogar im Westen auf eine gewisse Anhängerschaft zählen konnte.⁶⁶ Da der Wortanteil jedoch auch hier im Zuge der Politisierung massiv anstieg und Mitte 1950 nicht mehr geringer als auf den anderen Sendern war,⁶⁷ wichen jene Hörer, die dazu die Möglichkeit hatten, auf westliche Stationen aus. Im Juli 1953 schlug sich die Resignation der Belegschaft eines der Landesstudios nach einer „Aussprache mit dem Bezirkssekretär“ deutlich nieder: Der „Demokratische Rundfunk“ habe im Bezirk „kaum Einfluß“, seine Programme seien teilweise nicht einmal bekannt. Die „Werkstätigen“ drehten „nach links oder rechts und haben hier den RIAS oder vor allen Dingen den NWDR.“ Letzterer werde „besonders stark“ gehört und daher (in Anspielung auf die 1952 eingeführte Bezeichnung I bis III für die DDR-Programme) von der Bevölkerung „Programm IV“ genannt.⁶⁸

Zumindest die noch verbliebenen professionellen Journalisten wie Karl-Eduard v. Schnitzler wußten um den Hörschwund und äußerten ihre Kritik, wenn sich dazu eine ungefährliche Gelegenheit zu bieten schien. Nach der Verhaftung des Chefredakteurs des Deutschlandsenders, Leo Bauer, faßte v. Schnitzler in einem Bericht die Stimmung im Herbst 1950 gewohnt pointiert, aber vermutlich durchaus treffend zusammen, indem er äußerte, er habe im Verlauf seiner zahlreichen Reisen durch die Republik, in die Bundesrepublik und auch bei der Auswertung seiner persönlichen Hörerpost buchstäblich niemanden getroffen, der – von Zustimmung zu einzelnen Sendungen abgesehen – „eine positive Einstellung zu unseren Sendern“ habe.⁶⁹ Als Mitglied der Programmkommission, die nach dem 17. Juni 1953 Vorschläge für eine grundlegende Programmreform ausarbeiten sollte, empfahl er seinen Vorgesetzten, „sich mit den Prinzipien des Rundfunks eingehend zu beschäftigen“, da diese Prinzipien „auch für eine Reihe von Mitgliedern der Leitung von außerordentlicher Bedeutung“ seien und erntete damit Beifall von seinen Kollegen Gessner und Selbmann.⁷⁰

Während die organisatorischen Umstrukturierungen und die personelle Umwälzung mit ihren Folgen einer immer penetranteren Politisierung des Programms, steigendem Wortanteil, dauernden Programmänderungen und allgemein einer Deprofessionalisierung und geringer Orientierung an den Interessen der Rezipienten kaum geeignet war, das Vertrauen der Hörer wieder herzustellen, änderte sich die Situation nach den Programmumstellungen im Zuge des „Neuen Kurses“ und insbesondere nach dem 17. Juni 1953. Ein kurzfristig erstellter Bericht konstatierte – allerdings auf schmaler Datenbasis – allgemeine Zustimmung zu den Programmänderungen (die eine Aufwertung des unterhaltenden Bereiches umfaßten) und registrierte auch wieder einen steigenden Hörerposteingang.⁷¹ 1954 ermittelten ameri-

66 Meyen, *Geistige Grenzgänger*, S. 209f.

67 Laut Intendant Adolphs lag der Wortanteil 1950 bei über 50%; vgl. Protokoll der Intendanten- und Chefredakteurstagung v. 15. August 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 210–00–00/0001.

68 Gruppe Außenverbindung: Bericht über das Studio Rostock; Aussprache mit dem 1. Sekretär der Bezirksleitung der SED Rostock, Gen. Karl Mewis, o. Dat. [Juli 1953]; BArch, DR 6/192; vgl. auch vergleichbare Brandbriefe von Bürgermeistern, wie sie Meyen, *Geistige Grenzgänger*, S. 198f. zitiert.

69 Zitiert nach Galle, RIAS Berlin, S. 213; der Bericht wurde bezeichnenderweise an die ZPKK weitergeleitet.

70 Protokoll 52/1 der außerordentlichen Leitungssitzung am 11. Juli 1953; BArch, DR 6/1.

71 Analyse über die Massenverbindungen des Rundfunks, 19. Oktober 1953; BArch, DR 6/231.

kanische Stellen noch eine klare Präferenz für die westlichen Sender NWDR und RIAS, die jeweils rund ein Drittel der Hörer in der SBZ auf sich vereinen konnten, gegenüber einem knappen Viertel, das angab, vorwiegend den eigenen Rundfunk einzuschalten.⁷² Mitte der fünfziger Jahre lagen die DDR-Sender in der Gunst der Hörer offenbar wieder vorne, jedenfalls nannte deutlich über die Hälfte der Befragten eine der eigenen Stationen als „überwiegend“ konsumiertes Programm.⁷³ Allerdings spielte der Westempfang unverkennbar nach wie vor eine gewichtige Rolle. Umfragen ostdeutscher Tageszeitungen zufolge hörte auch in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre die ganz überwiegende Mehrheit zumindest gelegentlich Westsender.⁷⁴ Aufgrund der sich bessernden Empfangsbedingungen und der Verbreitung leistungsfähigerer Geräte war dies nun auch immer mehr Hörern möglich. Von dem angestrebten Informationsmonopol der SED konnte über die gesamten fünfziger Jahre hinweg keine Rede sein, und bekanntlich sollte sich dies bis zum Ende der DDR auch nicht mehr ändern.

In diesem Punkt, das bleibt abschließend nachzutragen, unterschied sich die Situation insofern von derjenigen im Westen, als die DDR-Sender dort kaum jemals eine herausragende Rolle spielten. Während nach der Währungsreform Geräte anfangs noch mit dem Slogan „Osten gut zu hören“ beworben wurden, legte sich dieses Interesse relativ bald. Anfangs erfreute sich, wie bereits erwähnt, auch im Westen der Mitteldeutsche Rundfunk einer gewissen Beliebtheit, aber bereits 1950 brach die westliche Anhängerschaft rapide weg.⁷⁵ Umfragen aus den fünfziger und den frühen sechziger Jahren registrierten zwar bei etwa der Hälfte der Bundesdeutschen die theoretische Möglichkeit, ostdeutsche Stationen zu empfangen, aber nur ein kleiner Teil machte davon auch nur gelegentlich Gebrauch.⁷⁶ Die Zahl der Hörer, die sie bevorzugt hörten, ging gegen Null. Hinzu kam, daß die Wortsendungen eindeutig negativ beurteilt wurden.⁷⁷ Angesichts der schwierigen Empfangsbedingungen bevorzugten die meisten Westdeutschen „ihre“ Regionalstation und wechselten nur selten auf eine andere Frequenz.⁷⁸ Ein deutliches Indiz für das weitgehende Desinteresse in der Bundesrepublik gegenüber den Rundfunk-Avancen aus dem Osten kann schließlich auch in der anhaltend geringen Zahl von Hörerzuschriften aus der Bundesrepublik und Westberlin gesehen werden.⁷⁹

72 Meyen, *Geistige Grenzgänger*, S. 201.

73 Ebd.

74 Vgl. Schmidt, *Radioaneignung*, S. 305.

75 Ebd., S. 210; Meyen macht dafür vor allem die Verschlechterung der Empfangsbedingungen durch die Inkraftsetzung des Kopenhagener Wellenplans verantwortlich. Hinzu dürften noch die zunehmenden Politisierungsbestrebungen der ZK-Spitze auch in diesem Programm getreten sein; vgl. Anm. 67.

76 Meyen, *Geistige Grenzgänger*, S. 210.

77 So die Ergebnisse einer repräsentativen Allensbach-Umfrage von 1952; vgl. Schildt, *Zwei Staaten*, S. 60, Anm. 9.

78 Schildt, *Moderne Zeiten*, S. 231.

79 Vgl. Arnold, *Deutschlandsender*, S. 442ff.

1.3 Erwartungen an das Programm

Maßgeblich für die Auswahl des Senders war selbstverständlich in erster Linie die Zusammensetzung des Programms. Welche Erwartungen dabei vorrangig an die Produzenten gestellt wurden, läßt sich vor allem aus überlieferter Hörerpost, z.T. auch aus Protokollen sogenannter „Hörerversammlungen“ erschließen, Veranstaltungen, mit deren Hilfe ein unmittelbarer Austausch zwischen ausgewählten Hörergruppen und Rundfunkmitarbeitern gewährleistet werden sollte. Die Ansprüche, die im Laufe der Jahre artikuliert wurden, blieben, soviel vorweg, weitgehend konstant und lassen kaum auf andere Präferenzen schließen, als sie zur gleichen Zeit im westlichen Teil Deutschlands vorherrschend waren.

Allerdings betraf nur ein vergleichsweise kleiner Teil der Hörerpost Programmfragen. Bereits eine der ersten Auswertungen von Hörerpost, die systematisch wohl erst 1947 einsetzte, artikuliert dieses Phänomen:

„Zahlenmäßig an der Spitze stehen wieder die Zuschriften, die sich mit Ernährungsfragen beschäftigen und im Zusammenhang damit gleichzeitig eine scharfe Kritik an den maßgeblichen Behörden üben. Mit Verbitterung wird fast jedes mal auf den schwarzen Markt verwiesen [...]“.⁸⁰

Wurde hier offenbar noch lautstark politische Kritik geübt, so ließ dies im Laufe der Zeit immer mehr nach. Um so stärker trat dafür der Anspruch auf Lebenshilfe in den Vordergrund, der von Anfang an in starkem Maße an den Rundfunk herangetragen wurde. In erheblichem Umfang wurde der Rundfunk in den fünfziger und sechziger Jahren zu einem Ansprechpartner, an den man sich in persönlichen Notlagen und bei der Bewältigung des Alltags in der Mangelgesellschaft wandte. Das Ziel war dabei regelmäßig die Hoffnung auf individuelle Unterstützung (die im übrigen in erstaunlich weitreichendem Maße gewährt wurde) bei der Beschaffung einer besseren Wohnung, eines Konsumgutes, Ausreise- und Übersiedlungsbegehren usw. Fast nie spekulierten diese Anliegen auf die Nutzung des Mediums als Öffentlichkeitsinstanz, sondern stets ging es um individuelle, „stille“ Hilfe. Dieses Phänomen bedürfte einer eigenen Untersuchung, die hier fehl am Platze wäre.⁸¹ Es verweist aber, soviel sei hier bemerkt, als Kompensationsphänomen auf strukturelle Defizite gesellschaftlicher Kommunikation, die ihre Ursache in dem restriktiven Öffentlichkeitszugang und in dem Ausfall anderer intermediärer Institutionen (wie beispielsweise dem Zivilrecht) in der DDR hatten.

Sieht man von der weit überwiegenden Anzahl von Einsendungen ab, die sich auf Musikwünsche und Rätselsendungen bezogen, äußerte sich also stets nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Hörer zum Programm.⁸² Die Präferenzen waren dabei allerdings über den gesamten Zeitraum hinweg ebenso klar wie einheitlich. Nach dem 17. Juni 1953 brachte die Gewerkschaftsleitung eines Großbetriebes die Quintessenz der Forderungen der Belegschaft

80 Postauswertung vom 1. bis 30. Juni 1947 (wie Anm. 62).

81 Vgl. hierzu Requate, *Kommunikation und Propaganda*, in: SPIEL 14 (1995), H. 2, S. 230–243 sowie Ina Merkel (Hg.), „Wir sind doch nicht die Mecker-Nation“. Briefe an das DDR-Fernsehen, Köln, Weimar, Wien 1998.

82 In den Monaten um die Jahreswende 1953/54 lag dieser Anteil bei etwa 10 bis 15%; vgl. Entwicklung der Hörerpost vom Oktober 1953 bis Januar 1954, Gruppe Außenverbindung 11.2.1954; BArch, DR 6/246.

auf den Punkt: „Die Hauptforderung ist: Mehr Musik, weniger reden.“⁸³ Wie ein roter Faden ziehen sich die Wünsche nach „leichter Musik“ durch die Hörerpost und die entsprechenden Befragungen. Im Sommer 1947 schrieb ein Hörer:

„[...] meiner Auffassung nach sind die Musikdarbietungen zu kurz und zu einseitig gehalten. Wenn man nach schwerer Arbeit nach Hause kommt, dann schaltet man das Rundfunkgerät ein in der Erwartung, nette Musik zu hören. Wie sieht es nun damit aus? Wieviel Zeit nehmen die musikalischen Sendungen ein? Meiner Schätzung nach nicht ganz ein Drittel der Hörzeit, da die angenehmsten Darbietungen dann gebracht werden, wenn der Mensch, der seiner Arbeit am nächsten Tage nachgeht, ins Bett muß.“⁸⁴

Eine Hörerin klagte darüber, daß „schöne musikalische Sendungen“ ohnehin Mangelware seien, und wenn, dann handele es sich häufig um Wiederholungen.⁸⁵ Typisch war an solchen Argumentationen die Legitimation des Unterhaltungsbedürfnisses mit den Anstrengungen der Arbeit. Wer so hart arbeite wie man selbst, so der Tenor vieler Äußerungen, habe das Recht, abends nicht mit komplizierten politischen Wortbeiträgen oder „schwerer“ Musik (gemeint waren anspruchsvollere symphonische Darbietungen) behelligt zu werden.⁸⁶ Zwar war das Programm jedenfalls in den ersten Nachkriegsjahren musikorientierter, als von den Hörern zumeist wahrgenommen, aber deutlich artikulieren sich in solchen Vorwürfen die Ansprüche, die vorrangig an das Medium gestellt wurden: Gefragt war Unterhaltung, die konventionellen Formen folgte und somit leicht zu konsumieren war. Dieses Interesse der Hörer stand in klarem Gegensatz zu den Vorbehalten auf kommunistischer Seite gegenüber „bloßer Unterhaltung“ und den Bildungs- und Erziehungsansprüchen, die sich ab 1947/48 im Medium zunehmend durchzusetzen begannen.⁸⁷ Diese Erziehungsansprüche konnten zeitweise groteske Formen annehmen:

„In einer unserer Wunschsendungen beispielsweise hat ein Hörer irgendeine Kitschplatte gewünscht. Dem Hörer wurde gesagt: ‚Gut, Sie haben sich das gewünscht. Eigentlich wäre es besser, Sie hätten sich etwas anderes gewünscht. Wenn Sie es unbe-

83 Forderung der Belegschaft des Fernmeldewerks Dresden; Gewerkschaftsleitung an das StRK, 23. Juli 1953; BArch, DR 6/193.

84 Postauswertung/Querschnitt durch die Hörerbriefe, 4. Juli 1947 (wie Anm. 62), Zuschrift des Hörers Josef Sch., Berlin.

85 Ebd., Zuschrift der Hörerin Ursula K., Berlin-Neukölln.

86 Der Redakteur Alfred Duchrow faßte 1950 die diesbezüglichen Ergebnisse einer schriftlichen Befragung von 1 000 Beschäftigten des Elektroapparatewerkes Treptow mit folgenden Worten zusammen: „Die Fabrikarbeiter und auch die Angestellten – ich registriere hier nur, ohne zu werten – wollen nach 20 Uhr überwiegend Musik, Unterhaltungsmusik hören und behaupten, sie seien körperlich nicht mehr in der Lage, größere Wortkomplexe in sich aufzunehmen und sich ernsthaft und gründlich mit politischen Problemen zu befassen.“; Protokoll der Rundfunk-Tagung anlässlich des fünfjährigen Bestehens des Deutschen Demokratischen Rundfunks, 11./12. Mai 1950 (wie Anm. 61).

87 Vgl. die Äußerungen des Redakteurs Pincus auf einer Arbeitstagung der HA Künstlerisches Wort im November 1947, der unter Hinweis auf die Praxis während der NS-Zeit davor warnte, der Rundfunk werde „verflachen“, „wenn er in das seichte Fahrwasser der bloßen Unterhaltung“ abgleite. Statt dessen komme es jetzt darauf an, „den Geschmack zu bilden“; vgl. DRA Potsdam, F 201-00-00/0004 (Geschäfts- und Planungsunterlagen Büro des Intendanten 1945-1950), Bl. 2-114, hier: Bl. 101.

dingt haben wollen, bitte! Aber überlegen Sie sich mal, was für eine Geschmacksrichtung daraus spricht.“⁸⁸

Auf dem Höhepunkt stalinistischer Transformationen bestritt der Leiter der Hauptabteilung Musik den „in der Republik herumschwirrenden ‚Lieblingsmelodien‘“ gar die Existenzberechtigung und verfolgte offenbar ernsthaft das Ziel, sie zu eliminieren.⁸⁹

Überhaupt war die sukzessive Orientierung des Mediums an den Vorgaben der Partei insbesondere ab 1948 praktisch gleichbedeutend mit einer immer stärkeren Abwendung von den Präferenzen des Publikums. Die nun wieder geübte Praxis der überraschenden Einblendung von propagandistischen „Sondermeldungen“ in die laufenden Musikprogramme war allenfalls kurzfristig geeignet, die Hörer an der Suche nach einem anderen Programm zu hindern.⁹⁰ Die Klagen über die Unzuverlässigkeit der Programmansagen gehörte zum festen Repertoire der Programmkritik, dies sei „arrogant und rücksichtslos“.⁹¹ Zeitweise wurde wegen der chronischen Unzuverlässigkeit offenbar sogar die Programmzeitschrift abbestellt.⁹² Bei der Auswertung einer schriftlichen Umfrage unter den Angehörigen eines Berliner Großbetriebs Anfang 1950, an der sich immerhin ca. 1 000 Personen beteiligten, sei

„fast einhellig mit mehr oder minder freundlichen Worten zum Ausdruck gebracht [worden], wir brächten zuviel Wort, zu schweres Wort, wir brächten vor allem in den Stunden, in denen die Hörer keine Wortsendungen mehr physisch aufzunehmen in der Lage wären, viel zu viel Wort und viel zu wenig leichte Musik“,

so die Bilanz des Redakteurs Alfred Duchrow.⁹³ Aus der Umfrage ging nicht nur die Beliebtheit von Unterhaltungs- und Tanzmusik und die Ablehnung langer Wortblöcke hervor, sondern auch die Abneigung gegenüber den nun immer penetranteren Formen von Propaganda:

„Die Fabrikarbeiter lehnen, soweit unsere Erfahrungen und diese spezielle Hörerbefragung es ergeben – diese Einschränkung möchte ich nochmals machen –, das Plakat ab; sie lehnen die Losung ab; sie lehnen die Form ab, die wir rein agitatorische Form nennen und die dem einfachen Hörer als solche Form bewußt wird.“⁹⁴

88 So eine Darstellung der (seiner Meinung nach vorbildlichen Vorgehensweise) des Berliner Rundfunks durch den Intendanten Kurt Heiß; Niederschrift der Intendantentagung der Generalintendanz des Rundfunks in der DDR, 30. März 1951; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 210–00–00/0004, Bl. 79.

89 Siehe Anm. 61, Bl. 441; vgl. dazu detaillierter: Christoph Classen, *Ungeliebte Unterhaltung. Zum Unterhaltungs-Diskurs im geteilten Deutschland 1945–1970*, in: Jens Ruchatz, *Mediendiskurse deutsch-deutsch*, Potsdam 2005 (i.E.).

90 Der stellv. Intendant Zilles schrieb im Frühjahr 1950 in der Rundfunkzeitschrift: „In diese Sendungen leichter, beschwingter Musik wird das Aktuellste vom Tage kurz und schlagkräftig eingeblendet“; zit. nach Walther, *Der Rundfunk*, S. 35.

91 Vgl. Niederschrift der Hörerversammlung am 17. Juli 1956 in Berlin, Haus der DSF/Schönhauser Allee (16.8.56). sowie Bericht der Redaktion Hörerverbindung v. 29. November 1955; BArch, DR 6/548.

92 „Sehr scharf kritisieren die Hörer die vielen Programmänderungen. Zahlreiche Hörer bestellten deshalb die Rundfunkzeitschrift „Unser Rundfunk“ ab, deren Auflage in kurzer Zeit von 380 000 auf 314 000 sank.“; Sektor Rundfunk, Analyse über die Massenverbindungen des Rundfunks, 19. Oktober 1953; BArch, DR 6/231.

93 Wie Anm. 86.

94 Ebd.

Dementsprechend weit lagen die Einschätzungen der Rundfunk-Konsumenten und diejenigen der Produzenten auseinander. Von den Hörern würden gerade solche Sendungen bevorzugt, die, so Duchrow, „vielfach in Kollegenkreisen so leichthin abgetan werden“. Und tatsächlich wird die am besten beurteilte Sendereihe „Kunterbunt am Morgen“ senderintern kaum über das höchste Prestige verfügt haben. Die anspruchsvollen, politisch orientierten Wortprogramme stießen dagegen auf wenig Gegenliebe. Verglichen mit Unterhaltungsprogrammen wurden etwa die Tageskommentare vergleichsweise wenig gehört und auch negativer beurteilt.⁹⁵ 1957, in einer Phase, als beim DDR-Rundfunk kurzzeitig eine quantifizierend-empirische Hörerforschung nach westlichem Vorbild etabliert war,⁹⁶ entwickelte deren Leiter den Ehrgeiz, den Ursachen dieser anhaltenden Ablehnung durch einen erheblichen Teil der Hörer näher auf die Spur zu kommen. In einer Stichtagsuntersuchung unter Hörern des Berliner Rundfunks ging er der Frage nach, ob die Ablehnung in erster Linie auf politische Uninteressiertheit oder eine generelle Ablehnung des DDR-Rundfunks zurückzuführen sei. Er kam dabei zu dem eindeutigen Ergebnis, daß beides nicht der Fall sei: Zum einen würde sich die Ablehnung nicht auf das Gesamtprogramm, sondern „nur auf die politische Information“ erstrecken, zum anderen gebe es keine Anhaltspunkte für ein unterdurchschnittliches politisches Interesse.⁹⁷ Hoch im Kurs standen dagegen „unpolitische“ satirisch-unterhaltende Wortsendungen sowie Hörspiele, sofern es sich nicht um Wiederholungen oder literarisch allzu anspruchsvolle Produktionen handelte. Überhaupt war für die relativ breiten, „gehobenen“ Literatur- und Kulturprogramme wohl nur eine schmale Zielgruppe zugänglich.⁹⁸

Die Kritik aus den Hörerbefragungen und -briefen zeigt deutlich, daß die Wortprogramme nicht zuletzt wegen ihrer propagandistischen Tendenz und ihres verbissenen, didaktischen Duktus abgelehnt wurden. „Mehrere Hörer fragen, ob der Humor in der DDR ausgestorben sei“, hieß es in der Auswertung einer Großumfrage von 1950.⁹⁹ Immer wieder wurde kritisiert, einschlägige Sendungen seien „eintönig“, „trocken“, „meistens zu lang“, die Programme insgesamt „langweilig“, zu wenig abwechslungsreich und locker.¹⁰⁰ Auch seien sie „schlecht aufeinander abgestimmt“, d.h., alle drei Programme brächten ähnliche

95 Nach einer empirischen Umfrage unter Radio-DDR-Hörern aus dem Jahr 1957 waren Musikwunsch-Sendungen mit Einschaltquoten bis zu 55% und Beurteilungsquoten zwischen 1,5 und 1,8 am beliebtesten. Die Tageskommentare schalteten dagegen nur etwa 20% der Befragten ein, sie wurden mit einer Note von 2,2 auch deutlich schlechter beurteilt; Untersuchung 630/6 der Abteilung Hörerforschung v. 7./8. Oktober 1957; BArch, DR 6/559; im gleichen Jahr gab bei einer anderen Umfrage eine knappe Mehrheit an, daß sie den Kommentar „selten“ oder „nie“ höre; Abteilung Hörermeinung Radio DDR an den Vorsitzenden des StRK, Prof. Ley, 22. Oktober 1957, BArch, DRG/269.

96 Vgl. dazu Dussel, *Der DDR-Rundfunk und seine Hörer*, S. 129ff.; vgl. ferner Reinhart Büniger, Politisch unzuverlässige Handlungsweise. Wie in der Anfangszeit des Hörfunks der DDR Meinungsforschung unterdrückt wurde, in: *Der Tagesspiegel* vom 28. April 1997.

97 Bericht 630/5 v. 5. November 1957; BArch, DR 6/247.

98 Gruppe Außenverbindung, Bericht über das Studio Halle, 27. Juli 1953; BArch, DR 6/192.

99 Amt für Information, Hauptabteilung Rundfunk, Auswertung der Hörermeinungen; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, H 201–01–04/0001, Bl. 18–22.

100 Vgl. z.B. Bericht über eine Aussprache mit den AGL-Vorsitzenden des Görlitzer Großbetriebes EKM Maschinenbau über die Arbeit des Rundfunks, o. Dat. [August 1953]; BArch, DR 6/192; bei diesen Formulierungen ist zu berücksichtigen, daß es sich zumeist um Umschreibungen der Berichterstatter handelt, die gegenüber den Äußerungen der Befragten vermutlich abgemildert waren, d.h. eine vermittelnde Stellung zwischen der oft wohl harschen Kritik und den verantwortlichen Stellen einnahmen.

Beiträge zur (nahezu) gleichen Zeit.¹⁰¹ Die immer wiederkehrende Formulierung, es fehlten „Nachrichten aus aller Welt“, umschrieb euphemistisch die Kritik an der einseitigen Ausrichtung der Nachrichtengebung auf den Ostblock.¹⁰² In seltener Offenheit, freilich nicht ohne sich zitierend auf eine Autorität (nämlich einen hohen Bezirksfunktionär) zu berufen, formulierte ein Bericht: „Unser Rundfunk ist langweilig, hat eine schematische, verknöcherte Sprache; die Nachrichten seien armselig und geben eigentlich nur das wieder, was sowieso in der Presse steht.“¹⁰³ Im Westen, von seiten der KPD-Anhänger, war noch weniger Rücksichtnahme nötig, und entsprechend offen sprach man die Kritik hier aus:

„Ihr seid uns zu uniform! [...] Eure Kommentare ertragen wir nicht. Die sind so diktierend, so kommandierend, ohne den Hörern Gelegenheit zu eigenem Nachdenken zu geben. [...] Uns erschreckt eure einheitliche Meinung, Euer einheitlicher Stil und Euer übereinstimmender Ausdruck, der bis zur übereinstimmenden Silbenbetonung geht [...] Inhaltlich seid Ihr uns zu unbeweglich und starr. Ihr tut so, als ob wir selber nicht denken können und verlangt von uns, daß wir so denken, wie es für uns zurechtgemacht wird. Dabei seid Ihr unduldsam, besonders im Ton, der ja die Musik macht!“¹⁰⁴

Die restriktiven politischen Vorgaben führten insgesamt zu einem Verlust an Variationen, Originalität, Spontaneität und Unterscheidbarkeit, den die Hörer, selbst wenn sie keineswegs oppositionell eingestellt waren, sensibel registrierten. Hauptsächlich betroffen waren Nachrichten, Kommentare und andere Wortbeiträge, aber Anfang der fünfziger Jahre galt dies, nach dem Bann der westlichen Tanzmusik und der weitgehenden Gleichschaltung der drei Sender, auch für das Musikprogramm. Die selbst auferlegte Einengung des Angebotes wurde in entsprechenden Befragungen nach dem 17. Juni scharf kritisiert.¹⁰⁵ Genau registriert wurden auch die Probleme der Aktualität, die, besonders in Krisenzeiten, aus der Schwerfälligkeit des Agitationsapparates resultierten. „Ihr kommt erst, wenn schon alles vorüber ist!“, warfen westdeutsche Kommunisten dem DDR-Rundfunk vor, und in einem durchaus parteilich gehaltenen Schreiben des Bezirkstages Karl-Marx-Stadt hieß es nach dem Aufstand in Ungarn 1956, es sei den Werktätigen unverständlich, daß sich die eigenen Sender

101 „Zu den aktuellen Problemen sollte nicht immer wieder auf allen Programmen dasselbe gesagt werden und das nicht immer Tage hintereinander. Von jedem Sender eine interessante Sendung ist besser als mehrere in der gleichen Form.“; Protokoll der Höraussprache am 9. August 1956 in Ilsenburg/Harz; BArch, DR 6/548; Unterstreichung im Original. Besonders kritisiert wurde 1953 auch das einheitliche Frühprogramm aller drei Sender.

102 Vgl. z.B.: Sektor Rundfunk, Analyse über die Massenverbindungen des Rundfunks, 19. Oktober 1953; BArch, DR 6/231.

103 Gruppe Außenverbindung, Bericht über das Studio Halle, 27. Juli 1953; (wie Anm. 98).

104 Aussagen westdeutscher Kommunisten über den DDR-Rundfunk lt. einem Reisebericht an das Staatliche Rundfunkkomitee; Bericht über abgehörte Sendungen des Berliner Rundfunks von Horst Dreßler-Andreß, 25. August 1957; BArch, DR 6/247.

105 Vgl. z.B. die Kritik am Tanzorchester Kurt Henkels, das „so sehr in den Vordergrund gerückt“ sei, daß „verschiedene Hörer diese Kapelle schon gar nicht mehr hören können.“ Studio Gera, Protokoll der Aussprache über das neue Programm am 28. Juli 1953; BArch, DR 6/192; an anderer Stelle heißt es wenig später: „Von allen Altersgruppen wird Tanzmusik gewünscht, aber abwechslungsreicher. Die Hörer wollen nicht nur Henkels, Baltutis und Froberg hören, sondern auch andere Tanzkapellen und Chansonsänger.“; Sektor Rundfunk, Analyse über die Massenverbindungen des Rundfunks, 19. Oktober 1953; BArch, DR 6/231.

tagelang in Schweigen hüllten, während „die ganze Welt, einschließlich der Sender des sozialistischen Lagers (Warschau, Moskau usw.) Nachrichten über Ungarn brachte.“ Es sei „in allen Diskussionen offen zum Ausdruck gebracht [worden], daß alle [...], die etwas über die Vorgänge und Verhältnisse in Ungarn wissen wollten, dazu verleitet wurden, die gut zu hörenden Sender des kapitalistischen Auslandes einzuschalten.“¹⁰⁶ „Ganz offen“ sei von „Inaktualität und unklarer Haltung“ gesprochen worden; das lange Schweigen habe dem Ansehen des Rundfunks „sehr geschadet“.¹⁰⁷

Natürlich waren solche Verzögerungen der Unmöglichkeit geschuldet, Nachrichten oder Stellungnahmen zu verbreiten, die nicht durch den Parteiapparat autorisiert waren. Und in schwierigen, überraschenden Situationen brauchte dieser Apparat seine Zeit, um entsprechende Stellungnahmen und Sprachregelungen zu fabrizieren.

Ein erheblicher Vertrauensverlust der Hörer war auch mit der Auflösung der regionalen Landessender und der Einstellung ihrer Eigenprogramme verbunden. „Macht eure Landessender wieder auf, wir wollen mehr über die Ereignisse bei uns hören, wir wollen wissen, was bei uns im Sport los ist usw.“, dies seien, so die Belegschaft eines Landesstudios, die Forderungen, denen man sich seit der Zentralisierung des Rundfunks in Berlin gegenüber sähe.¹⁰⁸ Noch immer würde die Bevölkerung den Landessender Schwerin und den „Stadtreporter“ vermissen, teilte die Putzfrau eines anderen Studios in einer Diskussion mit, und auch unter Kollegen herrschte Konsens, daß „der Kontakt zu den Hörern [...] durch die Zentralisierung verlorengegangen“ sei. Das „Bündnis zwischen Rundfunk und Hörer“ sei vormals wirklich vorhanden gewesen, jetzt „existiert es nicht mehr“. Beliebte Sendungen mit regionalem Bezug, etwa mundartliche Beiträge und der Lokalsport, seien ersatzlos gestrichen worden.¹⁰⁹ Sicher spielten bei solchen Berichten auch die Frustrationen des degradierten Studiopersonals eine Rolle, doch einzelne überlieferte Äußerungen von Hörern bestätigen die hohe Wertschätzung der regionalbezogenen Berichterstattung, die Anfang der fünfziger Jahre dem Bedürfnis nach möglichst weitreichender Kontrolle geopfert worden war.¹¹⁰

Die Beispiele zeugen von den kommunikativen Funktionsverlusten, die sich aus der konsequenten Unterordnung unter die Vorgaben der Parteispitze selbst in der Perspektive der eigenen Klientel unvermeidlich ergaben. Je stärker die Journalisten „vor Ort“ den gesellschaftlichen Rückmeldungen ausgesetzt waren, desto größer war der Zwiespalt, dem sie unterlagen, weil sie sich einerseits bei Strafe ihrer beruflichen Existenz dem parteilichen Diskurs nicht entziehen konnten, sich andererseits aber den konträren gesellschaftlichen Ansprüchen verpflichtet fühlen mußten. Zwar drangen die Klagen der Hörer bis in den zentralen administrativen Apparat des Rundfunks und provozierten dort regelmäßig paradoxe

106 Ständige Kommission des Bezirkstages Karl-Marx-Stadt an das StRK, 20. November 1956; BArch, DR 6/559.

107 Ebd.

108 Gruppe Außenverbindung, Bericht über das Studio Halle, 27. Juli 1953 (wie Anm. 98).

109 Gruppe Außenverbindung, Bericht über das Studio Rostock, o. Dat. [Juli 1953] (wie Anm. 68).

110 Klagen über die Vernachlässigung der Provinz und regionalen Brauchtums im Rundfunk finden sich verstreut in den Berichten von Hörerversammlungen und in überlieferten Briefen; vgl. z.B. BArch, DR 6/548; vgl. auch die positive Reaktion auf die Wiedereinführung eines 30-minütigen Regionalprogramms der Studios nach dem 17. Juni 1953; vgl. Sektor Rundfunk, Analyse über die Massenverbindungen des Rundfunks, 19. Oktober 1953 (wie Anm. 102).

Interventionen, in denen die Generalintendanz einerseits „fehlende ideologische Klarheit“ (ergo zu große Abweichungen von den Vorgaben der Partei) beklagte, andererseits unter Verweis auf die frustrierten Hörer eine radikale Verbesserung der „Massenverbundenheit“ (also mehr Orientierung an den Hörerwünschen) einforderte.¹¹¹ Nicht zufällig jedoch waren die Hauptleidtragenden regelmäßig diejenigen, die als Mitarbeiter der Bezirksstudios, Reporter oder „Funkkorrespondenten“ (eine Art Laienreporter) unmittelbar im Kontakt mit der Bevölkerung standen.

Die Reporter sahen sich denn auch Anfang der fünfziger Jahre besonderen Repressionen ausgesetzt. Innerhalb des Rundfunks zogen sie immer wieder Kritik auf sich, weil sie zäh an ihren „kleinbürgerlichen Einstellungen“ festhielten. Ihnen wurde vorgeworfen, sich nicht den politischen Vorgaben unterzuordnen, zuviel Kritik zu üben und als freie Mitarbeiter vor allem finanzielle Interessen zu verfolgen. Noch immer gebe es Reporter, so Generalintendant Mahle 1950, die glauben würden, „alles verreißen zu können, ohne positive, konkrete Vorschläge zur Beseitigung der Mißstände aufzuzeigen“.¹¹² Er sei „nicht gegen die Privatinitiative der Reporter“, aber es müsse eine „gelenkte Initiative“ (!) sein.¹¹³ Während Mahle also vor allem auf mehr politische Anleitung setzte, forderte sein Kollege Heiß, die Reporter weitgehend aus dem Rundfunk zu eliminieren und ggf. das Mikrofon selbst in die Hand zu nehmen.¹¹⁴ Es ist wenig überraschend, daß die Betroffenen auf solche Vorschläge mit Verbitterung reagierten und darauf hinwiesen, daß sich mehr „Massenverbundenheit“ leicht fordern ließe, eben diese den Verantwortlichen jedoch völlig abgehe, ganz im Gegensatz zu den „Reportern und Redakteuren vor Ort“.¹¹⁵

Daß dies zutraf, bewies Intendant Heiß nur wenig später: Ein Reporter habe ihm von den Schwierigkeiten berichtet, mit sozialdemokratischen Arbeitern in Westberlin in Kontakt zu kommen. Ihm würde dort „die Tür vor der Nase zugeschlagen“, so daß ihm seine gründliche politische Vorbereitung nichts nutze. Das, so Heiß, sei ein gutes Beispiel dafür, daß die Kollegen „nicht auf naheliegende Ideen“ kämen, „wenn man nicht systematisch mit ihnen arbeitet“. Falls er nicht vorgelesen werde, solle der Reporter auf dem Sender Namen und Adresse seines Gegenübers verbreiten und erklären: „Ich werde mit Ihnen morgen Mittag

111 Ein besonders eindrucksvolles Beispiel lieferte im August 1950 auf einer Intendantentagung Georg Stibi als Vertreter des Amtes für Information, als er einerseits das Wortprogramm als „unter aller Kritik“, als „unerträgliches Geschrei“, welches sich manchmal „über Stunden“ erstrecke, charakterisierte, als Abhilfe jedoch systematische Kaderarbeit, ideologische Schulung und „schonungslose Selbstkritik“ empfahl, mithin jene diskursiven Techniken, mit deren Hilfe der parteiliche Diskurs maßgeblich durchgesetzt werden sollte; vgl. Protokoll der Intendanten- und Chefredakteurtagung, 15. August 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0001, Bl. 22–143.

112 Protokoll der Rundfunk-Tagung anlässlich des fünfjährigen Bestehens des Deutschen Demokratischen Rundfunks im Haus der Presse Berlin, 11./12. Mai 1950 (wie Anm. 61).

113 Tagung der Intendanten und Chefredakteure, 9. November 1950; DRA Potsdam, Historisches Archiv, F 210–00–00/0002, Bl. 126.

114 „Ich stimme dem zu, daß der weitaus größte Teil der Reporter entlassen werden könnte. Es wäre gut, wenn wir mit dem alten Vorurteil brechen würden, daß ein Intendant zu gut ist, um mit dem Mikrofon hinauszugehen.“; Intendanten-Tagung am 21. und 22. November 1949; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, F 201–00–00/0001, Bl. 142–163, hier 149.

115 So der Reporter Werner Klein auf einer Tagung. Als Klein sich anschickte, Invektiven gegen die Leitung des Berliner Rundfunks loszulassen, schnitt Mahle ihm das Wort ab; vgl. Protokoll der Rundfunk-Tagung anlässlich des fünfjährigen Bestehens des Deutschen Demokratischen Rundfunks im Haus der Presse Berlin, 11./12. Mai 1950 (wie Anm. 61).

über den Rundfunk das Gespräch führen, zu dem sie mich nicht zugelassen haben. Ich werde Ihnen diese Fragen über den Rundfunk vorlegen.“ Vielleicht werde es dann möglich sein, „mit andern sich zu unterhalten“.¹¹⁶ Abgesehen von der Absurdität dieses Vorschlags illustriert das Beispiel eindrucksvoll die Probleme, auf die die Reporter vor Ort stießen, und zwar nicht nur in Westberlin: Die Hörer hielten mit ihrer Meinung über die stets nur positiven Gespräche nicht hinter dem Berg: 1952 hieß es in einem Leserbrief:

„Wer sich die in schlechtem Kanzleideutsch gehaltene sogenannte Reportage mit ihrem Gewimmel von planmäßig, verankern, einsetzen, Entfaltung usw. länger als fünf Minuten angehört hat, muß entweder starke Nerven oder überhaupt keine mehr haben.“¹¹⁷

In einem Protokoll einer Höreratsversammlung war der Ton Mitte der fünfziger Jahre etwas gedämpfter, aber in der Sache eher noch deutlicher:

„Immer wieder wurde besonders zum Ausdruck gebracht, daß unsere Reportagen zu gestellt wirken. [...] Die Reportagen müßten lebensnah und wirklicher, d.h. mit Streitgesprächen versehen sein. [...] Die Reporter sollten [...] einen lebensnahen Meinungsstreit anregen.“¹¹⁸

Die Disziplinierung der Reporter war deshalb so schwierig, weil sie sich als „unmittelbare“ Schnittstelle zur Bevölkerung deren alltäglicher Kritik an den Zumutungen der Medien und allgemein der Partei ausgesetzt sahen. Zwar gelang es, auch diese Gruppe weitgehend zu domestizieren, aber das Ergebnis war nur ein weiterer Vertrauensverlust des Rundfunks und der Verzicht auf die Chance, das Medium als in beide Richtungen vermittelnde Instanz zwischen dem politischen System und der Gesellschaft zu nutzen.¹¹⁹

In der starken Ablehnung, die insbesondere den politischen Wortsendungen entgegenschlug, artikulierte sich auch ein Erfahrungswissen um den Wert solcher Beeinflussungsversuche. In einem anonymen Brief aus dem Jahre 1947 an den Kommentator Harald Hauser, der unter dem Pseudonym „Jan Morel“ im Morgenprogramm polemische Glossen verbreitete,¹²⁰ zog ein Hörer unmittelbar den Vergleich zum NS-Rundfunk und dessen Galionsfigur Hans Fritzsche:

„Mit ihrer Quatscherei am Rundfunk schimpfen Sie immer über die Nazis, bzw. den Nationalsozialismus, wie heute früh über den Propagandisten Hans Fritzsche [sic!]. Sie sind viel tüchtiger in der Lügenpropaganda wie Hans Fritzsche [sic!], aber wer läßt sich heute noch die Augen zuschmieren von solchen Märchenerzählern?“¹²¹

116 Niederschrift der Intendantentagung der Generalintendanz des Rundfunks in der DDR, 30. März 1951 (wie Anm. 88).

117 Leserzuschrift an den „Sonntag“, 30. März 1952; zit. nach Walther, *Der Rundfunk*, S. 43; hier ist eine quellenkritische Anmerkung angezeigt: Solche Veröffentlichungen sollten im Frühjahr 1952 die Umstrukturierung des Rundfunks nach sowjetischem Vorbild legitimieren; dabei wurde jedoch die Unzufriedenheit mit dem Rundfunk nicht inszeniert, sondern lediglich für eine Reform instrumentalisiert, die das Problem weiter verschärfte.

118 Protokoll der Höreratsversammlung am 10. August 1956 in Wernigerode/Harz (3.9.1956); BArch, DR 6/548.

119 In dem gleichen Problem lag auch die Erfolglosigkeit der Funkkorrespondentenbewegung begründet; vgl. Bos, *Massenverbundenheit*.

120 Vgl. zu Hauser den Nachruf von Ingrid Pietrzynski, in: *RuG* 20 (1994), H. 4, S. 225–227.

121 Postauswertung vom 1. bis 30. Juni 1947 (wie Anm. 62).

Nicht umsonst sei der Berliner Rundfunk „als Parteisender verschrien.“ Angesichts der politischen Einseitigkeit glaube man, „den Moskauer Rundfunk“ eingestellt zu haben, hieß es in einer anderen anonymen Zuschrift. Der Rundfunk solle „doch überparteilich sein und tendenzfreie Meldungen bringen. Können Sie denn nicht verstehen, daß diese Propaganda das Volk abstößt und man sich einen anderen Sender wählt?“¹²² Eine jüdische Hörerin schrieb 1947 an den „Herrn Stadtreporter“ im Berliner Rundfunk:

„Wenn ich manchmal Ihre Reporter und Ansager die Ostzone so verherrlichen und die Westzone so herunterziehen höre, meine ich 1938/39 in den Ohren zu haben. Auch damals wurde über andere als die eigenen Sachen immer geschimpft. Wozu wird das getan? So gewinnen Sie doch keine Freunde. [...]“¹²³

Hinzu kam, daß viele Mediendarstellungen unmittelbar mit der eigenen alltäglichen Wahrnehmung abgeglichen werden konnten. Neben Versorgungsfragen bot besonders die angesichts hoher Vermißenzahlen seinerzeit emotional sehr aufgeladene Frage nach den deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion immer wieder Anlaß, die Informationspolitik und die Schönfärberei im Rundfunk zu kritisieren.¹²⁴ Die entsprechenden Berichte waren sehr stereotyp gehalten und hoben regelmäßig die guten Bedingungen in der Sowjetunion und den guten Gesundheitszustand der Heimkehrer hervor.¹²⁵ Die Verlesung von Briefen sowjetischer Kriegsgefangener habe „sicher nicht nur für mich wie ein Märchen“ geklungen, schrieb die Ehefrau eines Kriegsgefangenen, die seit fast einem Jahr ohne Nachricht von ihrem Mann war.¹²⁶ „Warum wird im Rundfunk so etwas verlesen, wo sich doch in Berlin fast jeder selbst eine Vorstellung machen kann und weiß, wie unsere Männer aus Rußland heimkehren!“, fragte ein andere Hörerin.¹²⁷ Und immer wieder wurde der Vergleich zwischen den Heimkehrern aus dem Westen, die „gesund und sauber gekleidet“ zurückkehren würden und denjenigen aus Rußland gezogen, die, wenn überhaupt, „elend und krank“¹²⁸ und „in Lumpen“ in Deutschland ankämen.

Angesichts einer solch großen Diskrepanz zwischen der alltäglichen Wahrnehmung und dem Bild des Radios wurden auch solche Darstellungen in Zweifel gezogen, die sich der unmittelbaren Überprüfbarkeit entzogen: Es werde immer viel Positives über den Sozialismus in Rußland berichtet, aber „wenn man die elenden hungrigen Gestalten sieht, die von dort kommen, so kann man doch bald irre werden“.¹²⁹ Durch die offensichtliche Diskrepanz zwischen der eigenen Wahrnehmung und den Darstellungen im Rundfunk erfuhr das Medium einen massiven Glaubwürdigkeitsverlust, dem auch das Freundschaftspathos gegenüber der Sowjetunion ausgesetzt war. Inzwischen würde diese Fallhöhe „ja schon von unseren Kindern am Radio belacht“, hieß es in einer anonymen Zuschrift.¹³⁰ Die wenig auskunft-

122 Ebd.

123 Zuschrift der Hörerin Lilli S., Berlin Steglitz v. 21. Juli 1947; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut 1945–1952, H 201–00–04/0001.

124 Nach Ernährungs- und Versorgungsfragen nahm Hörerpost zu dieser Frage in den vierziger Jahren regelmäßig den dritten Rang in der Poststatistik ein; vgl. Fischer, *Die Heimat ruft*, S. 129.

125 Postauswertung vom 1. bis 30. Juni 1947 (wie Anm. 62).

126 Ebd., Zuschrift der Hörerin Lotte B., Berlin-Britz.

127 Ebd., Zuschrift der Hörerin Anni K., Berlin.

128 Ebd., Zuschrift der Hörerin Ida J., Leipzig.

129 Ebd., anonyme Zuschrift.

130 Ebd.

freudige und in sich widersprüchliche Informationspolitik im Hinblick auf die deutschen Kriegsgefangenen belastete das Ansehen der sowjetischen Besatzungsmacht und damit auch der von ihr abhängigen DDR-Führung noch bis Mitte der fünfziger Jahre, als die letzten Gefangenen freikamen.¹³¹

In den Briefen artikuliert sich nicht zuletzt auch generelle Ablehnung der Politik in der SBZ/DDR, hinter der spürbar auch die überkommenen antisowjetischen und antikommunistischen Ressentiments aufscheinen. Gemessen wurden die Berichte jedoch hauptsächlich an den harten Realitäten einer Besatzungspolitik, die den Klischees von der Rolle der Roten Armee als „Befreier“ und der Sowjetunion als „Freund“ und „Vorbild“ entgegenstand.

Die negativen Erfahrungen mit der nationalsozialistischen Propaganda sowie die in zentralen Fragen kontraproduktive Informationspolitik der Sowjets verstärkten die Skepsis und führten dazu, daß die politischen Beiträge immer weniger ernstgenommen wurden.¹³² Nach dem Aufstand im Juni 1953 versuchte das Staatliche Rundfunkkomitee, in einer konzertierten Aktion Hörerpräferenzen unter Arbeitern zu ermitteln. Dazu bediente man sich der Gewerkschaftsstrukturen und forderte deren Vorsitzende auf der betrieblichen Ebene auf, die Betriebsangehörigen zu befragen. Einer der entsprechenden Berichte spielte auf die öffentliche Selbstkritik an, die im Rundfunk nach dem 17. Juni geübt worden war. Im Kontext eines westlichen Wirtschaftshilfe-Angebotes hieß es:¹³³

„Kritisiert wurde, daß wenige Wochen, nachdem der Kollege Schnitzler erklärt hatte, daß es auch im Rundfunk darauf ankommt, keine Übertreibungen mehr zu gebrauchen und immer bei der Wahrheit zu bleiben, in einem Kommentar gesagt wurde, die gesamte Bevölkerung unserer Republik sei empört über das 15 Millionen Dollar-Angebot aus Amerika.“¹³⁴

Der Vertrauensverlust war anhaltend, und die Praxis war auch nach dem 17. Juni nicht dazu angetan, die Glaubwürdigkeit schnell wiederherzustellen. Hinzu kam, daß die Erziehungs- und Überzeugungsimpulse auf eine längst habitualisierte Primärnutzung des Mediums zur Befriedigung von Unterhaltungsansprüchen stieß und sich daran brach. Man wünsche sich Hörspiele mit Fortsetzungen und ohne allzu viele Wiederholungen, „wie es vor 1933 war“, hieß es von einer der Versammlungen. Auch waren unduldsame Töne zu vernehmen:

„Die Kollegen sind der Meinung, daß der Rundfunk selbst in der Lage sein müßte, aus eigener Initiative solche Sendungen zu gestalten, wie es früher ‚Kölner Samstagmittag‘ war.“¹³⁵

Solche Äußerungen illustrieren nicht nur die längst etablierten Nutzungsmuster, sie zeigen auch, daß es auf seiten der Bevölkerung kein Verständnis für die anhaltenden Probleme bei

131 Vgl. Fischer, *Die Heimat ruft*, S. 131 sowie Beate Ihme-Tuchel, *Die SED und die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion zwischen 1949 und 1955*, in: DA 27 (1994), H. 5, S. 490–503.

132 Dazu gehörte auch die sowjetische Internierungspraxis in den sog. Speziallagern in der SBZ. Im Frühjahr 1949 wandte sich der Kommentator Herbert Gessner mit der Bitte an Ulbricht, sich bei der SMAD für eine Änderung dieser Praxis und für eine Verbesserung der Haftsituation einzusetzen. Er habe bisher über tausend Hörerbriefe zu diesem Thema erhalten: „Eine bessere psychologische Basis für Lügen, Verleumdungen und Greuelmärchen können sich unsere Gegner gar nicht wünschen.“; zitiert nach Galle, *RIAS Berlin*, S. 268.

133 Vgl. dazu ausführlich Walther, *Der Rundfunk*, S. 70ff.

134 Bericht über eine Aussprache mit den AGL-Vorsitzenden, (wie Anm. 100).

135 Ebd.

der Programmgestaltung gab: Schließlich hatte es „früher“ (und dies hieß durchaus und gerade auch während der NS-Zeit), ein Programm gegeben, das diesem Unterhaltungsbedürfnis weit entgegenkam.¹³⁶

Im Laufe der Zeit finden sich in den erhaltenen Briefen und Berichten der Hörerpostabteilung immer weniger allgemeinpolitische bzw. auf das Programm bezogene Stellungnahmen, weder kritischer noch zustimmender Tendenz. Regelmäßig konzentrierte sich Ende der fünfziger Jahre fast die gesamte programmbezogene Post auf drei Redaktionen, nämlich die Musikredaktion, Unterhaltung und Kinderfunk.¹³⁷ Nur 1% der Zuschriften beziehe sich auf Kommentare und Nachrichtensendungen berichtete die Redaktion Hörerverbindung 1955,¹³⁸ und „mangelhaft“ sei „der Eingang von Briefen, in denen die Hörer zu politischen Fragen Stellung nehmen und dazu ihre Meinung sagen“.¹³⁹ Diese auffällige Tendenz unterstreicht einerseits das verbreitete Desinteresse an den politischen Wortsendungen, deutet darüber hinaus aber auch auf den allgemeinen Funktionsverlust des Mediums für politische Auseinandersetzungen hin: Kaum jemand versprach sich offenbar noch einen großen Nutzen davon, politische Stellungnahmen oder Kritik an den Rundfunk zu senden. Weder war eine Veröffentlichung zu erwarten, noch entstand der Eindruck, damit nennenswerten Einfluß auf die Programmgestaltung oder gar auf die Politik ausüben zu können.

1.4 Das Radio: Ein Unterhaltungsmedium

Ohne Zweifel ergab sich die Attraktivität des Mediums Hörfunk für die politisch Verantwortlichen aus seiner massenhaften Verbreitung auch über politische Grenzen hinweg und der bereits erwähnten Möglichkeit, die Grenze zwischen öffentlichem und privatem Raum aufzuheben und somit große Teile der Bevölkerung direkt zu Hause anzusprechen, letzteres sogar jenseits des eigenen Territoriums. Doch gerade diese für das Medium charakteristische „privatistische“ Aneignung prägte nicht unwesentlich auch die primären Erwartungshaltungen an das Programm. Dominant war das Interesse an „leichter“, d.h. abwechslungsreicher musikalischer oder humoristischer Unterhaltung, die konventionellen Formen folgen sollte, damit sie sich in den Morgen- und Abendstunden, wenn sich die Mehrzahl der Hörer zu Hause aufhielt, leicht konsumieren ließ, ohne die Hausarbeit und die Gespräche zu Hause allzusehr zu behindern. Damit entsprach die Erwartungshaltung derjenigen, die auch für die Bundesrepublik zur gleichen Zeit vorherrschte, einschließlich des „als notwendig empfundenen Minimum an Nachrichten und Informationen“.¹⁴⁰ Zu ergänzen wäre allenfalls noch ein Bedarf an Lebenshilfe und Orientierung, der besonders in der unmittelbaren Nachkriegszeit von einiger Bedeutung war. Diese Nutzungspräferenzen hatten sich bereits in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren etabliert und unter dem Nationalsozialismus, der sie wei-

136 Vgl. hierzu Dussel, Hörfunk in Deutschland, bes. S. 218.

137 Vgl. Monatsberichte der Hörerposteingänge 1958–1960, BArch, DR 6/270.

138 Monatsbericht der Redaktion Hörerverbindung für Oktober 1955 v. 29. November 1955, BArch, DR 6/548.

139 Gruppe Außenverbindung, Entwicklung der Hörerpost vom Oktober 1953 bis Januar 1954; 11. Februar 1954, BArch, DR 6/246.

140 Schildt, Moderne Zeiten, S. 235.

tenteils bediente, verfestigt.¹⁴¹ In der DDR kam auf Dauer noch hinzu, daß die Privatsphäre sich immer mehr zu einem Bereich entwickelte, der zäh gegen den omnipräsenten Politisierungs- und Herrschaftsanspruch mit deren permanenten Mobilisierungsaufforderungen verteidigt wurde.¹⁴²

Dementsprechend ist es wenig überraschend, daß die überwiegende Mehrheit ablehnend auf die Bestrebungen reagierte, das Medium ganz in den Dienst von Partei und Staat und der revolutionären Gesellschaftsstrategie zu stellen. Waren schon 1947 die politischen Wortsendungen wegen ihrer einseitigen Präferenz für die Politik der SED/SMAD wenig beliebt, so führte die konsequente Ausrichtung des Hörfunks auf die Partei ab 1948/49 dazu, daß, wer aufgrund der Empfangsbedingungen dazu in der Lage war, sich auf die Suche nach einem anderen, zumeist westlichen Sender begab. Daß der Vertrauensverlust schon spürbar vorher einsetzte, ist ein deutliches Zeichen dafür, daß die Rundfunknutzung nicht unabhängig von der Beurteilung der Besatzungspolitik erfolgte. Je stärker sich der Rundfunk mit dieser Politik identifizierte, desto mehr verlor er an Sympathie und Glaubwürdigkeit. Dabei mag auch die allgemeine Politik-Verdrossenheit in der Nachkriegszeit eine Rolle gespielt haben, aber hinzu kam eine ausgeprägte Skepsis gegenüber einseitiger Propaganda, die unter Verweis auf die nationalsozialistische Praxis abgelehnt wurde. In der Anfangszeit, besonders 1945/46, bediente der Berliner Rundfunk mit einem hohen Maß an Kontinuität bei den Unterhaltungssendungen und breiten Service und Orientierungsangeboten dagegen noch wichtige Bedürfnisse der Rezipienten und erfreute sich entsprechender Beliebtheit.¹⁴³

In dem Problem mit der Reportage bzw. den Reportern wird der systematische Konflikt zwischen den Ansprüchen der Bevölkerung und der Avantgarde-Konzeption der Partei exemplarisch faßbar. Dabei war das grundlegende Problem nicht, daß der Leitungsebene des Hörfunks die notwendigen Informationen über die Präferenzen der Hörer, den Sympathieverlust der Programme und die massenhafte Abwanderung zu den westlichen Stationen nicht zur Verfügung gestanden hätten. Sie wurden dort nicht nur registriert, sondern in spezifischer Weise auch ernstgenommen, wie die gebetsmühlenhaften Appelle zeigen, die „Verbindung mit den Massen“ zu intensivieren. Aber trotz zahlreicher Ankündigungen, das Programm entsprechend zu ändern¹⁴⁴, blieb ein grundlegender Richtungswechsel bis zum Juni 1953 aus. Den Imperativen des „parteibezogenen“ Diskurses konnten sich die Massenmedien nicht entziehen, die Spannung zwischen den Ansprüchen der Hörer und den ideologischen Vorgaben war nicht auflösbar. Vielmehr entwickelten sich Immunisierungstendenzen: „Letztlich“ könne der Rundfunk „sich nicht nur vom Mehrheitsgeschmack regieren lassen“.¹⁴⁵ Nur formal entsprach eine solche Ablehnung des „Massengeschmacks“ den kulturkonservativen Diskursen, die in den fünfziger Jahren in westdeutschen Funkhäusern

141 Vgl. Michael Meyen, *Hauptsache Unterhaltung. Mediennutzung und Medienbewertung in Deutschland in den 50er Jahren*, Münster 2001 (Kommunikationsgeschichte, 14).

142 Vgl. Konrad H. Jarausch, *Die gescheiterte Gegengesellschaft. Überlegungen zu einer Sozialgeschichte der DDR*, in: *AfS* 39 (1999), S. 1–17, hier S. 10.

143 Vgl. Wolfgang Mühl-Benninghaus, *Zu Problemen von Unterhaltungssendungen im Rundfunk in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ)*, in: Klaus Arnold/Christoph Classen, *Zwischen Pop und Propaganda, Radio in der DDR*, Berlin 2004 (i.E.).

144 Vgl. etwa entsprechende Ankündigungen des stellv. Intendanten Zilles für das Winterprogramm 1950/51; zit. bei Walther, *Der Rundfunk*, S. 35.

145 *Die Arbeit der Abteilung Hörerverbindung*. Undatiert [1958], BArch, DR 6/559.

bestimmend waren.¹⁴⁶ Denn anders als in der Bundesrepublik, wo der Begriff der „Masse“ in der Tradition Gustave Le Bons einen negativen Topos im Zentrum der verbreiteten kulturkritischen Diskurse bildete¹⁴⁷, war „Masse“ im Kommunismus positiv besetzt und „Massenverbundenheit“ eine immer wieder erhobene Forderung gegenüber den Medien. Hier lag das Problem nicht in der konservativen Zurückweisung von gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen, sondern in der Unfähigkeit, sich einen konstitutiven Widerspruch zwischen den vermeintlich „objektiven“ Klasseninteressen und den Interessen der Bevölkerung auch nur vorzustellen. So galt von nun an das Diktum, eine Orientierung sei nur an den „fortschrittlichen Hörern“ möglich, alles darüber hinausgehende sei gleichbedeutend mit politischer Verantwortungslosigkeit. Damit zählten nur noch jene Hörer, die den Kurs der Partei prinzipiell mittrugen. Bezeichnenderweise ging die Initiative für eine radikale Programmänderung¹⁴⁸ noch während der Juni-Unruhen nicht von den Rundfunk-Verantwortlichen aus, sondern erreichte diese als Anweisung von oben, aus dem ZK-Apparat.¹⁴⁹

Somit sind die Rahmenbedingungen, in denen sich die Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit im Radio vollziehen konnten, skizziert. Sie waren, gemessen an den Ansprüchen der politisch Verantwortlichen, nicht eben günstig.

2. Nationalsozialismus zwischen kommunikativem Gedächtnis und kultureller Fundierung

Zwar sind die insgesamt für politisch-didaktische Intentionen wenig vielversprechenden Rahmenbedingungen im Gedächtnis zu behalten, die sich aus medialen Eigengesetzlichkeiten ebenso ergaben wie aus der Existenz eines nach wie vor ungeteilten deutschen Kommunikationsraumes; doch können sie nur als Hintergrund einer differenzierten Bestandsaufnahme von Rezeptionschancen historischer Deutungsangebote fungieren, keinesfalls zur Legitimation eines pauschalen apriorischen Verdikts über die totale Wirkungslosigkeit der

146 Vgl. Edgar Lersch, „Wir sollten nicht spielen, was der Hörer will. Der Hörer will im Endeffekt das, was wir spielen“. Leichte Musik im Hörfunk der fünfziger Jahre. Eine Diskussion in Stuttgart 1955, in: RuG 20 (1994), H. 4, S. 204–210.

147 Vgl. Schildt, *Moderne Zeiten*, S. 324–397.

148 Vgl. dazu ausführlich: Der Neue Kurs im Sowjetzonen-Rundfunk, o. Autor, in: Rufer und Hörer 8 (1953), S. 163–170.

149 „Koll. Heiß eröffnete die Sitzung und gab bekannt, daß mit den zuständigen Stellen eine sofortige Änderung des Programms vereinbart wurde. Daraufhin wurde ein Vorschlag für eine neue Programmstruktur durch die Kollegen Kleinert und Zahlbaum ausgearbeitet. [...] Die Leitung billigte den Vorschlag, der den Wortanteil verringert, den Musikanteil erhöht sowie die Placierung einzelner Sendungen verbessert.“; BP 49 der Leitungssitzung des StRK v. 16. Juni 1953. Eine Woche später hieß es: „Die gesamte Rundfunkarbeit wird entsprechend der neuen Politik der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands entwickelt. Der Aufruf des Zentralkomitees der SED ist für die Redaktionen die bindende Anweisung für die Arbeit und wird in allen Abteilungen seminaristisch durchgearbeitet. [...] Unsere Hauptaufgabe muß darin bestehen, daß viel weniger in den einzelnen Redaktionen selbst hergestellt wird. Arbeiter, Bauern, Techniker, künstlerische Intelligenz, Schriftsteller, Blockparteien, Organisationen usw. sollen selbst sprechen. Der Unterhaltungscharakter des gesamten Programms muß erweitert werden.“; BP 50 der Leitungssitzung des StRK v. 22. Juni 53; BArch, DR 6/1.

über das Radio verbreiteten öffentlichen Geschichtsdeutungen. Im folgenden soll eine solche abwägende Bestandsaufnahme unter Rückgriff auf die in Kapitel 1 vorgestellten symbol-, diskurs- und gedächtnistheoretischen Ansätze versucht werden. Dabei empfiehlt sich zunächst eine zeitliche Differenzierung. In einem zweiten Schritt werden die Ergebnisse auf einen generationsbezogenen Deutungsansatz übertragen.

2.1 Zur Anschlußfähigkeit der Vergangenheitsdeutungen 1945–1947

In der frühen Zeit, also in der Phase bis 1947, hatten verschiedene gesellschaftliche Gruppen in Grenzen die Gelegenheit, „ihre“ Deutungen und Erzählungen der Vergangenheit zu Gehör zu bringen. Hier boten sich diverse Anschlußmöglichkeiten für das verbreitete Bedürfnis, sich vom Nationalsozialismus und insbesondere seiner Elite zu distanzieren. Neben christlichen Märtyrer-Mythen luden dazu bürgerliche Erzählungen von innerer Resistenz, „Menschlichkeit“ in schwerer Zeit etc. ein, die eine retrospektive Identifikation ermöglichten und dazu geeignet waren, sich der vermeintlich schon immer vorhandenen Distanz zum Regime zu versichern. Bezeichnenderweise zeichnete sich dieser Diskurs dadurch aus, daß auch die Opfer der rassistischen und politischen Verfolgungen als Kriegsoffer verbucht wurden, und der breite gesellschaftliche Konsens, der den Nationalsozialismus lange getragen hatte, ausgeblendet blieb. Gerade deshalb, so zynisch es klingt, war er in allen Zonen populär,¹⁵⁰ denn er ermöglichte die nun schon aus politischer Opportunität gebotene Distanzierung vom vormaligen Regime, ohne daß damit Brüche in der eigenen Biographie verbunden werden mußten.

Ähnlich anschlussfähig an die verbreitete Stimmung war jene Auseinandersetzung mit dem Krieg, die – etwa wie Theodor Pliviers „Stalingrad“-Epos – die deutschen Opfer zum Angelpunkt einer Distanzierung vom Nationalsozialismus machte. Stalingrad wurde hier zum Symbol des deutschen Untergangs, war zugleich jedoch der Beginn einer Verfallsgeschichte, an deren Ende der verlorene Krieg mit allen Folgen stand, an denen man selbst litt. Die Opfer, das stand inzwischen fest, waren sinnlos gewesen, und als dementsprechend skandalös konnte nun das Verhalten der politischen und gegebenenfalls auch militärischen Führung gelten, die gelegentlich als „wahnsinnig“ charakterisiert wurde. Auch hier hat man es bereits mit einem narrativ entfaltetem Mythos zu tun, der das deutsche Opfer-Empfinden perfekt mit der „richtigen“ politischen Botschaft verband.

Der in diesem Falle auch in Auflagezahlen meßbare Erfolg solcher historischen Mythen resultierte maßgeblich auf der Anschlußfähigkeit an etablierte diskursive Topoi wie demjenigen, die Deutschen seien allesamt „Schiffbrüchige“, also Opfer einer übermächtigen, nicht kontrollierbaren und prospektiv auch nicht antizipierbaren Entwicklung geworden.¹⁵¹ Daß der Krieg mit seinen Millionen Opfern „Wahnsinn“ gewesen sei, entsprach exakt jener resignativ-pazifistischen Grundstimmung, die nun, im Angesicht der Folgen, verbreitet war. Implizit wurde damit die gesellschaftliche Verantwortung auf die Eliten begrenzt. Ferner hielt sich der didaktische Ehrgeiz in einem engen Rahmen: Es ging um nicht mehr (aber

150 Vgl. hierzu z.B. Becker/Schöll, In jenen Tagen ...; insbesondere der im Titel zitierte Film „In jenen Tagen“ (1947, Regie: Helmut Käutner) ist ein exzellentes Beispiel für diese Tendenz.

151 Vgl. Kapitel 3.2.3.3.

auch nicht um weniger) als die Distanzierung vom vormaligen, inzwischen untergegangenen Regime, eine Intention, die schon aus pragmatischen Gründen auf ein gesellschaftlich ohnehin omnipräsentes Bedürfnis bauen konnte. Ein Bruch mit den internalisierten national-völkischen Wahrnehmungskategorien war nicht nur nicht erforderlich, sie wurden im Gegenteil mit dem Topos der „deutschen Opfer“ als Angelpunkt der Erzählung mehr oder minder direkt bedient.

In den Ausführungen des Liberaldemokraten Waldemar Koch, der einen kleinen Kreis von „undeutschen Elementen“ um den „Österreicher“ Hitler für die nationale Katastrophe verantwortlich machte, zeigt sich sehr deutlich, daß der nationale Diskurs mit dem Untergang des Nationalsozialismus keineswegs an sein Ende gekommen war.¹⁵² Vielmehr wurde nun die nationalsozialistische Führung aus der „Volksgemeinschaft“ ausgegrenzt, sie erhielt nun selbst den Status von „Volksschädlingen“ und „Volksfeinden“, mit dem sie seinerzeit operiert hatte. Damit war jenes Deutungsparadigma begründet, das den Nationalsozialismus als „Betriebsunfall“ aus der deutschen Nationalgeschichte ausgrenzte. Es sollte in der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren den Höhepunkt seiner Konjunktur erleben und verdanke diesen Erfolg der Möglichkeit, an den traditionellen nationalen Kategorien festzuhalten und sich zugleich vom Nationalsozialismus zu distanzieren.

Dagegen wirkten die Versuche deutscher Kommunisten, diesen Diskurs zu bedienen, hilflos und aufgesetzt. Bemühungen wie diejenigen von Wilhelm Girmus, die Widerstandskämpfer und Verfolgten zu den „eigentlichen“ Patrioten zu stilisieren, kehrten das Deutungsschema der Nationalsozialisten, das diese als „anti-deutsche“-Elemente aus ihrem harmonisierenden Volksgemeinschafts-Ideal ausgegrenzt hatten, in sein Gegenteil um. Die Ressentiments in der Bevölkerung gegenüber dieser Gruppe waren so kaum abzubauen, am wenigsten bei den ranghohen Militärs, die sich wie Bernhard Bechler dem NKFD bzw. dem BdO angeschlossen hatten, und mehrheitlich allemal als Vaterlandsverräter galten.¹⁵³ Zahlreiche Rundfunkbeiträge illustrieren die defensive Position, aus der heraus Verfolgte und Widerständler seinerzeit argumentieren mußten. Die Mehrheit der Deutschen, noch immer stark in harmonisierenden Gemeinschaftsvorstellungen verfangen und zudem der Auffassung, sich selbst keineswegs etwas vorwerfen zu müssen,¹⁵⁴ stand der Gruppe der Verfolgten außerordentlich skeptisch gegenüber – und umgekehrt aus nachvollziehbaren Gründen die meisten Mitglieder dieser Gruppe der deutschen Bevölkerungsmehrheit. Nicht selten erlagen letztere der Versuchung, ihren Ressentiments Ausdruck zu verleihen und die Hörer

152 Sendemanuskript „Zur Gedenkstunde zum Kriegsbeginn“, Berliner Rundfunk, 1. September 1945; (vgl. Kapitel 3.2.2.1).

153 Der Wehrmachtsoffizier Dr. Gerhard Dengler (nachmaliger Chefredakteur des „Neuen Deutschland“), der sich als Überlebender von Stalingrad in sowjetischer Kriegsgefangenschaft dem NKFD angeschlossen hatte, beschreibt die Reaktionen im Kriegsgefangenenlager mit folgenden Worten: „Als ich mich nach langem Zögern zum Komitee bekannte, ging ein Pfeifkonzert los, meine Kameraden haben mich angespuckt und mein Bett in die Ecke gestellt.“; vgl. Frank Junghänel, „Mein Inneres war ein Nullum“. Als Offizier der Wehrmacht zieht Gerhard Dengler in die Schlacht von Stalingrad. Als Stalinist ist er nach Deutschland zurückgekehrt, in: Berliner Zeitung Nr. 286 v. 7./8. Dezember 2002, S. 3.

154 Vgl. Frei, *Vergangenheitspolitik*, S. 397ff. sowie Dirk van Laak, *Der Platz des Holocaust im deutschen Geschichtsbild*, in: Jarausch/Sabrow, *Meistererzählung*, S. 163–193.

mit kontraproduktiven Vorwürfen und Belehrungen zu traktieren.¹⁵⁵ Das vertrug sich schlecht mit dem realpolitisch gebotenen Kurs einer weitgehenden Integration von Minderbelasteten und Mitläufern, zu dem es auch in der SBZ/DDR keine Alternative gab. Die anhaltenden Klagen über die geringe Wertschätzung dieser Gruppen in der Bevölkerung sprechen eine deutliche Sprache.¹⁵⁶

In anderen Kontexten brach sich der Versuch, den nationalen Topos zu bedienen, an der dominanten sowjetischen Perspektive. Die wenig sensiblen, von spürbarem Nationalstolz geprägten Heroisierungen des sowjetischen Sieges, wie sie russische Militärs verbreiteten, konnten allenfalls dazu beitragen, die in ihren nationalen Gefühlen depravierten Deutschen weiter zu verbittern. Hier dominierte zunächst die Dichotomie von Siegern und Besiegten die Wahrnehmungen, und zwar auf beiden Seiten. Bei den Deutschen wirkten die antislawischen, antikommunistischen und antisemitischen Stereotype, die von den Nationalsozialisten in den Formeln des „jüdischen Bolschewismus“ und der „slawischen Untermenschen“ komprimiert und gesteigert worden waren, weiter,¹⁵⁷ und die Erfahrungen mit der Besatzungspolitik und dem Umgang mit den deutschen Kriegsgefangenen waren häufig nicht dazu angetan, solche Feindbilder und Vorurteile abzubauen.¹⁵⁸ Damit gab es so gut wie keinen Spielraum für eine vermittelnde Position der deutschen Kommunisten, die, wo sie denn eingenommen wurde, entsprechend bemüht wirkte und kaum auf Resonanz stieß. Da die deutschen Kommunisten ihre exponierten Positionen allein der sowjetischen Macht verdankten, konnten sie sich nicht nachhaltig von den sowjetischen Wahrnehmungen distanzieren. Sie galten daher recht bald als deutsche Handlanger der „feindlichen“ sowjetischen Besatzungsmacht.¹⁵⁹

Über die Ablehnung, die den ehemaligen KZ-Häftlingen und Emigranten weitenteils entgegenschlug, ist schon etwas gesagt worden. Die in vieler Hinsicht überlebensfeindlichen Bedingungen der unmittelbaren Nachkriegszeit ließen wenig Raum für Empathie und Solidarität. Das Gefühl, selbst primär Opfer der Entwicklungen und insbesondere des Krieges zu sein, lag angesichts der Verluste, die fast jeder an Angehörigen, Freunden und materiellen Gütern erlitten hatte, nahe. Diese Wahrnehmung schloß die Anerkennung von Schuld und Mitverantwortung weitgehend aus, denn dies hätte impliziert, auch Verantwortung für das eigene Elend zu übernehmen. Was heute zynisch wirkt, nämlich die Subsumierung der Opfer der rassistischen und politischen Verfolgung unter die Kategorie der Gefallenen und Kriegstoten, war damals wohl bisweilen nur der Versuch, diese Toten wieder in die „Volks-

155 Vgl. Kapitel 3.2.2. und hier z.B. die Äußerungen Artur Mannbars, in: Sendemanuskript o.T. (Anmerkungen zum vierten Jahrestag), Berliner Rundfunk, 21. Juni 1945; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 202-00-06/0386.

156 Vgl. Kapitel 4.2.3.

157 Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, der württembergische Landesbischof Theophil Wurm, protestierte z.B. 1946 gegen die Oder-Neiße-Grenze mit der rhetorischen Frage, ob es gerecht und menschlich sei, „alles, seit Jahrhunderten von Deutschen besiedelte und kulturell entwickelte Land dem Slawentum auszuliefern“; zit. nach Wolgast, Wahrnehmung, S. 240.

158 Vgl. Kapitel 5.1.3.

159 Zum Ruf der SED als „Russenspartei“ vgl. Klemperer, Tagebücher 1945–1949, passim.

gemeinschaft“ aufzunehmen und so etwas wie eine übergreifende Opfersolidarität zu begründen.¹⁶⁰

Unter diesen Bedingungen stand die relativ kurze, aber dafür massive Aufklärungskampagne, die im Rundfunk und in den Zeitungen schwerpunktmäßig im ersten halben Jahr nach Kriegsende gestartet worden war, unter keinem günstigen Stern. Die Kampagne antizipierte das Glaubwürdigkeitsproblem, das sich aus der Dimension der Verbrechen zwangsläufig ergab, und kalkulierte mit ein, daß ein großer Teil der Deutschen diese Dimension allenfalls erahnte. Dementsprechend versuchten die Verantwortlichen, ein Höchstmaß an Authentizität zu gewährleisten, indem sie die entsprechenden Berichte in starkem Maße von Überlebenden der Konzentrationslager gestalten ließen. Daraus ergab sich einerseits eine perspektivische Einengung, weil dadurch der spezifische Blickwinkel politisch Verfolgter, zumeist kommunistischer Häftlinge, dominierte, die innerhalb des Reiches eingesessen hatten. Die quantitativ weit bedeutenderen antisemitischen und rassischen Verfolgungen besonders in Osteuropa gerieten so von Anfang an in den Hintergrund. Im vorliegenden Zusammenhang entscheidender ist jedoch, daß damit die nicht selten von Fassungslosigkeit, Vorwürfen, bisweilen auch Übertreibungen geprägte und im Hinblick auf Kausalitäten und Zusammenhänge notwendigerweise ganz hilflose Perspektive der traumatisierten Überlebenden unmittelbar auf die apathische Nachkriegsgesellschaft prallte. Regelmäßig arbeiteten die Berichte mit einer diametralen Umkehrung der bisherigen Wertmaßstäbe, d.h. viele der negativen Eigenschaften, die man bisher ihnen als Häftlinge unterstellt hatte, wurden nun – sicher nicht immer zu Unrecht – umgekehrt den Wachmannschaften und den politisch Verantwortlichen unterstellt. Unverständnis und Unglaube wird nicht selten die Reaktion gewesen sein, und damit das Gegenteil dessen, was eigentlich erreicht werden sollte.

Folgt man Primo Levi, so lag dieses Glaubwürdigkeitsproblem im zynischen Kalkül der SS. Historisch verbürgten Äußerungen einiger Offiziere zufolge haben sie die Situation zumindest für die unmittelbare Nachkriegszeit geradezu prophetisch beschrieben: „Wie auch immer dieser Krieg einmal enden wird, wir haben ihn schon gegen euch gewonnen, und auch wenn einige davonkommen, wird ihnen die Welt nicht glauben. Es wird vielleicht Zweifel, Diskussionen, historische Forschungen, aber keine Gewißheit geben, denn wir werden die Beweise mit euch zusammen zerstören. Und wenn zufällig ein Beweis oder irgendjemand von euch überleben sollte, wird die ganze Welt sagen, daß die Ereignisse, von denen ihr berichtet, viel zu ungeheuerlich sind, als daß man ihnen Glauben schenken kann; man wird sagen, daß es sich um Übertreibungen der alliierten Propaganda handelt.“¹⁶¹

Erschwerend kam hinzu, daß die Besatzungsmacht solche Berichte regelmäßig nutzte, um das kollektive moralische Versagen der Deutschen zu unterstreichen und so mehr oder minder direkte bedingungslose Unterordnung unter ihre Herrschaft einzufordern. Angesichts eines derartigen moralischen Versagens sei jedes Recht auf nationale Souveränität auf absehbare Zeit verwirkt, so der Subtext dieser Botschaften. Damit wurde die aufklärende Funktion konterkariert und Ablehnung provoziert. Bereits ab 1946 finden sich solche Be-

160 Diese harmonisierende Konstruktion sollte allerdings in den fünfziger Jahren in der Bundesrepublik massiv dazu beitragen, die Wahrnehmung der rassischen und politischen Verfolgung als Spezifikum der NS-Zeit nachhaltig zu blockieren.

161 Primo Levi, *I sommersi e i salvati*, Turin 1986; zit. nach Ginzburg, *Beweis, Gedächtnis, Vergessen*, S. 50.

richte (und damit auch Verfolgungsschicksale) kaum noch. Ob dies auf ablehnende Reaktionen in der Bevölkerung zurückgeführt werden kann, bleibt spekulativ. Möglicherweise war dafür jedoch noch etwas anderes entscheidend: Besonders Christen und Kommunisten entwickelten bereits in dieser Zeit Narrative, mit der sie die Basis für ein gruppenbezogenes „Kulturelles Gedächtnis“ schufen. Während erstere mit dem Verweis auf ihre Opfer insbesondere den gesellschaftlichen Säkularisierungstendenzen entgegenzutreten wollten, leiteten letztere aus der Vergangenheit einen politischen Führungsanspruch ab, der mit der sowjetischen Hegemonie wie auch mit der damit verbundenen gesellschaftlichen Integrationsstrategie konfligierte, die unter dem Etikett „antifaschistisch-demokratisch“ auf einen anti-nationalsozialistischen Konsens abzielte.

Insgesamt entsteht also für die ersten Jahre ein differenziertes Bild. Der Zugang verschiedener Gruppen und Milieus, der, wenngleich strategisch motiviert und in relativ engen Grenzen, zu dieser Zeit im Massenmedium Rundfunk noch etabliert war, schuf zahlreiche Anknüpfungspunkte, die eine Distanzierung vom Nationalsozialismus ermöglichten, ohne daß damit ein Umsturz der bisherigen Wirklichkeitsordnung, eine grundlegende Rekonstruktion der eigenen Biographie oder Wertordnung verbunden sein mußte. Der Stalingrad-Mythos, wie er insbesondere in Pliviers Werk und seinen Adaptionen narrativ entfaltet ist, verkörpert diese Verbindung von traditionellen Diskursen und politischer Opportunität idealtypisch. Er war auch deshalb so erfolgreich, weil die politische Botschaft, die damit verbunden war – nämlich sich vom vormaligen Regime abzuwenden, weil es für das gegenwärtige Elend verantwortlich sei – bei den Deutschen ohnehin auf fruchtbaren Boden fiel.

Dagegen taten sich die bisher diskriminierten Opfer schwer damit, ihre Stigmatisierung zu überwinden und ihre Erzählung von der Vergangenheit im Bewußtsein der Bevölkerung zu etablieren. Das lag unter anderem auch daran, daß sie dies im Bündnis mit der sowjetischen Besatzungsmacht versuchten, deren schroffe Siegerperspektive auch den deutschen Kommunisten keinen wirklichen Raum für eine vermittelnde Position zwischen deutschen Traditionen und Befindlichkeiten und sowjetischen Herrschaftsansprüchen ließ. Auffällig ist auch der Mangel an Identifikationsangeboten, die es ermöglicht hätten, das Leiden der rassistisch oder politisch Verfolgten *ad personam* nachzuvollziehen. Möglicherweise ist dies der Dominanz der politisch Verfolgten in der Auseinandersetzung der unmittelbaren Nachkriegszeit geschuldet, denen eine solche Perspektive, zumal wenn sie sich als kommunistische Widerstandskämpfer verstanden, offenbar fremd war.

2.2 Zur Anschlußfähigkeit der Vergangenheitsdeutungen 1948–1953

1947/48 änderte sich die Situation grundlegend. Nun ging es nicht mehr um eine Absicherung der Besatzungsherrschaft durch die Etablierung eines anti-nationalsozialistischen Konsenses in der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Vielmehr stand jetzt, unter den Bedingungen des offen ausgetragenen Konfliktes unter den Alliierten, das Ziel im Vordergrund, die Perspektive zweier antagonistischer Lager zu etablieren und die Bevölkerung zur Option für das eigene Lager zu motivieren. Die etablierte Gemeinschaftsvorstellung der Deutschen als nationales Kollektiv, das sich nach wie vor klar nach außen, gegen das „drückende Joch der Fremdherrschaft, das sich auf unseren Rücken gelegt hat und am Mark unseres Lebens frißt“

abgrenzte,¹⁶² sollte dafür zugunsten einer moralisch fundierten „Blockidentität“ überwunden werden. Das galt um so mehr, als seit dieser Zeit (und insbesondere natürlich nach der Staatsgründung im Herbst 1949) zunehmend deutsche Kommunisten in den Vordergrund traten, und damit eine Gruppe, deren Macht nur indirekt über die militärische Präsenz der Sowjets gesichert war, und die deshalb dringend auf dauerhaft tragfähige Legitimation angewiesen war. Aus dieser Zwischenstellung, der Abhängigkeit von der sowjetischen Machtgarantie einerseits und den Bemühungen, sich selbst ein legitimatorisches Fundament in breiteren Kreisen der Bevölkerung zu schaffen, läßt sich auch der öffentliche Umgang mit der Vergangenheit in dieser Zeit zu einem guten Teil erklären.

Unverkennbar führte diese Konstellation dazu, daß sich nun auch im Rundfunk ein parteilicher Diskurs zu etablieren begann, der weitenteils auf eine diametrale Verkehrung der etablierten Wirklichkeitsordnung hinauslief. Besonders deutlich wird dies am Beispiel Stalingrads, das auch weiterhin den Stellenwert eines zentralen Mythos behielt. Doch dieser Mythos unterschied sich fundamental von der deutschen Leidens- und Abstiegserzählung, wie sie noch Plivier bedient hatte. Statt dessen wurde Stalingrad entsprechend der russischen Lesart zum Beginn einer Aufstiegserzählung und damit zum Symbol für die Überlegenheit des Sozialismus sowjetischer Prägung stilisiert. Das sowjetische Feindbild sollte schlagartig in sein Gegenteil verkehrt werden, und dies zu einer Zeit, als die Bevölkerung sich noch fragte, wo eigentlich die Überlebenden von Stalingrad geblieben seien.¹⁶³ Die Integration der DDR in den sowjetischen Block, einschließlich der Orientierung am dortigen Gesellschaftsmodell, brachte es jedenfalls zu Anfang mit sich, daß mehr oder minder direkt auch deren Geschichtserzählung übernommen wurde. Doch so funktional der national-patriotische Mythos einer „unbesiegbaren“ Sowjetunion mit seiner schroffen Abgrenzung nach außen zur Integration der zerrütteten sowjetischen Gesellschaft gerade auch im beginnenden Kalten Krieg gewesen sein mag,¹⁶⁴ der deutschen Bevölkerungsmehrheit war ein solcher Bruch mit ihren traditionellen Kategorien und Wahrnehmungen nicht vermittelbar.

In dieser Zeit gab es noch kein eigenes, auf den deutschen Teilstaat bezogenes historisches Narrativ, das dessen Existenz legitimieren und dementsprechend eine „imagined community“ hätte fundieren können. Der kommunistischen deutschen Führungsriege mangelte es erkennbar an Souveränität, um sich von den sowjetischen Lesarten abzusetzen und eigene, nationale antifaschistische Mythen zu kultivieren. Die Versuche, die sowjetische Perspektive in eine nationale, deutsche Lesart zu übersetzen, die den Autoren nicht selten einen nahezu unüberwindlichen Spagat abverlangten, waren deshalb eine Sache, ein „Mythenmangel“, jedenfalls bezogen auf historische Mythen, eine andere. Typisch war für diese

162 Es handelt sich um eine Formulierung des Konsistoriums der evangelischen Leipziger Landeskirche aus dem August 1945; zit. nach Wolgast, *Wahrnehmung*, S. 261.

163 Vgl. die Zuschrift des Vaters eines bei Stalingrad vermißten Soldaten: „[...] leider hat man noch nie eine Frage stellen können, wo stecken nun die Stalingradkämpfer, oder ist hier ein Stalingradkämpfer dabei! Dürfen solche Fragen nicht gestellt werden? Alle Angehörigen warten mit Sehnsucht auf eine ähnliche Frage oder Nachricht, um sich an diesen dünnen Faden klammern zu können.“; Zuschrift des Hörers Willy D., Seifenhennersdorf v. 8. Juli 1947; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Schriftgut Hörfunk 1945–1952, H 201–00–04/0001.

164 Gerd Koenen hält den „Sieg über den Faschismus“ für die eigentliche, neue Staatsräson der UdSSR, der ihr im „Vaterländischen Krieg“ einen zweiten Gründungsakt ermöglicht habe; vgl. Koenen, *Utopie*, S. 328, 335.

Phase ein Zeitbezug, der ganz auf die Gegenwart und die Zukunft abstellte und in der der Vergangenheit meist nur die Funktion zukam, als negatives Pendant der neuen, besseren Zeit zu fungieren. Die Vergangenheit stand für das Überwundene, für Krieg, Menschheitsverbrechen und soziale Ungleichheit, während die Gegenwart und Zukunft in der DDR bzw. im sozialistischen Lager antagonistisch als Garant für Frieden, Aufbau und Prosperität respektive sozialen Ausgleich konstruiert war.

Damit verbunden war eine weitgehende Entkonkretisierung der NS-Vergangenheit. Sie wurde zwar punktuell aufgerufen, etwa in Form der Bombennächte, um den Erfahrungshorizont und die verbreiteten Kriegsängste der deutschen Bevölkerung zu nutzen und so eine Identifikation mit der eigenen Politik und dem sozialistischen Lager herbeizuführen. Aber dabei ging es nie um die Konstituierung eines „Kulturellen Gedächtnisses“ im oben beschriebenen Sinne. Vielmehr lösten sich die Vergangenheitsbezüge auch dann stets in gegenwarts- und zukunftsbezogene Mythen wie diejenigen des „Friedens“ und des „Aufbaus“ bzw. „Fortschritts“ auf.¹⁶⁵ Vergangenheit wurde so ebenso wie der Westen, mit dem sie konsequenterweise identifiziert wurde, pauschal entwertet, sie wurde zu einem Feindbild, das der binären Logik des Kalten Krieges neben einer räumlichen eine temporale Dimension verlieh. Das dominante Bestreben, diese Logik mit moralischen Argumenten „über“ dem nationalen Gemeinschaftsempfinden der Deutschen zu verankern, machte die Vergangenheit zugleich hochgradig disponibel. Welcher Sinn mit Gedenktagen wie demjenigen der „Opfer des Faschismus“ verbunden war, bestimmte die Tagespolitik, und dementsprechend konnte er sich innerhalb kürzester Zeit ändern. Die inflationär anmutenden, ganz von aktuellen Entwicklungen geprägten Vergangenheitsbezüge mit ihren zahlreichen Überschreibungen zeugen von dem weitreichenden Verlust an Eigenwert, dem Vergangenheit in dieser Zeit unterlag.

Die gesellschaftliche Breitenwirkung eines solchen Legitimationsdiskurses wird sich in engen Grenzen gehalten haben. Zum einen standen dessen wichtigste Implikationen, nämlich die freundschaftliche Verbundenheit mit der Sowjetunion und der gesellschaftliche Umbau nach ihrem Vorbild in scharfem Gegensatz zu den traditionellen Feindbildern und Ressentiments auf deutscher Seite. Zweitens stand die offenkundige Anlehnung an die Sowjetunion und die Ignoranz gegenüber nationalen Traditionen oder gar ihre Denunziation dem seinerzeit weit verbreiteten Bedürfnis entgegen, an vertraute, vermeintlich „unbelastete“ nationale Traditionsbestände anzuknüpfen.¹⁶⁶ Obwohl es gelegentlich Versuche gab, auf die ältere Nationalgeschichte wie diejenige der Revolution von 1848 aufzubauen, blieb im Rundfunk bis in die frühen fünfziger Jahre und darüber hinaus insgesamt die beschriebene „präsentistische“, d.h. hauptsächlich von aktuellen Gegenwartsentwicklungen bestimmte

165 Vgl. zu letzteren auch Kapitel 5.2.3.

166 Vgl. hierzu Christoph Cornelißen, *Der wiedererstandene Historismus. Nationalgeschichte in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre*, in: Jarausch/Sabrow, *Meistererzählung*, S. 78–108; Sebastian Conrad, *Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan 1945–1960*, Göttingen 1999; daran dürfte auch die Tatsache nichts geändert haben, daß im wissenschaftlichen Bereich just zu dieser Zeit Alexander Abuschs „Misere-Theorie“, also eine Abstiegserzählung der deutschen Nationalgeschichte, zugunsten der sogenannten „Zwei-Linien-Theorie“ aufgegeben wurde, der zufolge sich die deutsche Geschichte in eine „reaktionäre“, die im Faschismus gemündet habe (und in der Bundesrepublik noch eine Fortsetzung finde) und eine „progressive“ Linie teilen lasse; vgl. dazu Sabrow, *Diktat des Konsenses*, S. 428.

Vergangenheitskonzeption dominant. Die gesamte Zeitspanne, die dem kommunikativen Gedächtnis der Zeitgenossen unterlag, und die vom Kaiserreich bis 1945 reichte, war dabei eindeutig negativ konnotiert.

Schließlich stellte der alltägliche Verschleiß von Vergangenheitsbezügen in tagesaktuellen Zusammenhängen ziemlich genau das Gegenteil dessen dar, was die Pflege eines ästhetisch gestalteten, narrativ entfalteten und aus dem Alltag herausgehobenen Geschichtsmythos, mithin die Ausprägung eines „Kulturellen Gedächtnisses“ bedeutet hätte. An einer „Verankerung in der Zeit“ war den Apologeten der frühen DDR augenscheinlich zunächst kaum gelegen. Sie vertrauten in viel stärkerem Maße auf die Bindungskräfte der Gegenwart und die Zukunftsverheißungen der sozialistischen Utopie. An die Stelle des „bescheidenen“ Ziels von 1945/47, einen anti-nationalsozialistischen Konsens zu begründen, das in erheblichem Maße auf gesellschaftliche Eigenpotentiale setzen konnte, war das viel ehrgeizigere Ansinnen getreten, eine möglichst umfassende Option für das sowjetische Lager und eine entsprechende Transformation der Gesellschaft herbeizuführen. Auch im Hinblick auf die Vergangenheit war damit ein radikaler Umsturz der bisherigen Kollektividentitäten, ihren Symbolen, Mythen und Narrative verbunden. Nicht zuletzt stand die penetrante, auch sprachlich dem Parteidiskurs verpflichtete Politisierung mit ihren permanenten Mobilisierungsaufforderungen in einem krassen Gegensatz zu der seinerzeit weit verbreiteten Abwendung vom politischen System und dem Wunsch nach „Ruhe“, Vertrautheit und Rückgewinnung von „Normalität“. Auffällig ist in dieser Zeit nicht zuletzt der Mangel an fiktionalen, dramatisierenden Vergangenheitsinszenierungen, die es ermöglicht hätten, Geschichte „zu erleben“, indem sie ein eigenes historisches „Setting“ schufen. Von solchen Inszenierungen geht jedoch ein hohes Maß an suggestivem Potential aus, weil sie, wenn sie in sich stimmig angelegt sind, scheinbar eine Teilhabe des Hörers an den Ereignissen realisieren und daher ein autoritatives, schwer zu reflektierendes Bild der Vergangenheit generieren. Gerade in diesem Bereich lag im Vor-Fernsehzeitalter das eigentliche Potential des Mediums. Indes, in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren scheint es in der DDR kaum genutzt worden zu sein. Auch deshalb ist es unwahrscheinlich, daß die Gesellschaft in ihrer Mehrheit der Partei auf diesem Wege gefolgt wäre.

Das gilt, obwohl die Entkonkretisierung der Vergangenheit und ihr Verschwinden in Gegenwart und Zukunft auch einige (im Hinblick auf gesellschaftliche Akzeptanz) positive Potentiale beinhaltete, die abschließend nicht unerwähnt bleiben dürfen. Denn damit war nicht zuletzt auch eine weitgehende Suspendierung der unpopulären Auseinandersetzung mit den Opfern der Verfolgung und der gesellschaftlichen Verantwortung für die Verbrechen verbunden. Diese Verantwortung wurde – nicht anders als im Westen – weitgehend auf die nationalsozialistischen Eliten begrenzt, bzw., und hier ging die Argumentation weiter als im Westen, an deren vermeintliche kapitalistische Hintermänner und Auftraggeber delegiert, die den Zusammenbruch angeblich unbeschadet überstanden hätten und ihr schändliches Werk nun unter amerikanischer Führung erneut aufnahmen.¹⁶⁷ Das kam nicht nur dem generellen Dementi von Mitverantwortung entgegen, das die deutsche Nachkriegsgesellschaft mehrheitlich so stark geprägt hat, sondern es wurden auch die Selbststilisierungen der Deutschen zu Opfern bedient: Nicht nur für die Verbrechen, sondern auch für das eigene Elend

167 Vgl. hierzu – bezogen auf die Kriegsschuldfrage – auch Pietrzynski, „Die Gegenwart zwingt zur Besinnung!“, bes. S. 46.

seien allein „die da oben“ verantwortlich, also die politische, Wirtschafts- und Verwaltungs-elite des Dritten Reiches. Gleichzeitig wurde damit jener anti-elitäre Topos gepflegt, mit dem sich der Sozialismus ohnehin maßgeblich legitimierte.

Mit der Generalisierung der Opfer-Kategorie und ihrer Übertragung auf die Mehrheit der Deutschen war ohne Zweifel eine wichtige Voraussetzung für die Integration der großen Zahl von Mitläufern, Sympathisanten und politisch Indifferenten geschaffen, an der in der DDR nicht anders als in der Bundesrepublik kein Weg vorbei führte. Aber daß damit zugleich schon die breite Übernahme der Vergangenheitsdeutungen und ihrer gegenwartsbezogenen politischen Implikationen verbunden gewesen wären, ist wenig wahrscheinlich. Dazu standen diese Angebote zu deutlich im Gegensatz zur etablierten Wahrnehmungsordnung. Selbst der demonstrativ zur Schau getragene Nationalismus der SED mit seinen anti-amerikanischen Ober- und antisemitischen Untertönen mußte angesichts der offenkundigen Servilität gegenüber Stalin und der Sowjetunion ins Leere laufen.¹⁶⁸ Im Zweifel war nicht nur der Antibolschewismus stärker als der Antiamerikanismus, sondern es bestimmte auch eher die gegenwärtige Politik mit ihren wirtschaftlichen Härten und politischen Zumutungen das Maß an Zustimmung, als der Umgang mit der Vergangenheit oder Versprechungen einer lichten Zukunft. Die Suspendierung der Schuldvorwürfe war also eine notwendige, aber noch keine hinreichende Voraussetzung für eine positive Rezeption der „parteilichen“ Deutungsangebote der jüngsten Vergangenheit.

Erst am Ende des hier behandelten Zeitraums, Anfang der fünfziger Jahre, beginnen die Bemühungen um die Etablierung eines „Kulturellen Gedächtnisses“ erkennbare Formen anzunehmen. Bezeichnenderweise ist das Master-Narrativ, das in dieser Zeit vor allem um die Figur Thälmanns arrangiert wurde, jedoch keineswegs nur auf die NS-Vergangenheit bezogen. Vielmehr handelt es von der nationalen Geschichte des Klassenkampfes, die allerdings unter dem Nationalsozialismus eine dramatische Zuspitzung erfahren und das Opfer des Protagonisten für die Gemeinschaft erfordert habe. Das Vermächtnis dieses Kampfes und seiner Toten, so der Tenor dieser Erzählung, werde nun, nach der Staatsgründung der DDR, endlich eingelöst. So deutlich wie es sich hier um den Versuch handelte, einen Gründungsmythos der DDR zu generieren, so offensichtlich wurde hier der antifaschistische Widerstandskampf in eine größere, gewissermaßen konventionelle Erzählung vom Aufstieg des Sozialismus integriert. Thälmann personifizierte diese Verbindung durch seine klassenkämpferischen Auftritte in den zwanziger und dreißiger Jahren einerseits und seinen Märtyrer-Tod in Buchenwald andererseits in idealer Weise. In dem Mythos spiegelte sich das überkommene Antifaschismus-Verständnis der kommunistischen Bewegung, das seit jeher gleichbedeutend mit dem Einsatz für die Ziele der eigenen Bewegung war und sich daher gegen alle politischen Gegner richten konnte. Damit war ein Geschichtsmythos geschaffen, der vor allem dem Selbstverständnis der herrschenden Kommunisten entsprach und ihre Herrschaft fundieren sollte.

Darüber hinaus jedoch handelte es sich um eine Gegenerzählung,¹⁶⁹ die in Konkurrenz zu dem seinerzeit vorherrschenden, traditionellen nationalen Geschichtsparadigma vom Auf-

168 Vgl. Lemke, Nationalismus und Patriotismus, S. 17.

169 Vgl. hierzu Martin Sabrow, Auf der Suche nach dem materialistischen Meisterton. Bauformen einer nationalen Gegenerzählung in der DDR, in: Jaraus/Sabrow, Meistererzählung, S. 33–77.

stieg (und Fall) einer unteilbaren deutschen Nation stand.¹⁷⁰ Sie hatte zudem den „Nachteil“, nicht in erster Linie „antifaschistisch“, also politisch relativ neutral zu sein, sondern war klar sozialistisch profiliert. Ihre tatsächliche Tragweite wird deshalb begrenzt gewesen sein, zumal Thälmann zwar aus politischen Gründen perfekt zur Personifizierung dieser Bewegung paßte, über den engeren Kreis der Bewegung hinaus jedoch kaum als Integrationsfigur taugte.¹⁷¹ Hier zeigen sich im übrigen die Grenzen einer schnellen Etablierung einer solchen kulturell homogenisierten Erzählung, weil sie mit den rezenten Erinnerungen der Zeitgenossen konkurrieren mußte und diese, wenn überhaupt, nur sehr langsam überformen konnte. Der Mehrzahl der Deutschen war Thälmann noch als radikaler Arbeiterführer aus der Weimarer Zeit in Erinnerung, und dies vertrug sich für die meisten schlecht oder gar nicht mit seiner neuen Rolle als Märtyrer für die Glücks- und Erlösungsversprechen der unmittelbaren Zukunft in der DDR.

Immerhin stand damit nun überhaupt ein fundierendes Narrativ zur Verfügung, das dem neuen Teilstaat eine historische Dimension verlieh. Der Stellenwert, der dem antifaschistischen Widerstand darin zukam, war allerdings nicht zufällig begrenzt. Vielmehr kann diese Unterordnung ebenfalls als Ausdruck der zeitlichen Überlagerung von kommunikativem und kulturellem Gedächtnis gelesen werden. Denn jene Kommunisten, die den Nationalsozialismus tatsächlich in Deutschland überlebt hatten, konnten ihre Widerstandsbiographien bereits in der Nachkriegszeit aus verschiedenen Gründen kaum öffentlich artikulieren. Zunächst scheiterten sie an der sowjetischen Strategie eines „controlled pluralism“, die es zwar zuließ, eigene Verfolgungserfahrungen mitzuteilen, nicht aber die damit verbundene kommunistische Programmatik. Ihren gruppenbezogenen Mythos (den sie durchaus entwickelten) konnten sie so nicht öffentlich entfalten. Nach 1948 mußten sie sich im Massenmedium ganz dem Parteidiskurs unterordnen, und dies bedeutete, ihre Identität als Überlebende gegenüber der aktuellen, gegenwarts- und zukunftsbezogenen Programmatik zurückzustellen. Ihre Geschichten konnten nicht im Zentrum eines kulturellen Gedächtnisses stehen, dafür waren die Machtverhältnisse auch innerhalb der in verschiedene Gruppen gespaltenen SED-Führung noch viel zu prekär, und außerdem bestand immer die Gefahr, in Gegensatz zum sowjetischen Hegemonie-Anspruch zu geraten. Die Entwicklung des Buchenwald-Mythos¹⁷² in der Öffentlichkeit fällt denn auch nicht zufällig in eine spätere Zeit, als die Machtverhältnisse klarer und die ehemaligen „Buchenwalder“ auf subalterne Positionen abgeschoben waren.¹⁷³

170 Wie Anm. 166; vgl. ferner Wolfrum, *Geschichtspolitik*, S. 39ff., 124ff.

171 Vgl. Kapitel 4.2.3.

172 Vgl. u.a. James E. Young, *Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation*, Frankfurt a. M. 1997, S. 72–79 sowie Volkhard Knigge, *Die Gedenkstätte Buchenwald: Vom provisorischen Grabdenkmal zum Nationaldenkmal*, in: Keller, *Nacht*, S. 309–331.

173 Vgl. dazu Lutz Niethammer, *Der „gesäuberte Antifaschismus“*, a.a.O., sowie ders., *Ein Sessel im KZ. Über Abbild, Inbild und Legende*, in: *Deutschland danach. Postfaschistische Gesellschaft und nationales Gedächtnis*, hg. v. Ulrich Herbert und Dirk van Laak, Bonn 1999, S. 465–483.

2.3 Antifaschismus als Generationenprojekt

Die bisherigen Befunde zur gesellschaftlichen Reichweite der spezifisch sozialistischen Vergangenheitsdeutungen sind insgesamt ernüchternd: Weder wurden die Verantwortlichen dem Medium Radio und den mit ihm verbundenen spezifischen Erwartungshaltungen in der Gesellschaft hinreichend gerecht, noch zeugen die Ergebnisse von einem ausgeprägten Gefühl für die Widerstandskraft etablierter Diskurse oder auch nur hinreichender Anerkennung der Fortexistenz eines nach wie vor gesamtdeutschen Kommunikationsraumes. Doch wie kann dann die auch eingangs angesprochene Reichweite eines „antifaschistisch“ fundierten Staats- aber eben auch Gesellschaftsverständnisses erklärt werden, das sich noch in den Nach-Wende-Debatten der neunziger Jahre spiegelt?

Natürlich ist hier ein Hinweis auf den eingeschränkten Untersuchungszeitraum geboten, an dessen Ende die Formulierung und Ausprägung eines antifaschistischen kulturellen Gedächtnisses noch am Anfang stand. Jene Probleme, die aus den innerparteilichen Machtkämpfen und aus der fehlenden Souveränität der DDR-Spitze gegenüber der stalinistischen Sowjetunion resultierten, und die zunächst die Ausprägung einer nationalen antifaschistischen Widerstandserzählung verhinderten, fielen in der folgenden Zeit weg. Und selbstverständlich kamen mit dem Film und etwas später mit dem Fernsehen visuelle Medien hinzu, die dem Radio als Vermittlungsinstanzen historischer Mythen möglicherweise überlegen sind. Doch zugleich zeigt sich, daß viele der hier beschriebenen Probleme den Diskurs auch weiterhin prägten,¹⁷⁴ und andere kamen hinzu.¹⁷⁵

Insgesamt ist es auch deshalb wenig wahrscheinlich, daß sich in der folgenden Zeit im Bereich der Symbolpolitik all jenes zum Guten gewendet hätte, was in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren so wenig vielversprechend begonnen hat. Um der Frage näherzukommen, ist ein ergänzender Zugang notwendig, der die Aneignung des Vergangenheitsdiskurses sozial differenziert, indem die öffentlichen Angebote nicht nur wie bisher in ein Verhältnis zu den vorherrschenden Diskursen gestellt werden, sondern die Dispositionen der Rezipienten wenigstens in groben Zügen nach Generationsprofilen aufgeschlüsselt werden.

Mit der weitgehenden Suspendierung des Schulldiskurses und der Übertragung des Opferstatus auf die deutsche Bevölkerungsmehrheit deutet sich bereits ein spezifischer, systemkonformer Weg der „Bewältigung“ der Vergangenheit an. Denn die Externalisierung des Faschismus (M. Rainer Lepsius) aus der ostdeutschen Gesellschaft war zugleich eine Extemporierung: Faschismus war keineswegs nur ein Vergangenheitsphänomen, sondern er existierte in Form des Imperialismus im Westen fort. Mit dieser Konstruktion verband sich das Angebot einer „Bewährung“ in der Gegenwart: „Antifaschismus“ konnte in der Gegenwart bewiesen werden, und zwar im wesentlichen unabhängig von der individuellen Vergangenheit während der NS-Zeit.¹⁷⁶ Beispielhaft deutlich wird dies an einem Kommentar,

174 Vgl. hierzu meine Untersuchungen zu den späteren fünfziger und sechziger Jahren: Classen, Vom Anfang im Ende sowie ders., Zum öffentlichen Umgang mit der NS-Vergangenheit in der DDR. Das Beispiel des Radios, in: Schild/Siegfried/Lammers (Hg.), *Dynamische Zeiten*, S. 166–196.

175 Hier ist insbesondere die auffällige Ritualisierung, Entleerung und schließlich Erstarrung der entsprechenden öffentlichen Feiern und Texte seit den sechziger, mehr noch aber in den siebziger und achtziger Jahren zu nennen.

176 Konsequenterweise konnte diese Logik auch zur Verweigerung der Anerkennung des Status als Verfolgter bzw. Kämpfer gegen den Faschismus führen, wie ein polnischer Jude und Widerstandskämpfer,

den der militärpolitische Kommentator Egbert von Frankenberg anlässlich der Verabschiedung des „Gesetz über die staatsbürgerlichen Rechte der ehemaligen Offiziere der faschistischen Wehrmacht und der Mitglieder und Anhänger der Nazi-Partei“ durch die Volkskammer im Rundfunk sprach:¹⁷⁷ Angesichts der Tatsache, daß „die wirklich Verantwortlichen“ im Westen „das alte verderbliche Spiel von neuem beginnen wollen“ sei es nun an der Zeit, einen „Schlußstrich unter die Vergangenheit“ zu ziehen, die Phase der „entwürdigenden Entnazifizierungsverfahren“ sei endgültig vorbei; jetzt zähle nicht mehr, was gewesen sei, sondern die „nationale Tat“ in der Gegenwart.

Damit wurde nur jenes Angebot eines Tausches von Loyalität gegen Exkulpation auf stärker involvierte Personenkreise ausgeweitet, das sich bereits zuvor an die nachwachsende Generation der in den späteren zwanziger Jahren Geborenen gerichtet hatte: die sogenannte HJ-Generation, die aufgrund ihres Alters nicht für den Nationalsozialismus verantwortlich gemacht werden konnte, und die bereits in den späten vierziger Jahren über die FDJ an das System gebunden worden war. Gerade diese Generation, und unter ihnen speziell die männlichen Arbeiter aus dem urbanen, proletarischen Milieu, erwies sich dafür aus verschiedenen Gründen als besonders aufgeschlossen.¹⁷⁸ Sie, die als Jugendliche unter dem Nationalsozialismus sozialisiert und auf den Kampf für Führer und Vaterland eingeschworen worden waren,¹⁷⁹ erlebten den Zusammenbruch des Regimes tatsächlich mehrheitlich als beispiellosen Traditionsbruch, mit dem oftmals auch ihre persönliche Wertordnung und Zukunftsperspektive zerbrach. Dies führte zu Verlust an Orientierung und Sicherheit, der am Kriegsende existentielle Dimensionen annehmen konnte.¹⁸⁰ Dementsprechend groß war ihr Bedürfnis nach Kompensation. Die Wertordnung, die ihnen nun im Rahmen der FDJ, zahlreicher Bildungs- und Qualifizierungsmaßnahmen und eben auch in den Massenmedien angeboten wurde, entsprach sowohl strukturell als auch hinsichtlich des radikalen Bruchs ihren Prägnungen und Bedürfnissen. Dies galt im Hinblick auf den Absolutheits- und Unterordnungsanspruch, das Männlichkeitsideal ebenso wie hinsichtlich des damit verbundenen „Kampfauftrags und Erlösungsversprechens, den moralischen Fundamentalismus, die manichäische Freund-Feind-Logik, die Staatsfixierung und den nach innen gemeinschaftsstiftenden, sozial homogenisierenden Charakter des Sozialismus.

Das Angebot einer Konversion aus Enttäuschung, „durch bloßen Willensakt [...] auf die Seite des ‚Siegere der Geschichte‘ überzutreten“ (Niethammer), hatte für sie daher hohe Attraktivität. Anders formuliert: Im Gegensatz zur Mehrzahl der älteren Deutschen konnten

der sich den Avancen einer Parteimitgliedschaft widersetzt hatte, noch Ende der siebziger Jahre schmerzlich erfahren mußte; als er nach der Anerkennung fragte, sei ihm gesagt worden: „Es kommt nicht darauf an, was du damals gemacht hast, sondern was du heute machst.“; zit. nach Lutz Niethammer/Alexander v. Plato /Dorothee Wierling, *Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz. 30 biographische Eröffnungen*, Berlin 1991, S. 282.

177 Sendemanuskript „Kommentar des Tages“ Berlin I, II u. III, 3. Oktober 1952; Autor: Egbert von Frankenberg u. Proschlitz; DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, B 095–00–01/0117.

178 Vgl. hierzu und zum folgenden insbes. Lutz Niethammer, *Erfahrungen und Strukturen. Prolegomena zu einer Geschichte der Gesellschaft der DDR*, in: Hartmut Kaelble /Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr (Hg.), *Sozialgeschichte der DDR*, Stuttgart 1994, S. 95–114, hier bes. S. 104ff.

179 Vgl. Lutz Niethammer, *Volkspartei neuen Typs? Sozialbiographische Voraussetzungen der SED in der Industrieprovinz*, in: *Prokla* 20, Nr. 80 (1990), S. 40–70., hier: S. 61.

180 Vgl. hierzu idealtypisch Dorothee Wierling, *Gewalt und Gesetz. Rudolf Kamp, Betriebsparteiensekretär, 58 Jahre*, in: Niethammer u.a., *Volkseigene Erfahrung*, S. 584–594.

sie sich den parteilichen Antifaschismus- und Vergangenheitsdiskurs ganz und gar zu eigen machen. Für sie, die als Jugendliche zumeist entweder unpolitisch gewesen waren oder die nationalsozialistische Wertordnung internalisiert hatten, war der radikale Umsturz der bisherigen Wirklichkeitsordnung nicht nur kein Problem, sondern ganz im Gegenteil positiv, für sie waren die sozialistischen Ideale tatsächlich durch den Faschismus und die Geschichte beglaubigt worden. Freilich blieb bei dieser Generation oft lebenslang ein latentes Schuldgefühl gegenüber der Minderheit von „antifaschistischen Kämpfern“, eben weil sie sich als Kinder und Jugendliche den „falschen“ oder jedenfalls nicht den „richtigen“ Idealen verschrieben hatten. Dies sicherte der älteren, durch Widerstand und Emigration ausgezeichneten Führungsspitze, die ihre Macht wiederum von der Sowjetunion ableitete, die dauerhafte Loyalität eines großen Teils dieser Alterskohorte, die nicht selten über den Zusammenbruch des Systems hinausreichte.¹⁸¹

Trotz der gewissermaßen optimalen Dispositionen, auf die die moralisch substantiierten, ideellen antifaschistischen Identifikationsangebote bei dieser Gruppe stießen, wäre ihre Internalisierung kaum so entschieden ausgefallen, wäre sie nicht mit einem sozialen und materiellen Aufstieg verknüpft gewesen, der in mancher Hinsicht beispiellos und für keine spätere Generation in der DDR wiederholbar war. Ein guter Teil der männlichen Mitglieder dieser Alterskohorte hatte seit den späten vierziger Jahren die neugeschaffenen Arbeiter- und Bauernfakultäten durchlaufen und stellte im Laufe der fünfziger Jahre sukzessive die Führungsschicht unterhalb der eigentlichen Parteispitze aus zumeist Altkadern.¹⁸² Nicht selten nahmen sie dabei die Plätze von Sozialdemokraten und Altkommunisten ein, die ihre Positionen im Rahmen der Parteisäuberungen verloren hatten. Es war eine Aufsteigergeneration, die ihre Privilegierung einerseits der ideologisch begründeten Bevorzugung von Arbeiterkindern, andererseits dem „Kadernmangel“ verdankte, der durch die Verdrängung bürgerlicher Eliten und die Parteisäuberungen entstanden war.¹⁸³

Für diese Gruppe verschränkte sich die antifaschistische Leidens- und Kampferzählung als ideeller, quasi-religiöser Mythos mit ihrer eigenen, nicht minder fest an die Partei und den Staat gebundenen Aufstiegserfahrung. Er verlieh dieser jenen transzendenten, überindividuellen Sinn, den sie aus sich selbst heraus nicht generieren konnte.¹⁸⁴ Daß es sich dabei um eine scheinbar „wahre“, d.h. historisch beglaubigte Geschichte handelte, war deshalb von großer Bedeutung, weil sie dadurch mit dem Wissenschafts- und Vernunftsanspruch des Sozialismus kompatibel war, der sich gegen offenkundige Mythen sperrte. Schließlich war diese Erzählung insofern mit ihren eigenen Erfahrungen vermittelbar, als auch für sie das Kriegsende, also der „Sieg“ des antifaschistischen Kampfes, ein mythisch besetztes Ereignis war, schloß sich doch daran die „Bekehrung“ und damit der Beginn eines prospektiv kaum für möglich gehaltenen Aufstiegs an. Wie eng Anfang der fünfziger Jahre die antifaschistische und die Aufbau- bzw. Fortschrittserzählung verknüpft waren, mag ein Beispiel illustrieren: Am 8. Mai 1953, nicht zufällig dem „Tag der Befreiung“, kommentierte Herbert

181 Vgl. Dorothee Wierling, *Erzählungen im Widerspruch? Der Nationalsozialismus und die erste Nachkriegsgeneration der DDR*, in: *Memory, WerkstattGeschichte* 30 (2001), S. 17–31, hier S. 19.

182 Niethammer, *Prolegomena*, S. 105, 107f.

183 Damit blieben diese Positionen bis zum Ende der DDR weitgehend blockiert; vgl. ebd., S. 108.

184 Deshalb blieben sie immer, so Niethammer, auf das antifaschistische Prestige der Altkommunisten angewiesen.

Gessner die feierliche Eröffnung des Eisenhüttenkombinats im heutigen Eisenhüttenstadt vom Vorabend. Als er abends „aus der festlichen Helle der Abendveranstaltung“ auf die Straße getreten sei, so der Kommentator, habe er sich noch einmal das Szenario des Nachmittags „in der ersten sozialistischen Stadt“ vergegenwärtigt, wie

„nach der Rede Walter Ulbrichts die Hülle fiel und die Strahlen der Sonne, eben die Wolkendecke durchbrechend, den neuen Namen „Stalinstadt“ trafen; als ich hinübersah zu den vier Hochöfen, die in das erste flackernde und dann gleichmäßiger werdende Rot eines Schlackenabstiches getaucht waren, von denen die bläulich zuckenden Gichtgasfackeln herüberleuchteten; als fröhliche Menschen, in Paaren und Gruppen untergehakt, am Vorabend des Befreiungstages an mir vorüberzogen: da gingen meine Gedanken zurück, Jahr um Jahr, bis zum 8. Mai 1945. Und es war, als hörte ich wieder Stimmen – solche, die ich längst vergessen wähnte und andere, die frisch in der Erinnerung waren: [...] die quengelige Stimme eines Spießbürgers, der nichts als Unheil prophezeite; die Stimme eines Mutlosen, der daran verzweifelte, daß Deutschland überhaupt noch eine Zukunft habe; die Stimme eines antifaschistischen Kämpfers, der sagte: ‚Jetzt an die Arbeit – wir werden ein neues Deutschland aufbauen. Und das wird endlich unser Deutschland sein.‘ Und wieder sah ich hinüber zu den Hochöfen; dorthin, wo es noch 1950 nichts als märkischen Sand und märkische Kiefern gab; wo – und so etwas gab es noch nie in Deutschland – befreite Menschen [...] den modernsten Hochofen Deutschlands bauten.“¹⁸⁵

Käme jemand und würde ihn fragen, so der Autor,

Warum eigentlich begeht Ihr den 8. Mai, den Tag, an dem Deutschland kapitulierte, als Feiertag?“ [...] „so würde ich ihn mitnehmen, hierher, ins Eisenhüttenkombinat J. W. Stalin, zu den Menschen, die in diesem Werk leben und arbeiten, damit er mit ihnen spricht und sie kennen lernt. Und hier würde er erkennen, [...] daß das Deutschland, das [...] am 8. Mai 1945 kapitulierte und zu Grunde ging, das Deutschland der Faschisten, der Konzernherren, der Großgrundbesitzer und Nazigeneräle war.“¹⁸⁶

Zweifellos erwächst aus der Verbindung von Natur- und Industrieromantik eine ästhetisch eindrucksvolle Inszenierung des Aufbau- und des Fortschrittsmythos einer industriellen Moderne, die neben dem Gleichheitsversprechen den Kern der sozialistischen Utopie in der DDR ausmachten. Doch im vorliegenden Zusammenhang ist vor allem die Zeitordnung von Interesse, in der eine allein negative Vergangenheit dem sozialistischen Zukunftsversprechen gegenübergestellt wird, das in Stalinstadt punktuell bereits Wirklichkeit sei. Eben dieser scharfe Gegensatz zwischen einer „schlechten“ Vergangenheit, aus der nur die Antifaschisten positiv herauszuragen scheinen, und einer „guten“ Gegenwart und Zukunft, der so typisch für die frühe DDR ist, erlaubte es der Aufstiegs generation in der DDR, ihre eigenen, 1945 „gebrochenen“ Erfahrungen und autobiographischen Konstrukte nahtlos mit dem staatlichen Master-Narrativ zu synchronisieren. Hinzu kam allerdings wohl eine besondere Bereitschaft, sich der Logik der kanonischen, d.h. von Sprachregelungen, Tabus, bisweilen

185 Sendemanuskript Kommentar zum „Tag der Befreiung“, 8. Mai 1953, Autor: Herbert Gessner, DRA Potsdam, Historisches Archiv, Bestand Hörfunk, Kommentare 1953, o. Sig.

186 Ebd.

aber auch jähren Kurswenden geprägten Diskurse zu unterwerfen.¹⁸⁷ Die auch hier festzustellende Entkonkretisierung der Vergangenheit ist dabei kaum ein Zufall: Im Vordergrund stand der Aufbaumythos, hinter dem sich die Vergangenheit nur noch undeutlich-drohend abzeichnet, gleichsam wie eine dunkle Wolke am Horizont.

Diese Konstellation einer jungen, biographisch gebrochenen Aufstiegs- generation gab es freilich nur in der DDR und sie blieb auch dort ein Unikum. Unter den Älteren und im Westen brach sich die Erzählung an längst etablierten, hegemonialen Diskursen, an denen sie sich spürbar und allem Anschein nach weitgehend erfolglos abarbeitete. Nicht zuletzt fehlten hier Anknüpfungspunkte, um private, autobiographische Wahrnehmungen mit den offiziellen Deutungen zu verbinden. Komplizierter ist freilich auch in der DDR die Situation bei den nachwachsenden Generationen.

Für die erste Nachkriegsgeneration hat Dorothee Wierling eine starke Identifikation mit den eigenen Eltern konstatiert.¹⁸⁸ Deren Opfer im Zuge des Krieges und der Vertreibungen hätten zumeist weit stärkeren Anteil am historischen Bewußtsein der Kinder erlangt als das Schicksal der politisch und rassistisch Verfolgten, das eher abstrakt geblieben sei.¹⁸⁹ Damit korrespondiere eine Dankbarkeitshaltung gegenüber den Eltern, die, zumeist Angehörige der Aufstiegs- generation, vermeintlich für den Aufbau der gesicherten und friedlichen Bedingungen der eigenen Kindheit und Jugend verantwortlich seien.¹⁹⁰ Der Krieg und die unmittelbare Nachkriegszeit geben dabei nach wie vor den bestimmenden Referenzrahmen ab, und die charakteristische Zweiteilung von „schlechter“ Zeit einerseits und „Aufstieg“ andererseits scheint innerhalb der interfamiliären Tradierung reproduziert worden zu sein.¹⁹¹ Wierling zieht daraus den Schluß, daß die Überlieferung im privaten Raum die öffentliche Erzählung verdrängt habe: die Familienerzählungen hätten emotionale Glaubwürdigkeit erlangt, während die antifaschistische Erzählung „äußerlich“ geblieben sei.¹⁹²

Rekapituliert man allerdings die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung zum öffentlichen Diskurs, dann wird deutlich, daß hier nur partiell ein wirklicher Gegensatz bestand. Gerade die Lesart, der zufolge die Deutschen in ihrer Mehrheit zu „Opfern des Faschismus“ geworden seien und die Zeit vor 1945 allgemein eine „dunkle“ Zeit voller Opfer gewesen sei, bestimmte bereits sehr früh, spätestens zu Beginn der fünfziger Jahre auch die öffentliche Thematisierung des Nationalsozialismus in der DDR. Die Notwendigkeit, ehemalige Parteigänger an das neue System zu binden, entwickelte sich eben auch im Osten schnell zu einem Imperativ der Politik. Politischer Loyalität sei – so Jürgen Danyel – dabei stets ein

187 Diese Bereitschaft ist nicht nur auf die von Assmann herangezogene Erklärung einer Gratifikation durch „soziale Zugehörigkeit“ zu erklären, obwohl diesem Aspekt vor dem Hintergrund der „Bekehrung“ nach 1945 zweifellos eine erhebliche Bedeutung zukam. Hinzu kam jedoch, daß sie in die rigiden diskursiven Zwänge parteilicher und anderer Institutionen eingebunden waren, die zu verletzen ihren sozialen Aufstieg abrupt beendet hätte; schließlich spielt die Primärsozialisation durch HJ und Wehrmacht eine Rolle.

188 Vgl. dazu Dorothee Wierling, *Geboren im Jahr Eins. Der Jahrgang 1949 in der DDR. Versuch einer Kollektivbiographie*, Berlin 2002.

189 Wierling, *Erzählungen*, S. 20ff.

190 Vgl. Wierling, *Geboren im Jahr Eins*, S. 103ff.

191 Wierling, *Erzählungen*, S. 20ff.

192 „Die Geschichten der geliebten und leidenden Eltern überlagerten damit die Bilder der gequälten, aber abstrakt bleibenden Antifaschisten“; ebd., S. 22.

höherer Stellenwert beigemessen worden als kritischen Selbstbefragungen.¹⁹³ Daher waren die öffentlichen antifaschistischen Vergangenheitsdeutungen durchaus kompatibel mit jenen Selbststilisierungen zu Opfern und Verharmlosungen der eigenen Verstrickungen, wie sie im privaten Raum an der Tagesordnung waren.

Auch in der Folgezeit behielten die offiziellen Vergangenheitsdeutungen und Narrative den Charakter eines harmonisierenden Integrationsangebotes nach innen, mit dem, durch schroffe Abgrenzung nach außen, vor allem ein ideelles Fundament geschaffen werden sollte, um das Ideal einer homogenen Gemeinschaft identitär zu substantiieren. Die besondere Hervorhebung des kommunistischen Widerstandes stand dazu immer in einem gewissen Spannungsverhältnis. Diese Spannung ist jedem Kulturellen Gedächtnis immanent, weil es als „repräsentative Elitenkultur“ einerseits gesellschaftlich integrierend wirken soll, andererseits aber stets auch stratifizierende Wirkungen entfaltet.¹⁹⁴ Deshalb zeigte sich stets auch die Tendenz, die Kommunisten zwar als führende Kraft des Widerstandes darzustellen, zugleich aber die Verbindung zu anderen gesellschaftlichen Gruppen zu betonen.¹⁹⁵ Immer stand ein alles überwölbendes Identitätsangebot im Vordergrund, das einen imaginären gesamtgesellschaftlichen Grundkonsens konstituieren und den normativen Rahmen der „Imagined Community“ DDR vorgeben sollte. Die konkrete Vergangenheit spielte darin eine viel geringere Rolle als das Bekenntnis zu überzeitlichen moralischen Imperativen wie demjenigen des „Friedens“ oder der Verhinderung einer atomaren Apokalypse und dergleichen mehr.¹⁹⁶ Tendenziell ließ sich darin nahezu jede Biographie integrieren, abgesehen von denjenigen notorisch bekennender Nazis.

Für die nachwachsenden Generationen wird allgemein von einer Abnahme der Bindungskräfte der antifaschistischen Mythen ausgegangen.¹⁹⁷ Dorothee Wierling zitiert verschiedene Beispiele aus den sechziger und siebziger Jahren, in denen Jugendliche höchst eigensinnige Aneignungsformen an den Tag legten, die in explizitem Gegensatz zu den intendierten Apologien standen. Darunter waren mehr oder minder bewußte Provokationen und Tabubrüche, etwa durch eine „Ehrung“ für Eichmann, die den Personenkult-Riten folgte, antisemitische Äußerungen und dergleichen mehr, ferner von sadistischen und Gewaltphantasien geprägte Umgangsformen. Obwohl sich dies schwerpunktmäßig als Ausdruck von Generationenkonflikten interpretieren läßt, die sich in der DDR nur indirekt Ausdruck verschaffen konnten, spielte dabei wohl auch ein diffuses „Aufbegehren gegen die sozialistische Diktatur“ eine Rolle.¹⁹⁸

Diese Annahmen werden durch neuere Forschungen zur Tradierung von Geschichtsbeußtsein gestützt, die eine Gruppe um den Sozialpsychologen Harald Welzer unlängst vor-

193 Jürgen Danyel, Spätfolgen? Der ostdeutsche Rechtsextremismus als Hypothek der DDR-Vergangenheitspolitik und Erinnerungskultur, in: Jan C. Behrends/Thomas Lindenberger/Patrice G. Poutrus (Hg.), *Fremde und Fremd-Sein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland*, Berlin 2003, S. 23–40, hier: S. 39.

194 Vgl. Kapitel 1.3.

195 Vgl. für die sechziger Jahre Classen, *Zum öffentlichen Umgang*, bes. S. 186ff.

196 Ebd., S. 193.

197 Vgl. Danyel, *Spätfolgen*, S. 37ff.

198 Wierling, *Erzählungen*, S. 29ff.

gelegt hat.¹⁹⁹ Auch hier wird von einer zentralen Rolle des – wie es dort genannt wird – Familiengedächtnisses ausgegangen. Demzufolge sind die an emotional konnotierte Bezugspersonen wie Eltern und Großeltern geknüpften intergenerationellen Erzählungen oft wirkungsmächtiger als die öffentlichen, durch Massenmedien und Schule geprägten Geschichtsbilder.²⁰⁰ Im Falle der DDR kommt hinzu, daß die westlichen medialen Repräsentationen der Vergangenheit vor allem seit den sechziger Jahren über das Fernsehen zusätzlich verfügbar waren. Bezogen auf Ostdeutschland zeigte sich auch hier, daß die intergenerationellen Geschichtsdeutungen offenbar eine weitaus nachhaltigere Wirkung entfaltet haben, als die kanonisierten antifaschistischen Topoi.²⁰¹

Obwohl aus Interviews der Nachwendezeit zweifellos nur bedingt auf die Zeit vor 1990 zurückgeschlossen werden kann, so sprechen doch auch andere Indizien dafür, daß das kanonisierte Antifaschismus-Narrativ auch auf die nachfolgenden Generationen nur geringe Anziehungskraft ausübte. Denn für sie war es nicht möglich, damit eine persönliche Erzählung zu verbinden, schon gar keine Aufstiegserzählung, denn diese Kanäle waren weitgehend verschlossen. Unübersehbar ist zudem die immer stärkere Ritualisierung und Abstraktion des öffentlichen Diskurses besonders in den siebziger und achtziger Jahren, die zuweilen an den von Assmann konstatierten „repetitiven“ Modus der Sicherung von Traditionen im Kulturellen Gedächtnis, also der permanenten Wiederholung denken läßt, den Assmann vor allem vorschriftlichen Gesellschaften zuordnet.²⁰² Kein Zweifel, die Vergangenheit, die zu Anfang ganz von der Gegenwart aufgesogen worden war, erstarrte jetzt weitgehend.²⁰³ Das einmal kanonisierte Geschichtsbild wurde nun mit immensem Aufwand gesichert. Die Künstlichkeit der „gegen“ die rezenten Erinnerungen der Bevölkerungsmehrheit kanonisierten Geschichtsmythen wird darin offenbar. Generationelle Erfahrungen und Perspektiven konnten in der Öffentlichkeit nicht ventiliert werden und verbleiben dadurch im privaten oder sub-öffentlichen Raum. Im Effekt wurde durch dieses Arrangement ein wie auch immer gearteter spezifischer Zugang zur NS-Vergangenheit durch jene Generationen, die der „Generationensymbiose“ (Niethammer) aus Altkommunisten und HJ-Generation folgten, auf gesellschaftlicher Ebene nachhaltig blockiert.²⁰⁴

199 Vgl. Harald Welzer/Sabine Moller/Karoline Tschugnall, „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt a. M. 2002; Sabine Moller, *Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland*, Tübingen 2003.

200 Vgl. Welzer u.a., *Opa war kein Nazi*, S. 13.

201 Jedenfalls wurden letztere von den Interviewpartnern aller drei untersuchten Generationen praktisch ausnahmslos zurückgewiesen; vgl. Moller, *Vielfache Vergangenheit*, S. 176–203; einschränkend ist allerdings darauf hinzuweisen, daß die Auseinandersetzungen mit der NS-Zeit in den Ende der neunziger Jahre geführten Interviews generell stark von Reflexionen über die DDR-Vergangenheit und Erfahrungen der Nachwende-Zeit beeinflusst waren; Rückschlüsse auf die DDR-Zeit sind somit nur bedingt möglich.

202 Vgl. Kapitel 1.3 dieser Arbeit.

203 Vgl. dazu allgemein Käppner, *Erstarrte Geschichte*.

204 Dazu ausführlicher: Christoph Classen, *Fremdheit gegenüber der eigenen Geschichte. Zum öffentlichen Umgang mit dem Nationalsozialismus in beiden deutschen Staaten*, in: Jan C. Behrends/Thomas Lindenberger/Patrice G. Poutrus (Hg.), *Fremde und Fremd-Sein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland*, Berlin 2003, S. 101–126, bes. S. 122ff.

Allerdings bliebe das Verhältnis der jüngsten Generationen, also jener, die am Ende der DDR gerade erwachsen waren oder wurden, zum öffentlichen Vergangenheitsdiskurs noch genauer zu untersuchen. In Umfragen, die das Institut für Jugendforschung in den achtziger Jahren durchführte, hatte „der konsequente Antifaschismus des Staates“, was immer darunter auch individuell verstanden wurde, stets eine hohe Bedeutung für die Identifikation mit dem eigenen Staat, während der Umgang mit dem Nationalsozialismus in der Bundesrepublik überwiegend sehr viel negativer bewertet wurde.²⁰⁵ Obwohl vieles darauf hindeutet, daß es sich dabei nur um eine sehr oberflächliche Identifikation mit der offiziellen antifaschistischen Erzählung handelte,²⁰⁶ kann zumindest nicht ganz ausgeschlossen werden, daß nun, nachdem die antifaschistischen Mythen eines „Kulturellen Gedächtnisses“ der DDR in immer geringerem Maße gegen rezente Erinnerungen verteidigt werden mußten, just am Ende der DDR im Hinblick auf die NS-Zeit jenes „floating gap“ erreicht war, das als Voraussetzung für die erfolgreiche Etablierung kulturell gesteigerter Mythen gelten kann.

Schließlich konnte es bei oppositionellen Vertretern der jüngeren Generationen auch vorkommen, daß sie den fundierenden Mythos in sein Gegenteil verkehrten und ihn gegen die realsozialistische Tristesse der Honecker-Zeit in Stellung brachten. In Ihrem Lied „Mir fällt ein“ textete die dissidente Liedermacherin Bettina Wegener Anfang der achtziger Jahre:

„Und ich denk an Thälmann,
und dann seh‘ ich was ist,
und das ist wie’n Goldfisch gegen faulenden Fisch.
Und ihr habt was versprochen,
und ihr hieltet es nicht,
und wer euch erinnert,
der kommt vor Gericht.“²⁰⁷

205 Vgl. Peter Förster, Die deutsche Frage im Bewußtsein der Bevölkerung in beiden Teilen Deutschlands. Das Zusammengehörigkeitsgefühl der Deutschen. Einstellungen junger Menschen in der DDR, in: Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“. Bd. V, 2, Frankfurt a. M. 1995, S. 1212–1380, hier: S. 1273f.; 1345ff.

206 In diese Richtung deutet insbesondere die ebenfalls vom Zentralinstitut für Jugendforschung in Leipzig 1988/89 durchgeführte Befragung „Zum Geschichtsbewußtsein Jugendlicher der DDR“; vgl. zur Darstellung der Ergebnisse dieser unveröffentlichten Studie Moller, *Vielfache Vergangenheit*, S. 84–88.

207 Zit. nach Sandra Langenhahn, *Ursprünge und Ausformung des Thälmannkults*. Die DEFA-Filme „Sohn seiner Klasse“ und „Führer seiner Klasse“, in: Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1997 (Medienberatung 5), S. 55–65, hier: S. 61.

Resümee:

Massenmedien und Vergangenheit zwischen Herrschaft und Gesellschaft – Antinomien einer Diktatur in der Moderne

1. Antifaschismus und Blockkonfrontation

Läßt man die Ergebnisse der vorliegenden Studie Revue passieren, so zeigt sich, daß sich der spätere, mehr oder minder holistische und ritualisierte Bezug auf dieses Thema nicht umstandslos auf die Frühzeit zurückprojizieren läßt. Ebensowenig sind allerdings Vorstellungen einer erst allmählichen Instrumentalisierung und Pervertierung im Zuge des Kalten Krieges und der stalinistischen Zurichtung der SED dem Gegenstand angemessen.

Vielmehr knüpften die frühen Inszenierungen im Medium Radio zunächst direkt an jene Antifaschismuskonzeption an, die sich innerhalb der kommunistischen Bewegung nach dem Aufkommen der rechten Massenbewegungen in Europa etabliert hatte und die vor allem die sowjetischen Perspektiven und Interessen reflektierte: Sie nahm bekanntlich ab 1935 die kommunistische Programmatik zurück und setzte auf ein breites gesellschaftliches Bündnis unter Einschluß bürgerlicher und sozialdemokratischer Kreise. Tatsächlich war es in den ersten beiden Nachkriegsjahren noch unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen möglich, sich im Rundfunk zu artikulieren und dabei das jeweils „eigene“, also das bürgerliche oder christliche Milieu als Hort des Widerstandes und Garant einer besseren Zukunft erscheinen zu lassen. Die entschiedene Distanzierung vom NS-Regime genügte als kleinster gemeinsamer Nenner, und vereinzelt waren zu Anfang sogar noch national-konservative, nach heutigem Empfinden apologetische Positionen zu hören.

Doch mit gesellschaftlicher Offenheit im Sinne eines „guten Anfangs“ oder eines „antifaschistischen Gründungskonsenses“ hatte dies wenig zu tun. Vielmehr entsprach dieser „kontrollierte Pluralismus“ (der im sowjetisch zensierten Rundfunk wohl im übrigen schneller an sein Ende kam als in der lizenzierten Presse und den Privatverlagen) exakt der Linie der formalen Beteiligung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen, mit der die Sowjets zunächst den Eindruck kommunistischer Hegemonie zu verhindern suchten. Das Ziel war nach innen, die Akzeptanz ihrer Besatzungsherrschaft auch bei jenen Bevölkerungsgruppen zu vergrößern, die ihr reserviert bis feindlich gegenüberstanden, nach außen – ge-

genüber den Westalliierten –, den Eindruck von einseitiger Parteinahme bei gleichzeitiger Sicherung ihrer Interessen zu vermeiden.

Nichts illustriert das Kalkül dieser Politik eindrucksvoller als die Beschränkungen, denen sich ausgerechnet die überlebenden deutschen Kommunisten beugen mußten. Gerade ihnen wurde im Radio dieser Zeit jeder offene Hinweis auf ihre politische Heimat und die Programmatik ihres Widerstandskampfes verwehrt, um den Eindruck zu vermeiden, daß die sowjetische Besatzungsmacht diese Gruppe protegiere oder aus dem Widerstand ähnlich radikale politische Konsequenzen ableite wie diese Gruppe. Auch wenn auf den ersten Blick ein anderer Eindruck entstehen mag: Der Umgang mit der Vergangenheit war in dieser Phase nicht weniger interessengeleitet und kontrolliert als in späteren Zeiten.

Immerhin boten die unterschiedlichen Perspektiven und Lesarten, die zu jener Zeit in der Öffentlichkeit noch verfügbar waren, zahlreiche Anknüpfungspunkte für die Erfahrungen und Selbstdeutungen vieler Deutscher. Das galt zwar vielleicht weniger für die im engeren Sinne politischen Sendungen, in denen der nationalpatriotische Siegerstolz sowjetischer Generäle ebenso zum Ausdruck kam wie nicht selten offen formulierte Schuldvorwürfe an die Gesamtheit der Deutschen, die die in ihren nationalen Gefühlen deprivierten Deutschen nur weiter verbittern konnten. Aber speziell in zahlreichen literarischen Beiträgen spiegelte sich der Erfahrungshorizont der Deutschen wider, die sich seinerzeit mehrheitlich als Opfer einer Art Naturkatastrophe sahen, welche in Form der Nationalsozialisten und mehr noch des Krieges über sie gekommen sei – Theodor Pliviers auch im Rundfunk breit popularisiertes Stalingrad-Epos illustriert dies exemplarisch. Im Ergebnis war diese Strategie durchaus nicht ohne Erfolg: Solange wie es nur um die Distanzierung vom nationalsozialistischen Regime ging, ohne daß damit bereits eine offen kommunistische Programmatik verbunden war, solange standen die Chancen auf Zustimmung seitens der Bevölkerung keineswegs immer schlecht.

Die Situation änderte sich im Zuge der offenen Konfrontation zwischen den Siegermächten ab 1947/48. Von nun an stand ganz das Werben für den sowjetischen Block und gegen die westliche Alternative im Vordergrund. Entsprechend inflationär wurde der Faschismus-Vorwurf von nun an gehandhabt und auf alles übertragen, was „den Westen“ zu repräsentieren schien. Die oft hysterisch und bisweilen paranoid anmutenden Zuschreibungen vieler Rundfunkbeiträge aus dieser Zeit reflektieren die politisch prekäre Lage der Zeit. Die politische Unsicherheit, die Ängste vor einem neuen Krieg, aber auch die geringe Akzeptanz gegenüber den Sowjets und der von ihnen abhängigen SED-Herrschaft, all dies begünstigte die Entstehung extremer, kulturell gesteigerter Feindbilder, denen die Aufgabe zufiel, das politisch instabile Gebilde SBZ bzw. DDR nach außen abzugrenzen und nach innen zu integrieren. Vorstellungen von „faschistischen“, konspirativ agierenden „Elementen“ erlangten unter diesen Bedingungen einige Prominenz, ohne daß damit in der Regel eine tatsächliche Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit verbunden gewesen wäre.

Typisch war vielmehr eine ganz und gar auf die Zukunft und die Gegenwart ausgerichtete Zeitkultur, innerhalb derer der Vergangenheit hauptsächlich die Funktion zukam, eine assoziative Verbindung zwischen den Kriegserfahrungen und einer vermeintlich erneut drohenden Kriegsgefahr seitens des Westens herzustellen. Es war eine schlichte Zweiteilung der Zeit in eine „schlechte“, dabei zumeist unkonkret gehaltene Vorgeschichte und eine 1945 beginnende Aufstiegserzählung, der zufolge man nun auf dem direkten Weg zu Frieden,

sozialer Harmonie und Prosperität sei. Die dichotomische Lager-Logik wurde auf diese Weise temporal unterlegt, mit dem Zukunftsversprechen des Sozialismus auf der einen Seite und der Gefahr des Rückfalls in eine von sozialen Gegensätzen, Krieg und Armut geprägte bürgerliche Ordnung andererseits. Dahinter scheint die Vorstellung durch, auf die positive Anknüpfung an Traditionen weitgehend verzichten zu können und die Legitimation des politischen Systems im Wesentlichen gegenwartsbezogen und vor allem durch Bezug auf die sozialistische Utopie gewährleisten zu können.

Obwohl beides miteinander verbunden war, beruhte die Legitimationskultur der frühen DDR in viel stärkerem Maße auf dem Aufbaumythos als auf einer antifaschistischen Tradition, es sei denn, man versteht darunter die zumeist sehr pauschale Abgrenzung von einer als „schlecht“ denunzierten Vorgeschichte. Allerdings war damit noch keine positive Traditionsbildung verbunden. Eine solche, „output“-orientierte Legitimation setzte das politische System vielmehr mittelfristig unter einen hohen Erfolgsdruck, und spätestens seit den sechziger Jahren sollte sich dies für die DDR auch als Problem erweisen.

Zugleich stand nun nicht mehr das Interesse an einer Konsolidierung der sowjetischen Besatzungsherrschaft im Vordergrund, sondern es ging darum, die SED-Herrschaft dauerhaft zu legitimieren. Doch die Versuche, einen „eigenen“ nationalen Gründungsmythos zu formulieren, stießen auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Zwar gab es schon sehr früh Tendenzen, einen Märtyrer- und Heldenkult um den kommunistischen Widerstand zu etablieren, der den eigenen Herrschaftsanspruch begründen sollte, was sich bereits beim ersten „Buchenwaldtag“ von 1946 beobachten läßt. Aber die Träger dieses Mythos waren mehrheitlich überlebende deutsche KZ-Insassen und damit eine Gruppe, der die sowjetische Führung wenig Vertrauen entgegenbrachte. Während in den ersten beiden Nachkriegsjahren die offene Artikulation eines kommunistischen Führungsanspruches mit der sowjetischen Taktik kollidierte und deshalb zumindest im Rundfunk unterblieb, bestand danach die Gefahr, sich dem Vorwurf „nationaler Überheblichkeit“ auszusetzen; und zusätzlich standen die in der Öffentlichkeit wenig beliebten Verfolgten und Widerständler dem pragmatischen Integrationskurs gegenüber der großen Zahl ehemaliger Mitläufer und Minderbelasteter im Wege.

Auch nachdem der kommunistische Führungsanspruch offen artikuliert werden konnte, mußten die aus den Konzentrationslagern zurückgekehrten kommunistischen Widerstandskämpfer also ihre Identität der parteilichen Deutungshoheit mit ihren Kanonisierungen und wechselnden Sachzwängen unterordnen. Erst nachdem sich auch parteiintern die Machtverhältnisse konsolidiert hatten, der Widerstandsmythos von seinen überlebenden sozialen Trägern getrennt worden war und die Unterordnung unter die sowjetischen Prämissen nicht mehr unmittelbar in Frage stand, konnte er eine wichtige Rolle im Rahmen der antifaschistischen Legitimation übernehmen. Zunächst blieb daher nur der tote Thälmann, um einer nationalen Erzählung vom Aufstieg des Sozialismus im Kampf gegen den Faschismus ein Gesicht zu geben.

2. Zur gesellschaftlichen Reichweite des Antifaschismus

Im Hinblick auf Vergangenheit und Tradition gab es in der frühen DDR also eher einen Mangel an Mythen. Dies hing einerseits mit den generellen Schwierigkeiten zusammen, an nicht kontaminierte und aus kommunistischer Sicht geeignete Traditionen anzuknüpfen, war andererseits aber auch auf die traditionell starke Vernunft- und Aufklärungsfixiertheit der kommunistischen Ideologie zurückzuführen. Im Vordergrund standen stets Überzeugungsversuche mit rationalen (dabei oft eigentümlich scholastischen) Argumentationen, während die ästhetische Komponente der Darstellungen im allgemeinen unterentwickelt war. Geschlossene Narrative, fiktionale Genres und andere Formen, die zur emotionalen Identifikation mit historischen Situationen und Personen eingeladen hätten, sucht man vor allem in den Jahren zwischen 1948 und 1953 meist vergebens. Zum Teil war auch dies eine unmittelbare Folge der Ausrichtung des Mediums auf die Partei, gegen die sich insbesondere die dramaturgischen Abteilungen sperrten, weniger aus politischen Überzeugungen als aus den Schwierigkeiten heraus, die kreativ-künstlerische Produktion kurzfristig auf die politischen Ansprüche auszurichten – zumal diese zu allem Überfluß noch andauernden Wechseln unterlagen. Damit ging auf seiten der politischen Führungsspitze des Rundfunks eine offenkundige Geringschätzung dieser Abteilungen einher, die zumindest Anfang der fünfziger Jahre als Residuen bürgerlicher Rückständigkeit angesehen wurden und deren strukturelle Eigenständigkeit man demzufolge zu zerschlagen suchte. Im Ergebnis mangelte es in dieser Zeit an ansprechenden Hörspielen, obwohl diese ansonsten bei den Hörern zu den beliebtesten Genres gehörten. Das suggestive Potential des Mediums, das eher auf emotionaler Identifikation durch scheinbares „Miterleben“ historischer Situationen beruht, blieb dadurch weitgehend ungenutzt.

Der dichotomischen Lagerlogik folgten nun auch die antifaschistischen Argumentationen. Wie bereits vor 1935 handelte es sich daher beim Antifaschismus prinzipiell um eine gegenwartsbezogene Kategorie, die in erster Linie zwischen dem eigenen „Guten“ und einem davon scharf abgegrenzten „Anderen“ unterschied und diese Trennlinie logischerweise zwischen den beiden hegemonialen Supermächten und den ihnen jeweils assoziierten Gesellschaften zog. Gegenüber der Vorkriegszeit hatte sie jedoch den Vorteil, viel weniger abstrakt zu sein. Vielmehr hatten die Nationalsozialisten einiges dafür getan, um ihr als moralisch-ideelle Beglaubigung eines notwendigen Traditionsbruchs hohe Plausibilität zu verleihen. Anders als zuvor war sie nun historisch „geerdet“, konnte also, eine entsprechende Interpretation vorausgesetzt, den damit verbundenen Werthaltungen und politischen Optionen Autorität verleihen.

Gesamtgesellschaftlich war dies jedoch kaum ausreichend, um die konstatierten Mängel in ästhetischer und anderer Hinsicht zu kompensieren, vor allem aber den mit den jeweiligen historischen Deutungsmustern intendierten Umsturz der Wirklichkeitsordnung herbeizuführen. Für eine Mehrheit der Deutschen in Ost und West behielten die einschlägigen Deutungen allen Hegemoniebestrebungen zum Trotz den Charakter von Gegenerzählungen zu jenen vorherrschenden Deutungsmustern, an denen sie sich allzuoft erkennbar abarbeiteten. Das Problem bestand deshalb vor allem auch darin, daß es – anders als in der unmittelbaren Nachkriegszeit – kaum Anknüpfungspunkte für eine Synchronisation der antifaschistischen Mythen mit den persönlichen Erlebnishorizonten und autobiographischen Narrativen gab.

Jenseits der Funktionseleiten wird ihre Wirkung als Integrationsideologie deshalb stark eingeschränkt geblieben sein.

War der Antifaschismus in der DDR also doch das eher artifizielle Konstrukt einer Herrschaftselite, die weitgehend erfolglos versuchte, ihre eigene, noch dazu „gesäuberte“ Perspektive einer ganz anders orientierten Bevölkerung zu „verordnen“? Vieles spricht dafür, daß dies zwar für die Bevölkerungsmehrheit gilt, nicht jedoch für eine Gruppe, die den Verlauf der DDR-Geschichte im folgenden maßgeblich beeinflussen sollte. Gemeint ist die bei Kriegsende jüngste Erwachsenengeneration. Für sie konnte die historische Beglaubigung der antifaschistischen Mythen ein hohes Maß an Plausibilität gewinnen, und zwar vor allem aus zwei Gründen. Zum einen erlebten nicht wenige der 15- bis Anfang 20-jährigen das Kriegsende und die Besetzung Deutschlands in besonderem Maße als Trauma und Kontingenzerfahrung, weil dadurch ihre Wirklichkeitsordnung schlagartig zusammenbrach. Zum anderen wurde ihnen nach 1945 die Chance zur Konversion zum Sozialismus geboten, und damit zu einer Wirklichkeitsordnung, die wenigstens in der stalinistischen Zeit hinsichtlich ihrer manichäischen und chiliastischen Vorstellungswelt der nationalsozialistischen „Weltanschauung“ nicht nachstand, sie in bezug auf ihre holistische Geschlossenheit und das damit korrespondierende „Vernunftcharisma“¹ sogar bei weitem übertraf.

Folgt man Lutz Niethammer, so hatte die Primärsozialisation des männlichen Teils dieser Alterskohorte durch HJ und Wehrmacht jene mentalen Dispositionen geschaffen, die mit den neuen Verhältnissen kompatibel waren und ihren Aufstieg beförderten: das Streben nach Identifikation mit einer homogen vorgestellten Gemeinschaft, deren Verteidigung den Kampf gegen äußere Feinde rechtfertigt, dabei die Bereitschaft zur Unterordnung unter eine oligarchische Führungsspitze. Zum anderen identifizierten sie die Aufstiegserzählung der DDR mit ihrem eigenen, schnellen sozialen Aufstieg, der einen nicht unerheblichen Teil von ihnen im Laufe der fünfziger und sechziger Jahre in führende Positionen des Staats- und Parteiapparates brachte. Sie waren jung und desillusioniert genug, um tradierte Deutungsmuster der Vergangenheit zurückzuweisen, und für sie ergab das Bekenntnis zu den sich nun formierenden, kanonischen antifaschistischen Mythen einen ganz besonderen Sinn. Sie konnten durch ihr Bekenntnis tatsächlich Orientierung und zumindest partiell neue Identität gewinnen und zudem ihren eigenen Aufstieg sinnhaft beglaubigen. Daneben unterlagen sie als Funktionseleiten allerdings auch in besonderem Maße den repressiven Sicherungsinstrumenten des parteilichen Herrschaftsdiskurses.

Zweifellos sind noch weitere, auf diese spezifische Gruppe bezogenen Untersuchungen notwendig, um die These zu untermauern, daß es eben dieses Kollektiv war, das – jenseits der Altkader – zum eigentlichen Träger des antifaschistischen Narrativs in der DDR wurde. Aber es spricht einiges dafür, daß es hier tatsächlich zu einer „Generationensymbiose“ (Niethammer) gekommen ist, die einerseits den mentalen Bedürfnissen der Jüngeren entsprach und zugleich ihre Loyalität gegenüber der Staatsspitze aus Altkommunisten sicherte.

Dabei handelte es sich allerdings um ein Spezifikum, das unter anderen Bedingungen nicht wiederholbar war, weil dieser Diskurs sowohl an die biographischen Voraussetzungen seiner Träger als auch an institutionelle Öffentlichkeiten gebunden war, die es ermöglichten, ihn gegen andere Lesarten und Mythen zu verteidigen. Daß es zwar möglich war, konkurrierende

1 Vgl. Stefan Breuer, *Bürokratie und Charisma. Zur politischen Soziologie Max Webers*, Darmstadt 1994, S. 59ff.

rende Deutungen und Identitäten in öffentlichen Zusammenhängen auszublenden, ohne deren Fortexistenz damit allerdings aufzuheben, davon zeugte ein politischer Lagebericht nach dem 17. Juni 1953, in dem es in Anspielung auf die Charakterisierung der Aufständischen als „faschistische Provokateure“ hieß:

„[...] Bei den offensiven Diskussionen treten jetzt allerdings Erscheinungen auf, daß Kollegen, die ehemals der Nazipartei angehörten, bzw. Militaristen oder ehemalige Staatsangestellte waren, überhaupt nicht mehr diskutieren. Sie vertreten die Meinung, daß sie bei falschen Diskussionen ihrerseits dann ebenfalls als Provokateure bezeichnet werden.“²

Nicht nur auf die Älteren, auch auf die nachwachsenden Generationen konnten die antifaschistischen Narrative nicht im gleichen Maße Anziehungskraft ausüben wie auf die „Aufstiegsgeneration“ und darunter insbesondere auf die systemnahen Eliten. Weder gab es hier die Notwendigkeit zur Konversion, noch gab es, aufs Ganze gesehen, vergleichbare soziale Aufstiege. Allerdings war die binär konstruierte Erzählung von einer „schlechten“ Vorzeit und dem Aufstieg nach 1945 durchaus kompatibel mit privaten Erfahrungen und scheint auch interfamiliär noch auf die erste Nachkriegsgeneration tradiert worden zu sein.³ Zudem war in den achtziger Jahren jener Punkt erreicht, zu dem das „kommunikative“ Gedächtnis der Zeitzeugen altersbedingt zunehmend abstarb und kulturell gesteigerte Erinnerungsformen dadurch an Bedeutung gewannen. Nicht zufällig war dies in der Bundesrepublik jener Zeitpunkt, wo sich der Begriff „Befreiung“ für den 8. Mai 1945 durchzusetzen begann, und damit just jener Mythos, mit dem die DDR in den späten vierziger und fünfziger Jahren noch an den vorherrschenden Gefühlen nationaler Erniedrigung gescheitert war.⁴

Zwar lassen sich die Ergebnisse der generationellen Tradierungsforschung, die in der Regel auf Interviews der Nachwendezeit beruhen, nicht ohne weiteres auf die DDR-Zeit zurückbeziehen.⁵ Aber insgesamt deuten zahlreiche Indizien daraufhin, daß das spezifische, mit hohem Aufwand konservierte Arrangement zwischen der Generation der kommunistischen „Kämpfer“ und den sozialen Aufsteigern der ersten anderthalb Nachkriegsjahrzehnte auch auf die nachwachsenden Generationen nur geringe Anziehungskraft ausgeübt hat.

2 Studio Halle, Zusätzlicher Informationsbericht, 7.10.1953; DR 6/203.

3 Vgl. Dorothee Wierling, Nationalsozialismus und Krieg in den Lebens-Geschichten der ersten Nachkriegsgeneration der DDR, in: Elisabeth Domansky/Harald Welzer (Hg.), Eine offene Geschichte: zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit, Tübingen 1999, S. 35–56.

4 Dies korrespondiert mit Ergebnissen von Nina Leonhard, die für die „dritte Generation“ (Geburtsjahrgänge zwischen 1967 und 1981) konstatiert, daß der Nationalsozialismus für diese Gruppe Teil einer abgeschlossenen Vergangenheit und somit nicht mehr integraler Bestandteil der eigenen Lebenswelt sei; das Interesse an diesem Thema konstituierte sich nicht mehr über Erfahrung, sondern von allgemeinen, abstrakten politischen Interessen her; vgl. Leonhard, Politik- und Geschichtsbewußtsein, S. 310f.

5 Vielmehr betonen die einschlägigen Studien übereinstimmend die Bedeutung des Umbruchs von 1989, dessen Folgen auch die heutige Wahrnehmung der NS-Zeit in Ostdeutschland in hohem Maße beeinflussen; vgl. Leonhard, Politik- und Geschichtsbewußtsein, S. 316ff.; Moller, Vielfache Vergangenheit, S. 176ff.; hier scheint mir im übrigen die Hauptursache für das von der Meinungsforschung konstatierte „unterschiedliche Geschichtsbild“ in Ost- und Westdeutschland zu liegen; vgl. dazu: Geschichtsbewußtsein, in: Elisabeth Noelle-Neumann/Renate Köcher (Hg.), Allensbacher Jahrbuch für Demoskopie 1993–1997, München 1997, S. 505–550; ferner: Jürgen Kocka, Geteilte Erinnerungen. Zweierlei Geschichtsbewußtsein im vereinten Deutschland, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 43 (1998), H. 1, S. 104–111.

Vielmehr scheint über die gesamte Existenz der DDR hinweg eine spürbare Spannung zwischen den innerfamiliären Vergangenheitsdeutungen und dem offiziellen antifaschistischen Geschichtsbild existiert zu haben – was im Einzelfall nicht ausschloß, daß Elemente des letzteren in das eigene Vergangenheitsbild einfließen konnten.⁶

Bezogen auf die DDR bedeutet dies jedoch, daß ein wesentliches Element ihrer Legitimationskultur allem Anschein nach nur schwer oder gar nicht über die Lebensspanne der Träger des antifaschistischen Narrativs hinaus verlängert werden konnte. Wenn dies zutrifft, dann bedeutet es, daß die mit großem Aufwand betriebenen Versuche, in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren sozusagen zur Unzeit ein kulturelles Gedächtnis „gegen“ die rezenten Erinnerungen und vorherrschenden Deutungsmuster zu etablieren, zwar hinsichtlich der weiteren Herrschaftseliten möglicherweise kurzfristig erfolgreich war, den eigentlichen Zweck solcher Bemühungen, nämlich Kollektive mit einer langfristigen, über die Lebensspanne der Mitglieder hinausreichenden symbolischen Sinnwelt auszustatten und damit ihre Fortexistenz als „imagined community“ zu sichern, aber glatt verfehlt hätte.

Ein gesamtgesellschaftlich tragfähiges „kulturelles Gedächtnis“, so lautet eine Quintessenz, die über den hier untersuchten Gegenstand hinausweist, läßt sich offenbar ohnehin nur unter Rückgriff auf jene „kulturelle“ Zeit etablieren, die der Mehrzahl der Zeitgenossen nicht mehr aus eigenem Erleben gegenwärtig ist. Bezogen auf den Nationalsozialismus hätte es dafür also mehr Zeit gebraucht als jene 40 Jahre, die der DDR zur Verfügung standen. Manches spricht dafür, daß gerade der Aspekt der NS-Vergangenheit, der in der antifaschistischen Erzählung der DDR nur ein Schattendasein fristete, nämlich der „Holocaust“, in Europa und in den USA derzeit im Begriff ist, sich zum Kernelement eines funktionierenden „kulturellen Gedächtnisses“ zu entwickeln.⁷

Vieles spricht allerdings dafür, daß historischen Mythen als „säkularen Sinn- und Orientierungsgeneratoren“ in der Moderne zumindest kurzfristig ohnehin nur eine begrenzte Bedeutung zukommt, wenn es darum geht, kollektive Identitätsangebote zu generieren und dadurch Herrschaft abzusichern. Andere, konsequent auf den gegenwärtigen Lebensstandard und die Lebensqualität zielende „output-orientierte“ Aspekte von Legitimation hatten jedenfalls im Deutschland der Nachkriegszeit angesichts historischer „Kontaminationen“ nationaler Traditionsbestände durch den Nationalsozialismus, vor allem aber vor dem Hintergrund der deutsch-deutschen Systemkonkurrenz erkennbar einen höheren Stellenwert.⁸ Die Defizite der DDR in diesem Bereich, die im Systemvergleich auch dank der grenzüberschreitenden Präsenz der modernen Massenmedien stets spürbar waren, haben langfristig vermutlich mehr zu ihrem Scheitern beigetragen als die begrenzte Reichweite ihrer historischen Mythen.

6 Vgl. Moller, *Vielfache Vergangenheit*, S. 183ff., S. 201ff.

7 Vgl. dazu: Daniel Levy/Natan Sznajder, *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust*, Frankfurt a. M. 2001; kritisch im Hinblick auf die Entwicklung zu einer Zivilreligion in Deutschland, Ekkehard Klaus, *Die deutsche Gedenkrelikon des Holocaust*, in: *Merkur* 53 (1999), H. 605/606, S. 911–921.

8 Vgl. Arnold Sywottek, *Wirtschafts- und sozialpolitische Entwicklungen als Legitimationsbasis im deutsch-deutschen Systemgegensatz*, in: Christoph Kleßmann/Hans Misselwitz/Günter Wichert (Hg.), *Deutsche Vergangenheiten – eine gemeinsame Herausforderung. Der schwierige Umgang mit der doppelten Nachkriegsgeschichte*, Berlin 1999, S. 161–175.

3. Radio und massenmediale Kommunikation im Staatssozialismus

Die Untersuchung der institutionellen Entwicklung des Rundfunks hat keinen Zweifel an der weitreichenden Unterordnung unter die Partei aufkommen lassen. Zwar gab es während der ersten Nachkriegsjahre trotz der sowjetischen Kontrolle des Hörfunks noch relativ große Kontinuitäten. Doch im Zuge der Zuspitzung des Kalten Krieges gelang es ab 1948 durch einen weitreichenden Austausch des Personals, die Schaffung eines vergleichsweise effektiven Anleitungsapparates und die Etablierung eines repressiven, stark von paranoiden Gegner- und Infiltrationsvorstellungen bestimmten Diskurses in erstaunlich kurzer Zeit, die Phase der Unsicherheit nach dem Wegfall der sowjetischen Vorzensur zu überwinden und das Medium Hörfunk weitgehend auf die Vorgaben und Perspektiven der Partei festzulegen.

Doch eben diese Vorgaben erwiesen sich als inkompatibel mit den etablierten gesellschaftlichen Dispositionen und Erwartungshaltungen, die gegenüber dem Medium vorhanden waren. Denn entsprechend der kommunistischen Avantgarde-Konzeption stand auf seiten der Partei der didaktische Anspruch, das „sozialistische Bewußtsein“ nun gewissermaßen nachholend in die Gesellschaft zu tragen, ganz im Vordergrund, während das bereits habitualisierte Nutzungsmuster seitens der Bevölkerung, den Rundfunk vor allem als Unterhaltungs- und Entspannungsmedium zu nutzen, geringgeschätzt und dementsprechend vernachlässigt wurde. Im Hinblick auf die Unterhaltungsfunktion der Medien Radio und später Fernsehen sollte sich dies nach dem 17. Juni 1953 langsam ändern und bis zur weitreichenden Kapitulation vor den entsprechenden Bedürfnissen in der Honecker-Zeit reichen. Doch wesentlich bleibt, daß dieser Effekt auf scheinbar „unpolitische“ Bereiche begrenzt blieb, während die „harten“ politischen Sendungen zwar in ihrem Umfang eingeschränkt wurden, jedoch ihren Charakter als strikt an den parteilichen Vorgaben orientierte Verlautbarungen bis zum Ende der DDR nicht verloren.

Dieser Charakter der medialen Kommunikation im Staatssozialismus prägte sich in dem hier untersuchten Zeitraum aus. Es war der Versuch, die jeweils von der Parteispitze festgelegten Interpretationen, Wahrnehmungen und Begriffe in anderen Öffentlichkeiten als der innerparteilichen zu etablieren und verbindlich zu machen. Rudolf Herrnstadt, seinerzeit Chefredakteur des „Neues Deutschland“ brachte dieses Medienverständnis 1950 auf den Punkt, indem er erklärte, die Zeitung werde allein herausgegeben, „um einen politischen Kampf zu führen“. Das ND sei „eine politische Institution, die aus Zweckmäßigkeitsgründen den Charakter einer Zeitung trägt, und nicht umgekehrt eine Zeitung, die sich aus Zweckmäßigkeitsgründen mit Politik beschäftigt“.⁹ Damit kehrte die SED das berühmte Diktum Marshall McLuhan praktisch um: *The Message is the Medium*.¹⁰

Das ignorierte – beim Radio mehr noch als bei der Zeitung – den Charakter des Mediums, das stets eine „mächtigere“, den einzelnen Medieninhalten vorgängige Botschaft trans-

9 Unsere Presse – die schärfste Waffe der Partei. Referate und Diskussionsreden auf der Pressekonferenz des Parteivorstandes der SED vom 9.–10. Februar 1950 in Berlin. Zit. nach Herrmann, *Presse*, S. 39.

10 Marshall McLuhan/Quentin Fiore, *The Medium is the Message. An Inventory of Effects*, New York 1967.

portiert.¹¹ Aber darüber hinaus unterschätzte die Parteispitze in für sie typischer Weise die Eigendynamik von Öffentlichkeiten und gesellschaftlichen Prozessen insgesamt. Denn während innerhalb der Partei und anderer Institutionen (seien es betriebliche Strukturen, Massenorganisationen oder staatliche Institutionen) ein mehr oder minder effektives Arsenal an Kontroll- und Sanktionsmöglichkeiten zur Verfügung stand, das dafür sorgte, daß die diskursiven Regeln zumindest nicht offen verletzt wurden,¹² galt dies für die in aller Regel privatim angeeigneten Massenmedien nicht.

Die Konkurrenz der Westmedien machte die Sache zweifellos nicht einfacher. In diesem Bereich blieben Repressionsdrohungen und Versuche, die Bevölkerung allein auf die eigenen Programme festzulegen, sei es durch Drohungen, sei es durch technische Maßnahmen, zumindest langfristig weitgehend wirkungslos.¹³ Der durchgehend „feindliche“ Charakter der westlichen Rundfunkangebote, die insbesondere im musikalischen Bereich zu einem Gutteil auf den gleichen nationalkulturellen Fundus zurückgriffen wie der DDR-Rundfunk, war einer Mehrheit schlicht nicht zu vermitteln. Natürlich kann man sich fragen, warum unter diesen Bedingungen nicht „zum letzten Mittel“ gegriffen wurde und der Empfang von „Feindsendern“ verboten wurde – wie es seinerzeit während des Nationalsozialismus der Fall gewesen war;¹⁴ letztlich dürfte dafür die delegitimierende Wirkung ausschlaggebend gewesen sein, die von solchen Verboten ausging, und vor der die DDR-Führung seit dem 17. Juni einigen Respekt hatte. Daß einem solchen Verbot angesichts fehlender Kontrollmöglichkeiten in großem Umfang Folge geleistet worden wäre, darf darüber hinaus angezweifelt werden.¹⁵ Jedenfalls ist in der DDR ein zähes Insistieren auf ein privates Residuum zu verzeichnen, das bisweilen in entwaffnender Offenheit gegen die umfassenden Verfü-

11 Vgl. Margot Berghaus, *Wie Massenmedien wirken. Ein Modell zur Systematisierung*, in: *Rundfunk und Fernsehen* 47 (1999), Heft 2, S. 181–199.

12 Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auf die verbreitete Praxis des „double talk“, d.h. der Anpassung an die geforderten Normen in öffentlichen und halb-öffentlichen Kontexten, während davon anscheinend unbenommen im privaten Kreis eine „zweite“, sprachlich, normativ und kategorial ganz anders verfaßte Wahrnehmung fortexistierte. Von politologischer Seite wird daher versucht, die DDR als „Doppelkultur“ zu fassen, in der die politische und die private Sphäre scharf voneinander getrennt gewesen seien; vgl. Christiane Lemke, *Die Ursachen des Umbruchs 1989: politische Sozialisation in der ehemaligen DDR*, Opladen 1991.

13 Vgl. Meyen, *Unterhaltung*, S. 203ff.; Meyen weist mit Recht darauf hin, daß sich daraus noch keineswegs der Umkehrschluß ableiten läßt, die westlichen Rundfunkangebote hätten die östlichen in der DDR mehr oder minder verdrängt, wie dies aus (westdeutscher) Nachwende-Sicht oft behauptet worden ist.

14 In der DDR existierte nie ein direktes Verbot, andere als die eigenen Rundfunkprogramme zu empfangen, wohl aber konnte sich dies in strafrechtlichen Zusammenhängen strafverschärfend auswirken. Geahndet wurde ggf. auch die Verbreitung und Weitergabe von Informationen, die aus westlichen Quellen stammten.

15 So gibt es Hinweise darauf, daß dieses Verbot trotz der drakonischen Strafordrohung während des Nationalsozialismus massenhaft unterlaufen worden ist; vgl. Ansgar Diller, *Haben Sie Auslandssender gehört? Eine amerikanische Hörerbefragung am Ende des Zweiten Weltkriegs*, in: *Rundfunk und Geschichte* 24 (1998), H. 1, S. 54–62; vgl. zu diesem Komplex jetzt auch Michael P. Hensle, *Rundfunkverbrechen. Das Hören von „Feindsendern“ im Nationalsozialismus*, Berlin 2003, bes. S. 319–341.

gungs-, Politisierungs- und Mobilisierungsansprüche der politischen Führung verteidigt wurde.¹⁶

Für den im engeren Sinne „politischen“ Bereich, also die Versuche, über das Massenmedium die der jeweiligen Parteilinie entsprechenden Deutungsangebote zu etablieren, bedeutete dies, daß sich die Bevölkerung dem relativ leicht entziehen konnte – und dies offenbar auch massenhaft getan hat. Natürlich spielten dabei die Konkurrenzangebote aus dem Westen eine Rolle, denn sie unterminierten den Monopolanspruch der Partei auf öffentliche Deutungshoheit – die Bezüge der DDR-Medien auf westliche Berichterstattung und Vorgänge sind Legion. Zudem definierten sie in technischer, formaler und inhaltlicher Sicht vielfach Standards, denen sich die Verantwortlichen in der DDR auf Dauer nicht entziehen konnten, wenn ihre Medienangebote nicht ins völlige Abseits geraten sollten. Doch der Verlust an politischer Deutungsmacht ist ursächlich nicht auf die Westmedien zurückzuführen, sondern resultiert aus dem Bestreben, das Medium zum konsequenten Propagandisten des parteilichen Diskurses zu machen. Das Ergebnis entsprach nicht den Intentionen, die mit dieser Praxis verbunden waren, nämlich einer weitgehend linearen Übernahme dieser Deutungsangebote durch die Bevölkerung. Die Konsequenz war vielmehr, daß das Medium für die politische Verständigung der Gesellschaft fast vollständig ausfiel. So ist das Ergebnis nicht ohne Ironie: Mit der geglückten politischen Unterordnung des seinerzeit modernsten Massenmediums unter die Parteispitze ging ein weitreichender Verlust seiner Funktion als gesellschaftliche Vermittlungsinstanz einher, auf die diese Übernahme gezielt hatte.

Die monolithische Festlegung des Mediums auf die Perspektive der Partei brach sich an einer Gesellschaft, deren Heterogenität und Erfahrungshorizont – sei es im Hinblick auf die Skepsis gegenüber massenmedialer Propaganda, sei es im Hinblick auf die habitualisierten Nutzungsmuster und die Eigendynamiken des Mediums – die Verantwortlichen nicht in Rechnung stellten. Die Dominanz des repressiven, parteilichen Diskurses innerhalb der Institution Rundfunk führte dazu, daß der horizontale Kommunikationskanal, den das Radio als Vermittlungsinstanz zwischen politischem System und Gesellschaft hätte gewährleisten können und sollen, praktisch verschlossen wurde. Obwohl innerhalb des Rundfunks zunächst massenhaft Beschwerden und Kritik einliefen, die sich sowohl auf die Politik im allgemeinen bzw. konkrete Mißstände, als auch auf die Programmgestaltung des Rundfunks bezog, blieben nachhaltige Reaktionen vor dem 17. Juni aus. Der Apparat immunisierte sich, und die vereinzelt Kritiker innerhalb des Rundfunks gingen regelmäßig ein hohes persönliches Risiko ein.¹⁷

Die Hörer zogen daraus ihre eigenen Konsequenzen, wie das beredete Schweigen in den Zuschriften zu politischen Fragen seit den fünfziger Jahren illustriert. Aber damit war zumindest langfristig keineswegs der Verzicht auf die ostdeutschen Angebote oder gar eine exklusive Nutzung westlicher Sender verbunden. Eher könnte man im Sinne Michel de

16 „Der Winzereiarbeiter G. [...] will keine politischen Sendungen hören, weil er schon auf der Arbeitsstelle genügend politisch überrieselt wird“; „Der Beifahrer Klaus Johannes [...] meint, man überfüttere bei uns die Menschen mit Politik, in Rundfunk, Fernsehen, Zeitung und bei der Arbeit. [...]“. Auswertung der Hörerumfrage 1963/64 in Freyberg/Unstrut, BArch DR 6/180.

17 Vgl. dazu auch Till Kössler, Die Partei als Medium. Kommunikationspolitik und Kommunikationsverweigerung in der SED/KPD 1945–1956, in: Habbo Knoch/Daniel Morat (Hg.), Kommunikation als Beobachtung. Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880–1960, München 2003, S. 201–227.

Certeaus von einer „eigensinnigen“ Aneignung sprechen:¹⁸ Sie nutzten die nun wieder vermehrten Unterhaltungsangebote und betrachteten den Rundfunk auf eine sehr spezielle Weise als „intermediäre“ Institution, indem sie ihn nämlich um Hilfe bei der Bewältigung ihres Alltags in der Mangelgesellschaft baten. Während die Funktion des Mediums als öffentliche gesellschaftliche Vermittlungsinstanz zumindest für politische Fragen auch in den folgenden Jahren und Jahrzehnten kaum der Rede wert war, nahmen die Rundfunk-Verantwortlichen diese nicht-öffentliche und gewissermaßen sub-politische Funktion bereitwillig wahr.

Diese Befunde zeugen von dem allgemeinen Funktionsverlust, dem die Massenmedien durch ihre politische Okkupation in der DDR unterlagen. Eine dynamisierende Funktion, etwa im Sinne von Modernisierungsimpulsen, konnte daher von ihnen auch kaum ausgehen.¹⁹ Zwar wird man daraus noch keine umfassende Theorie über die politische Kommunikation im Staatssozialismus ableiten können. Immerhin scheint jedoch die These gerechtfertigt, daß die Integrationskraft der politischen Diskurse in hohem Maße abhängig von den Öffentlichkeiten war, in denen sie jeweils artikuliert wurden. Je staats- und parteinäher die jeweiligen Institutionen waren, desto stärker werden sie aus sich selbst heraus tragfähig gewesen sein, während ihre Sicherung besonders dort weitgehend artifiziell war, wo sich damit keine Karrieren und individuellen Sinnhorizonte verbanden und dementsprechend auch geringer ausgeprägte Motivationen, Sanktions- und Repressionsmöglichkeiten vorhanden waren. Der private Raum, in dem die modernen Massenmedien weitgehend angeeignet werden, war den repressiven diskursiven Praxen weitgehend entzogen. Entsprechend gering dürfte ihre Ausstrahlungskraft in diesem Rahmen geblieben sein.

Bezogen auf die Vergangenheit führte die konsequente Unterordnung des Mediums unter die Vorgaben der Partei ab 1948 im Rundfunk zur Etablierung eines Diskurses, der hochgradig von aktuellen politischen Sachzwängen bestimmt war, namentlich dem Interesse, die Deutschen zur Unterstützung für die eigene Politik einer Integration in das sowjetische Lager zu gewinnen. Der Rekurs auf die jüngste Vergangenheit war dazu jedoch nur sehr bedingt geeignet. Historische Argumente, nun das „Weltfriedenslager“ zu präferieren, erforderten allzu offensichtliche Auslassungen und Umdeutungen, wenn sie nicht gar auf eine diametrale Umkehrung der bisher gültigen Interpretationen und Wertungen hinausliefen. Es ist im nachhinein nicht leicht zu entscheiden, ob die Versuche, nun das sowjetische Master-Narrativ von der siegreichen, unverwundbaren sozialistischen Nation in der DDR zu installieren, in erster Linie als Ausdruck devoter Unterordnung unter die sowjetischen Garanten der kommunistischen Herrschaft in Deutschland zu betrachten ist, oder ob sich damit tatsächlich ein utopischer Glaube an die Revolutionierbarkeit etablierter Diskurse verband.

18 Vgl. Michel de Certeau, *Kunst des Handelns*, Berlin 1988.

19 Bereits 1993 hat Wolfgang Mühl-Benninghaus im Rahmen einer Debatte über die vergleichsweise geringe Resonanz der öffentlich-rechtlichen Rundfunkprogramme in den neuen Bundesländern darauf hingewiesen, daß „in allen modernen Diktaturen – und so war es auch in der DDR – die Selbstverständigungsprozesse der Menschen über ihre Gesellschaft nicht im Rahmen der öffentlichen Kommunikation“ stattgefunden hätten, sondern auf die face-to-face-Kommunikation beschränkt gewesen seien; er sah darin eine historische Voraussetzung für die stärkere Zuwendung zu den Programmangeboten der privat-rechtlichen Anbieter, deren Angebote stärker dem in Ostdeutschland habitualisierten Nutzungsmuster der elektronischen Massenmedien als reine Unterhaltungsmedien entsprächen; vgl. Wolfgang Mühl-Benninghaus, *Verlustempfinden. Warum ARD/ ZDF im Osten nicht ankommen: Versuch einer Antwort*, in: *Funk-Korrespondenz* Nr. 4 v. 29. Januar 1993, S. 1–9.

Jedenfalls fällt auf, daß der Akzeptanzverlust, der sich im Zuge des Umbaus des Rundfunks zu einem Instrument der sozialistischen Umgestaltung ergab, notorisch mit noch zu gering ausgeprägter „Parteilichkeit“ und zugleich mit fehlender „Massenverbundenheit“ der Rundfunkmitarbeiter erklärt wurde. Beides entsprach ohne Zweifel den ideologischen Axiomen von der Avantgarderolle der Partei einerseits und derjenigen des Proletariats andererseits. Daß zwischen beidem – und damit zwischen Parteispitze und Bevölkerung – ein realer Bruch existieren könnte, der nicht nur vorübergehenden Charakter trug und den vermeintlich „rückständigen“ Vermittlern zugeschrieben werden konnte, kam den Verantwortlichen im Politbüro und anderswo offenkundig nie in den Sinn.

4. Die DDR: Eine Diktatur in der Moderne

Damit rückt jener demiurgische Zug der frühen DDR in den Blick, der aus heutiger Sicht in besonderem Maße befremdet. Der Glaube an eine ontologische Rationalität und säkulare Wahrheit, der mit dem Glauben an eine nahezu allumfassende Plan- und Gestaltbarkeit menschlichen Zusammenlebens sowie anhaltendem, linearem Fortschritt einherging, umfaßte auch die Vorstellung strategisch implementierbarer Diskurse und Deutungen, die sich weitenteils antagonistisch zu den überkommenen Wirklichkeitsordnungen und Erfahrungshorizonten verhielten. Vorstellungen gesellschaftlicher Heterogenität hatten darin ebensowenig einen Platz wie eine Sensibilität für die Stabilität traditioneller Diskurse. Prinzipiell besaßen auch Vergangenheit und Tradition keinen eigentlichen Wert aus sich selbst heraus, sondern hatten sich stets ganz den Imperativen der jeweils gültigen politischen Agenda unterzuordnen.

Dieses technokratisch-reduzierte Moderne-Verständnis, das die kommunistische Bewegung insgesamt auszeichnete, trug in sich immer einen antimodernen Kern, insofern es gegen Heterogenität, Pluralität und Diversifizierung gerichtet war, mit radikalen Komplexitätsreduktionen operierte und auf ein homogenes Gemeinschaftsideal, ein „Diktat des Konsenses“ (Martin Sabrow) ausgerichtet war. Daneben wies er erkennbar autistische Züge auf, die einerseits aus dem absoluten Wahrheitsanspruch resultierten, andererseits aber auch aus der Minderheitenposition, in der sich die Kommunisten historisch allzuoft befunden hatten.

Offenkundig gab es ein auffälliges Defizit an gesellschaftlicher Kommunikationsbereitschaft oder -fähigkeit. Dies führte zu einer Scheindominanz der politisch dominierten Kommunikation, die auch die Massenmedien beherrschen konnte, dann aber an gesellschaftlicher Relevanz einbüßte. Der hohe Aufwand, der zur Sicherung der jeweiligen Deutungsmuster betrieben werden mußte, z.B. durch verbindliche Sprachregelungen etc., resultierte aus ihrem artifiziellen Charakter. Daneben gab es so etwas wie „insulare“, zeitlich, räumlich oder sozial eng umgrenzte Bereiche, in denen der parteiliche Diskurs sich selbst trug. Bezogen auf das antifaschistische Master-Narrativ markiert die Aufstiegsgeneration der DDR mit ihrer spezifischen Bindung an das System einen solchen Bereich. Eine Zeitlang ließ sich die sozialistische Herrschaft so aufrechterhalten, aber auf Dauer tragen konnten derartige Arrangements nicht. Gesamtgesellschaftlich betrachtet handelte es sich um

einen „Schein-Konsens“, der die gesellschaftlichen Widersprüche und Spannungslinien nur oberflächlich überdecken konnte.²⁰

Die DDR ist in Anspielung auf ihre Herrschafts- und Administrationstechniken, nicht zuletzt auch wegen ihrer Kontrolle und propagandistischen Funktionalisierung der modernen Massenmedien, als „moderne Diktatur“ bezeichnet worden.²¹ Doch gerade ihr Umgang mit massenmedialer Kommunikation und Geschichte zeigt, daß sie stets nur einen bestimmten, statischen Moderne-Begriff repräsentiert hat, der historisch tief im 19. Jahrhundert wurzelt und damit deutlich ältere Wurzeln hat als sie selbst. Die Entwicklung der Moderne zu immer mehr Komplexität, Heterogenität und Diversifizierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts blieb ihr fremd, und erst recht gilt dies für den damit verbundenen Trends zur Individualisierung und zur „reflexiven Moderne“, also zur Selbsthistorisierung und zum Verlust an Gewißheit.²² Gerade die Eigendynamiken massenmedialer Kommunikation dürften in den westlichen Gesellschaften einen nicht unmaßgeblichen Anteil an diesen Entwicklungen gehabt haben.

Demgegenüber insistierte die SED-Führung, zumindest bezogen auf den politisch-ideologischen Kernbereich, auf ihrer Deutungshoheit und die überkommenen Doktrinen. Das ließ das Regime – gerade auch in der Medien- und Geschichtspolitik – zunehmend anachronistisch erscheinen: Die Ambivalenzen und Eigendynamiken moderner Gesellschaften sprengten den programmatischen, ideologisch determinierten Rahmen des realsozialistischen Projekts, und spätestens in den achtziger Jahren war dies kaum noch zu übersehen. So hat der Wandel der Moderne die DDR überholt, und in der Unfähigkeit, auf diese Veränderungen flexibel zu reagieren, liegt wohl ein wesentlicher Grund für den Untergang des Regimes. Vielleicht sollte man daher statt von einer „modernen Diktatur“ lieber von einer „Diktatur *in* der Moderne“ sprechen.

20 Vgl. dazu Detlef Pollack, Die konstitutive Widersprüchlichkeit der DDR. Oder: War die DDR-Gesellschaft homogen?, in: GG 24 (1997), S. 110–131.

21 Jürgen Kocka, The GDR : A Special Kind of Modern Dictatorship, in: Konrad H. Jarausch (Ed.), Dictatorship as Experience. Toward a Socio-Cultural History of the GDR, New York/Oxford 1999, S. 17–26.

22 Vgl. zu dieser Entwicklung der europäischen Moderne Thomas Mergel, Geht es weiterhin voran? Die Modernisierungstheorie auf dem Weg zu einer Theorie der Moderne, in: ders./Thomas Welskopp (Hg.), Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997, S. 203–232, hier S. 225ff.

Anhang

Quellen

Deutsches Rundfunkarchiv (DRA), Potsdam-Babelsberg

Historisches Archiv

- Bestand Schriftgut 1945–1952
 - Büro des Intendanten: Geschäfts- und Planungsunterlagen, Tagungsprotokolle, ZK-Materialien (F 201–00–00)
 - Büro des Intendanten: Tagungsprotokolle, Schriftwechsel (F 210–00–00)
 - Büro des Intendanten: VS-Stelle (F 210–02–00)
 - Büro des Intendanten: Hörerpost, Hörerforschung (H 201–00–04)
 - Büro des Vorsitzenden des Staatlichen Rundfunkkomitees (StRK) (F 094–00–00)
- Bestand Sendemanuskripte 1945–1964 (B 202)
- Bestand Erinnerungen Lektorat Rundfunkgeschichte
- Nachlässe
 - NL 4 (Rudolf Mießner)
 - NL 6 (Bruno Goldhammer)
 - NL 13 (Erich Richter)
 - NL 14 (Susanne Drechsler)
 - NL 19 (Herbert Gessner)
- Programmzeitschrift „Der Rundfunk“ (ab 1953: „Unser Rundfunk“)

Schallarchiv

- Bestand Transkripte von Tonaufzeichnungen 1945–1971 (DOK)
- Bestand Tonaufzeichnungen 1945–1971 (ANR 300)

Bundesarchiv (BArch), Berlin-Lichterfelde

- Bestand Staatliches Rundfunkkomitee (DR 6)

Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv Berlin (SAPMO-BArch), Berlin-Lichterfelde

- Bestand Beschlußprotokolle der Sitzungen des Politbüros (DY 30/J IV/2/2)
- Bestand Beschlußprotokolle des Sekretariats des ZK der SED (DY 30/J IV 2/3)
- Bestand Konferenzen und Beratungen des Parteivorstandes der SED (DY 30/IV 2/1.01)
- Bestand ZK-Abteilung für Agitation (DY 30/ IV A2/9.02)
- Bestand Erinnerungsberichte (SgY 30)
- Nachlaß Walter Ulbricht (NY 4182)

Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik

- Bestand Allgemeine Personenablage (MfS AP)
- Bestand Büro der Leitung (MfS BdL)
- Bestand Juristische Hochschule des MfS (MfS JHS)
- Bestand Hauptabteilung XX (MfS HA XX)

Hans-Bredow-Institut für Medienforschung, Hamburg

- Bestand Eigenpublikationen des Rundfunks der DDR

Literatur

- Adolf-Grimme-Institut (Hg.), *Unsere Medien – Unsere Republik 2. Deutsche Selbst- und Fremdbilder in den Medien von BRD und DDR*, 10 Hefte, Marl 1994.
- Agethen, Manfred/Eckhard Jesse/Ehrhart Neubert (Hg.), *Der missbrauchte Antifaschismus. DDR-Staatsdoktrin und Lebenslüge der deutschen Linken*, Freiburg u.a. 2002.
- Andersch, Alfred, Versuch über das Feature, in: *Rundfunk und Fernsehen*, 1 (1953), Heft 1, S. 94–97.
- Anderson, Benedict, *Die Erfindung der Nation, Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts*, Frankfurt a. M. 1988.
- Antifaschismus und Rechtsradikalismus in der DDR. Protokoll der 30. Sitzung der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“*, Bd. III/1, Frankfurt a. M./Baden-Baden 1995, S. 95–201.
- ARD/ZDF (Hg.), *Was Sie über Rundfunk wissen sollten. Materialien zum Verständnis eines Mediums*, Berlin 1997.
- Arendt, Hannah, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, München/Zürich ⁸2001.
- Arnold, Klaus, *Die Bundesrepublik als Nazi-Diktatur. Der Deutschlandsender und die DDR-Westpropaganda im Kalten Krieg*. Diss., München 2000.
- Arnold, Klaus, *Kalter Krieg im Äther. Der Deutschlandsender und die Westpropaganda der DDR*, Münster u.a. 2002 (Kommunikationsgeschichte, 16).
- Arnold, Klaus, Propaganda als ideologische Kommunikation, in: *Publizistik*, 48 (2003), Heft 1, S. 63–82.
- Arnold, Klaus, Rückkehr nach Sibirien oder die Macht. Das Schicksal des KPD-Funktionärs, SPD-Politikers und Journalisten Leo Bauer, in: Behmer, *Publizistik im Exil*, S. 331–353.
- Arnold, Sabine R./Christian Fuhrmeister/Dietmar Schiller (Hg.), *Politische Inszenierung. Zur Sinnlichkeit der Macht*, Wien 1998.
- Assmann, Aleida/Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit. Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999.
- Assmann, Jan, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1997.
- Assmann, Jan, *Erinnern, um dazuzugehören. Kulturelles Gedächtnis, Zugehörigkeitsstruktur und normative Vergangenheit*, in: Platt/Dabag, *Generation und Gedächtnis*, S. 51–75.
- Assmann, Jan/Aleida Assmann, *Funktionsgedächtnis und Speichergedächtnis – Zwei Modi der Erinnerung*, in: Platt/Dabag, *Generation und Gedächtnis*, S. 169–183.
- Auerbach, Hellmuth, *Opfer nationalsozialistischer Gewaltherrschaft und des Zweiten Weltkriegs*, in: Benz, *Legenden, Lügen, Vorurteile*, S. 161–163.
- Auerbach, Hellmuth, *Seife aus Judenfett*, in: Benz, *Legenden, Lügen, Vorurteile*, S. 185f.
- Autorenkollektiv Studioteknik, *Der Neubeginn der Rundfunktechnik 1945*, in: *Beiträge zur Geschichte des Rundfunks* 9 (1975), Heft 1, S. 41ff.
- Badstübner, Rolf/Winfried Loth (Hg.), *Wilhelm Pieck – Aufzeichnungen zur Deutschlandpolitik 1945–1953*, Berlin 1994.
- Baerns, Barbara, *Deutsch-deutsche Gedächtnislücken: Zur Medienforschung über die Besatzungszeit*, in: Geserick/Kutsch, *Publizistik*, S. 61–114.

- Bähr, Johannes/Dietmar Petzina (Hg.), *Innovationsverhalten und Entscheidungsstrukturen. Vergleichende Studien zur wirtschaftlichen Entwicklung im geteilten Deutschland 1945–1990*, Berlin 1996 (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 48).
- Barck, Simone, *Widerstands-Geschichten und Helden-Berichte, Momentaufnahmen antifaschistischer Diskurse in den fünfziger Jahren*, in: Sabrow, *Geschichte als Herrschaftsdiskurs*, S. 119–173.
- Barck, Simone/Christoph Classen/Thomas Heimann, *The Fettered Media: Controlling Public Debate*, in: Jarausch, *Dictatorship*, S. 213–239.
- Barck, Simone/Martina Langermann/Jörg Requate, *Kommunikative Strukturen, Medien und Öffentlichkeiten in der DDR. Dimensionen und Ambivalenzen*, in: *Berliner Debatte – Initial*, 4/5 1995, S. 25–38.
- Barck, Simone/Martina Langermann/Siegfried Lokatis (Hg.), *Zwischen „Mosaik“ und „Einheit“*. Zeitschriften in der DDR, Berlin 1999.
- Barnouw, David, *Anne Frank, Vom Mädchen zum Mythos*, München 1999.
- Barth, Bernd-Rainer (Hg.), *Wer war Wer in der DDR? Ein biographisches Handbuch*, Frankfurt a. M. 1995.
- Barthes, Roland, *Mythen des Alltags*, Frankfurt a. M. 1964.
- Bartlitz, Christine, *Der Nürnberger Prozeß in Reportagen und Kommentaren des Berliner Rundfunks 1945/46*, in: Heukenkamp, *Schuld und Sühne?*, Bd. 2, S. 555–566.
- Bathrick, David, *The Powers of Speech. The Politics of Culture in the GDR*, Lincoln/London 1995.
- Bauerkämper, Arnd/Martin Sabrow/Bernd Stöver (Hg.), *Doppelte Zeitgeschichte. Deutsch-deutsche Beziehungen 1945–1990*, Bonn 1998.
- Bausch, Hans, *Rundfunkpolitik nach 1945, Erster Teil: 1945–1962*, München 1980 (Rundfunk in Deutschland, 3).
- Bayerlein, Bernhard H., *Einheitsfront- und Volksfrontmythos als Ursprungslegenden des Antifaschismus*, in: Keller, *Antifaschismus*, S. 103–122.
- Bayerlein, Bernhard H./Wladislaw Hedeler (Hg.), *Georgi Dimitroff. Kommentare und Materialien zu den Tagebüchern 1933–1943*, Berlin 2000.
- Becker, Wolfgang/Norbert Schöll, *In jenen Tagen ... Wie der deutsche Nachkriegsfilm die Vergangenheit bewältigte*, Opladen 1995.
- Behmer, Markus (Hg.), *Deutsche Publizistik im Exil 1933 bis 1945. Personen – Positionen – Perspektiven*. Festschrift für Ursula E. Koch, Münster u.a. 2000.
- Behrenbeck, Sabine, *Gefallenengedenken in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“*, in: Arnold u.a., *Politische Inszenierung*, S. 35–55.
- Behrends, Jan C./Thomas Lindenberger/Patrice G. Poutrus (Hg.), *Fremde und Fremd-Sein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland*, Berlin 2003.
- Benjamin, Walter, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, in: Pias u.a., *Kursbuch Medienkultur*, S. 18–36.
- Benser, Günter, *Möglichkeiten und Grenzen einer antifaschistisch-demokratischen Erneuerung in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg*, in: Keller/Modrow/Wolf, *Ansichten*, Bd. 4, S. 137–152.

- Benz, Wolfgang (Hg.), *Legenden, Lügen, Vorurteile. Ein Wörterbuch zur Zeitgeschichte*, München⁵ 1994.
- Benz, Wolfgang, *Bilder von Juden. Studien zum alltäglichen Antisemitismus*, München 2001.
- Benz, Wolfgang, *Judenvernichtung: Die Zahl der Opfer*, in: ders., *Legenden, Lügen, Vorurteile*, S. 107–112.
- Benz, Wolfgang/Barbara Distel (Hg.), *Verfolgung als Gruppenschicksal*, Brüssel 1998 (Dachauer Hefte, 14).
- Benz, Wolfgang/Walter H. Pehle (Hg.), *Lexikon des deutschen Widerstandes*, Frankfurt a. M. 1994.
- Bergem, Wolfgang (Hg.), *Die NS-Diktatur im deutschen Erinnerungsdiskurs*, Opladen 2003.
- Berger, Peter L./Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a. M. 1980.
- Berghaus, Margot, *Wie Massenmedien wirken. Ein Modell zur Systematisierung*, in: *Rundfunk und Fernsehen* 47 (1999), Heft 2, S. 181–199.
- Berghoff, Hartmut, *Zwischen Verdrängung und Aufarbeitung. Die bundesdeutsche Gesellschaft und ihre nationalsozialistische Vergangenheit in den Fünfziger Jahren*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 49 (1998), Heft 2, S. 96–114.
- Bergmann, Theodor/Mario Keßler (Hg.), *Aufstieg und Zerfall der Komintern. Studien zur Geschichte ihrer Transformation (1919–1943)*, Mainz 1992.
- Bergmann, Werner (Hg.), *Schwieriges Erbe. Der Umgang mit Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik*, Frankfurt a. M. 1995.
- Bergmann, Werner, *Antisemitismus als Thema öffentlicher Konflikte in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*, in: Kiesel/Siegele-Wenschkewitz, *Aufklärung*, S. 53–80.
- Bergmann, Werner, *Antisemitismus in öffentlichen Konflikten. Kollektives Lernen in der politischen Kultur der Bundesrepublik 1949–1989*, Frankfurt a. M./New York 1997.
- Berg-Schlosser, Dirk/Jakob Schissler (Hg.), *Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung*, Opladen 1987.
- Bergsdorf, Wolfgang, *Politik und Sprache*, München/Wien 1978.
- Bergsdorf, Wolfgang, *Wiederherstellung der Gleichschaltung – Massenkommunikation in der DDR*, in: ders., *Die vierte Gewalt*, Mainz 1980, S. 114–132.
- Bernhardt, Hans-Michael, *Voraussetzungen, Struktur und Funktion von Feindbildern*, in: *Jahr/Mai/Roller, Feindbilder*, S. 9–24.
- Beutelschmidt, Thomas, *Sozialistische Audiovision. Zur Geschichte der Medienkultur in der DDR*, Potsdam 1995 (Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, 3).
- Bizeul, Yves (Hg.), *Politische Mythen und Rituale in Deutschland, Frankreich und Polen*, Berlin 2000.
- Bizeul, Yves, *Theorien der politischen Mythen und Rituale*, in: ders., *Politische Mythen*, S. 15–39.
- Blaum, Verena, *„Dämme gegen die rote Flut“. Autobiographische Notizen zur deutsch-deutschen Forschungsgeschichte*, in: *medium* 1/91, S. 70–73.
- Blaum, Verena, *Ideologie und Fachkompetenz. Das journalistische Berufsbild in der DDR*, Köln 1985.

- Blaum, Verena/Werner Löcher, Öffentlichkeit, in: Langenbucher/Rytlewski/Weyergraf, Kulturpolitisches Wörterbuch, S. 542–546.
- Blumenberg, Hans, Arbeit am Mythos, Frankfurt a. M. 1984.
- Bolik, Sibylle, Das Hörspiel der DDR. Themen und Tendenzen, Frankfurt a. M. 1994.
- Bonwetsch, Bernd/Gennadij Bordjugov/Norman M. Naimark (Hg.), Sowjetische Politik in der SBZ 1945–1949. Dokumente zur Tätigkeit der Propagandaverwaltung (Informationsverwaltung) der SMAD unter Sergej Tjulpanov, Bonn 1998.
- Bos, Ellen, Leserbriefe in Tageszeitungen der DDR. Zur „Massenverbundenheit“ der Presse 1949–1989, Opladen 1993.
- Bourdieu, Pierre, Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt a. M. 1970.
- Bower, Tom, „Alle deutschen Industriellen saßen auf der Anklagebank“. Die Nürnberger Nachfolgeprozesse gegen Krupp, Flick und die IG Farben, in: Eisfeld/Müller, Gegen Barbarei, S. 239–256.
- Boyle, Maryellen/Alfred Eichhorn, Interview mit Hans Mahle. Auszüge aus einem Tonband-Protokoll, in: Spielhagen, So durften wir glauben, S. 29–54.
- Bramke, Werner, Antifaschistische Tradition und aktueller Antifaschismus, in: Kinner/Richter, Rechtsextremismus und Antifaschismus, S. 8–13.
- Breuer, Stefan, Bürokratie und Charisma. Zur politischen Soziologie Max Webers, Darmstadt 1994.
- Brieler, Ulrich, Foucaults Geschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 1 (1998), S. 248–282.
- Brunner, Otto/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.), Geschichtliche Grundbegriffe Bd. V, Stuttgart ⁴1992.
- Brunner, Reinhard, Praxis und Diskurs, in: Nennen, Diskurs, S. 141–159.
- Bublitz, Hannelore (Hg.), Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt a. M./New York 1999.
- Bublitz, Hannelore, Foucaults Archäologie des kulturellen Unbewußten. Zum Wissensarchiv und Wissensbegehren moderner Gesellschaften, Frankfurt a. M./New York 1999.
- Bundesministerium des Innern (Hg.), Bedeutung und Funktion des Antifaschismus, Bonn ²1994.
- Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen (Hg.), DDR-Handbuch, Köln ³1985.
- Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), Die Bundesrepublik Deutschland im Spiegel der DDR-Medien, Bonn 1996. (Schriftenreihe Medienberatung, Heft 3).
- Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), Nationalsozialismus und Judenverfolgung in DDR-Medien, Bonn 1996 (Schriftenreihe Medienberatung, Heft 4).
- Bünger, Reinhart, Politisch unzuverlässige Handlungsweise. Wie in der Anfangszeit des Hörfunks der DDR Meinungsforschung unterdrückt wurde, in: Der Tagesspiegel vom 28.4.1997.
- Burgauer, Erica, Zwischen Erinnerung und Verdrängung – Juden in Deutschland nach 1945, Reinbek 1993.
- Bürger, Ulrich (Psd., i.e.: Ulrich Ginolas), Das sagen wir natürlich so nicht! Donnerstags-Argus bei Herrn Geggel, Berlin 1990.
- Büro für Theaterfragen (Hg.), Theater – Film – Funk in der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1951.

- Büttner, Ursula (Hg.), *Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich*, Hamburg 1992 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, 29).
- Cassirer, Ernst, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil. Das mythische Denken*, Darmstadt 1994.
- Certeau, Michel de, *Kunst des Handelns*, Berlin 1988.
- Chartier, Roger, *Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung*, Frankfurt a. M. 1989.
- Chartier, Roger, *Kulturgeschichte zwischen Repräsentationen und Praktiken*, in: ders., *unvollendete Vergangenheit*, S. 7–23.
- Ciesla, Burghard/Michael Lemke/Thomas Lindenberger, *Sterben für Berlin? Die Berliner Krisen 1948:1958*, Berlin 2000.
- Classen, Christoph, *Bilder der Vergangenheit. Die Zeit des Nationalsozialismus im Fernsehen der Bundesrepublik Deutschland 1955–1965*, Köln/Weimar/Wien 1999.
- Classen, Christoph, *Fremdheit gegenüber der eigenen Geschichte. Zum öffentlichen Umgang mit dem Nationalsozialismus in beiden deutschen Staaten*, in: Behrends/Lindenberger/Poutrus, *Fremde und Fremd-Sein*, S. 101–126.
- Classen, Christoph, „Guten Abend und Auf Wiederhören“. *Faschismus und Antifaschismus in Hörfunkkommentaren der frühen DDR*, in: Sabrow, *Verwaltete Vergangenheit*, S. 237–255.
- Classen, Christoph, *Ungeliebte Unterhaltung. Zum Unterhaltungs-Diskurs im geteilten Deutschland 1945–1970*, in: Ruchatz, *Mediendiskurse deutsch-deutsch*, Potsdam 2004 (i.E.).
- Classen, Christoph, *Vom Anfang im Ende: „Befreiung“ im Rundfunk*, in: Sabrow, *Geschichte als Herrschaftsdiskurs*, S. 87–118.
- Classen, Christoph, *Zum öffentlichen Umgang mit der NS-Vergangenheit in der DDR. Das Beispiel des Radios*, in: Schildt/Siegfried/Lammers, *Dynamische Zeiten*, S. 166–196.
- Conley, Patrick, *Das Kaninchen und die Schlange. Der Blick auf „den Westen“ im DDR-Feature*, in: *Deutschland Archiv*, 34 (2001), Heft 6, S. 998–1007.
- Conrad, Sebastian, *Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan 1945–1960*, Göttingen 1999.
- Cornelißen, Christoph, *Der wiedererstandene Historismus. Nationalgeschichte in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre*, in: Jaraus/Sabrow, *Meistererzählung*, S. 78–108.
- Courtois, Stéphane (Hg.), *Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückung, Verbrechen und Terror*, München/Zürich 1998.
- Courtois, Stéphane, *Terror gegen die Massen. Stalin und der Gulag-Staat*, in: *Der Spiegel*, Heft 30/1999, S. 115–123.
- Daniel, Ute, *Die Politik der Propaganda, Zur Praxis gouvernementaler Selbstrepräsentationen vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik*, in: dies./Siemann, *Propaganda*, S. 44–82.
- Daniel, Ute/Wolfgang Siemann, *Historische Dimension der Propaganda*, in: dies., *Propaganda*, S. 7–20.
- Daniel, Ute/Wolfgang Siemann (Hg.), *Propaganda. Meinungskampf, Verführung und politische Sinnstiftung 1789–1989*, Frankfurt a. M. 1994.

- Danyel, Jürgen, Die beiden deutschen Staaten und ihre nationalsozialistische Vergangenheit. Elitenwechsel und Vergangenheitspolitik, in: Kleßmann/Misselwitz/Wichert, S. 128–138.
- Danyel, Jürgen (Hg.), Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten, Berlin 1995 (Zeithistorische Studien, 4).
- Danyel, Jürgen, Die geteilte Vergangenheit. Gesellschaftspolitische Ausgangslagen und politische Dispositionen für den Umgang mit dem Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten nach 1949, in: Kocka, Historische DDR-Forschung, S. 129–147.
- Danyel, Jürgen, Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens? Zum Umgang mit der Widerstandstradition und der Schuldfrage in der DDR, in: ders., Die geteilte Vergangenheit, S. 31–46.
- Danyel, Jürgen, Die unbescholtene Macht. Zum antifaschistischen Selbstverständnis der ostdeutschen Eliten, in: Hübner, Eliten, S. 67–85.
- Danyel, Jürgen, Politische Rituale als Sowjetimporte, in: Jarauschk/Siegrist, Amerikanisierung und Sowjetisierung, S. 67–86.
- Danyel, Jürgen, Spätfolgen? Der ostdeutsche Rechtsextremismus als Hypothek der DDR-Vergangenheitspolitik und Erinnerungskultur, in: Behrends/Lindenberger/Poutrus, Fremde und Fremd-Sein, S. 23–40.
- Danyel, Jürgen, Unwirtliche Gegenden und abgelegene Orte. Der Nationalsozialismus und die deutsche Teilung als Herausforderungen einer Geschichte der deutschen „Erinnerungsorte“, in: Geschichte und Gesellschaft 24 (1998), S. 463–475.
- Danyel, Jürgen/Olaf Groehler/Mario Keßler, Antifaschismus und Verdrängung. Zum Umgang mit der NS-Vergangenheit in der DDR, in: Kocka/Sabrow, DDR als Geschichte, S. 148–152.
- Der neue Kurs im Sowjetzonen-Rundfunk, in: Rufer und Hörer 8 (1953), S. 163–170.
- Deutscher Bundestag (Hg.), Materialien der Enquete-Kommission. Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland, Frankfurt a. M./Baden-Baden 1995.
- Deutsches Rundfunkarchiv (Hg.), „Hier spricht Berlin ...“. Der Neubeginn des Rundfunks in Berlin 1945, Potsdam 1995.
- Deutsches Rundfunkarchiv (Hg.), Das Schriftgut des DDR-Hörfunks: eine Bestandsübersicht. Bearbeitet von Ingrid Pietrzynski unter Mitarbeit von Alexander Greguletz, Potsdam 2002.
- Deutsches Rundfunkarchiv (Hg.), Hörspiel 1945–1949. Eine Dokumentation, Zusammenge stellt und bearbeitet von Bernd Löw unter Mitwirkung von Susanne Höschel, Anne Schmidt und Hans-Ulrich Wagner, Potsdam 1997 (Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, 12).
- Deutsches Rundfunkarchiv (Hg.), Inventar der Manuskriptbestände des Berliner Rundfunks (1945–1950). Zusammenge stellt und bearbeitet von Alexander Greguletz, Potsdam 1999 (Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, 24).
- Deutsches Rundfunkarchiv (Hg.), Tondokumente zu Buch und Literatur 1945–1949. Ein Verzeichnis, bearb. v. Jutta Weismüller, Frankfurt a. M./Berlin 1994 (Bild- und Tonträger-Verzeichnisse, 26).

- Diesener, Gerald/Rainer Gries, Nachkriegsgeschichte als Kommunikationsgeschichte. Deutsch-deutsche Projekte zu Produktwerbung und Politikpropaganda, in: *Deutschland Archiv* 26 (1993) Heft 1, S. 21–30.
- Diesener, Gerald/Rainer Gries (Hg.), *Propaganda in Deutschland. Zur Geschichte der politischen Massenbeeinflussung im 20. Jahrhundert*, Darmstadt 1996.
- Diller, Ansgar, Der nationale Hörfunk, in: Schwarzkopf, *Rundfunkpolitik*, S. 978–1007.
- Diller, Ansgar, Der Rundfunk als Herrschaftsinstrument in der DDR, in: *Deutscher Bundestag, Enquete-Kommission*, S. 1214–1242.
- Diller, Ansgar, Haben Sie Auslandssender gehört? Eine amerikanische Hörerbefragung am Ende des Zweiten Weltkriegs, in: *Rundfunk und Geschichte* 24 (1998), Heft 1, S. 54–62.
- Diller, Ansgar, Massenkommunikationsmittel im Klassenkampf. Der Staatssicherheitsdienst der DDR und die Medien, in: *Rundfunk und Geschichte* 20 (1994), 2/3, S. 107–120.
- Diller, Ansgar, *Rundfunkpolitik im Dritten Reich*, München 1980 (*Rundfunk in Deutschland*, 2).
- Diller, Ansgar/Ingrid Pietrzynski, SED und Rundfunk. Quelleninventar zu den Protokollen der Parteiführungsgremien (1946–1989), in: *Rundfunk und Geschichte* 22 (1996), 1, S. 30–42.
- Diller, Ansgar/Wolfgang Mühl-Benninghaus (Hg.), *Berichterstattung über den Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher 1945/46. Edition und Dokumentation ausgewählter Rundfunkquellen*, Potsdam 1998 (*Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs*, 5).
- Diner, Dan, *Verkehrte Welten. Antiamerikanismus in Deutschland. Ein historischer Essay*, Frankfurt a. M. 1993.
- Diner, Dan, Zur Ideologie des Antifaschismus, in: Moltmann u.a., *Erinnerung*, S. 21–29.
- Dipper, Christoph/Rainer Hudemann/Jens Petersen, *Faschismus und Faschismen im Vergleich. Wolfgang Schieder zum 60. Geburtstag*, Köln 1998.
- Dipper, Christoph/Rainer Hudemann/Jens Petersen, Vergleichende Faschismusforschung – Schwerpunkte, Tendenzen, Hypothesen, in: dies., *Faschismus und Faschismen*, S. 9–21.
- Donsbach, Wolfgang, Inhalte, Nutzung und Wirkung politischer Kommunikation, in: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft* 22 (1993), Heft 4, S. 389–407.
- Dörner, Andreas, *Medienkultur und politische Öffentlichkeit. Perspektiven und Probleme der Cultural Studies aus politikwissenschaftlicher Sicht*, in: Hepp/Winter, *Kultur – Medien – Macht*, S. 319–335.
- Dörner, Andreas, *Politischer Mythos und symbolische Politik. Der Hermannmythos: zur Entstehung des Nationalbewußtseins der Deutschen*, Reinbek 1996.
- Dovifat, Emil, *Der NWDR in Berlin 1946 bis 1954*, Berlin 1970 (Buchreihe des SFB, 10).
- Duchrow, Alfred, Das erste Jahr in Freiheit, in: *Lektorat Rundfunkgeschichte, Erinnerungen sozialistischer Rundfunkpioniere*, Bd. 1, S. 32–41.
- Dussel, Konrad, Der DDR-Rundfunk und seine Hörer. Ansätze zur Rezeptionsforschung in Ostdeutschland (1945–1965), in: *Rundfunk und Geschichte* 24 (1998), Heft 2/3, S. 122–136.
- Dussel, Konrad, Die Sowjetisierung des DDR-Rundfunks in den fünfziger Jahren. Die Organisation des Staatlichen Rundfunkkomitees und seine Leitungstätigkeit, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 45 (1997), Heft 11, S. 992–1016.

- Dussel, Konrad, *Deutsche Rundfunkgeschichte. Eine Einführung*, Konstanz 1999.
- Dussel, Konrad, *Hörfunk in Deutschland. Politik, Programm, Publikum (1923–1960)*, Potsdam 2002. (Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, 33).
- Dussel, Konrad, *Unterhaltung im Sozialismus. Hörfunkprogramme in der DDR der fünfziger Jahre*, in: *Deutschland Archiv* 31 (1998), Heft 3, S. 404–418.
- Edelman, Murray, *Politik als Ritual. Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns*, Frankfurt a. M./New York 1990.
- Eisfeld, Rainer, *Von Raumfahrtpionieren und Menschenschindern. Ein verdrängtes Kapitel der Technikentwicklung im Dritten Reich*, in: *ders./Müller, Gegen Barbarei*, S. 206–238.
- Eisfeld, Rainer/Ingo Müller (Hg.), *Gegen Barbarei. Essays – Robert M. W. Kempner zu Ehren*, Frankfurt a. M. 1989.
- Eisler, Gerhart, *Auf der Hauptstraße der Weltgeschichte. Artikel, Reden, Kommentare. 1956 – 1968*, Berlin 1981.
- Elias, Norbert, *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1992.
- Elm, Ludwig/Dietmar Keller/Reinhard Mocek (Hg.), *Ansichten zur Geschichte der DDR*, Bd. 11, Bonn/Berlin 1998.
- Erlinghagen, Robert, *Die Diskussion um den Begriff des Antifaschismus seit 1989/90*, Berlin/Hamburg 1997 (Edition Philosophie und Sozialwissenschaften 43).
- Estermann, Monika/Edgar Lersch (Hg.), *Buch, Buchhandel und Rundfunk 1945–1949*, Wiesbaden 1997 (Mediengeschichtliche Veröffentlichungen, 1).
- Faulenbach, Bernd/Annette Leo/Klaus Weberskirch (Hg.), *Zweierlei Geschichte. Lebensgeschichte und Geschichtsbewußtsein von Arbeitnehmern in West- und Ostdeutschland*, Essen 2000.
- Faulenbach, Bernd/Markus Meckel/Hermann Weber (Hg.), *Die Partei hatte immer recht – Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur*, Essen 1994.
- Finker, Kurt, *Faschismus, Antifaschismus und „verordneter Antifaschismus“*, in: *Elm/Keller/Mocek, Ansichten*, Bd. 11, S. 142–200.
- Finker, Kurt, *KPD und Faschismus 1929–1934*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 41 (1993), Heft 5, S. 389–398.
- Finker, Kurt, *Zwischen Integration und Legitimation. Der antifaschistische Widerstandskampf in Geschichtsbild und Geschichtsschreibung der DDR*, Leipzig 1999.
- Firsow, Friedrich, *Stalin und die Komintern*, in: *Bergmann/Keßler, Aufstieg und Zerfall der Komintern*, S. 37–84.
- Fischer, Jörg-Uwe, *„Die Heimat ruft“. Die Heimkehr deutscher Kriegsgefangener aus der Sowjetunion im Programm des Berliner Rundfunks (1945–1950)*, in: *Rundfunk und Geschichte* 23 (1997), Nr. 2/3, S. 127–133.
- Fischer, Jörg-Uwe, *„Man soll nicht vergessen“ – Stalingrad – Deutungen im Hörfunkprogramm der SBZ/DDR in den späten vierziger und fünfziger Jahren*, in: *Heukenkamp, Schuld und Sühne?*, Bd. 1, S. 127–138.
- Fischer, Jörg-Uwe/Ingrid Pietrzynski, *„Hier spricht Berlin ...“. Das Programm des Berliner Rundfunks 1945 und seine Überlieferung im Deutschen Rundfunkarchiv, Standort Berlin*, in: *Deutsches Rundfunkarchiv, „Hier spricht Berlin ...“*, S. 33–66.

- Fischer, Ludwig (Hg.), *Literatur in der Bundesrepublik bis 1967*, München/Wien 1986 (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, 10).
- Foitzik, Jan, *Remigranten in der Medienpolitik der sowjetischen Besatzungsmacht*, in: Krohn/Schildt, *Zwischen den Stühlen?*, S. 93–113.
- Foitzik, Jan, *Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD), 1945–1949. Struktur und Funktion*, Berlin 1999.
- Förster, Peter, *Die deutsche Frage im Bewußtsein der Bevölkerung in beiden Teilen Deutschlands. Das Zusammengehörigkeitsgefühl der Deutschen. Einstellungen junger Menschen in der DDR*, in: *Deutscher Bundestag, Enquete-Kommission Bd. V,2: Deutschlandpolitik*, S. 1212–1380.
- Foucault, Michel, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M. 1981.
- Foucault, Michel, *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt a. M. 1974.
- Foucault, Michel, *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt a. M. 1998.
- Frei, Norbert, *Erinnerungskampf. Zur Legitimationsproblematik des 20. Juli 1944 im Nachkriegsdeutschland*, in: Jansen, *Aufgabe der Freiheit*, S. 493–504.
- Frei, Norbert, *NS-Vergangenheit unter Ulbricht und Adenauer. Gesichtspunkte einer „vergleichenden Bewältigungsforschung“*, in: Danyel, *Geteilte Vergangenheit*, S. 125–132.
- Frei, Norbert, *Vergangenheitspolitik in den fünfziger Jahren*, in: Loth/Rusinek, *Verwandlungspolitik*, S. 79–92.
- Frei, Norbert, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996.
- Frei, Norbert/Johannes Schmitz, *Journalismus im Dritten Reich*, München ²1989.
- Friedrich, Carl J., *Totalitäre Diktatur*, Stuttgart 1957.
- Friedrich, Jörg, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945*, Berlin 2002.
- Frindte, Wolfgang/Harald Pätzolt (Hg.), *Mythen der Deutschen. Deutsche Befindlichkeiten zwischen Geschichte und Geschichten*, Opladen 1994.
- Fritz Bauer Institut (Hg.), *Auschwitz, Geschichte, Rezeption und Wirkung. Jahrbuch 1996 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust*, Frankfurt a. M./New York 1996.
- Führer, Karl Christian, *Auf dem Weg zur „Massenkultur?“ Kino und Rundfunk in der Weimarer Republik*, in: *Historische Zeitschrift* 262 (1996), S. 739–781.
- Führer, Karl Christian/Knut Hickethier/Axel Schildt, *Öffentlichkeit – Medien – Geschichte. Konzepte der modernen Öffentlichkeit und Zugänge zu ihrer Erforschung*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 41 (2001), S. 1–38.
- Fulbrook, Mary, *Politik, Wissenschaft und Moral. Zur neueren Geschichte der DDR*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), S. 458–471.
- Funke, Manfred, *Faschismus und Antifaschismus – Versuch einer historisch-politischen Begriffsbestimmung*, in: *Bundesministerium des Innern, Bedeutung und Funktion des Antifaschismus*, S. 7–20.
- Funke, Manfred/Hans-Adolf Jacobsen/Hans-Helmuth Knütter/Hans-Peter Schwarz (Hg.), *Demokratie und Diktatur. Geist und Gestalt politischer Herrschaft in Deutschland und Europa. Festschrift für Karl Dietrich Bracher*, Düsseldorf 1987.
- Furet, François, *Das Ende der Illusion. Der Kommunismus im 20. Jahrhundert*, München/Zürich 1998.

- Furth, Peter, Zum ideologischen Nachlaß des Realsozialismus, in: Berliner Debatte – Initial, 1/1991, S. 65–73.
- Gabelmann, Thilo, Thälmann ist niemals gefallen? Eine Legende stirbt, Berlin 1996.
- Galle, Petra, Ein „Moskau-Kader“ als Sicherheitsrisiko. Hans Mahles Aufstieg und Fall als Generalintendant des Rundfunks in der SBZ/DDR, in: Krohn/Schildt, Zwischen den Stühlen, S. 366–396.
- Galle, Petra, Radio Moskau und Berliner Rundfunk als Instrumente sowjetischer Rundfunkpolitik im besetzten Deutschland (1945–1949), in: Rundfunk und Geschichte 25 (1999), Heft 1, S. 5–12.
- Galle, Petra, RIAS Berlin und Berliner Rundfunk 1945–1949. Die Entwicklung ihrer Profile in Programm, Personal und Organisation vor dem Hintergrund des beginnenden Kalten Krieges, Münster u.a. 2003 (Medien und Kultur, 1).
- Gansen, Petra, Wirkung nach Plan. Sozialistische Medienwirkungsforschung in der DDR. Theorien, Methoden, Befunde, Opladen 1997.
- Gassert, Philipp, Amerika im Dritten Reich. Ideologie, Propaganda und Volksmeinung 1933–1945, Stuttgart 1997.
- Gebhardt, Jürgen, Politische Kultur und Zivilreligion, in: Berg-Schlosser/Schissler, Politische Kultur, S. 49–60.
- Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen (Hg.), Gegen das Vergessen. Häftlingsalltag im KZ Sachsenhausen, München 2002 [CD-Rom-Publikation].
- Generalintendant des Deutschen Demokratischen Rundfunks (Hg.), 5 Jahre demokratischer Rundfunk. 13. Mai 1945–13. Mai 1950, o.O. (Berlin) 1950.
- Gentile, Emilio, Der Liktorenkult, in: Dipper/Hudemann/Petersen, Faschismus und Faschismen, S. 247–262.
- Gerhards, Jürgen, Politische Öffentlichkeit. Ein system- und akteursbezogener Bestimmungsversuch, in: Neidhardt, Öffentlichkeit, Öffentliche Meinung, Soziale Bewegungen, S. 77–105.
- Gerhards, Jürgen/Friedhelm Neidhardt, Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit. Fragestellungen und Ansätze, in: Müller-Doohm/Neumann-Braun, Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation, S. 31–88.
- Geserick, Rolf, 40 Jahre Presse, Rundfunk und Kommunikationspolitik in der DDR, München 1989.
- Geserick, Rolf, Wettkampf der Systeme. Hörfunk und Fernsehen in der DDR von 1952 bis 1989, in: ARD-Jahrbuch 91, Hamburg 1991, S. 44–55.
- Geserick, Rolf/Arnulf Kutsch (Hg.), Publizistik und Journalismus in der DDR. Acht Beiträge zum Gedenken an Elisabeth Löckenhoff, München u.a. 1988.
- Getrennte Vergangenheit – Gemeinsame Geschichte? Protokoll einer Podiumsdiskussion mit Prof. Dr. Mary Fulbrook, Prof. Dr. Klaus-Dietmar Henke, Prof. Dr. Hildegard Maria Nickel, Prof. Dr. Hermann Weber, Prof. Dr. Udo Wengst und Dr. Stefan Wolle, Moderation Prof. Dr. Konrad H. Jarausch, in: Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien, Nr. 15, 1999, S. 13–46.
- Ginzburg, Carlo, Beweis, Gedächtnis, Vergessen, in: WerkstattGeschichte 30 (2001), S. 50–60.
- Giordano, Ralph, Die zweite Schuld. Oder von der Last Deutscher zu sein, Hamburg 1987.

- Glaser, Hermann, 1945. Ein Lesebuch, Frankfurt a. M. 1995.
- Glaser, Hermann, Die Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1: Zwischen Kapitulation und Währungsreform 1945–1948, Frankfurt a. M. ²1990.
- Goertz, Hans-Jürgen, Unsichere Geschichte, Stuttgart 2001.
- Goetschel, Willy, Zur Sprachlosigkeit von Bildern, in: Köppen/Scherpe, Bilder des Holocaust, S. 131–143.
- Gollwitzer, Helmut, Aus der Bekennenden Kirche, in: Löwenthal/von zur Mühlen, Widerstand und Verweigerung, S. 129–142.
- Göttlich, Udo, Kultureller Materialismus und Cultural Studies. Aspekte der Kultur- und Medientheorie von Raymond Williams, in: Hepp/Winter, Kultur – Medien – Macht, S. 105–118.
- Grabitz, Helge, Die Verfolgung von NS-Verbrechen in der Bundesrepublik Deutschland, der DDR und Österreich, in: Steininger, Umgang, S. 198–220.
- Graml, Hermann, Die Wehrmacht im Dritten Reich, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 45 (1997), Heft 3, S. 365–384.
- Gries, Rainer/Silke Satjukow, Von Menschen und Übermenschen. Der „Alltag“ und das „Außeralltägliche“ der „sozialistischen Helden“, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 17 (2002), S. 39–46.
- Grobe, Daniela, Journalismus und Journalistik unter Parteidiktat. Die Nachricht in der journalistischen Methodik der DDR – ein informationspolitisches Beispiel, Händel-Hohenhausen 1995.
- Groebel, Jo, Rezeptionsaktivitäten im Wandel der Zeit, in: Klingler/Roters/Gerhards, Medienrezeption, S. 35–46.
- Groehler, Olaf, Der Holocaust in der Geschichtsschreibung der DDR, in: Herbert/ders., Zweierlei Bewältigung, S. 41–66.
- Groehler, Olaf, Der Umgang mit dem Holocaust in der DDR, in: Steininger, Umgang, S. 233–245.
- Große Kracht, Klaus, Gedächtnis und Geschichte. Maurice Halbwachs – Pierre Nora, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 47 (1996), Heft 1, S. 21–29.
- Grunenberg, Antonia, Antifaschismus – ein deutscher Mythos, Reinbek 1993.
- Gudorf, Odilo, Sprache als Politik. Untersuchung zur öffentlichen Sprache und Kommunikationsstruktur in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR, Köln 1981.
- Habermas, Jürgen, Geschichte ist ein Teil von uns. Über den öffentlichen Gebrauch der Historie, in: Die Zeit Nr. 12, 14.3.1997.
- Habermas, Jürgen, Strukturwandel der Öffentlichkeit, Frankfurt a. M. ²1990.
- Habermas, Jürgen, Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt a. M. 1981.
- Haese, Jürgen, Das Gegenwartshörspiel in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Ein Beitrag zur Erforschung künstlerischer Formen in der sowjetisch-totalitären Publizistik, Berlin 1963 (Abhandlungen und Materialien zur Publizistik, 3).
- Hähnel, Siegfried, Das DDR-Hörspiel im Urteil der Hörer. Versuch einer Interpretation der Hörer-Hörspielpreise (1977–1991), in: Rundfunk und Geschichte 22 (1996), Heft 1, S. 18–19.
- Halbwachs, Maurice, Das kollektive Gedächtnis, Frankfurt a. M. 1985.
- Hardtwig, Wolfgang, Geschichtskultur und Wissenschaft, München 1990.

- Hardtwig, Wolfgang (Hg.), Wege zur Kulturgeschichte, Geschichte und Gesellschaft 23 (1997), Heft 1.
- Hartewig, Karin, Militarismus und Antifaschismus im kollektiven Gedächtnis der DDR, in: Michael Th. Greven/Oliver von Wrochem (Hg.), Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik, Opladen 2000, S. 237–254.
- Hecht, Gerd, Sprachregelung in der sowjetischen Besatzungszone. Technik, Voraussetzungen und Auswirkungen der Lenkung der Tagespresse und des Rundfunks in der SBZ, Phil. Diss., Berlin (FU) 1961.
- Heil, Karolus Heinz, Das Fernsehen in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands 1953–1963, Bonn/Berlin 1963 (Bonner Berichte aus Ost- und Mitteldeutschland).
- Hemingway, Ernest, Wem die Stunde schlägt, Frankfurt a. M. 2000 (engl. zuerst 1940).
- Hensle, Michael P., Rundfunkverbrechen. Das Hören von „Feindsendern“ im Nationalsozialismus, Berlin 2003.
- Hepp, Andreas/Rainer Winter (Hg.), Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse, Opladen/Wiesbaden 1999.
- Hepp, Andreas/Rainer Winter, Vorwort, in: dies., Kultur – Medien – Macht, S. 9–11.
- Herbert, Ulrich (Hg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939–1945. Neue Forschungen und Kontroversen, Frankfurt a. M. 1998.
- Herbert, Ulrich, NS-Eliten in der Bundesrepublik, in: Loth/Rusinek, Verwandlungspolitik, S. 93–115.
- Herbert, Ulrich/Axel Schildt (Hg.), Kriegsende in Europa: Vom Beginn des deutschen Machtzerfalls bis zur Stabilisierung der Nachkriegsordnung 1944–1948, Essen 1998.
- Herbert, Ulrich/Axel Schildt, Kriegsende in Europa, in: dies., Kriegsende, S. 7–34.
- Herbert, Ulrich/Dirk van Laak (Hg.) Deutschland danach. Postfaschistische Gesellschaft und nationales Gedächtnis, Bonn 1999.
- Herbert, Ulrich/Olaf Groehler, Zweierlei Bewältigung. Vier Beiträge über den Umgang mit der NS-Vergangenheit in beiden deutschen Staaten, Hamburg 1992.
- Herbst, Andreas/Winfried Ranke/Jürgen Winkler, So funktionierte die DDR, 3 Bd., Reinbek 1994.
- Herbst, Maral, Demokratie und Maulkorb. Der deutsche Rundfunk in Berlin zwischen Staatsgründung und Mauerbau, Berlin 2001.
- Herbst, Maral, „Offen und rückhaltlos, wie Freunde das zu tun pflegen“ oder „Die Sowjetführer in Berlin“. Rundfunkkommentare des Senders Freies Berlin und des Berliner Rundfunks zum Besuch von Bulganin und Chruschtschow in Berlin am 26. Juli 1955, in: Rundfunk und Geschichte 25 (1999), Heft 2/3, S. 142–149.
- Herf, Jeffrey, Zweierlei Erinnerung, Die NS-Vergangenheit im geteilten Deutschland, Berlin 1998.
- Herrmann, Elisabeth M., Die Presse in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands, Bonn 1957.
- Herrmann, Elisabeth M., Zur Theorie und Praxis der Presse in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Berichte und Dokumente, Berlin (West) 1963.
- Herz, Thomas/Michael Schwab-Trapp, Umkämpfte Vergangenheit. Diskurse über den Nationalsozialismus seit 1945, Opladen 1997.

- Hesse, Kurt, *Westmedien in der DDR. Nutzung, Image und Auswirkungen bundesrepublikanischen Hörfunks und Fernsehens*, Köln 1988.
- Hettling, Manfred, *Die Historisierung der Erinnerung – Westdeutsche Rezeption der nationalsozialistischen Vergangenheit*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXIX* (2000), S. 357–378.
- Heukenkamp, Ursula *Schuld und Sühne? Kriegserlebnis und Kriegsdeutung in deutschen Medien der Nachkriegszeit (1945–1961)*, Bd. 2, Amsterdam/Atlanta 2001, (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, 50.1/2).
- Heydemann, Günther, *Geschichtsbild und Geschichtspropaganda in der Ära Honecker. Die „Erbe und Tradition“-Konzeption der DDR*, in: Daniel/Siemann, *Propaganda*, S. 161–171.
- Heydemann, Günther/Heinrich Oberreuter (Hg.), *Diktaturen in Deutschland – Vergleichsaspekte. Strukturen, Institutionen und Verhaltensweisen*, Bonn 2003.
- Hickethier, Knut, *Geschichte des deutschen Fernsehens*, Stuttgart/Weimar 1998.
- Hickethier, Knut, *Zwischen Gutenberg-Galaxis und Bilder-Universum. Medien als neues Paradigma, Welt zu erklären*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 25 (1994), Heft 1, S. 123–145.
- Hillauer, Rebecca: „Ich habe niemanden verraten.“ *Die Widerstandskämpferin Käthe Niederkirchner und ihre Nichte*, in: *Wiener Zeitung*, 5. November 1999.
- Hockerts, Hans Günter (Hg.), *Das Adenauer-Bild in der DDR*, Bonn 1996 (Rhöndorfer Gespräche, 15).
- Hockerts, Hans Günter, *Zugänge zur Zeitgeschichte, Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 28/2001, S. 15–30.
- Hoff, Peter, *Zwischen Mauerbau und VII. Parteitag – Das Fernsehen der DDR von 1961 bis 1971*, in: Hickethier, *Geschichte des deutschen Fernsehens*, S. 281–313.
- Hoffmann, Oskar, *Die ersten 30 Rundfunkschüler. Vom Beginn der Rundfunkschule in der Carmen-Sylva-Straße*, in: *Lektorat Rundfunkgeschichte, Erinnerungen sozialistischer Rundfunkpioniere*, S. 79–84.
- Hofmann, Wilhelm (Hg.), *Visuelle Politik. Filmpolitik und die visuelle Konstruktion des Politischen*, Baden-Baden 1998.
- Hohendahl, Jens Uwe (Hg.), *Öffentlichkeit. Geschichte eines kritischen Begriffs*, Stuttgart 2000.
- Hölscher, Christoph, *NS-Verfolgte im „Antifaschistischen Staat“. Vereinnahmung und Ausgrenzung in der ostdeutschen Wiedergutmachung*, Berlin 2001.
- Hölscher, Lucian, *Geschichte als „Erinnerungskultur“*, in: Platt/Dabag, *Generation und Gedächtnis*, S. 146–168.
- Holterman, Angelika, *Das geteilte Leben. Journalistenbiographien und Medienstrukturen zu DDR-Zeiten und danach*, Opladen 1999.
- Holzweißig, Gunter, *Das MfS und die Medien*, in: *Deutschland Archiv* 25 (1992), Nr. 1, S. 32–41.
- Holzweißig, Gunter, *Das Presseamt des DDR-Ministerrats. Agitationsinstrument der SED*, in: *Deutschland Archiv* 25 (1992), Nr. 5, S. 503–512.
- Holzweißig, Gunter, *DDR-Presse unter Parteikontrolle. Kommentierte Dokumentation*, Bonn 1991 (Gesamtdeutsches Institut; Analysen und Berichte, 3).

- Holzweißig, Gunter, Die schärfste Waffe der Partei. Eine Mediengeschichte der DDR, Köln/Weimar/Wien 2002.
- Holzweißig, Gunter, Konrad Adenauer in den Medien der DDR. Kampagnen der SED-Agitationsbürokratie, in: Hockerts, Das Adenauer-Bild, S. 75–106.
- Holzweißig, Gunter, Massenmedien in der DDR, Berlin ²1989.
- Holzweißig, Gunter, Massenmedien unter Parteiaufsicht. Lenkungsmechanismen vor der Wende in der DDR, in: Rundfunk und Fernsehen 38 (1990), Heft 3, S. 365–376.
- Holzweißig, Gunter, Medienlenkung in der SBZ/DDR. Zur Tätigkeit der ZK-Abteilung Agitation und der Agitationskommission beim Politbüro der SED, in: Publizistik 39 (1994), S. 58–72.
- Holzweißig, Gunter, Totalitarismusforschung passé? Rückfragen an Verena Blaum, in: medium 1/92, S. 76–78.
- Holzweißig, Gunter, Zensur ohne Zensor. Die SED-Informationsdiktatur, Bonn 1997.
- Hörnig, Karl H., Kultur und soziale Praxis. Wege zu einer „realistischen“ Kulturanalyse, in Hepp/Winter, Kultur – Medien – Macht, S. 33–47.
- Hübner, Peter (Hg.), Eliten im Sozialismus. Beiträge zur Sozialgeschichte der DDR, Köln u.a. 1999 (Zeithistorische Studien, 15).
- Hülst, Dirk, Symbol und soziologische Symboltheorie. Untersuchungen zum Symbolbegriff in Geschichte, Sprachphilosophie, Psychologie und Soziologie, Opladen 1999.
- Hüther, Jürgen, Ideologische Beeinflussung durch die Massenmedien in der DDR, in: Rundfunk und Fernsehen 17 (1969), Heft 4, S. 360–374.
- Ihme-Tuchel, Beate, Der Arbeitskreis für kirchliche Fragen beim NKFD, in: Ueberschär, Das Nationalkomitee, S. 64–75.
- Infratest (Hg.), Bundesdeutsche Medien in der DDR. Der Stellenwert westlicher Hörfunk- und Fernsehprogramme in der DDR für potentielle Übersiedler in der Zeit vor ihrer Ausreise. Eine Befragung von DDR-Übersiedlern im IV. Quartal 1984, München 1985.
- Institut zur Geschichte der Arbeiterbewegung (Hg.), Fahnen, Fäuste, Körper. Symbolik und Kultur der Arbeiterbewegung, Essen 1986.
- Jäckel, Eberhard/Peter Longerich/Julius H. Schoeps (Hg.), Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden, München/Zürich ²1998.
- Jäger, Manfred, Kultur und Politik in der DDR 1945–1990, Köln 1995.
- Jäger, Siegfried, Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, Duisburg ²1999.
- Jahr, Christoph/Uwe Mai/Kathrin Roller (Hg.), Feindbilder in der deutschen Geschichte. Studien zur Vorurteilsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 1994.
- Janka, Walter, Spuren eines Lebens, Berlin 1991.
- Jansen, Christian (Hg.), Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995, Berlin 1995.
- Jarusch, Konrad H. (Hg.), Dictatorship as experience. Towards a socio-cultural history of the GDR, New York/Oxford 1999.
- Jarusch, Konrad H., Das Versagen des ostdeutschen Antifaschismus. Paradoxien von Wissenschaft und Politik, in: Berliner Debatte INITIAL (1991), Heft 2, S. 114–124.
- Jarusch, Konrad H., Die gescheiterte Gegengesellschaft. Überlegungen zu einer Sozialgeschichte der DDR, in: Archiv für Sozialgeschichte 39 (1999), S. 1–17.

- Jarausch, Konrad H., Jenseits von Verdammung und Verklärung. Zehn Jahre nach der deutschen Vereinigung: Eine kritische Historisierung der DDR ist überfällig, in: Frankfurter Rundschau, 30.5.2000, S. 22.
- Jarausch, Konrad H./Martin Sabrow (Hg.), Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945, Göttingen 2002.
- Jarausch, Konrad H./Martin Sabrow, „Meistererzählung“ als analytischer Begriff, in: dies., Meistererzählung, S. 9–32.
- Jarausch, Konrad H./Hannes Siegrist (Hg.), Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970, Frankfurt a. M. 1997.
- Jarren, Otfried/Bettina Knaup/Heribert Schatz (Hg.), Rundfunk im politischen Kommunikationsprozeß. Jahrbuch 1995 der Arbeitskreise „Politik und Kommunikation“ der DVPW und der DGPK, Münster/Hamburg 1995 (Beiträge zur Kommunikation in Politik und Gesellschaft, 4).
- Jarren, Otfried/Ulrich Sarcinelli/Ulrich Saxer (Hg.), Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil, Opladen/Wiesbaden 1998.
- Jeismann, Karl-Ernst, Dimensionen nationalgeschichtlichen Bewußtseins, in: Weidenfeld, Geschichtsbewußtsein der Deutschen, S. 35–51.
- Jesse, Eckhard (Hg.), Totalitarismus im 20. Jahrhundert. Eine Bilanz der internationalen Forschung, Bonn ²1999.
- Jessen, Ralph, DDR-Geschichte und Totalitarismustheorie, in: Berliner Debatte INITIAL 4/5 1995, S. 17–24.
- Jessen, Ralph, Die Gesellschaft im Staatssozialismus. Probleme einer Sozialgeschichte der DDR, in: Geschichte und Gesellschaft 21 (1995), S. 96–110.
- Judick, Günter/Hans Joachim Krusch (Hg.), Wider die Verfälschung deutscher Geschichte. Beiträge zum antifaschistischen Widerstand in Deutschland und zur Gründung der BRD und der DDR, Essen 1999.
- Junghänel, Frank, „Mein Inneres war ein Nullum“. Als Offizier der Wehrmacht zieht Gerhard Dengler in die Schlacht von Stalingrad. Als Stalinist ist er nach Deutschland zurückgekehrt, in: Berliner Zeitung Nr. 286 vom 7./8. Dezember 2002, S. 3.
- Kaelble, Hartmut, Die Gesellschaft der DDR im internationalen Vergleich, in: ders. u.a., Sozialgeschichte, S. 559–580.
- Kaelble, Hartmut/Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr (Hg.), Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994.
- Kaiser, Monika, Die Zentrale der Diktatur – organisatorische Weichenstellungen, Strukturen und Kompetenzen der SED-Führung in der SBZ/DDR 1946–1952, in: Kocka, Historische DDR-Forschung, S. 57–86.
- Kannapin, Detlef, Antifaschismus im Film der DDR. DEFA-Spielfilme 1945–1955/56, Köln 1997 (PapyRossa Hochschulschriften, 21).
- Kannapin, Detlef, Dialektik der Bilder. Über den Umgang mit NS-Vergangenheit in Deutschland nach 1945 – Methoden und Analyse Kriterien, in: Hofmann, Visuelle Politik, S. 220–240.
- Kapitza, Arne, Transformation der ostdeutschen Presse. „Berliner Zeitung“, „Junge Welt“ und „Sonntag/Freitag“ im Prozeß der deutschen Vereinigung, Opladen 1997 (Studien zur Kommunikationswissenschaft, 26).

- Käppner, Joachim, *Erstarrte Geschichte. Faschismus und Holocaust im Spiegel der Geschichtswissenschaft und Geschichtspromaganda der DDR*, Hamburg 1999.
- Keiderling, Gerhard, *Die „Gruppe Ulbricht“ in Berlin, April bis Juni 1945. Von den Vorbereitungen im Sommer 1944 bis zur Wiedergründung der KPD im Juni 1945. Eine Dokumentation*, Berlin 1993.
- Keiderling, Gerhard, *Wir sind die Staatspartei. Die KPD-Bezirksorganisation Groß-Berlin April 1945 – April 1946*, Berlin 1997.
- Keller, Claudia (Hg.), *Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag. Antifaschismus – Geschichte und Neubewertung*, Berlin 1996.
- Keller, Dietmar/Hans Modrow/Herbert Wolf (Hg.), *Ansichten zu einer Geschichte der DDR*, 4. Bd, Bonn/Berlin 1993/1994.
- Kershaw, Ian, *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*, Reinbek ²1994.
- Keßler, Mario, *Die SED und die Juden – Zwischen Repression und Toleranz. Politische Entwicklungen bis 1967*, Berlin 1995 (Zeithistorische Studien, 6).
- Keßler, Mario, *Verdrängung der Geschichte. Antisemitismus in der SED 1952/53*, in: Moshe Zuckermann (Hg.), *Zwischen Politik und Kultur – Juden in der DDR*, Göttingen 2002, S. 34–47.
- Keßler, Mario/Yvonne Thron, *Entscheidung für den Stalinismus? Die Bolschewisierung in KPD und Komintern*, in: Bergmann/Keßler, *Komintern*, S. 85–94.
- Kesting, Hanno, *Öffentlichkeit und Propaganda. Zur Theorie der öffentlichen Meinung*, Bruchsal 1995 (Schriften zur politischen Wissenschaft, II).
- Kielmansegg, Peter Graf, *Nach der Katastrophe. Eine Geschichte des geteilten Deutschland*, Berlin 2000.
- Kiesel, Doron/Leonore Siegele-Wenschkewitz (Hg.), *Der Aufklärung zum Trotz. Antisemitismus und politische Kultur in Deutschland*, Frankfurt a. M. 1998 (Arnoldshainer Texte, 100).
- Kieseritzky, Wolther von/Klaus-Peter Sick (Hg.), *Demokratie in Deutschland. Chancen und Gefährdungen im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1999.
- Kießling, Wolfgang, *Partner im „Narrenparadies“. Der Freundeskreis um Noel Field und Paul Merker*, Berlin 1994.
- Kinner, Klaus/Rolf Richter (Hg.), *Rechtsextremismus und Antifaschismus*, Berlin 2000.
- Kirchner, Klaus, *Deutsche Politemigranten in der Sowjetunion als Verfasser von Kriegsflugblättern für Deutsche 1941 bis 1945*, in: Behmer, *Deutsche Publizistik im Exil*, S. 181–195.
- Kirsch, Jan-Holger, *„Wir haben aus der Geschichte gelernt“. Der 8. Mai als politischer Gedenktag in Deutschland*, Köln 1999 (Beiträge zur Geschichtskultur, 16).
- Kivelitz, Christoph, *Die Propagandaexposition in europäischen Diktaturen. Konfrontation und Vergleich: Nationalsozialismus in Deutschland, Faschismus in Italien und die UdSSR der Stalinzeit*, Bochum 1999.
- Klaus, Ekkehard, *Die deutsche Gedenkreiligion des Holocaust*, in: *Merkur* 53 (1999), Heft 605/606, S. 911–921.
- Klein, Ansgar (Hg.), *Kunst, Symbolik, Politik. Die Reichstagsverhüllung als Denkanstoß*, Opladen 1995.

- Klein, Thomas, „Für die Einheit und Reinheit der Partei“. Die innerparteilichen Kontrollorgane der SED in der Ära Ulbricht, Köln/Weimar/Wien 2002.
- Kleinhempel, Friedrich/Annette Möbius/Hans-Ulrich Soschinka/Michael Waßermann (Hg.), Die Biopsychosoziale Einheit Mensch – Begegnungen, Bielefeld 1996.
- Kleinsteuber, Hans J., Die ignorierte Wende? Entwicklungen in der DDR und die bundesdeutsche Kommunikationswissenschaft, in: Spielhagen, So durften wir glauben, S. 207–219.
- Klemperer, Victor, LTI. Notizbuch eines Philologen, Leipzig 1975.
- Klemperer, Victor, So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Tagebücher 1945–1959, 2 Bde., herausgegeben von Walter Nowojski, Berlin/Weimar ⁶1996.
- Kleßmann, Christoph, Befreiung durch Zerstörung – Das Jahr 1945 in der deutschen Geschichte, Hannover 1995.
- Kleßmann, Christoph, Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955, Bonn ⁵1991.
- Kleßmann, Christoph, Eine Nation, trotz zweier Staaten. Bemerkungen über die Schwierigkeiten, nach der deutschen Vereinigung die Historie der Teilung zu schreiben, in: Die Welt, 11.4.1998.
- Kleßmann, Christoph, Zwei Staaten, eine Nation. Deutsche Geschichte 1955–1970, Bonn ²1997.
- Kleßmann, Christoph/Hans Misselwitz/Günter Wichert (Hg.), Deutsche Vergangenheiten – eine gemeinsame Herausforderung. Der schwierige Umgang mit der doppelten Nachkriegsgeschichte, Berlin 1999.
- Kleßmann, Christoph/Martin Sabrow, Zeitgeschichte in Deutschland nach 1989, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 39/1996, S. 3–14.
- Klingler, Walter, Hörfunknutzung seit 1945, in: ders. u.a., Medienrezeption, S. 114–137.
- Klingler, Walter, Nationalsozialistische Rundfunkpolitik 1942–1945, Organisation, Programm und Hörer, Phil Diss., Mannheim 1983.
- Klingler, Walter/Gunnar Roters/Maria Gerhards (Hg.), Medienrezeption seit 1945. Forschungsbilanz und Perspektiven, Baden-Baden 1998.
- Kluge, Ulrich/Steffen Birkefeld/Silvia Müller, Willfähige Propagandisten. MfS und Bezirksparteizeitungen: „Berliner Zeitung“, „Sächsische Zeitung“, „Neuer Tag“, Stuttgart 1997 (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 69).
- Klump, Brigitte, Das rote Kloster. Als Zögling in der Kadenschmiede des Stasi, München ²1991.
- Knigge, Volkhard, Die Gedenkstätte Buchenwald: Vom provisorischen Grabdenkmal zum Nationaldenkmal, in: Keller, Nacht, S. 309–331.
- Knoch, Habbo/Daniel Morat, Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880–1960. Zur historischen Kommunikologie der massenmedialen Sattelzeit, in: dies., Kommunikation als Beobachtung. Medienwandel und Gesellschaftsbilder 1880–1960, München 2003, S. 9–33.
- Knütter, Hans-Helmuth, Antifaschismus und politische Kultur in der Bundesrepublik Deutschland, in: Funke u.a., Demokratie und Diktatur, S. 365–399.
- Knütter, Hans-Helmuth, Antifaschismus und politische Kultur in Deutschland nach der Wiedervereinigung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 9/1991, S. 17–28.

- Kocka, Jürgen (Hg.), *Historische DDR-Forschung. Aufsätze und Studien*, Berlin 1993.
- Kocka, Jürgen, 1945 nach 1989/90. Zur sich wandelnden Bedeutung des Endes von NS-Diktatur und Krieg, in: Jansen, *Aufgabe der Freiheit*, S. 599–608.
- Kocka, Jürgen, Chance und Herausforderung. Aufgaben der Zeitgeschichtsforschung beim Umgang mit der DDR-Vergangenheit, in: Faulenbach/Meckel/Weber, *Die Partei hatte immer recht*, S. 239–249.
- Kocka, Jürgen, Eine durchherrschte Gesellschaft, in: Kaelble, *Sozialgeschichte der DDR*, S. 547–553.
- Kocka, Jürgen, Geteilte Erinnerungen. Zweierlei Geschichtsbewußtsein im vereinten Deutschland, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 43 (1998), Heft 1, S. 104–111.
- Kocka, Jürgen, The GDR: A Special Kind of Modern Dictatorship, in: Jarausch, *Dictatorship*, S. 17–26.
- Kocka, Jürgen, Ursachen des Nationalsozialismus, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 45/1980, S. 3–15.
- Kocka, Jürgen, *Vereinigungskrise. Zur Geschichte der Gegenwart*, Göttingen 1995.
- Kocka, Jürgen/Martin Sabrow (Hg.), *Die DDR als Geschichte. Fragen – Hypothesen – Perspektiven*, Berlin 1994.
- Kocka, Jürgen/Martin Sabrow, Die doppelte Vergangenheit. Der gemeinsame Blick auf die geteilte Geschichte, in: *Funkkolleg Deutschland im Umbruch, Studienbrief 2*, hg. v. Deutschen Institut für Fernstudienforschung (DIFF), Tübingen 1997, S. 6/1–6/42.
- Koenen, Gerd, *Utopie der Säuberung. Was war der Kommunismus?*, Frankfurt a. M. 2000.
- Kogon, Eugen, *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager*, München 1979.
- Köhler, Wolfram (Hg.), *Der NDR. Zwischen Programm und Politik*, Hannover 1991.
- König, Helmut/Michael Kohlstruck/Andreas Wöll (Hg.), *Vergangenheitsbewältigung am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts*, Opladen/Wiesbaden 1998 (*Leviathan-Sonderheft* 18/1998).
- Köppen, Manuel/Klaus R. Scherpe (Hg.), *Bilder des Holocaust. Literatur – Film – Bildende Kunst*, Köln/Weimar/Wien 1997.
- Koselleck, Reinhart, *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a. M. 1973.
- Koselleck, Reinhart, Politische Sinnlichkeit und mancherlei Künste, in: Arnold/Fuhrmeister/Schiller, *Politische Inszenierung*, S. 25–34.
- Koselleck, Reinhart, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1989.
- Koselleck, Reinhart, Vom Sinn und Unsinn der Geschichte, in: Müller/Rüsen, *Historische Sinnbildung*, S. 79–97.
- Kössler, Till, Die Partei als Medium. Kommunikationspolitik und Kommunikationsverweigerung in der SED/KPD 1945–1956, in: Knoch/Morat, *Kommunikation als Beobachtung*, S. 201–227.
- Kowalczyk, Ilko-Sascha/Stefan Wolle, *Roter Stern über Deutschland. Sowjetische Truppen in der DDR*, Berlin 2001.

- Kowalke, Günther/Willi Schmidt-Gerlach, Etappen und Erlebnisse bei der Entwicklung der Studioteknik im Rundfunk der DDR, in: Lektorat Rundfunkgeschichte, Erinnerungen, Bd. 2, S. 24–32.
- Kozlow, Nicholas N./Eric D. Weitz, Betrachtungen über die Ursprünge der „Dritten Periode“: Bucharin, die Komintern und die politische Ökonomie der Weimarer Republik, in: Bergmann/Keßler, Komintern, S. 123–142.
- Kraushaar, Wolfgang, Sich aufs Eis wagen. Plädoyer für eine Auseinandersetzung mit der Totalitarismustheorie, in: Jesse, Totalitarismus, S. 487–504.
- Krohn, Claus-Dieter/Axel Schildt (Hg.), Zwischen den Stühlen? Remigranten und Remigration in der deutschen Medienöffentlichkeit der Nachkriegszeit, Hamburg 2002.
- Kröll, Friedhelm, Anverwandlungen der ‚Klassischen Moderne‘, in: Fischer, Literatur in der Bundesrepublik Deutschland, S. 244–262.
- Kronenberg, Stephan/Horst Schuchtel (Hg.), Die Aktualität der Geschichte. Historische Orientierung in der Mediengesellschaft. Siegfried Quandt zum 60. Geburtstag, Gießen 1986.
- Kubina, Michael, „Was in dem einen Teil verwirklicht werden kann mit Hilfe der Roten Armee, wird im anderen Teil Kampffrage sein“. Zum Aufbau des zentralen Westapparates der KPD/SED 1945–1949, in: Wilke, Anatomie der Parteizentrale, S. 445–484.
- Kühnl, Reinhard (Hg.), Texte zur Faschismuskonzeption I. Positionen und Kontroversen, Reinbek 1974.
- Kühnrich, Heinz, „Verordnet“ oder nichts weiter? Nachdenken über Antifaschismus in der DDR, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 40 (1992), S. 819–833.
- Kumpfmüller, Michael, Die Schlacht von Stalingrad. Metamorphosen eines deutschen Mythos, München 1995.
- Kutsch, Arnulf, Rundfunk und Politik im Nachkriegs-Berlin. Der ‚Berliner Rundfunk‘ und sein Intendant Max Seydewitz, in: Geserick/ders., Publizistik, S. 115–149.
- Kutsch, Arnulf, Unter britischer Kontrolle. Der Zonensender 1945–1948, in: Köhler, Der NDR, S. 83–148.
- Laak, Dirk van, Der Platz des Holocaust im deutschen Geschichtsbild, in: Jarausch/Sabrow, Meistererzählung, S. 163–193.
- Laitko, Hubert, Reflexionen über Karl-Friedrich Wessel, Hermann Ley und die List der Geschichte, in: Kleinhempel u.a., Biopsychosoziale Einheit, S. 347–353.
- Langenbucher, Wolfgang R./Ralf Rytlewski/Bernd Weyergraf (Hg.), Kulturpolitisches Wörterbuch Bundesrepublik Deutschland Deutsche Demokratische Republik im Vergleich, Stuttgart 1988.
- Langenhahn, Sandra, Ursprünge und Ausformung des Thälmannkults. Die DEFA-Filme „Sohn seiner Klasse“ und „Führer seiner Klasse“, in: Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1997 (Medienberatung 5), S. 55–65.
- Le Bon, Gustave, Psychologie der Massen, Stuttgart 1982 (frz. zuerst 1895).
- Lehmann, Albrecht, Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft, in: Wette/Ueberschär, Stalingrad, S. 178–189.
- Lektorat Rundfunkgeschichte (Hg.), Erinnerungen sozialistischer Rundfunkpioniere. Ausgewählte Erlebnisberichte, Bd. 1, Berlin ²1985.

- Lektorat Rundfunkgeschichte (Hg.), *Erinnerungen von Pionieren und Aktivisten des Rundfunks der DDR. Ausgewählte Erlebnisberichte zum 45. Rundfunkjubiläum*, Berlin (Ost) 1990.
- Lektorat Rundfunkgeschichte, *Chronik des deutschen demokratischen Rundfunks 1945–1946*, in: *Beiträge zur Geschichte des Rundfunks* 5 (1971), Heft 2, S. 81–98.
- Lektorat Rundfunkgeschichte, *Chronik des deutschen demokratischen Rundfunks 1947–1949*, in: *Beiträge zur Geschichte des Rundfunks* 6 (1972), Heft 2, S. 50–77.
- Lektorat Rundfunkgeschichte, *Chronik des Rundfunks der DDR 1950–1969*, in: *Beiträge zur Geschichte des Rundfunks*, 1974ff.
- Lemke, Christiane, *Die Ursachen des Umbruchs 1989: politische Sozialisation in der ehemaligen DDR*, Opladen 1991.
- Lemke, Michael, *Instrumentalisierter Antifaschismus und SED-Kampagnenpolitik im deutschen Sonderkonflikt 1960–1968*, in: Danyel, *Geteilte Vergangenheit*, S. 61–86.
- Lemke, Michael, *Kampagnen gegen Bonn. Die Systemkrise der DDR und die West-Propaganda der SED 1960–1963*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 2 (1993), S. 153–174.
- Lemke, Michael, *Nationalismus und Patriotismus in den frühen Jahren der DDR*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B 50/2000, S. 11–19.
- Leo, Annette, „Stimme und Faust der Nation ...“ *Thälmann-Kult kontra Antifaschismus*, in: Danyel, *Geteilte Vergangenheit*, S. 205–211.
- Leo, Annette, *Zweierlei Schweigen. Der Holocaust im kollektiven Gedächtnis der DDR*, in: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 117, 23./24.5.1998, S. VI.
- Leo, Annette/Peter Reif-Spirek (Hg.), *Helden, Täter und Verräter. Studien zum DDR-Antifaschismus*, Berlin 1999.
- Leo, Annette/Peter Reif-Spirek (Hg.), *Vielstimmiges Schweigen. Neue Studien zum DDR-Antifaschismus*, Berlin 2001.
- Leonhard, Joachim-Felix (Hg.), *Programmgeschichte des Hörfunks in der Weimarer Republik*, 2 Bde., München 1997.
- Leonhard, Joachim-Felix, *Der Rundfunk der DDR wird Geschichte und Kulturerbe*, in: *Schwarzkopf, Rundfunkpolitik*, Bd. 2, S. 927–977.
- Leonhard, Joachim-Felix, *Programmvermögen und kulturelles Erbe. Die Rundfunkarchive Ost im Deutschen Rundfunkarchiv*, in: *Deutschland Archiv* 28 (1995), Heft 4, S. 404–410.
- Leonhard, Nina, *Politik- und Geschichtsbewußtsein im Wandel. Die politische Bedeutung der nationalsozialistischen Vergangenheit im Verlauf von drei Generationen in Ost- und Westdeutschland*, Münster 2002 (*Politik und Geschichte*, 3).
- Leonhard, Wolfgang, *Die Revolution entläßt ihre Kinder*, Köln 192000.
- Leonhard, Wolfgang, *Spurensuche. 40 Jahre nach die Revolution entläßt ihre Kinder*, Köln 1997.
- Lepsius, M. Rainer, *Die Institutionenordnung als Rahmenbedingung der Sozialgeschichte der DDR*, in: Kaelble/Kocka/Zwahr, *Sozialgeschichte*, S. 17–30.
- Lepsius, M. Rainer, *Plädoyer für eine Soziologisierung der beiden deutschen Diktaturen*, in: Jansen, *Aufgabe der Freiheit*, Berlin 1995, S. 13–44.

- Lerg, Winfried B./Rolf Steininger (Hg.), *Rundfunk und Politik 1923–1973*, Berlin 1975 (Rundfunkforschung, 3).
- Lersch, Edgar, „Wir sollten nicht spielen, was der Hörer will. Der Hörer will im Endeffekt das, was wir spielen“. Leichte Musik im Hörfunk der 50er Jahre. Eine Diskussion in Stuttgart 1955, in: *Rundfunk und Geschichte* 20 (1994), Heft 4, S. 204–210.
- Levy, Daniel/Natan Sznajder, *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust*, Frankfurt a. M. 2001.
- Liebert, Tobias, *Rundfunkausbildung und -forschung in Leipzig zwischen 1956 und 1963*, in: *Rundfunk und Geschichte* 20 (1994), Heft 1, S. 89–98.
- Liebsch, Burkhard, *Wahrnehmende Geschichtlichkeit, kollektives Gedächtnis und historisches Wissen*, in: *Platt/Dabag, Generation und Gedächtnis*, S. 255–283.
- Lindenberger, Thomas (Hg.), *Herrschaft und Eigensinn in der Diktatur*, Köln 1999.
- Lindenberger, Thomas, „Kultur“, „Biographie“ und die Erfindung des Ostdeutschen: Einwände aus sozialhistorischer Sicht, in: *Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien*, Nr. 18/19 (2000), S. 22–32.
- Lindenberger, Thomas, *Die Diktatur der Grenzen. Zur Einleitung*, in: *ders., Herrschaft und Eigensinn*, S. 13–44.
- Link, Jürgen, *Normalismus, Konturen eines Konzepts*, in: *kultuRRevolution* 27 (1992), S. 50–72.
- Link, Jürgen, *Was ist und was bringt Diskurstaktik*, in: *kultuRRevolution* 2 (1983), S. 60–66.
- Link, Jürgen/Ursula Link-Heer, *Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 20 (1990), Heft 77, S. 88–99.
- Loewy, Hanno/Bernhard Moltmann (Hg.), *Erlebnis – Gedächtnis – Sinn. Authentische und konstruierte Erinnerungen*, Frankfurt a. M./New York 1996.
- Lokatis, Siegfried, *Der rote Faden. Kommunistische Parteigeschichte und Zensur unter Walter Ulbricht*, Köln/Weimar/Wien 2003 (*Zeithistorische Studien*, 25).
- Lokatis, Siegfried, *Geschichtswerkstatt Zensur*, in: *Sabrow, Geschichte als Herrschaftsdiskurs*, S. 175–225.
- Lokatis, Siegfried, *Verlagspolitik zwischen Plan und Zensur. Das „Amt für Literatur und Verlagswesen“ oder die schwere Geburt der DDR*, in: *Kocka, Historische DDR-Forschung*, S. 303–325.
- Loth, Wilfried/Bernd A. Rusinek (Hg.), *Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der deutschen Nachkriegsgesellschaft*, Frankfurt a. M./New York 1998.
- Löwenthal, Richard/Patrick von zur Mühlen (Hg.), *Widerstand und Verweigerung in Deutschland*, Bonn ³1997.
- Ludes, Peter, *Das Fernsehen als Herrschaftsinstrument der SED*, in: *Deutscher Bundestag, Materialien der Enquete-Kommission*, Bd. III/3, S. 2194–2218.
- Lüdtke, Alf, *Die DDR als Geschichte. Zur Geschichtsschreibung über die DDR*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte B* 36/1998, S. 3–16.
- Lüdtke, Alf (Hg.), *Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien*, Göttingen 1991.
- Lüdtke, Alf, *Einleitung: Herrschaft als soziale Praxis*, in: *ders., Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien*, Göttingen 1991, S. 9–63.

- Lüdtko, Alf/Inge Marßolek/Adelheid v. Saldern (Hg.), *Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 1996.
- Ludz, Christian Peter, *Mechanismen der Herrschaftssicherung. Eine sprachpolitische Analyse gesellschaftlichen Wandels in der DDR*, München/Wien 1980.
- Luhmann, Niklas, *Die Realität der Massenmedien*, Opladen ²1994.
- Luks, Leonid, *Einsichten und Fehleinschätzungen. Faschismusanalyse der Komintern 1921–1928*, in: Keller, *Antifaschismus*, S. 77–92.
- Luks, Leonid, *Entstehung der kommunistischen Faschismustheorien. Die Auseinandersetzung der Komintern mit Faschismus und Nationalsozialismus 1921–1935*, Stuttgart 1985.
- Lutz, Felix Philipp, *Das Geschichtsbewußtsein der Deutschen. Grundlagen der politischen Kultur in Ost und West*, Köln 2000 (Beiträge zur Geschichtskultur, B. 19).
- Mahle, Hans, *Sendemanuskript vom 13.5.1947*, in: *Beiträge zur Geschichte des Rundfunks 14* (1980), Heft 1, S. 84–90.
- Mählert, Ulrich, *Die Instrumentalisierung des Antifaschismusbegriffes durch die KPD/SED*, in: *Geschichte – Erziehung – Politik 4* (1993), S. 441–452.
- Maibaum, Werner, *Geschichte der Deutschlandpolitik*, Bonn 1998.
- Maier, Kurt, *Sowjetrußland im Urteil der evangelischen Kirche (1917–1945)*, in: Volkmann, *Rußlandbild*, S. 285–321.
- Malycha, Andreas, *Die SED. Geschichte ihrer Stalinisierung 1946–1953*, Paderborn 2000.
- Manoscheck, Walter (Hg.), *Die Wehrmacht im Rassenkrieg. Der Vernichtungskrieg hinter der Front*, Wien 1996.
- Marquard, Odo, *Abschied vom Prinzipiellen*, Ditzingen 1987.
- Marquard, Odo, *Lob des Polytheismus. Über Monomythie und Polymythie*, in: ders., *Abschied vom Prinzipiellen*, S. 91–116.
- Marßolek, Inge/Adelheid von Saldern (Hg.), *Radiozeiten. Herrschaft, Alltag, Gesellschaft (1924–1960)*, Potsdam 1999 (Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, 25).
- Marßolek, Inge/Adelheid von Saldern (Hg.), *Zuhören und Gehörtwerden (I). Radio im Nationalsozialismus zwischen Lenkung und Ablenkung*. Unter Mitarbeit von Daniela Munkel/Monika Pater/Uta C. Schmidt, Tübingen 1998.
- Marßolek, Inge/Adelheid von Saldern, *Massenmedien im Kontext von Herrschaft, Alltag und Gesellschaft. Eine Herausforderung an die Geschichtsschreibung*, in: dies., *Radiozeiten*, S. 11–38.
- Maser, Peter, *Juden und jüdische Gemeinden in der DDR bis in das Jahr 1988*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XX* (1991), S. 393–426.
- Mätzing, Heike Christina, *Geschichte im Zeichen des historischen Materialismus. Untersuchungen zu Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht in der DDR*, Hannover 1999 (Studien zur internationalen Schulbuchforschung, 96).
- McLuhan, Herbert Marshall/Quentin Fiore, *The Medium is the Message. An Inventory of Effects*, New York 1967.
- Mederacke, Matthias/Wilfried Scharf, *Der „Tag der Befreiung“ in der DDR 1985. Die Berichterstattung des „Neuen Deutschland“*, in: *Deutsche Studien 24* (1986), Heft 93, S. 88–94.

- Mergel, Thomas, Geht es weiterhin voran? Die Modernisierungstheorie auf dem Weg zu einer Theorie der Moderne, in: ders./Thomas Welskopp (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*, München 1997, S. 203–232.
- Mergel, Thomas, Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), S. 574–606.
- Merkel, Ina (Hg.), „Wir sind doch nicht die Mecker-Nation“. Briefe an das DDR-Fernsehen. Mit einer Einführung von Ina Merkel und Felix Mühlberg, Köln/Weimar/Wien 1998 (alltag&kultur 4).
- Merten, Klaus/Siegfried J. Schmidt/Siegfried Weischenberg (Hg.), *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*, Opladen 1994.
- Mertens, Lothar, Davidstern unter Hammer und Zirkel. Die Jiddischen Gemeinden in der SBZ/DDR und ihre Behandlung durch Partei und Staat, Olms 1997.
- Merz, Kai-Uwe, *Kalter Krieg als antikommunistischer Widerstand. Die Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit 1948–1959*, München 1987.
- Mettler, Barbara, *Demokratisierung und Kalter Krieg. Zur amerikanischen Informations- und Rundfunkpolitik in Westdeutschland 1945–1949*, Berlin 1975.
- Meuschel, Sigrid, Antifaschistischer Stalinismus, in: Rauschenbach, *Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten*, S. 163–171.
- Meuschel, Sigrid, Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR 1945–1989, Frankfurt a. M. 1992.
- Meyen, Michael, *Denver Clan und Neues Deutschland. Mediennutzung in der DDR*, Berlin 2003.
- Meyen, Michael, „Geistige Grenzgänger“. Medien und die deutsche Teilung; in: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* 1 (1999), S. 192–231.
- Meyen, Michael, *Hauptsache Unterhaltung. Mediennutzung und Medienbewertung in Deutschland in den 50er Jahren*, Münster 2001 (Kommunikationsgeschichte, 14).
- Middell, Matthias/Monika Gibas/Frank Hadler, (Hg.), *Zugänge zu historischen Meistererzählungen (Comparativ 10 (2000), Heft 2)*.
- Middell, Matthias/Monika Gibas/Frank Hadler, Sinnstiftung und Systemlegitimation durch historisches Erzählen. Überlegungen zu Funktionsmechanismen von Repräsentationen des Vergangenen, in: dies., *Zugänge*, S. 7–35.
- Moller, Sabine, *Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland*, Tübingen 2003 (Studien zum Nationalsozialismus in der edition diskord, 8).
- Moltmann, Bernhard/Doron Kiesel/Cilly Kugelmann/Hanno Loewy/Dietrich Neuhaus (Hg.), *Erinnerung. Zur Gegenwart des Holocaust in Deutschland-West und Deutschland-Ost*, Frankfurt a. M. 1994 (Arnoldhainer Texte, 79).
- Moltmann, Günter/Karl Friedrich Reimers (Hg.), *Zeitgeschichte im Film- und Tondokument. 17 historische, pädagogische und sozialwissenschaftliche Beiträge*, Göttingen/Zürich/Frankfurt a. M. 1970.
- Mommsen, Hans, Bürgerlicher (national-konservativer) Widerstand, in: Benz, *Lexikon des deutschen Widerstandes*, S. 55–67.
- Mommsen, Hans, Was haben die Deutschen vom Völkermord an den Juden gewußt?, in: Pehle, *Judenpogrom*, S. 176–200.

- Morré, Jörg, Hinter den Kulissen des Nationalkomitees. Das Institut 99 in Moskau und die Deutschlandpolitik der UdSSR 1943–1946, München 2001 (Schriftenreihe des Instituts für Zeitgeschichte, 82).
- Mosgraber, Karl-Heinz, Das 1000-jährige Potsdam und der Rundfunk, in: Riedel, Mit uns zieht die neue Zeit, S. 47–52.
- Mühl-Benninghaus, Wolfgang, Literatur- und Hörspielproduktion in den Programmen des Nachkriegsrundfunks der Sowjetisch Besetzten Zone (SBZ), in: Estermann/Lersch, Buch, Buchhandel und Rundfunk, S. 96–111.
- Mühl-Benninghaus, Wolfgang, Medienpolitische Probleme in Deutschland zwischen 1945 und 1989. Zum unterschiedlichen Verständnis der audiovisuellen Medien in beiden deutschen Staaten, in: Riedel, neue Zeit, S. 9–20.
- Mühl-Benninghaus, Wolfgang, Rundfunk in der SBZ/DDR, in: Schwarzkopf, Rundfunkpolitik, S. 795–873.
- Mühl-Benninghaus, Wolfgang, Rundfunkgeschichte. Sowjetische Besatzungszone – DDR – Die Wende, in: ARD/ZDF, Was Sie über Rundfunk wissen sollten, S. 369–394.
- Mühl-Benninghaus, Wolfgang, Verlustempfinden. Warum ARD/ZDF im Osten nicht ankommen: Versuch einer Antwort, in: Funk-Korrespondenz Nr. 4 v. 29. Januar 1993, S. 1–9.
- Mühl-Benninghaus, Wolfgang, Zu Problemen von Unterhaltungssendungen im Rundfunk in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ), in: Klaus Arnold/Christoph Classen, (Hg.), Zwischen Pop und Propaganda, Radio in der DDR, Berlin 2004 (i.E.).
- Mühl-Benninghaus, Wolfgang/Ansgar Diller, Rundfunk unter zwei Regimen. Vom NS- zum SED-Rundfunk, in: ARD (Hg.), ARD-Handbuch 91, 23. Jahrgang, Hamburg 1991, S. 30–43.
- Mühlberg, Dietrich, Die DDR als Gegenstand der kulturwissenschaftlichen Forschung, in: Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung 16 (1993), Heft 33, S. 7–85.
- Mühlberg, Dietrich, Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der DDR, in: Kaelble, Sozialgeschichte der DDR, S. 62–94.
- Mulin, Wladimir, Wir gaben alles, was wir konnten. Erinnerungen an den Aufbau des demokratischen Rundfunks nach 1945, in: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks 11 (1977), Heft 3, S. 5–10.
- Müller, Klaus E./Jörn Rüsen (Hg.), Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien, Reinbek 1997.
- Müller, Michael G., Beistandspakt(e), in: Torke, Historisches Lexikon, S. 43f.
- Müller, Michael G., Zweiter Weltkrieg, in: Torke, Historisches Lexikon, S. 382–384.
- Müller, Silvia, Der Rundfunk als Herrschaftsinstrument der SED, in: Deutscher Bundestag, Enquete-Kommission, Bd. II/4, S. 2287–2326.
- Müller-Doohm, Stefan/Klaus Neumann-Braun (Hg.), Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation. Beiträge zur Medien- und Kommunikationssoziologie, Opladen 1991.
- Münkel, Daniela, Herrschaftspraxis im Rundfunk der SBZ/DDR. Anspruch – Grenzen – Sicherung; in: Marbolek/Saldern, Radiozeiten, S. 83–100.
- Münkel, Daniela, Produktionssphäre, in: Saldern/Marbolek, Zuhören und Gehörtwerden (II), S. 45–170.

- Münkler, Herfried, Antifaschismus und antifaschistischer Widerstand als politischer Gründungsmythos der DDR, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 45/1998, S. 16–29.
- Münkler, Herfried, Das kollektive Gedächtnis der DDR, in: *Vorsteher, Parteauftrag*, S. 458–468.
- Münkler, Herfried, Politische Mythen der DDR. Vortrag vor den Mitgliedern der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 16. Februar 1996, in: *Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hg.), Jahrbuch 1996*, Berlin 1997, S. 123–155.
- Münkler, Herfried, Politische Mythen und nationale Identität. Vorüberlegungen zu einer Theorie politischer Mythen, in: *Frindte/Pätzolt, Mythen der Deutschen*, S. 21–27.
- Münkler, Herfried/Wolfgang Storch, *Sieg-Frieden. Politik mit einem deutschen Mythos*, Berlin 1987.
- Mythos Antifaschismus. Ein Traditionskabinett wird kommentiert*. Herausgegeben vom Kulturstadamt Prenzlauer Berg und dem Aktiven Museum Faschismus und Widerstand in Berlin e.V., Berlin 1992.
- Naftzinger, Joseph E., *Policy-Making in the German Democratic Republic: The Response to West German Trans-Border Television Broadcasting*, Phil. Diss., Maryland 1994.
- Negt, Oskar/Alexander Kluge, *Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*, Frankfurt a. M. 1972.
- Neidhardt, Friedhelm (Hg.), *Öffentlichkeit, Öffentliche Meinung, Soziale Bewegungen*, Opladen 1994.
- Neidhardt, Friedhelm, Einleitung, in: *ders., Öffentlichkeit, Öffentliche Meinung, Soziale Bewegungen*, S. 7–41.
- Nennen, Heinz-Ulrich (Hg.), *Diskurs. Begriff und Realisierung*, Würzburg 2000.
- Nennen, Heinz-Ulrich, Einführung, in: *ders., Diskurs*, S. VII–XXV.
- Nieden, Susanne zur, „... stärker als der Tod“. Bruno Apitz' Roman „Nackt unter Wölfen“ und die Holocaust-Rezeption in der DDR, in: *Köppen/Scherpe, Bilder des Holocaust*, S. 97–108.
- Niemöller, Martin, *Vom U-Boot zur Kanzel*, Berlin 1934.
- Niethammer, Lutz (Hg.), *Der „gesäuberte Antifaschismus“. Die SED und die roten Kapos von Buchenwald*, Berlin 1994.
- Niethammer, Lutz, Diesseits des „Floating Gap“. Das kollektive Gedächtnis und die Konstruktion von Identität im wissenschaftlichen Diskurs, in: *Platt/Dabag, Generation und Gedächtnis*, S. 25–50.
- Niethammer, Lutz, Ein Sessel im KZ. Über Abbild, Inbild und Legende, in: *Herbert/van Laak, Deutschland danach*, S. 465–483.
- Niethammer, Lutz, Erfahrungen und Strukturen. Prolegomena zu einer Geschichte der Gesellschaft der DDR, in: *Kaelble u.a., Sozialgeschichte*, S. 95–115.
- Niethammer, Lutz, *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*, Reinbek 2000.
- Niethammer, Lutz, Volkspartei neuen Typs? Sozialbiographische Voraussetzungen der SED in der Industrieprovinz, in: *Prokla 20*, Nr. 80 (1990), S. 40–70.

- Niethammer, Lutz/Alexander v. Plato/Dorothee Wierling, *Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz. 30 biographische Eröffnungen*, Berlin 1991.
- Noelle-Neumann, Elisabeth, *Der geteilte Himmel. Geschichtsbewußtsein in West- und Ostdeutschland oder Zwei Ansichten deutscher Geschichte*, in: FAZ, 3. Mai 1995, S. 5.
- Noelle-Neumann, Elisabeth/Renate Köcher (Hg.), *Allensbacher Jahrbuch für Demoskopie 1993–1997*, München 1997.
- Noelle-Neumann, Elisabeth/Winfried Schulz/Jürgen Wilke (Hg.), *Fischer Lexikon Publizistik – Massenkommunikation*, Frankfurt a. M. 1994.
- Nordwestdeutscher Rundfunk (NWDR) (Hg.), *NWDR-Jahrbuch 1950–1953*, Hamburg/Köln o.J. [1954].
- Ommler, Norbert, *Zweierlei „Vergangenheitsbewältigung“ ohne Tangieren des gemeinsamen Kerns*, in: *Geschichte – Erziehung – Politik* 4 (1993), Heft 6, S. 433–452.
- Orwell, George, *Mein Katalonien*, Zürich 2000 (engl. zuerst 1938).
- Pandel, Hans-Jürgen, *Geschichtlichkeit und Gesellschaftlichkeit im Geschichtsbewußtsein. Zusammenfassendes Resümee empirischer Untersuchungen*, in: *ders./Borries/Rüsen, Geschichtsbewußtsein empirisch*, S. 1–23.
- Pandel, Hans-Jürgen/Bodo von Borries/Jörn Rüsen (Hg.), *Geschichtsbewußtsein empirisch*, Pfaffenweiler 1991.
- Pannen, Stefan, *Die Weiterleiter. Funktion und Selbstverständnis ostdeutscher Journalisten*, Köln 1992.
- Papadopoulos-Kilius, Rosemarie, *„Es gibt zwei Deutschlands ...“ Im Gespräch mit Zeugen und Zeitgenossen des NKFD*, Willi Belz/Bernt von Kügelgen/Bernhard Bechler, in: *Uberschär, Nationalkomitee*, S. 201–218.
- Parsons, Talcott, *Sozialstruktur und die symbolischen Tauschmedien*, in: *Pias, Kursbuch Medienkultur*, S. 34–44.
- Pater, Monika, *Rundfunkangebote zwischen Humor und Erziehung zum sozialistischen Menschen*, in: *Saldern/Marßolek, Zuhören und Gehörtwerden*, S. 171–258.
- Pehle, Walter H., *Der Judenpogrom 1938. Von der „Reichskristallnacht“ zum Völkermord*, Frankfurt a. M. 1988.
- Peukert, Detlef J. K., *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt a. M. 1987.
- Pias, Claus (Hg.), *Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard*, Stuttgart 1999.
- Picaper, Jean-Paul, *Kommunikation und Propaganda in der DDR*, Stuttgart 1976.
- Piereth, Wolfgang, *Propaganda im 19. Jahrhundert. Die Anfänge aktiver staatlicher Pressepolitik in Deutschland (1800–1871)*, in: *Daniel/Siemann, Propaganda*, S. 21–43.
- Pietrzynski, Ingrid, *„Die Gegenwart zwingt zur Besinnung!“ Die Thematisierung von Kriegsschuld in Kommentaren und Betrachtungen des DDR-Rundfunks der 50er Jahre*, in: *Rundfunk und Geschichte* 26 (2000), Heft 1/2, S. 45–50.
- Pietrzynski, Ingrid, *Der DDR-Rundfunk ist tot – es leben die Akten*, in: *Riedel, neue Zeit*, S. 299–302.

- Pietrzynski, Ingrid, „Eine Republikpartei schule, noch dazu eine schlechte ...“ Der 17. Juni 1953, der DDR-Rundfunk und ein Memorandum von Herbert Gessner und Karl-Eduard von Schnitzler, in: *Rundfunk und Geschichte* 29 (2003), 1/2, S. 20–37.
- Pietrzynski, Ingrid, Offene Archive für ein abgeschlossenes Kapitel. Streiflichter auf Quellen zur Rundfunkgeschichte der DDR, in: *Rundfunk und Geschichte* 20 (1994), Heft 1, S. 30–37.
- Pietrzynski, Ingrid, „Vergessen ist zu einfach. Begreifen muß man!“ Der Zweite Weltkrieg in literarischen Sendereihen des DDR-Hörfunks in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre – Literatursauswahl und Lesartdeutungen, in: Heukenkamp, Schuld und Sühne, Bd. 2, S. 493–514.
- Pietrzynski, Ingrid/Alexander Greguletz, Das Schriftgut des DDR-Hörfunks. Eine Bestandsübersicht, Potsdam 2002.
- Pinkepank, Thorsten, Instrumentalisierte Vergangenheit. NS-Prozesse in der DDR-Presse. Magisterarbeit, Mainz 1995.
- Plato, Alexander von/Almuth Leh, „Ein unglaublicher Frühling“. Erfahrene Geschichte im Nachkriegsdeutschland 1945–1948, Bonn 1997.
- Platt, Kristin/Mirhan Dabag (Hg.), Einleitung. Generation und Gedächtnis, in: dies., Generation und Gedächtnis, S. 9–24.
- Platt, Kristin/Mirhan Dabag (Hg.), Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten, Opladen 1995.
- Poerschke, Hans, Gedanken zur Journalismus-Konzeption der SED in den fünfziger Jahren, in: Keller u.a., Ansichten, Bd. 1, S. 237–255.
- Pollack, Detlef, Die konstitutive Widersprüchlichkeit der DDR. Oder: War die DDR-Gesellschaft homogen?, in: *Geschichte und Gesellschaft* 24 (1997), S. 110–131.
- Posser, Dieter, Anwalt im kalten Krieg. Deutsche Geschichte in politischen Prozessen 1951–1968, Bonn 2000.
- Pott, Wilhelm Heinrich, Die Philosophien der Nachkriegsliteratur, in: Fischer, Literatur in der Bundesrepublik, S. 263–298.
- Pöttker, Horst u.a., Massenmedien in der DDR, in: *medium* 2/86, S. 17–69.
- Probst, Gerhard, Das neue Domizil: Funkhaus Nalepastraße, in: *Lektorat Rundfunkgeschichte, Erinnerungen*, S. 46–53.
- Raue, Günter, Geschichte des Journalismus in der DDR (1945–1961), Leipzig 1986.
- Rauschenbach, Brigitte (Hg.), Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten. Zur Psycho-Analyse deutscher Wenden, Berlin 1992.
- Reck, Roland, Wasserträger des Systems. Rolle und Selbstverständnis von DDR-Journalisten vor und nach der Wende 1989/90, Münster 1996 (*Medien und Kommunikation*, 24).
- Reich, Hans H., Sprache und Politik. Untersuchungen zu Wortschatz und Wortwahl des offiziellen Sprachgebrauchs in der DDR, München 1968.
- Reichel, Peter, Erfundene Erinnerung. Weltkrieg und Judenmord in Film und Theater, München/Wien 2004.
- Reichel, Peter, Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit, München/Wien 1995.
- Reichel, Peter, Politische Kultur der Bundesrepublik, Opladen 1991.

- Reichel, Peter, *Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur von 1945 bis heute*, München 2001.
- Remus, Klaus, *Nationalbewußtsein und Geschichtsbewußtsein*, in: Schneider, *Geschichtsbewußtsein*, S. 101–113.
- Requate, Jörg, *Die Untersuchung der Audiovisuellen Medien der DDR als Forschungsaufgabe. Probleme, Chancen und Perspektiven*, in: *Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien*, 7 (1996), S. 22–33.
- Requate, Jörg, *Kommunikation und Propaganda in den Medien der DDR. Möglichkeiten und Grenzen des kommunikativen Austausches zwischen den audiovisuellen Medien der DDR und ihrem Publikum*, in: *Siegener Periodikum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft (SPIEL)* 14 (1995), Heft 2, S. 230–243.
- Requate, Jörg, *Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analyse*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 25 (1999), S. 5–32.
- Reuter, Elke, *Erfahrung Antifaschismus. Die VVN in Ostdeutschland (1947–1953)*, in: *Weißbecker/Kühnl, Rassismus, Faschismus, Antifaschismus*, S. 278–284.
- Reuter, Elke/Detlef Hansel, *Das kurze Leben der VVN von 1947 bis 1953. Die Geschichte der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes in der sowjetischen Besatzungszone und in der DDR*, Berlin 1997.
- Richert, Ernst/Carola Stern/Peter Dietrich, *Agitation und Propaganda. Das System der publizistischen Massenföhrung in der Sowjetzone*, Berlin/Frankfurt a. M. 1958 (Schriften des Instituts für politische Wissenschaft, 10).
- Richter, Erich, *Entwicklungsetappen des Deutschen Demokratischen Rundfunks*, Teil 3, in: *Beiträge zur Geschichte des Rundfunks* 4 (1970), S. 5–71.
- Richter, Sigrun, *Die Volkskorrespondenten-Bewegung der SED-Bezirkspresse. Theorie, Geschichte und Entwicklung einer Kommunikatorfigur*, Frankfurt a. M. 1993.
- Ricoeur, Paul, *Zeit und Erzählung*. Bd. 1, *Zeit und historische Erzählung*, München 1988.
- Ricoeur, Paul, *Zeit und Erzählung*. Bd. 3, *Die erzählte Zeit*, München 1991.
- Riedel, Heide (Hg.), *Mit uns zieht die neue Zeit ... 40 Jahre DDR-Medien*, Berlin 1993.
- Riedel, Heide, *Hörfunk und Fernsehen in der DDR*, Köln 1977.
- Rittersporn, Gábor T./Malte Rolf/Jan C. Behrends (Hg.), *Sphären von Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs. Zwischen partei-staatlicher Selbstinszenierung und kirchlichen Gegenwelten*, Frankfurt a. M. 2003.
- Robel, Hergard, *Kriegsgefangene*, in: *Benz/Graml/Weiß, Enzyklopädie des Nationalsozialismus*, S. 553–555.
- Roewer, Helmut/Stefan Schäfer/Matthias Uhl, *Lexikon der Geheimdienste im 20. Jahrhundert*, München 2003.
- Rogasch, Wilfried, *Ätherkrieg über Berlin. Der Rundfunk als Instrument politischer Propaganda im Kalten Krieg 1945–1961*, in: *Deutschland im Kalten Krieg 1945–1963. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums vom 28. August bis 24. November 1992 im Zeughaus Berlin*, Berlin 1992, S. 69–84.
- Rohe, Karl, *Politische Kultur und ihre Analyse. Probleme und Perspektiven der politischen Kulturforschung*, in: *Historische Zeitschrift* 250 (1990), S. 321–346.
- Röhr, Werner (Hg.), *Faschismus und Rassismus. Kontroversen um Ideologie und Opfer*, Berlin 1992.

- Rolfes, Gabriele, *Die deutsche Welle – ein politisches Neutrum im Weimarer Staat?*, Frankfurt a. M. 1992.
- Roon, Ger van, *Widerstand im Dritten Reich*, München 1979.
- Rücker, Günther, *Anfänge in Leipzig*, in: Riedel, *neue Zeit*, S. 43–47.
- Rückkehr in die Fremde? *Remigranten und Rundfunk in Deutschland 1945–1955*. Eine Dokumentation zu einem Thema der deutschen Nachkriegsgeschichte. Zusammengetragen von Hans-Ulrich Wagner mit einem Essay von Peter Steinbach, hg. v. Arbeitskreis selbständiger Kulturinstitute e. V. – AsKI u.a., Berlin/Bonn/Frankfurt a. M. 2000.
- Runge, Irene, *Sind Einsichten Ansichtssache? Oder: Das Verkennen der jüdischen Frage*, in: Weißbecker/Kühnl, *Rassismus, Faschismus, Antifaschismus*, S. 357–364.
- Rüsen, Jörn, *Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewußtseins, sich in der Zeit zurechtzufinden*, Köln 1994.
- Rüsen, Jörn, *Was heißt: Sinn der Geschichte?*, in Müller/ders., *Historische Sinnbildung*, S. 17–47.
- Sabrow, Martin, *Auf der Suche nach dem materialistischen Meisterton. Bauformen einer nationalen Gegenerzählung in der DDR*, in: Jaraus/Sabrow, *Meistererzählung*, S. 33–77.
- Sabrow, Martin, *„Beherrschte Normalwissenschaft“*. Überlegungen zum Charakter der DDR-Historiographie, in: *Geschichte und Gesellschaft* 24 (1998), S. 412–445.
- Sabrow, Martin, *Das Diktat des Konsenses. Geschichtswissenschaft in der DDR 1949–1969*, München 2001 (*Ordnungssysteme – Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit* 8).
- Sabrow, Martin (Hg.), *Geschichte als Herrschaftsdiskurs, Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR*, Köln/Weimar/Wien 2000.
- Sabrow, Martin, *Geschichtsdiskurs und Doktringesellschaft*, in: ders., *Geschichte als Herrschaftsdiskurs*, S. 9–35.
- Sabrow, Martin (Hg.), *Verwaltete Vergangenheit: Geschichtskultur und Herrschaftslegitimation in der DDR*, Leipzig 1997 (*Geschichtswissenschaft und Geschichtskultur im 20. Jahrhundert*, Bd. 1).
- Saldern, Adelheid von, *Öffentlichkeiten in Diktaturen. Zu den Herrschaftspraktiken im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, in: Heydemann/Oberreuter, *Diktaturen in Deutschland*, S. 442–475.
- Saldern, Adelheid von, *Überfremdungsängste. Gegen Amerikanisierung der deutschen Kultur in den zwanziger Jahren*, in: Lütke/Marbolek/dies., *Amerikanisierung*, S. 13–24.
- Saldern, Adelheid von/Inge Marbolek (Hg.), *Zuhören und Gehörtwerden (II). Radio in der DDR zwischen Lenkung und Ablenkung*. Unter Mitarbeit von Daniela Münkel, Monika Pater, Uta C. Schmidt, Tübingen 1998.
- Sandkühler, Thomas, *Judenpolitik und Judenmord im Distrikt Galizien, 1941–1942*, in: Herbert, *Vernichtungspolitik*, S. 122–147.
- Sarcinelli, Ulrich (Hg.), *Politikvermittlung und Demokratie in der Mediengesellschaft*, Bonn 1998.
- Sarcinelli, Ulrich (Hg.), *Symbolische Politik. Zur Bedeutung symbolischen Handelns in der Wahlkampfkommunikation der Bundesrepublik Deutschland*, Opladen 1987.
- Saxer, Ulrich, *Medien, Rezeption, Geschichte*, in: Klingler u.a., *Medienrezeption*, S. 25–34.

- Schäfer, Gert, Der Faschismus und die Kommunistische Internationale, in: Bergmann/Keßler, Aufstieg und Zerfall der Komintern, S. 167–201.
- Schafranek, Hans, Zwischen NKWD und Gestapo. Die Auslieferung deutscher und österreichischer Antifaschisten an Nazi-Deutschland 1937–1941, Frankfurt a. M. 1990.
- Scharf, Wilfried, Zur wissenschaftlichen Behandlung der DDR-Massenmedien in der Bundesrepublik Deutschland: Theoriedefizit, in: Geserick/Kutsch, Publizistik, S. 37–60.
- Scheurig, Bodo, Verräter oder Patrioten. Das Nationalkomitee „Freies Deutschland“ und der Bund Deutscher Offiziere in der Sowjetunion 1943–1945, Berlin/Frankfurt a. M. 1993.
- Schieder, Wolfgang/Christoph Dipper, Propaganda, in: Brunner/Conze/Koselleck, Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. V, S. 69–112.
- Schildt, Axel, Ankunft im Westen. Ein Essay zur Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik, Frankfurt a. M. 1999.
- Schildt, Axel, Das Jahrhundert der Massenmedien. Ansichten einer künftigen Geschichte der Öffentlichkeit, in: Geschichte und Gesellschaft 27 (2001), S. 177–206.
- Schildt, Axel, Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Öffentlichkeit der Nachkriegszeit, in: Loth/Rusinek, Verwandlungspolitik, S. 19–54.
- Schildt, Axel, Hegemon der häuslichen Freizeit: Rundfunk in den 50er Jahren, in: Schildt/Sywottek, Modernisierung, S. 458–476.
- Schildt, Axel, Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre, Hamburg 1995 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, 31).
- Schildt, Axel, Zwei Staaten – eine Hörfunk- und Fernsehnation. Überlegungen zur Bedeutung der elektronischen Massenmedien in der Geschichte der Kommunikation zwischen der Bundesrepublik und der DDR, in: Bauerkämper/Sabrow/Stöver, Doppelte Zeitgeschichte, S. 58–71.
- Schildt, Axel/Arnold Sywottek (Hg.), Modernisierung im Wiederaufbau, Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn ²1998.
- Schildt, Axel/Detlef Siegfried/Karl-Christian Lammers (Hg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in beiden deutschen Staaten, Hamburg 2000.
- Schivelbusch, Wolfgang, Vor dem Vorhang. Das geistige Berlin 1945–1948, München/Wien 1995.
- Schmädeke, Jürgen/Peter Steinbach (Hg.), Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler, München/Zürich ³1994.
- Schmidt, Uta C., Der Volksempfänger. Tabernakel moderner Massenkultur, in: Marßolek/v. Saldern, Radiozeiten, S. 136–159.
- Schmidt, Uta C., Radioaneignung, in: von Saldern/Marßolek, Zuhören und Gehörtwerden II, Tübingen 1998, S. 259–367.
- Schmidt, Walter, Jüdisches Erbe in der DDR, in: Weißbecker/Kühnl, Rassismus, Faschismus, Antifaschismus, S. 311–339.
- Schmitthenner, Hansjörg, Sechzehn deutsche Hörspiele, München 1962.
- Schneider, Christian, Identität und Identitätswandel der Deutschen nach 1945, in: Loth/Rusinek, Verwandlungspolitik, S. 247–258.
- Schneider, Gerhard (Hg.) Geschichtsbewußtsein und historisch-politisches Lernen. Jahrbuch für Geschichtsdidaktik, Pfaffenweiler 1988.

- Schnitzler, Karl-Eduard, *Der rote Kanal. Armes Deutschland*, Hamburg² 1992.
- Schnitzler, Karl-Eduard von, *Meine Schlösser oder wie ich mein Vaterland fand*, Berlin 1989.
- Schönhoven, Klaus, *Verschiedene Vergangenheiten. Geschichtskulturelle Konflikte im geteilten Deutschland*, in: *Jahrbuch für historische Kommunismusforschung 2000/2001*, Berlin 2001, S. 237–247.
- Schöttler, Peter, *Mentalitäten, Ideologien, Diskurse. Zur sozialgeschichtlichen Thematisierung der „dritten Ebene“*, in: Lüdtko, *Alltagsgeschichte*, S. 85–136.
- Schöttler, Peter, *Wer hat Angst vor dem „linguistic turn“?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 24 (1997) Heft 1, S. 134–151.
- Schroeder, Klaus/Jochen Staadt, *Zeitgeschichte in Deutschland vor und nach 1989*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte B 26/27 1997*, S. 15–29.
- Schubarth, Wilfried/Ronald Pschierer/Thomas Schmidt, *Verordneter Antifaschismus und die Folgen. Das Dilemma antifaschistischer Erziehung am Ende der DDR*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte, B 9/1991*, S. 3–16.
- Schulz, Andreas, *Der Aufstieg der „vierten Gewalt“. Medien, Politik und Öffentlichkeit im Zeitalter der Massenkommunikation*, in: *Historische Zeitschrift* 270 (2000), S. 65–97.
- Schulz, Jürgen Michael, *Medien und Propaganda*, in: *Vorsteher, Parteiauftrag*, S. 435–453.
- Schumacher, Renate, *Programmstruktur und Tagesablauf der Hörer*, in: *Leonhard, Programmgeschichte des Rundfunks in der Weimarer Republik, Bd. 1*, S. 353–420.
- Schütrumpf, Jörn, *„Besprechungen zwischen den ehemaligen VVN-Kameraden ... dürfen nicht mehr stattfinden.“ Antifaschismus in der DDR*, in: *Vorsteher, Parteiauftrag*, S. 142–152.
- Schütte, Wolfgang, *Der Deutsche Nachkriegsrundfunk und die Gründung der Rundfunkanstalten. Eine Chronik*, in: *Lerg/Steininger, Rundfunk und Politik*, S. 217–260.
- Schwab-Trapp, Michael, *Konflikt, Kultur und Interpretation. Eine Diskursanalyse des öffentlichen Umgangs mit dem Nationalsozialismus*, Opladen 1996.
- Schwab-Trapp, Michael, *Kulturelle Ordnung und politisches Handeln. Der Fall Globke: „Einige emigrierten, andere blieben. Nicht alle konnten emigrieren.“*, in: *ders./Herz, Umkämpfte Vergangenheit*, S. 109–138.
- Schwab-Trapp, Michael/Thomas Herz (Hg.), *Umkämpfte Vergangenheit: Diskurse über den Nationalsozialismus seit 1945*, Opladen 1997.
- Schwarz, Uta, *Wochenschauen als Quellen einer Kulturgeschichte des Sozialen. Die Kategorie Geschlecht in den bundesdeutschen Wochenschauen der fünfziger Jahre*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 41 (2001), S. 271–296.
- Schwarzkopf, Dietrich (Hg.), *Rundfunkpolitik in Deutschland. Wettbewerb und Öffentlichkeit*, 2 Bd., München 1999.
- Selbmann, Erich, *Massenmedien in der DDR – die DDR in ihren Massenmedien*, in: *Keller, Ansichten, Bd. 1*, S. 257–278.
- Sennett, Richard, *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt a. M. 1983.
- Seydewitz, Max, *Intendant des Berliner Rundfunks 1946/47*, in: *Beiträge zur Geschichte des Rundfunks* 12 (1978), Heft 1, S. 5–24.
- Seydewitz, Ruth/Max Seydewitz, *Unvergessene Jahre. Begegnungen*, Berlin (Ost) 1984.

- Siegfried, Detlef, Zwischen Aufarbeitung und Schlußstrich. Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in den beiden deutschen Staaten 1958 bis 1969, in: Schildt/Siegfried/Lammers, *Dynamische Zeiten*, S. 77–113.
- Silbermann, Marc, Problematizing the Socialist Public Sphere, in: ders., *What Remains? East German Culture and the Postwar Public*, Wisconsin 1997, S. 1–35.
- Simmel, Georg, Das Problem der Soziologie, in: ders., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt a. M. 1992, S. 13–62.
- Simon, Annette, Antifaschismus als Loyalitätsfalle. Ich und sie: Ein Versuch, mir und anderen meine ostdeutsche Moral zu erklären, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 1.2.1993, S. 27.
- Sösemann, Bernd, Medien und Öffentlichkeit in der Julikrise 1914, in: *Kronenberg/Schuchtel, Aktualität*, S. 193–232.
- Sösemann, Bernd, Propaganda und Öffentlichkeit in der „Volksgemeinschaft“, in: ders., *Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Einführung und Überblick*, München 2002, S. 114–154.
- Speth, Rudolf/Edgar Wolfrum (Hg.), *Politische Mythen und Geschichtspolitik*, Berlin 1996.
- Spielhagen, Edith (Hg.), *So durften wir glauben zu kämpfen ... Erfahrungen mit DDR-Medien*, Berlin 1993.
- Staatliches Rundfunkkomitee (ab 1968: Staatliches Komitee für Rundfunk beim Ministerrat der DDR, Lektorat Rundfunkgeschichte) (Hg.), *Beiträge zur Geschichte des Rundfunks*, Berlin 1967ff.
- Staritz, Dietrich, *Geschichte der DDR*, Frankfurt a. M. 1996.
- Steege, Paul R., Totale Blockade, totale Luftbrücke? Die mythische Erfahrung der ersten Berlinkrise, Juni 1948 bis Mai 1949, in: Ciesla/Lemke/Lindenberger, *Sterben für Berlin*, S. 59–77.
- Steinbach, Peter, Die Vergegenwärtigung von Vergangenenem. Zum Spannungsverhältnis zwischen individueller Erneuerung und öffentlichem Gedenken, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 3–4/1997, S. 3–13.
- Steinbach, Peter, Zwischen Verrat und Widerstand: Der Streit um NKFD und BdO bei der Präsentation der Gedenkstätte Deutscher Widerstand als geschichtspolitisches Symptom, in: *Ueberschär, Nationalkomitee*, S. 15–28.
- Steinbach, Peter/Johannes Tuchel (Hg.), *Lexikon des Widerstandes 1933–1945*, München²1998.
- Steininger, Rolf (Hg.), *Der Umgang mit dem Holocaust. Europa – USA – Israel*, Wien/Köln/Weimar 1994.
- Steinle, Matthias, Vom Feindbild zum Fremdbild. Die gegenseitige Darstellung von Bundesrepublik und DDR im Dokumentarfilm, Konstanz 2003 (Close Up, 18).
- Sternberger, Dolf/Gerhard Storz/Wilhelm E. Süskind, *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen*, Hamburg/Düsseldorf²1968.
- Stöver, Bernd, *Der Kalte Krieg*, München 2003.
- Streit, Christian, *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945*, Stuttgart 1978.
- Streul, Irene Charlotte, *Westdeutsche Literatur in der DDR. Böll, Grass, Walser und andere in der offiziellen Rezeption 1949–1985*, Stuttgart 1988.

- Strunk, Peter, Zensur und Zensoren. Medienkontrolle und Propagandapolitik unter sowjetischer Besatzungsherrschaft in Deutschland, Berlin 1996 (edition bildung und wissenschaft, 2).
- Suckut, Siegfried, Parteien in der SBZ/DDR 1945–1952, Bonn 2000.
- Suter, Andreas, Nationalstaat und die „Tradition von Erfindung“. Vergleichende Überlegungen, in: *Geschichte und Gesellschaft* 25 (1999), S. 480–503.
- Sywottek, Arnold, Deutsche Volksdemokratie. Studien zur politischen Konzeption der KPD 1935–1946, Düsseldorf 1971 (Studien zur modernen Geschichte, 1).
- Sywottek, Arnold, Revolutionäre Perspektiven des kommunistischen Widerstandes, in: *Schmädeke/Steinbach, Widerstand*, S. 475–496.
- Sywottek, Arnold, Wirtschafts- und sozialpolitische Entwicklungen als Legitimationsbasis im deutsch-deutschen Systemgegensatz, in: *Kleßmann/Misselwitz/Wichert, Deutsche Vergangenheiten*, S. 161–175.
- Tenfelde, Klaus, Milieus, politische Sozialisation und Generationenkonflikte im 20. Jahrhundert, Bonn 1998 (Gesprächskreis Geschichte, Heft 19).
- Thomas, Hugh, *The Spanish Civil War. Revolution and Conter-Revolution*, New York 1994.
- Timm, Angelika, Der 9. November 1938 in der politischen Kultur der DDR, in: *Steininger, Umgang*, S. 246–262.
- Timm, Angelika, Der Eichmann-Prozeß – eine Zäsur für den Umgang mit der Schoah in der DDR, in: *Weißbecker/Kühnl, Rassismus, Faschismus, Antifaschismus*, S. 340–356.
- Timm, Angelika, Der politische und propagandistische Umgang mit der „Reichskristallnacht“ in der DDR, in: *Danyel, Geteilte Vergangenheit*, S. 213–223.
- Timm, Angelika, Hammer, Zirkel, Davidstern. Das gestörte Verhältnis der DDR zu Zionismus und dem Staat Israel, Bonn 1997.
- Torke, Hans-Joachim, *Historisches Lexikon der Sowjetunion*, München 1993.
- Ubbens, Wilbert, Literatur zur Analyse der DDR-Publizistik in der Bundesrepublik Deutschland. Bibliographie, in: *Geserick/Kutsch, Publizistik*, S. 217–242.
- Ueberschär, Gerd R. (Hg.), *Das Nationalkomitee „Freies Deutschland“ und der Bund Deutscher Offiziere*, Frankfurt a. M. 1995.
- Uhl, Michael, *Mythos Spanien. Das Erbe der internationalen Brigaden in der DDR*, Bonn 2004.
- Unverhau, Dagmar, *Das „NS-Archiv“ des Ministeriums für Staatssicherheit*, Münster 1998.
- Urry, John, Wie erinnern sich Gesellschaften ihrer Vergangenheit?, in: *Rosemarie Beier (Hg.), Geschichtskultur in der Zweiten Moderne*, Frankfurt a. M. 2000, S. 29–69.
- Verhey, Jeffrey, Neuere Arbeiten zur Propagandageschichte, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 40 (2001), S. 624–632.
- Vogel, Andreas, Zum Verlauf von Innovationsprozessen in der Rundfunkgeräteindustrie der BRD und der DDR am Beispiel der Einführung der UKW-Technik, in: *Bähr/Petzina, Innovationsverhalten und Entscheidungsstrukturen*, S. 165–187.
- Voigt, Rüdiger (Hg.), *Politik der Symbole, Symbole der Politik*, Opladen 1989
- Vollnhals, Clemens, Zwischen Verdrängung und Aufklärung. Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust in der frühen Bundesrepublik, in: *Büttner, Judenverfolgung*, S. 357–392.

- Vorsteher, Dieter (Hg.), Deutschland im Kalten Krieg 1945–1963. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums vom 28. August bis 29. November 1992 im Zeughaus Berlin, Berlin 1992.
- Vorsteher, Dieter (Hg.), Parteiauftrag: Ein neues Deutschland. Bilder, Rituale und Symbole der frühen DDR. Buch zur Ausstellung des Deutschen Historischen Museums vom 13. Dezember 1996 bis 11. März 1997, Berlin 1997.
- Wagner, Hans-Ulrich, „Der gute Wille, etwas neues zu schaffen“. Grundzüge des Hörspielprogramms in Deutschland 1945–1949, Potsdam 1997 (Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, 11).
- Walther, Gerhard, Der Rundfunk in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands, Bonn/Berlin 1961 (Bonner Berichte aus Ost- und Mitteldeutschland).
- Weber, Hermann, „Asymmetrie“ bei der Erforschung des Kommunismus und der DDR-Geschichte?, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 6/27 1997, S. 3–14.
- Weber, Hermann, Die DDR 1945–1990, München ²1993.
- Weber, Hermann, Die KPD in der Illegalität, in: Löwenthal/Mühlen, Widerstand, S. 83–101.
- Weber, Hermann, Geschichte der DDR, München 1999.
- Weber, Max, Wirtschaft und Gesellschaft, Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen ⁵1976.
- Wehler, Hans-Ulrich, Entsorgung der deutschen Vergangenheit? Ein polemischer Essay zum „Historikerstreit“, München 1988.
- Weidenfeld, Werner (Hg.), Geschichtsbewußtsein der Deutschen. Materialien zur Spurensuche einer Nation, Köln 1987.
- Weidenfeld, Werner, Geschichte und Politik, in: ders., Geschichtsbewußtsein, S. 13–31.
- Weinke, Annette, Die Verfolgung von NS-Tätern im geteilten Deutschland. Vergangenheitsbewältigung 1949–1969 oder: Eine deutsch-deutsche Beziehungsgeschichte im Kalten Krieg, Paderborn u.a. 2002.
- Weisbrod, Bernd, Medien als symbolische Form der Massengesellschaft. Die medialen Bedingungen von Öffentlichkeit im 20. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie 9 (2001), S. 270–283.
- Weißbecker, Manfred/Reinhard Kühnl (Hg.), Rassismus, Faschismus, Antifaschismus. Forschungen und Betrachtungen. Gewidmet Kurt Pätzold zum 70. Geburtstag, Köln 2000.
- Welzer, Harald/Sabine Moller/Karoline Tschugnall, „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt a. M. 2002.
- Wende-Thiele, Helga, Herbert Gessner – Ein bayerischer Idealist im roten Berliner Rundfunk, in: Zeitschrift des Forschungsverbundes SED-Staat 13 (2003), S. 101–109.
- Werth, Nicolas, Ein Staat gegen sein Volk. Gewalt, Unterdrückung und Terror in der Sowjetunion, in: Courtois, Schwarzbuch, S. 44–295.
- Wette, Wolfram/Gerd R. Ueberschär (Hg.), Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht, Frankfurt a. M. 1992.
- White, Hayden, „Metahistory“. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1991.
- White, Hayden, Auch Clio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses, Stuttgart 1986.

- Wieland, Günther, Verdienst und Defizit der DDR-Justiz beim Verfolgen von Naziverbrechen, in: Weißbecker/Kühnl, Rassismus, Faschismus, Antifaschismus, S. 299–310.
- Wierling, Dorothee, Erzählungen im Widerspruch? Der Nationalsozialismus und die erste Nachkriegsgeneration der DDR, in: *Memory, WerkstattGeschichte* 30 (2001), S. 17–31.
- Wierling, Dorothee, *Geboren im Jahr Eins. Der Jahrgang 1949 in der DDR. Versuch einer Kollektivbiographie*, Berlin 2002.
- Wierling, Dorothee, Nationalsozialismus und Krieg in den Lebens-Geschichten der ersten Nachkriegsgeneration der DDR, in: Elisabeth Domansky/Harald Welzer (Hg.), *Eine offene Geschichte: zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit*, Tübingen 1999, S. 35–56.
- Wilharm, Irmgard, Geschichtsbewußtsein im deutschen Nachkriegsfilm, in: Schneider, *Geschichtsbewußtsein*, S. 87–96.
- Wilke, Jürgen, Die Rethematisierung von Zeitgeschichte in den Massenmedien, in: Kronenberg/Schuchtel, *Aktualität*, S. 175–192.
- Wilke, Jürgen, Massenmedien und Vergangenheitsbewältigung, in: ders., *Mediengeschichte*, S. 649–671.
- Wilke, Jürgen, Medien DDR, in: Noelle-Neumann u.a., *Fischer Lexikon Publizistik – Massenkommunikation*, S. 219–244.
- Wilke, Jürgen (Hg.), *Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland*, Köln 1999.
- Wilke, Jürgen (Hg.), *Pressepolitik und Propaganda. Historische Studien vom Vormärz bis zum Kalten Krieg*, Köln 1997.
- Wilke, Jürgen/Stephan Sartoris, Radiopropaganda durch Geheimsender der DDR im Kalten Krieg, in: Wilke, *Pressepolitik und Propaganda*, S. 285–331.
- Wilke, Manfred (Hg.), *Anatomie der Parteizentrale. Die KPD/SED auf dem Weg zur Macht*, Berlin 1998.
- Wilke, Manfred, Antifaschismus als Legitimation staatlicher Herrschaft in der DDR, in: Bundesministerium des Innern, *Bedeutung und Funktion des Antifaschismus*, S. 52–64.
- Wilke, Manfred, Ein Bulgare in Moskau. In seinen Tagebüchern analysiert der einstige Generalsekretär der Kommunistischen Internationale die Politik der UdSSR unter ihrem Despoten Stalin, in: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 59, 12. März 2001, Seite 10.
- Winter, Carsten, Häretiker, Medien und kultureller Wandel, in: *Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung* 19 (1996), Heft 37, S. 163–175.
- Winter, Rainer, Cultural Studies als kritische Medienanalyse: Vom „encoding/decoding“-Modell zur Diskursanalyse, in: Hepp/ders., *Kultur – Medien – Macht*, S. 49–65.
- Wirsching, Andreas, „Stalinisierung“ oder entideologisierte „Nischengesellschaft“? Alte Einsichten und neue Thesen zum Charakter der KPD in der Weimarer Republik, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 45 (1997), S. 449–466.
- Wolffsohn, Michael, *Die Deutschland-Akte. Juden und Deutsche in Ost und West. Tatsachen und Legenden*, München 1995.
- Wölfle-Fischer, Susanne, Hörer als Leser: „Einen *Rundfunk* bitte!“ Zur Frühgeschichte einer Programmzeitschrift, in: Barck/Langermann/Lokatis, *Zeitschriften in der DDR*, S. 394–401.

- Wolfrum, Edgar, Die Revolution von 1848/49 im geschichtspolitischen Diskurs der Bundesrepublik Deutschland. Entwicklungslinien von 1948/49 bis zur deutschen Einheit, in: Kieseritzky/Sick, Demokratie, S. 299–316.
- Wolfrum, Edgar, Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990, Darmstadt 1999.
- Wolgast, Eike, Die Wahrnehmung des Dritten Reiches in der unmittelbaren Nachkriegszeit (1945/46), Heidelberg 2001.
- Wolle, Stefan, Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989, Bonn 1998.
- Wolle, Stefan, Herrschaft und Alltag. Die Zeitgeschichtsforschung auf der Suche nach der wahren DDR, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 26/27 1997, S. 30–38.
- Wolle, Stefan, Staatsfeind Faschist, in: Der Spiegel, Nr. 34/ 2001, S. 144–150.
- Wolzenburg, Christian-Hubertus, Der Historikerstreit – ein Beispiel für die Standortabhängigkeit von Ergebnissen zeitgeschichtlicher Forschung. Magisterarbeit, Wuppertal 1994.
- Würffel, Stefan, Hörspiele aus der DDR, Frankfurt a. M. 1982.
- Young, James E., Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation, Frankfurt a. M., 21997.
- Zagatta, Martin, Informationspolitik und Öffentlichkeit. Zur Theorie der politischen Kommunikation in der DDR. Mit einer Fallstudie zur Einführung des Wehrunterrichts, Köln 1984 (Bibliothek Wissenschaft und Politik, 31).
- Zank, Wolfgang, Die Gesellschaftspolitik der KPD/SED 1945–1949, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 11 (1990), S. 52–62.
- Zimmering, Raina, Mythen in der Politik der DDR. Ein Beitrag zur Erforschung politischer Mythen, Opladen 2000.
- Zimmermann, Brigitte/Hans-Dieter Schütt (Hg.), OhnMacht. DDR-Funktionäre sagen aus, Berlin 1992.
- Zimmermann, Michael, Der antifaschistische Mythos der DDR, in: Mythos Antifaschismus, Ein Traditionskabinett wird kommentiert, S. 135–153.
- Zorn, Monika, Hitlers zweimal getötete Opfer. Westdeutsche Endlösung des Antifaschismus auf dem Gebiet der DDR, Freiburg 1996 (Unerwünschte Bücher zum Faschismus, 6).
- Zwahr, Hartmut, Kontinuitätsbruch und mangelnde Lebensfähigkeit. Das Scheitern der DDR, in: Kaelble/Kocka/Zwahr, Sozialgeschichte der DDR, S. 534–538.

Abkürzungsverzeichnis

| | |
|--------|--|
| a.a.O. | am angeführten Ort |
| Abg. | Abgeordneter |
| Abt. | Abteilung |
| ADN | Allgemeiner Deutscher Nachrichtendienst |
| AdW | Akademie der Wissenschaften |
| AFP | Agence France Press |
| AfS | Archiv für Sozialgeschichte |
| AGL | Abteilungsgewerkschaftsleitung |
| Anm. | Anmerkung |
| APuZ | Aus Politik und Zeitgeschichte |
| ARD | Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland |
| BArch | Bundesarchiv |
| BBC | British Broadcasting Cooperation |
| Bd. | Band |
| BDM | Bund Deutscher Mädel |
| BdO | Bund Deutscher Offiziere |
| bes. | besonders |
| betr. | betrifft, betrifft |
| BG | Betriebsgruppe |
| BGH | Bundesgerichtshof |
| BL | Bezirksleitung |
| Bl. | Blatt |
| BMI | Bundesministerium des Innern |
| BPL | Betriebsparteileitung |
| BPO | Betriebsparteiorganisation |
| BR | Berliner Rundfunk |
| BRD | Bundesrepublik Deutschland |
| BStU | Die Beauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR |
| BVG | Bundesverfassungsgericht (Karlsruhe) |
| BWL | Betriebswirtschaftslehre |
| BzGR | Beiträge zur Geschichte des Rundfunks |
| bzw. | beziehungsweise |
| ca. | cirka |
| CDU | Christlich Demokratische Union |
| CIC | Counter Intelligence Corps |
| ČSR | Československá republika |
| ČSSR | Československá socialistická republika |
| CSU | Christlich Soziale Union |
| CvD | Chef vom Dienst |
| d.h. | das heißt |

| | |
|------------|--|
| d.i. | das ist |
| DA | Deutschland Archiv |
| DDR | Deutsche Demokratische Republik |
| DEFA | Deutsche Film Aktiengesellschaft |
| DFP | Deutscher Fernsehfunk |
| DGPuK | Deutsche Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft |
| DIAS | Drahtfunk im amerikanischen Sektor |
| DIFF | Deutsches Institut für Fernstudienforschung |
| Diss. | Dissertation |
| div. | diverse |
| DKE | |
| DM | Deutsche Mark (West) |
| DRA | Deutsches Rundfunkarchiv |
| DS | Deutschlandsender |
| DSF | Deutsch-Sowjetische-Freundschaft |
| dt. | deutsch |
| Dtld. | Deutschland |
| DVPW | Deutsche Vereinigung für Politikwissenschaft |
| DVV | |
| DWK | Deutsche Wirtschaftskommission |
| DZV | Deutsche Zentralverwaltung für Volksbildung |
| Ebd. | Ebenda |
| EKD | Evangelische Kirche in Deutschland |
| EKKI | Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale |
| EKM | |
| Etc. | et cetera |
| FAZ | Frankfurter Allgemeine Zeitung |
| FDGB | Freier Deutscher Gewerkschaftsbund |
| FDJ | Freie Deutsche Jugend |
| FF | Funk und Fernsehen der DDR (Programmzeitschrift) |
| ff. | folgende |
| franz. | französisch |
| Gen. | Genosse(in) |
| GG | Geschichte und Gesellschaft |
| ggf. | gegebenenfalls |
| GI | Generalintendanz |
| GlawPurkka | Glawnoje Politicheskoe Uprawlenije Rabotsche-Krestjanskoi Krasnoi Armii; Politische Hauptabteilung der roten Arbeiter- und Bauernarmee |
| GmbH | Gesellschaft mit beschränkter Haftung |
| GRU | Glawnoje Raswedywatelnoje Uprawlenije; Militärischer Nachrichtendienst der UdSSR |
| GWU | Geschichte in Wissenschaft und Unterricht |

| | |
|----------|--|
| H | Heft |
| h.c. | honoris causa |
| HA | Hauptabteilung |
| Hg. | Herausgeber |
| HJ | Hitlerjugend |
| HU | Humboldt-Universität zu Berlin |
| IfG | Institut für Geschichtswissenschaft beim ZK der SED |
| IG | Industriegewerkschaft |
| ILK | Internationales Lager-Komitee |
| IML | Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED |
| insb. | insbesondere |
| Jg. | Jahrgang |
| kaufm. | kaufmännisch |
| KdF | Kraft durch Freude |
| KGB | Komitet Gussudarstwennoj Besopasnosti (Komitee für Staatssicherheit) |
| KgU | Kampfgruppe gegen die Unmenschlichkeit |
| KI | Komintern |
| Koll. | Kollege(in) |
| KJVD | Kommunistischer Jugendverband Deutschlands |
| KMU | Karl-Marx-Universität |
| KP | Kommunistische Partei |
| KPD | Kommunistische Partei Deutschlands |
| KPdSU | Kommunistische Partei der Sowjetunion |
| KPI | Kommunistische Partei Italiens |
| KPÖ | Kommunistische Partei Österreichs |
| kW | Kilowatt |
| KZ | Konzentrationslager |
| LDP/LDPD | Liberaldemokratische Partei Deutschlands |
| LiLi | Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik |
| Lit. | Literatur |
| lt. | laut |
| LW | Langwelle |
| MdB | Mitglied des Bundestages |
| MdR | Mitglied des Reichstags |
| MDR | Mitteldeutscher Rundfunk |
| m.E. | meines Erachtens |
| MfAA | Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten |
| MfS | Ministerium für Staatssicherheit |
| Min. | Minister, Ministerium |
| Mitgl. | Mitglied |
| MW | Mittelwelle |
| NBI | Neue Berliner Illustrierte |
| ND | Neues Deutschland |

| | |
|-------------|---|
| NDP/NDPD | National-Demokratische Partei Deutschlands |
| NDR | Norddeutscher Rundfunk |
| NKFD | Nationalkomitee Freies Deutschland |
| NKWD | Narodny Komissariat Wnutrennych Del (Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten der UdSSR) |
| Nov. | November |
| NS | Nationalsozialismus, bzw. nationalsozialistisch |
| NSDAP | Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei |
| NVA | Nationale Volksarmee |
| NWDR | Nordwestdeutscher Rundfunk |
| Oberstlt. | Oberstleutnant |
| o.Dat. | ohne Datum |
| o.T. | ohne Titel |
| OB | Oberbürgermeister |
| OdF | Opfer des Faschismus |
| Org. | Organisation |
| o.Sig. | ohne Signatur |
| pass. | da und dort |
| PDS | Partei des Demokratischen Sozialismus |
| Phil. | Philosophisch |
| PHS | Parteihochschule |
| PNF | Partito Nazionale Fascista |
| PR | Public Relations |
| Präs. | Präsident |
| Prof. | Professor |
| Psd. | Pseudonym |
| PV | Parteivorstand |
| PWD | Psychological Warfare Division |
| RBI | Radio Berlin International |
| RBT | Radio Berlin Tanzorchester |
| Red. | Redakteur |
| RIAS | Rundfunk im amerikanischen Sektor |
| RuG | Rundfunk und Geschichte |
| s. | siehe |
| SA | Sturmabteilung |
| SAG | Sowjetische Aktiengesellschaft |
| SAJ | Sozialistische Arbeiterjugend |
| SAP | Sozialistische Arbeiterpartei |
| SAPMO-BArch | Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv Berlin |
| SBZ | Sowjetische Besatzungszone |
| SD | Sicherheitsdienst |

| | |
|---------|--|
| SED | Sozialistische Einheitspartei Deutschlands |
| Sekr. | Sekretariat/Sekretär |
| SEW | Sozialistische Einheitspartei Westberlins |
| SFB | Sender Freies Berlin |
| SHAEF | Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force |
| SiPo | Sicherheitspolizei |
| SKK | Sowjetische Kontrollkommission |
| SMA | vgl. SMAD |
| SMAD | Sowjetische Militäradministration in Deutschland |
| sog. | sogenannte |
| sowjet. | sowjetisch |
| SPD | Sozialdemokratische Partei Deutschland |
| SPIEL | Siegener Periodikum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft |
| SS | Schutzstaffel |
| Stasi | Staatssicherheitsdienst |
| stellv. | stellvertretender |
| StRK | Staatliches Komitee für Rundfunk |
| SU | Sowjetunion |
| SWF | Südwestdeutscher Rundfunk |
| SZ | Süddeutsche Zeitung |
| TAJG | Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte |
| TASS | Telegrafnoje Agentstwo Sowjetskogo Sojusa |
| TH | Technische Hochschule |
| TU | Technische Universität |
| u. | und |
| u.a. | unter anderem |
| UdSSR | Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken |
| UKW | Ultrakurzwelle |
| UN | United Nations Organization |
| undat. | undatiert |
| USPD | Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands |
| usw | und so weiter |
| v. | vom |
| VEB | Volkseigener Betrieb |
| VfZ | Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte |
| Vgl. | Vergleiche |
| Vors. | Vorsitzender |
| VVN | Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes |
| VWL | Volkswirtschaftslehre |
| westl. | westlich |
| Wdh. | Wiederholung |
| wg. | wegen |
| z.B. | zum Beispiel |

| | |
|---------|---|
| ZfG | Zeitschrift für Geschichtswissenschaft |
| ZI | Zentralinstitut |
| zit. | zitiert |
| ZK | Zentralkomitee |
| ZPA | Zentrales Parteiarchiv |
| ZPKK | Zentrale Parteikontrollkommission der SED |
| ZS | Zentralsekretariat |
| zu Hdn. | zu Händen |
| z.T. | zum Teil |

Biographien

Ackermann, Anton (eigntl. Eugen Hanisch) *1905 †1973. 1926 KPD, 1928–1931 Lenin-Schule in Moskau. 1935 Mitglied des ZK der KPD, Kandidat des Politbüros. 1937/38 Leiter einer polit. Schule bei den Internationalen Brigaden in Spanien. 1943 Chefredakteur des Senders „Freies Deutschland“ des NKFD. 1945 Rückkehr nach Deutschland als Leiter der für Sachsen zuständigen sog. „Gruppe Ackermann“. 1946 Mitglied des Parteivorstandes und des Zentralsekretariats der SED, Abgeordneter des sächs. Landtages, 1950–1954 der Volkskammer. 1949 Staatssekretär im MfAA. 1953 Direktor des Marx-Engels-Instituts. 1954 aller Funktionen enthoben und aus dem ZK ausgeschlossen. Leiter der HA Film im Ministerium für Kultur. 1956 rehabilitiert, 1973 Suizid.

Adameck, Heinrich *1921. Kaufm. Angestellter, 1940–1944 Kriegsdienst, 1944–1949 sowjetische Kriegsgefangenschaft, 1943 NKFD, anschl. Antifa-Schule. 1949 Rückkehr in die SBZ, SED. 1949/50 leitender Mitarbeiter für Personalfragen im thüring. Innenministerium. Ab 1951 Personalchef bei der Generalintendanz des Rundfunks, 1952 Mitglied des StRK, dort ebenfalls für Kaderfragen zuständig, ab 1954–1968 Intendant des Fernsehens, 1963–1989 Mitgl. des ZK der SED. 1990 Pensionierung.

Axen, Hermann *1916 †1992. Jüd. Abstammung, 1932 KJVD, 1933 illegale Tätigkeit und Inhaftierung, 1938 Flucht nach Frankreich, 1940 dort Internierung in Le Vernet und 1942 Auslieferung nach Deutschland. KZ-Haft zunächst in Auschwitz, später in Buchenwald, 1942 KPD, Mitglied des ILK. Mitbegründer und von 1946–1949 Sekretär des Zentralrats der FDJ, 1949–1953 Sekretär des ZK der SED, zuständig für die Medienanleitung, 1953 degradiert, danach 2. Sekretär der SED-BL Berlin, 1956–1966 Chefredakteur des „Neuen Deutschland“, 1970–1989 Mitglied des Politbüros. 1966–1989 erneut Sekretär des ZK.

Bartel, Walter, Prof. Dr. *1904 †1992. 1920 KJVD, 1923 KPD. 1929/30 Lenin-Schule in Moskau. 1933 wg. illegaler Arbeit verhaftet. Haft in Brandenburg-Görden. 1935 Emigration in die Tschechoslowakei, Ausschluß aus der KPD wg. angeblicher Kollaboration mit der Gestapo. 1939 erneute Verhaftung und anschl. Haft im KZ Buchenwald. Dort zus. mit Ernst Busse und Harry Kuhn Mitglied der illegalen Parteileitung. Ab 1943 Vorsitzender des illegalen ILK. 1945 Parteiüberprüfung und Wiederaufnahme in die KPD. 1946–1953 pers. Referent von Wilhelm Pieck. 1950 erneutes Überprüfungsverfahren und 1953 Funktionsenthebung. 1957 Promotion, anschl. Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der KMU Leipzig. 1957–1962 Direktor des Deutschen Instituts für Zeitgeschichte.

Bauer, Leo(pold) *1912 †1972. 1931 SAP, 1932 KPD, 1932 Jura- und Wirtschaftsstudium in Berlin, 1933 Emigration nach Frankreich, 1939 Internierung, 1940 Flucht in die Schweiz, illegale Arbeit für die KPD, 1942 Internierung, Mitarbeit beim NKFD. 1945 Rückkehr nach Deutschland, 1946 Fraktionsvorsitzender der KPD im hessischen Landtag, ab Herbst 1947 bei der Westabteilung der SED, März 1949 Chefredakteur des Deutschlandsenders, im August 1950 wegen der Kontakte zu Noel Field verhaftet, 1952 zum Tode verurteilt und 1953 zu 25 Jahren Arbeitslager benadigt. Bis 1955 in sowjetischer Haft, danach Rückkehr in die

Bundesrepublik. 1956 SPD, ab 1959 zunächst freier Mitarbeiter, später Redakteur beim „Stern“, 1968 Leiter der SPD-Zeitschrift „Die Neue Gesellschaft“, Berater von Willy Brandt.

Bechler, Bernhard *1911 in Lengsfeld-Grün (Vogtl.). 1931–1943 Wehrmacht, 1943 Mitgl. des NKFD in Lumowa (b. Moskau), 1944 Antifa-Schule in Krasnogorsk. Als NKFD-Frontbevollm. mit der 2. Beloruss. Front nach Berlin. 1945/46 KPD/SED, 1946–1949 Min. des Innern des Landes Brandenb., 1950–1952 Stabschef der HV für Ausbildung im MdI, 1952–1957 stellv. Chef des Hauptstabs der KVP bzw. der NVA, 1959–1965 stellv. Kommandeur der Militärakademie Friedrich Engels in Dresden. Seit 1971 im Ruhestand.

Bersarin, Nikolaj Erastowitsch *1904 †1945. Ab 1918 Berufssoldat, 1926 KPdSU. 1944 Oberbefehlshaber der 5. Armee; leitete 1945 als Generaloberst die Eroberung des Berliner Regierungsviertels, 1945 Kommandant und Garnisonschef der sowjet. Truppen in Berlin.

Block, Karl, Dr. *1894 †1981. 1924 Leiter der „Sendestelle Cassel“ beim Südwestdeutschen Rundfunkdienst; 1926 Mitarbeiter der Berliner „Funk-Stunde“; 1928/29 Geschäftsführer des Programmrates der deutschen Rundfunkgesellschaften; danach zunächst künstlerischer Leiter in Danzig, später Leiter der literarischen Abteilung des „Ostmarken-Rundfunks“ in Königsberg; im März 1933 Entlassung wegen „politischer Unzuverlässigkeit“, Tätigkeit als Tiefbau-Arbeiter. Ab Juni 1945 am Berliner Rundfunk, dort „Spielleiter“ (Dramaturg), kurzzeitig Abteilungsleiter „Künstlerisches Wort“, anschließend wiederum Dramaturg. Im Dezember 1946 Auflösung des festen Arbeitsverhältnisses, vergebliche Bewerbungen beim NWDR Berlin und beim SWF, 1948 wiederum Festanstellung beim Berliner Rundfunk; Leitung der Sendung „Hörspielstudio“. Im Oktober 1948 Entlassung im Zuge der Auflösung der „Künstlerischen Direktion“ des Berliner Rundfunks, anschließend noch freie Mitarbeit bis Anfang 1950.

Brandt, Heinz *1909 †1986. 1928 KJVD, 1928–1930 VWL-Studium in Berlin, aus polit. Gründen relegiert. 1931 KPD, erste Konflikte wegen Abweichung von der Parteilinie; freier Journalist (Weltbühne), 1934 Zuchthausstrafe wg. „Vorbereitung zum Hochverrat“. Haft u.a. in Brandenburg-Görden, KZ-Sachsenhausen, Auschwitz und Buchenwald, dort Widerstandstätigkeit. 1945 Leiter der Abt. „Agitation und Propaganda“ der KPD-BL Berlin. 1950 Sekretär für Agitation der SED-Landesleitung Groß-Berlin. 1953 zunächst degradiert, 1954 Entlassung und Funktionsverbot. 1957 erneut wg. „partei-feindlichen Verhaltens“ gemäßregelt. 1958 Flucht nach Westberlin, SPD. 1961 vom MfS aus West-Berlin entführt, 1962 wg. „Spionagetätigkeit“ zusammen mit Karl Raddatz zu 13 Jahren Haft verurteilt, 1964 begnadigt, Rückkehr in die Bundesrepublik. Dort journalistisch tätig, 1968 Austritt aus der SPD, zeitweise Mitglied der Grünen.

Brurein, Ullrich *1908, †?. 1926 KJVD/KPD, Funktionär beim KJVD, 1933–1945 illegale Arbeit und Haft. 1945 Leiter der Abt. Intendantz beim Berliner Rundfunk, bis 1947 stellvertr. Intendant des Senders Leipzig, ab 1949 stellvertr. Chefred. des Deutschlandsenders, 1950 zur „Neuen Berliner Illustrierten“ (NBI).

Burkhardt, Hermann *1910. Jurastudium, 1931 KPD, 1933 Emigration nach Frankreich, 1935–1937 Sekretär des Weltkomitees der Studenten für Frieden, Freiheit und Fortschritt, bis 1939 im Büro des Internationalen Hilfskomitees für das republikanische Spanien. Nach der Besetzung Frankreichs durch die Nazis in der Illegalität. 1946 Chefredakteur der „Neuen Zeit“ (Saarbrücken), 1948 Redakteur beim „Vorwärts“, 1949 stellv. Chefredakteur des Berliner Rundfunks, 1950 Chefred. des Deutschlandsenders, im April 1953 entlassen und bis 1956 bei der „Berliner Zeitung“ stellv. Chefredakteur, ab 1962 außenpolitischer Kommentator beim Rundfunk.

Busse, Ernst *1897 †1952. 1912 SAJ, 1916 Jugendfunktionär, 1918 Spartakusbund, 1921 KPD. 1932/33 MdR. 1933 wegen illegaler polit. Arbeit verhaftet. 1933–1936 KZ Lichtenburg, ab 1937 KZ Buchenwald. Dort zusammen mit Walter Bartel und Harry Kuhn Mitglied der illegalen Lagerleitung und Vertreter im ILK. Block-, Lagerältester und Kapo im Krankenbau. 1945 in der Landesverw. Thüringen, 1946/47 Innenminister von Thüringen. Parteiinterne Untersuchung seiner Tätigkeit im KZ. 1947–1950 versch. Funktionen bei landwirtschaftl. Organisationen. 1950 von den Sowjets verhaftet u. zu langjähriger Lagerhaft verurteilt. 1952 in Workuta gestorben, 1956 in Dtl. parteiintern rehabilitiert.

Cwojdrak, Günther *1923, †?. 1942 Wehrmacht, 1944/45 Kriegsgefangenschaft in England und Mitarbeit bei der Kriegsgefangenenendung der BBC, 1945–1947 beim NWDR Hamburg, nach Entlassung Übersiedlung nach Berlin und dort 1948–1952 Leiter der Literaturabteilung des Berliner Rundfunks bzw. des Deutschlandsenders, 1952–1958 Red. der „Neuen Deutschen Literatur“. Seit 1958 freischaffender Schriftsteller.

Drechsler, Susanne *1902 †1985. 1930 KPD, 1924–1934 Redakteurin beim „Berliner Tageblatt“ und bei der „Berliner Volkszeitung“. Während der NS-Zeit verfolgt, Gefängnisstrafen und Illegalität. Nach 1945 zunächst beim „Tagesspiegel“, ab 1946 Berliner Rundfunk. 1949 wegen „politischer Fehler“ beurlaubt, ab Ende 1950 beim Deutschlandsender, später Auslandskorrespondentin in Warschau.

Duchrow, Alfred *1905 †1990. 1922 KJVD, 1924 KPD, Tätigkeit als Kaufmann und Privatlehrer, Artikel für die Arbeiterjugendpresse, 1935–1945 Haft wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“, zuletzt im KZ Dachau, 1945 Leiter der Redaktionen „Tagesfragen“ und der Abteilung „Partei und Gewerkschaft“ beim Berliner Rundfunk, später Kommentator und Reporter ebd. 1956/57 Auslandskorrespondent in China. 1957–1969 Chefred. bzw. stellv. Chefredakteur der Programmzeitschriften „Funk und Fernsehen“ und „FF Dabei“.

Egel, Karl-Georg, Dr. *1919 †1995. 1938–1944 Medizinstudium, anschl. Assistenzarzt, 1945/46 britische Kriegsgefangenschaft, Lager „Ascot“, dort Mitarbeiter beim „Soldatensender Calais“. 1946 zum NWDR in Köln und Hamburg, später zu „Radio München“, GRU-Agent. 1948–1950 beim Berliner Rundfunk bzw. Deutschlandsender. Autor zahlreicher Hörspiele. 1950 entlassen, anschl. freier Mitarbeiter. 1953–1956 Chefdramaturg bei der DEFA, Tätigkeit für das MfS.

Eisler, Gerhart, Prof. *1897 †1968. Jurastudium, 1914–1918 Kriegsdienst, 1918 KPÖ, Übersiedlung aus Österreich nach Deutschland, 1921 KPD, 1921–1925 Mitglied der KPD-BL Berlin, 1921/22 Red. der „Roten Fahne“. 1933–1935 Vertreter der KI in den USA, 1935 beim illegalen KPD-Auslandsbüro in Prag und Paris, 1937–1939 Leiter des deutschsprachigen Senders „29,8“ in Spanien, 1939 in Paris verhaftet und in Frankreich inhaftiert, 1941 Emigration in die USA, wegen illegaler Arbeit (u.a. Leiter der GRU-Residenz New York) mehrmals verurteilt, 1948 zum Prof. für polit. und soz. Fragen an die Universität Leipzig berufen, 1949 Flucht aus den USA. 1949–1952 Leiter des Amtes für Information in der DDR, 1951 öffentl. Selbstkritik wegen seiner Zugehörigkeit zu den „Versöhnlern“, Dez. 1952 Amtsenthebung und bis 1955 Funktionsverbot, 1956 stellv. Vorsitzender des Rundfunkkomitees, 1962 bis zu seinem Tod Vorsitzender des StRK.

Erpenbeck, Fritz *1897 †1975. Schauspieler, Regisseur und Journalist, 1927 KPD, 1933 Emigration nach Prag, 1935 nach Moskau, dort versch. journalistische Tätigkeiten, leitete u.a. den Tarnsender „SA-Mann Weber“. 1941 Übernahme in den KI-Apparat. 1944 Redakteur beim Sender „Freies Dtl.“ 1945 Rückkehr nach Berlin mit der „Gruppe Ulbricht“. Nach 1945 Redakteur bei verschiedenen Zeitungen und div. Funktionen in der Kultur-Bürokratie, daneben freie Arbeiten für den Berliner Rundfunk.

Felinau, Pelz von *1895 †1978. 1945–1947 Hörspielautor u. Mitarbeiter beim Berliner Rundfunk. 1947–1975 beim RIAS Berlin.

Frankenberg und Proschlitz, Dr. Egbert von *1909, †2000. 1931/32 Studium der Meteorologie (abgebr.) 1931 NSDAP und 1932 SS. 1931–1935 Pilotenausbildung. 1935 Wehrmacht, 1938/39 freiw. als Flieger zur „Legion Condor“ im spanischen Bürgerkrieg, 1943 Kommandeure des Edelweißgeschwaders der Luftwaffe. 1943 Kriegsgefangenschaft, Mitglied des NKFD und Gründungsmitglied des BdO, Propagandabbeauftragter an der 2. Beloruss. Front, Beiträge für das „Freie Deutschland“ und den „Moskauer Rundfunk“. 1944 durch das Reichskriegsgericht in Abwesenheit zum Tode verurteilt. GRU-Agent. 1948 Antifa-Schule 999, anschließend Rückkehr nach Deutschland, Referent in der sächs. Landesregierung. 1949 NDPD, in der Folgezeit bis 1990 zahlreiche Parteifunktionen und Abgeordnetenmandate. 1952–1989 zunächst freier, später festangestellter militärpolitischer Kommentator für den DDR-Rundfunk. 1956 wurde er als „Verfolgter des Naziregimes“ anerkannt. 1957 Promotion, 1989 Habilitation.

Gass, Karl *1917. BWL/VWL-Studium, im Zweiten Weltkrieg Offizier bei einer Panzergranadierbrigade. 1945 brit. Kriegsgefangenschaft, anschl. Wiederaufnahme des Studiums, ab Dezember 1945 Wirtschaftsredakteur beim NWDR Köln, später stellv. Abteilungsleiter der Abt. „Politisches Wort“. 1948 Wechsel zum Berliner Rundfunk. 1950 entlassen. Später Arbeit als Dokumentarfilmer bei der DEFA.

Geggel, Heinz *1921, †2000. 1936 Emigration nach Belgien und Frankreich, 1940/41 Internierung in Frankreich (u.a. im Lager Les Milles), 1942–1945 Exil in Kuba, 1944 KPD, Ende 1947 Rückkehr nach Deutschland, Redakteur bei der Rundfunkredaktion der SMAD, 1949–

1956 Red. und Chefred. beim Berliner Rundfunk und dem Deutschlandsender. 1956–1960 Intendant des Deutschlandsenders sowie stellv. Vors. des StRK. 1962 Sekretär der Westkommission, 1965–1973 Leiter der Westabteilung des ZK, 1971 Mitgl. des ZK, 1973–1989 Leiter der Abteilung Agitation des ZK der SED.

Gessner, Herbert *1920 †1956. Maschinenbaustudium, aus polit. Gründen 1939 relegiert, zur Wehrmacht eingezogen und wegen „Wehrkraftzersetzung“ zu einer Strafkompagnie versetzt, 1944 Desertion. Nach 1945 Chefkomentator bei „Radio München“, Antrag auf KPD-Mitgliedschaft (aus takt. Gründen zunächst abgelehnt), ab Februar 1947 Kommentator beim Berliner Rundfunk bzw. beim Deutschlandsender, 1948 SED. 1949/50 Besuch der PHS, 1951/52 Leiter der Sendung „Wir sprechen für Westdeutschland“. 1955 Ausscheiden aus dem Rundfunk. Tod unter ungeklärten Umständen.

Girnus, Wilhelm, Prof. Dr. *1906 †1985. Kunstlehrer, 1929 KPD, 1932/33 Gymnasiallehrer (Studienassessor), 1933 entlassen. 1933–1945 überwiegend inhaftiert, zuletzt im KZ Sachsenhausen, dort Mitglied der Illegalen Lagerleitung. Ab 1942 KZ Flossenbürg. 1945 auf dem Todesmarsch nach Dachau geflohen. 1945 Leiter der Abt. Volksbildung in der Landesverwaltung Thüringen, ab 1946 Abteilungsleiter für Rundfunk bei der DZV für Volksbildung, 1946–1949 Intendant des Berliner Rundfunks, 1949–1953 stellv. Chefredakteur des „Neuen Deutschland“, 1953 Promotion. 1953–1957 Sekretär im „Ausschuß für deutsche Einheit“, 1957–1962 Staatssekretär für Hoch- und Fachhochschulwesen, Prof. an der HU Berlin bis 1971, 1964–1981 Chefredakteur der Literaturzeitschrift „Sinn und Form“.

Goldhammer, Bruno *1905 †1971. 1922 KJVD u. KPD, 1924 Austritt aus der jüdischen Gemeinde, 1925 bis 1933 Redakteur bzw. Chefredakteur bei versch. Parteizeitungen in Sachsen, nach 1933 Illegalität, Emigration in die ČSR und in die Schweiz, dort weiter publ. u. polit. tätig, 1940 interniert. 1945–1947 2. Sekretär der bayrischen KP, 1946 von einem amerik. Militärgericht verurteilt, 1947 Übersiedlung in die SBZ, Mitarbeiter der Zentralverwaltung für Volksbildung, 1948–1949 Leiter der Nachrichtenabteilung des Berliner Rundfunks, Chefred. und stellv. Intendant. Ab Herbst 1949 beim Amt für Information, 1950 im Rahmen der Field-Affäre verhaftet, 1951 Aberkennung des OdF-Status, 1954 zu zehn Jahren Zuchthausstrafe verurteilt. 1956 entlassen und öffentlich rehabilitiert, danach erneut journalistisch tätig.

Heiß, Kurt *1909 †1976. Jurastudium in Berlin u. Heidelberg, Mitglied einer kommunistischen Studentengruppe und deswegen relegiert, 1927 KPD, Redakteur bei der Mannheimer KPD-Zeitung, 1933 „Schutzhaft“ und im selben Jahr Flucht nach Frankreich, Abschiebung ins Saargebiet, von dort nach der Besetzung des Saarlands wiederum Flucht nach Frankreich, 1935 Emigration nach Moskau, dort Redakteur bei „Radio Moskau“. Teilnahme am span. Bürgerkrieg, anschl. erneut in Moskau. 1947 Rückkehr nach Deutschland und beim Berliner Rundfunk Leiter der HA Politisches Wort, 1948 Intendant des MDR, 1949 Intendant des Berliner Rundfunks und des Deutschlandsenders, 1951 Generalintendant, 1952–1956 Vors. des StRK, 1959–1961 Chefred. der „Ostsee-Zeitung“.

Kaul, Friedrich Karl, Dr. *1906 †1981. Rechtsanwalt und Schriftsteller, 1931 Promotion zum Dr. jur., 1932 KPD, 1933 Entlassung aus rassistischen Gründen aus dem Justizdienst, 1935 von der Gestapo inhaftiert, 1937 Emigration nach Kolumbien, Panama, Honduras und Nicaragua. Von dort 1942 an die USA ausgeliefert und interniert. 1945 Rückkehr nach Deutschland. Ab 1946 Justitiar beim Berliner Rundfunk, 1948 Zulassung als Rechtsanwalt in Ost- und Westberlin, Leiter der Rechtsabteilung der DZV. Verteidiger von Kommunisten in bundesdeutschen Prozessen, 1956 Verteidiger im KPD-Prozeß vor dem BVG. Nebenkläger in div. NS-Prozessen vor bundesdeutschen Gerichten, u.a. beim Frankfurter Auschwitz-Prozeß. Daneben Tätigkeit als Schriftsteller und Rundfunkjournalist, u.a. Verfasser zahlreicher Hörspiele und Moderator einer rechtskundlichen Sendereihe.

Klein, Matthäus, Prof. Dr. *1911 †1988. Eintritt in die SA bereits vor 1933. Evang. Vikar im Schwarzwald. Als Unteroffizier der Wehrmacht 1941 in sowj. Kriegsgefangenschaft, dort 1943 Mitbegründer des NKFD. Antifa-Schule, Frontbevollmächtigter des NKFD an der 1. Belorussischen Front. 1945 Rückkehr mit der Roten Armee nach Deutschland. Ab Mai 1945 zunächst Sprecher, dann bis 1947 Personalchef beim Berliner Rundfunk. 1945 KPD. 1947–1950 Dozent für Philosophie an der Parteihochschule „Karl Marx“ in Kleinmachnow. 1956–1960 Redaktionsmitglied des SED-Parteiorgans „Einheit“. 1951–1962 zunächst Dozent und später Professor für Gesellschaftswissenschaften an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED. 1956–1960 Redaktionsmitglied bzw. Chefred. der Zeitschrift für Philosophie. 1962–1973 stellv. Direktor des ZI für Philosophie bei der Akademie der Wissenschaften.

Ley, Hermann, Prof. Dr. *1911 †1990. 1927 Sozialistische Schülerbewegung und SPD, nach Ausschluß aus der SPD 1930 zur KPD, Zahnmedizin-Studium in Leipzig, Leiter der kommunistischen Studentenfraktion, nach 1933 illegale Arbeit, Verhaftung und Zuchthausstrafe, im Krieg Sanitätsoffizier, 1944 Promotion zum Dr. med. dent. Im selben Jahr erneut verhaftet. Nach 1945 Kommentator beim MDR in Leipzig, stellv. Chefred. der „Leipziger Zeitung“, 1948 Habilitation in Philosophie an der Universität Leipzig, 1949–1959 an der TH Dresden, ab 1950 Professor für dialektischen Materialismus und Prorektor für Gesellschaftswissenschaften, 1956–1962 Vors. des StRK, 1962–1968 Direktor des Philosophischen Instituts der HU Berlin.

Mahle, Hans (d.i. Heinrich August Ludwig Mahlmann) *1911 †1999. 1926 KJVD, 1932 KPD, 1932–1935 Mitglied des ZK der KJVD, 1932/33 in der Jugendorganisation der Komintern in Moskau. 1933–1935 illegale Arbeit in Deutschland u. Prag, 1935 Verhaftung in Amsterdam, 1936 Emigration in die Sowjetunion. Dozent an der Lenin-Schule der KI. 1940 Redakteur beim deutschsprachigen Dienst von Radio Moskau, Leiter des Geheimsenders „Sturmadler“ für die Hitlerjugend 1941–1943 polit. Umerziehungstätigkeit in dt. Kriegsgefangenenlagern, 1943 Mitbegründer des NKFD, Redaktionsmitglied des NKFD-Senders „Freies Deutschland“. April 1945 Rückkehr mit der „Gruppe Ulbricht“ nach Deutschland. Ab 13. Mai Aufbau des Berliner Rundfunks, bis 1946 ebd. Intendant. 1945–1947 Mitglied des PV u. ZS der KPD/SED sowie Mitglied des Präsidialrates des Kulturbundes. 1946 Leiter des Rundfunkreferates der DZV (Generalintendant). 1951 wg. angebl. „Kooperation mit

dem Klassenfeind“ entlassen. Anschl. bis Mai 1952 Leiter des Zentrallaboratoriums in Berlin-Adlershof, das für die Entwicklung des Fernsehens in der DDR verantwortlich war. Dort wegen „mangelnder Wachsamkeit“ entlassen und „Verbannung“ nach Schwerin. Nach Tätigkeiten in einer Konsumgenossenschaft 1956–1959 Chefred. der SED-Bezirkszeitung „Schweriner Volkszeitung“. Februar 1959 intern rehabilitiert, 1959–1982 Chefred. der Zeitung „Die Wahrheit“ der Sozialistischen Einheitspartei Westberlins (SEW), 1962–1990 Mitglied des PV der SEW. Nach 1990 PDS.

Mannbar, Artur *1913 †2002. In Landsweiler/Saar, nach kaufm. Lehre Volontariat beim KP-Blatt „Arbeiter-Zeitung“ in Saarbrücken, 1929 KJVD, Sportfunktionär. 1933 KPD, 1935 Emigration nach Paris. 1935–1937 Lenin-Schule in Moskau, 1938–1940 Untergrundarbeit für die illegale KPD-Abschnittsleitung Nord. 1940 in Dänemark verhaftet und an die Gestapo ausgeliefert, 1942 vom Volksgerichtshof zu lebenslanger Zuchthausstrafe verurteilt, anschließend Haft in Brandenburg-Görden. Ab Mai 1945 Redakteur beim Berliner Rundfunk, im selben Jahr erster Chefredakteur der Nachrichtenredaktion, 1947 Ausschluß aus der SED wegen angeblicher Kollaboration mit der Gestapo während der Haftzeit, dennoch ab 1947 Chefredakteur des „Mitteldeutschen Rundfunks“ in Leipzig, später Leiter des Reportagedienstes von ADN. 1956 rehabilitiert. 1971–1977 stellv. Generaldirektor von ADN.

Mießner, Rudolf *1907 †1973. 1926 KPD, Mitglied des ZK des Jugendverbandes der KP (KJVD), 1930 Verurteilung zu Festungshaft, ab 1934 Zuchthausstrafe, anschließend Konzentrationslager. Juni bis November 1945 Leiter der Abteilung „Aktuelle Fragen“ beim Berliner Rundfunk, danach Leiter der Abt. „Jugend und Erziehung“. Nach der Auflösung dieser Abteilung 1947 zunächst weiterhin Leiter des Jugendfunks, ab September 1947 Chefredakteur der FDJ-Zeitung „Junge Welt“. 1958 Wechsel zum „Deutschen Fernsehfunk“ (DFF).

Mulin, Wladimir Grigorewitsch *1911 †?. Absolvent des Fremdspracheninstituts Moskau, 1939 KPdSU, Redaktionsleiter bei „Ino-Radio“, dem sowj. Auslandsrundfunk, ab 1943 Soldat, 1944/45 stellv. Leiter der Politikverwaltung der 2. Beloruss. Front. 1945–1949 Chef der Abt. Radiopropaganda. Ab 1948 (inzwischen im Dienstrang eines Majors) Leiter der Abt. für gesamtdeutsche Information. 1950 Rückkehr nach Moskau, später Mitarbeiter der Nachrichtenagentur „Nowosti“.

Norden, Albert *1904 †1982. Sohn eines Rabbiners, 1921 Abitur, 1921 KPD, 1923–1930 Volontär, Redakteur und Chefredakteur versch. KPD-Zeitungen u.a. der „Roten Fahne“ und des „Ruhr-Echos“, 1933 Emigration, 1939–1941 in Frankreich interniert, 1941 Emigration in die USA. 1946 Rückkehr nach Deutschland, 1948/49 Chefredakteur der Zeitung „Deutschlands Stimme“, 1949–1952 Abteilungsleiter im Amt für Information, 1952 Prof. für Neuere Geschichte an der HU Berlin, 1954/55 Sekretär des Ausschusses für Deutsche Einheit, 1955–1982 Sekretär und Mitglied des ZK, 1958–1981 Mitglied des Politbüros.

Oelßner, Fred *1903 †1977. 1919–1921 Bezirksleiter des KJVD in Halle-Merseburg, 1920 KPD, 1926–1929 Leninschule, anschl. Mitarb. an der ökonom. Fak. des Inst. der „Roten

Professur“ in Moskau, 1932 Rückkehr nach Deutschland. 1935 Emigration in die UdSSR, während des Zweiten Weltkriegs Leiter der Deutschland-Abt. des „Moskauer Rundfunks“. 1945 Leiter der Abt. Agitation und Propaganda des ZK der KPD, 1946 Leiter der Abt. Parteischulung beim SED-Parteivorstand, 1947–1958 Mitgl. des PV bzw. ZK der SED, 1949–1955 Mitarbeiter des Sekretariats des ZK, 1950–1958 Mitglied des Politbüros. 1958 Ausschluß aus dem Politbüro. Bis 1969 Direktor des Instituts für Wirtschaftswissenschaften der Akademie der Wissenschaften.

Perk, Willy *1905 †1991. 1923 KJVD, 1927 KPD, 1930 KI-Schule in Moskau, 1933–1945 Widerstand und Inhaftierung (u.a. KZ Sachsenhausen). Nach 1945 Mitglied der KPD-Bezirksleitung Ruhrgebiet, 1946–1948 Chefredakteur einer KPD-Zeitung und Mitglied der Zonenleitung der KPD in der brit. Zone. Im Mai 1948 nach dem Verbot der Zeitung in die SBZ beordert. Dort seit 1949 als stellv. Chefredakteur des Deutschlandsenders, 1951/52 Mitarbeiter der Westkommission des ZK, im April 1952 Rückkehr zum Rundfunk als stellv. Intendant, dann Leiter der Gruppe Gesamtdeutsche Fragen beim Deutschlandsender. 1956–1959 1. stellv. Vorsitzender des StRK, 1959 abberufen. Anschließend zunächst beim FDGB. 1970–1975 Sekretär des Komitees der Antifaschistischen Widerstandskämpfer der DDR.

Plivier, Theodor *1892 †1955. 1918 Teilnahme am Matrosenaufstand in Wilhelmshaven. Im Ersten Weltkrieg Marinesoldat, schriftst. Tätigkeit, 1933 Emigration zunächst nach Prag, dann über Paris und Schweden in die Sowjetunion. Mitarbeiter verschiedener Exilzeitschriften, Kommentator und Sprecher beim deutschsprachigen Dienst von „Radio Moskau“, ab Oktober 1943 beim Sender des NKFD. 1945 Verlagsleiter und Vors. des Kulturbundes in Weimar. 1947 Übersiedlung in die amerikanische Zone, ab 1953 nach Italien.

Priess, Heinz *1915 †2001, KJVD und KPD, 1934 Emigration nach Dänemark, als „Versöhnler“ in der KPD nicht als Emigrant anerkannt. 1936–1939 im spanischen Bürgerkrieg Bataillonskommissar der XI. Interbrigade, Internierung in Frankreich, vor der Auslieferung an die Gestapo Flucht. Im Auftrag der KPD Mitglied einer Résistancegruppe, 1944 nach Paris, in der Bew. „Freies Deutschland“ zuständig für die Einschleusung von Kommunisten nach Deutschland. 1945–1951 Mitglied der KPD-Leitung Hamburg, ab 1947 beim KP-Blatt „Hamburger Volkszeitung“, 1949 Chefred., 1950 Funktionsverbot für Leitungsfunktionen. 1951 Versetzung nach Leipzig, dort Chefred. des Mitteldeutschen Rundfunks“, 1952 Leiter der HA Nachrichten des StRK, 1955 Chefred. des Deutschlandsenders, Mai 1956 Intendant, August 1956–1969 Chefred. des konspirativen „Freiheitssenders 904“, nach dessen Einstellung überwiegend publizistisch tätig.

Prisky, (Jo-)Hanna *1923 † 1976. 1945 KPD, 1947/48 beim „Mitteldeutschen Rundfunk“ Leipzig, 1948/49 gesellschaftswissenschaftliches Studium in Leipzig, 1949–1953 Abteilungsleiterin Programmkontrolle im Amt für Information bzw. bei der Generalintendanz, 1953–1955 Gruppenleiterin beim StRK, später u.a. Auslandskorrespondentin in Moskau und Mitarbeiterin von „Radio DDR“.

Raddatz, Karl *1904 †1970. 1921 USPD, 1922–1926 SPD, Austritt. 1927 KPD. 1933 politischer Leiter der KPD-Bezirksleitung Magdeburg. 1933 verhaftet, 1934 Verurteilung wg. „Hochverrat“. 1936 entlassen, ab 1938 illegale Widerstandstätigkeit. 1941 erneut verhaftet. 1941–1945 KZ Sachsenhausen. 1945 Leiter des Hauptausschuß OdF in Berlin, 1947–1949 Generalsekretär der VVN in der SBZ. Im Frühjahr 1949 strenge Parteirüge und Funktionsverlust. Anschließend Redakteur und Abteilungsleiter im Deutschen Institut für Zeitgeschichte. 1952–1954 Parteiverfahren, 1953–1960 Mitarb. beim „Ausschuß für Deutsche Einheit“. 1960 verhaftet, 1961 Parteiausschluß, 1962 Verurteilung wg. „schwerer Spionage“ zu sieben Jahren Zuchthaus (zus. mit Heinz Brandt). 1964 amnestiert, ab 1965 Archivar in Ost-Berlin. 1992 posthum rehabilitiert.

Rosanow, Wsewolod I. *1915. Literaturwissenschaftler, ab 1945 mit Unterbrechungen Kontrolloffizier beim Berliner Rundfunk. 1949 Leiter der Kulturabteilung der SMAD, Herbst 1949 Mitglied der SKK. Danach in der Sowjetunion u.a. Übersetzer für dt. Kinderliteratur ins Russische. 1967 Ruhestand.

Scheer, Maximilian *1896 †1978. Nach dem Ersten Weltkrieg kaufm. tätig, 1933 Exil in Frankreich und den USA, dort publizistisch tätig. 1947 Rückkehr in die SBZ, Chefredakteur der Zeitschrift „Ost und West“, ab 1949–1952 Leiter der HA Künstlerisches Wort beim Berliner Rundfunk, anschl. als freier Schriftsteller tätig.

Schmidt, Heinz *1906 †1989. Bergmann, 1926 SPD, 1930–1933 Studium der Jurisprudenz, 1931 KPD, 1933 illegale Arbeit, 1934–1937 inhaftiert, anschließend Emigration, zuerst nach Prag, dann nach London. Dort Mitglied der KPD-Landesleitung und 1943–1945 Chefredakteur der FDJ-Zeitschrift „Freie Tribüne“. 1946 Rückkehr nach Deutschland, Leiter der HA Tagesfragen, Chefredakteur und 1946–1949 Intendant des Berliner Rundfunks. Nach seiner Entlassung im Herbst 1950 bis 1955 „Bewährung in der Produktion“. Chefredakteur der Zeitschriften „Magazin“ und „Eulenspiegel“; in dieser Funktion im Zuge der Harich/Janka-Affäre abgesetzt und bis 1964 Leiter der Presseabteilung und Mitglied des Präsidiums des Nationalrats der Nationalen Front.

Schneider, Helmut *1920 †1979. Während des Krieges in einer Strafkompagnie, dann Arbeit beim frz. Sender in Algier, dem Sender der Alliierten Nationen in Italien und der BBC. Nach 1945 Leiter der aktuellen Abteilung bei „Radio Frankfurt“. 1947 Wechsel in die SBZ und zum Berliner Rundfunk, 1952 entlassen, 1953–1958 Chefred. der DEFA-Wochenschau „Der Augenzeuge“.

Schnitzler, Karl-Eduard von *1918 †2001. 1932 SAJ, nach dem Abitur Reichsarbeitsdienst, abgebrochenes Medizinstudium (Aufnahme in den NS-Studentenbund verweigert), 1938–1940 kaufm. Ausbildung, ab 1940 Kriegsdienst, 1941 verwundet, 1944 brit. Kriegsgefangenschaft, dort im Lager Ascot II Tätigkeit für den „German Service“ der BBC. Nach 1945 beim NWDR, zunächst in Köln, später in Hamburg. 1947 aus polit. Gründen entlassen. Umzug nach Berlin, 1948 SED, Mitarbeiter des Berliner Rundfunks und des Deutschlandsenders, 1951 PHS, ab 1952 Chefkomentator beim StRK. 1958/59 Parteiverfahren und

„Rüge“, danach Lösung des Arbeitsvertrages mit dem Rundfunk. 1960–1989 Autor und Moderator der Fernsehsendung „Der schwarze Kanal“, ab 1968 Chefkomentator des „Deutschen Fernsehfunks“, 1991 kurzzeitig Kolumnist des Satiremagazins „Titanic“.

Semjonow, Wladimir Semjonowitsch *1911 †1992. 1938 KPdSU, 1945–1949 stellv. bzw. Politischer Berater der SMAD, 1946–1948 sowjet. Direktor der Abt. Politik im Alliierten Kontrollrat, 1949–1953 Politischer Berater der SKK, 1953–1955 Hoher Kommissar der UdSSR in Deutschland, 1955–1978 stellv. Außenminister, 1978–1986 sowjetischer Botschafter in der Bundesrepublik Deutschland.

Seydewitz, Max *1892 †1987. Schriftsetzer, SPD, 1924–1933 MdR, 1931 Ausschluß aus der SPD, Mitbegr. und Vors. der SAP, 1934 inoffiziell zur KPD, Emigration in die ČSR, später nach Norwegen und Schweden, dort. publizistische Tätigkeit in der Exilpresse. 1946 Chefred. des SED-Parteiorgans „Einheit“, ab August 1946 bis Sommer 1947 Intendant des Berliner Rundfunks, anschließend bis 1952 Ministerpräsident in Sachsen. 1947–1949 Mitgl. des PV der SED, 1951 im Zuge der Parteisäuberungen Verlust aller Parteiämter. Abgeordneter der Volkskammer, ab 1955 Generaldirektor der Gemäldesammlung Dresden.

Tjulpanow, Sergej Iwanowitsch, Prof. *1901 †1984. Auf seiten der Roten Armee im Bürgerkrieg, 1927 KPdSU, 1929 Leningrader Militäarakademie, 1936 Promotion in Wirtschaftswissenschaften. 1941 Kriegsdienst, in der Stalingrader Heeresgruppe Leiter der 7. Abteilung (Propagandaabteilung), 1945–1949 Leiter der Verwaltung für Propaganda der SMAD, wegen fingierter Korruptionsvorwürfe und „Duldung konterrevolutionärer Handlungen“ seiner Familie abgesetzt, danach stellv. Leiter des Lehrstuhls für politische Ökonomie an der Marine-Militäarakademie Woroschilow in Leningrad, ab 1956 Professor und Prorektor der Leningrader Schdanow-Universität.

Vida, Eugen (Jenö) 1937 bis 1945 Haft in den Konzentrationslagern Dachau und Mauthausen, nach eigenen Angaben aus politischen Gründen, tatsächlich aber nach einer Verurteilung wegen Betrugs. Nach 1945 zunächst freier Autor, später Sendeleiter des Berliner Rundfunks. Im April 1946 fristlose Entlassung, u.a. wegen Plagiats von Lyrik des Dichters Denker, die bereits zur NS-Zeit gesendet worden war. Nach Angaben Hans Mahles habe er Vida auf englische Empfehlung hin zum Sendeleiter bestellt.

Wandel, Paul *1905 †1995. KPD-Funktionär und Journalist. 1919 SAJ, 1926 KPD, 1932/33 Aspirantur an der Lenin-Schule in Moskau, anschl. Dozent und Parteisekretär, 1941 Ltr. der dt. Sektion an der Schule der KI in Kuschnarenkowo. Ab 1943 Mitarbeit beim „Dt. Volkssender“. 1944 Mitarb. an den Nachkriegsplanungen der KPD. 1945–1949 Präsident der DZV, 1949–1952 Minister für Volksbildung, 1953–1957 Sekretär des ZK der SED, 1958–1961 Botschafter in China, 1961–1964 stellv. Außenminister der DDR, 1964–1984 Präsident und später Vizepräsident der Liga für Völkerfreundschaft der DDR.

Wolf, Markus Johannes (Mischa) (Psd.: Michael Storm) *1923. Sohn des Schriftstellers Friedrich Wolf, 1933 mit seinen Eltern Emigration in die Schweiz und nach Frankreich, ab

1934 in die UdSSR, 1938 Komsomol. 1940–1942 Studium an der HS für Flugzeugbau in Moskau, 1942 KPD, 1942/43 Kominternschule, 1943–1945 Sprecher, Redakteur und Kommentator beim „Deutschen Volkssender“ in Moskau. 1945 Rückkehr nach Berlin mit der „Gruppe Ulbricht“. 1945–1949 Kommentator und vermutl. zugleich sowjet. Kontrolloffizier beim Berliner Rundfunk, 1949–1951 1. Rat in der Moskauer DDR-Mission, 1953–1986 beim MfS, ab 1953 Leiter der Hauptverwaltung Aufklärung und stellv. Staatssekretär bzw. ab 1955 stellv. Minister für Staatssicherheit. 1986 auf eigenen Wunsch aus dem aktiven Dienst ausgeschieden, seither Tätigkeit als freier Schriftsteller und Autor.

Zahlbaum, Willi *1914 †2002. Journalistische Tätigkeit, USPD und SAP, 1933 Widerstand und Haftstrafe, anschließend Kriegsdienst und Gefangenschaft. 1947 Redakteur im Funkhaus Grünau und anschließend beim Berliner Rundfunk, ab 1950 Sendeleiter, ab 1952 Leitungsmitglied des StRK. 1954 stellv. Intendant des „Deutschen Fernsehfunks“ und zeitweise stellv. Vors. des StRK, 1960 Direktor des DEFA-Studios für die Wochenschau, danach Mitglied des Sekretariats des Nationalrats der Nationalen Front.

Zilles, Hermann *1903 †1956. Geb. in Köln, kaufm. Angestellter, 1930 KPD, Lehrer an der Marxistischen Arbeiterschule, 1933–1935 Haft, 1936–1940 Emigration in die Niederlande, 1937/38 Kurier und Instrukteur zwischen Amsterdam, Duisburg und Düsseldorf. 1940 Verhaftung und Internierung im Lager Hoek van Holland. Nach der Besetzung der Niederlande an die Gestapo ausgeliefert, 1943 in den Sicherheits-Verwahrungs-Block des KZ Buchenwald eingeliefert, dessen Häftlinge für Versuchszwecke der SS bestimmt waren. Nach dem Anschluß an das Parteiaktiv im Lager Pfleger auf der TBC-Station. Nach der Befreiung Rückkehr nach Köln, Fraktionsvorsitzender der KPD in der ersten Stadtverordnetenversammlung und erster Sekretär der BL Mittelrhein. 1946 parteiinterne Untersuchung wegen „nicht parteimäßigen Verhaltens“. 1946/47 Vertreter der KPD im PV der SED, Übersiedlung in die SBZ. 1946–1949 Mitarb. der Westkommission. Ab 1949 als stellv. Intendant zuständig für den Deutschlandsender. März 1952 Parteirüge wegen „mangelnder ideologischer Wachsamkeit“, im April durch ZK-Beschluß kurzzeitig zum Leiter des Landessenders Halle degradiert; anschließend Leiter des Fernsehentrums Berlin-Adlershof und Mitglied des neugegründeten StRK. Im November 1953 nach der Enttarnung einer angebl. CIC-Agentin entlassen. 1954–1956 Chefred. des „Feuilleton-Press-Dienstes“ bzw. der Zeitschrift „Die Schatulle“.

Personenregister

- Abramow, Alexej A. 203
 Ackermann, Anton 81, 145ff., 179, 369
 Adameck, Heinrich 216, 369
 Adolphs, Karl 97, 221, 277
 Apitz, Bruno 228
 Arendt, Hannah 23
 Axen, Hermann 108, 195, 200f., 203,
 211–214, 216, 222, 265, 369

 Barandow, Grigorij 140
 Bayerlein, Bernhard H. 69
 Baltutis, Irma 283
 Bartel, Walter 227, 229, 369
 Bauer, Leo(pold) 194, 205f., 212, 221, 277,
 369
 Becher, Johannes R. 143, 146–149, 152, 179
 Bechler, Bernhard 293, 370
 Bejach, Peter 198
 Belinski, Wissarion G. 141
 Benser, Günter 11
 Bersarin, Nikolaj E. 81, 90, 94, 370
 Beutner, Roland 199
 Beyer, Frank 228
 Block, Karl 154, 370
 Blumenberg, Hans 42
 Bodelschwingh, Friedrich von 166
 Böhm, Erich 195, 205, 232, 235, 238
 Böhme, Herbert 170
 Bourdieu, Pierre 52
 Brandt, Heinz 129, 370
 Brandt, Willy 206
 Braun, Alfred 199, 223f.
 Bredel, Willi 134f.
 Breitscheid, Rudolf 258f.
 Brüning, Heinrich 66
 Brurein, Ullrich 152, 199, 201, 370
 Bucharin, Nikolaj 64f.
 Buchholz, Peter 170
 Burkhardt, Hermann 205, 371
 Busch, Ernst 108
 Busse, Ernst 164, 371

 Cassirer, Ernst 42, 43
 Certeau, Michel 320
 Chartier, Roger 32, 52
 Clay, Lucius D. 104
 Cromwell, Oliver 176
 Cwojdrak, Günther 194, 205, 371

 Danton 176
 Dahlem, Franz 194
 Dareé, Walter R. 150
 Dengler, Gerhard 293
 Dimitroff, Georgi 69f., 86
 Dornberger, Emma 72
 Drechsler, Susanne 195
 Duchrow, Alfred 92, 98, 106, 178, 280ff.,
 371
 Dymshütz, Alexander 95

 Egel, Karl-Georg 194, 205f., 224, 371, 372
 Ehling, Alfred 119
 Ehrenburg, Ilja 141
 Eich, Günter 155
 Eichmann, Adolf 307
 Eisler, Gerhart 195f., 200f., 203, 211, 214,
 221f.
 Engels, Friedrich 195
 Erpenbeck, Fritz 81, 91, 372

 Farenburg, Hanns 92, 107, 199
 Faust, Otto 205
 Felinau, Josef Pelz von 107, 372
 Feuchtwanger, Lion 72
 Field, Noel H. 205f.
 Flick, Friedrich 227ff.
 Focault, Michel 51–54, 79
 Franco, Francisco 71, 138
 Frank, Anne 132
 Frankenberg und Proschlitz, Egbert von 258,
 303, 372
 Friedensburg, Ferdinand 232
 Fritsche, Hans 286
 Froberg, Fred 203
 Fuchs, Willi 98, 130
 Furet, François 68, 70

 Galen, Clemens August Graf von 168
 Galle, Petra 84, 86, 91, 94, 105
 Ganeval, Jean 186
 Gass, Karl 194, 205, 207, 221, 372
 Geggel, Heinz 205ff., 372
 Geschke, Ottomar 99, 129
 Geserick, Rolf 25, 30
 Gessner, Herbert 28, 202, 206f., 222, 239,
 277, 288, 304f., 373
 Ginzburg, Carlo 112
 Giordano, Ralph 12

- Girnius, Wilhelm 98, 101f., 110, 144f., 163, 174f., 181, 224f., 373
 Glaeser, Ernst 154
 Glinka, Michail I. 141
 Goebbels, Josef 36, 241
 Goethe, Johann Wolfgang von 147
 Goldhammer, Bruno 194f., 199, 205f., 222, 373
 Goldschmidt, Harry 203f.
 Göring, Hermann 245
 Gorki, Maxim 141
 Gramsci, Antonio 64
 Graudenz, Johannes 160
 Greene, Hugh Carlton 194
 Greif, Heinrich 81
 Grimmer, Reginald 222
 Grotewohl, Otto 103, 191, 195, 221f., 231, 258
 Gründgens, Gustav 92
- Habermas, Jürgen 38f., 48, 52
 Hagen, Hans 220
 Hahnwald (Redakteur) 87
 Halbwachs, Maurice 45, 47
 Händler, Werner 205
 Hasenclever, Walter 154f.
 Hauser, Edith 195, 200
 Hauser, Harald (auch Jan Morel) 286
 Heidegger, Martin 52
 Heilmann, Ernst 131
 Heilmann, Magdalena 131
 Heiß, Kurt 97, 188, 198, 201, 203ff., 207, 210, 212f., 215f., 218, 225, 281, 285, 291, 373
 Hemingway, Ernest 72
 Henkels, Kurt 283
 Hennecke, Adolf 220
 Hermes, Andreas 130, 152
 Herrstadt, Rudolf 318
 Heß, Rudolf 150
 Hesse, Hermann 154
 Heuss, Theodor 152
 Heyerdal, Thor 42
 Himmler, Heinrich 111
 Hindenburg, Paul von 151
 Hitler, Adolf 36, 67f., 70f., 73, 76, 141f., 145f., 150f., 155, 164, 170, 173, 175, 232, 239, 243, 248f., 253, 262, 293
 Hobsbawm, Eric 58
 Holitzscher, Arthur 154
 Honecker, Erich 24, 192
 Hoppe, Marianne 92
- Huchel, Peter 197
 Hugo, Victor 154
 Huhn, Kurt 114
 Humboldt, Wilhelm von 54
- Jelisarow, Alexej I. 90
 Jennige (ehem. Buchenwaldhäftling) 124
 Jung, Claire 95, 160
- Kaiser, Jakob 152
 Kasack, Hermann 155
 Kaul, Friedrich Karl 224, 231, 374
 Keller, Dietmar 11, 12
 Kirschnek, Christof 199
 Klausner (Klausener), Erich 170
 Klein, Matthäus 90f., 374
 Klein, Werner 216, 285
 Klemperer, Victor 11, 97
 Koch, Helmuth 225
 Koch, Waldemar 150ff., 293
 Koenen, Gerd 65, 72f.
 Koestler, Arthur 69
 Köhler, Bruno 104
 Konstantinowski (Oberstleutnant) 90
 Krüger, Joachim 128
 Kuhn, Harry 164
 Külz, Wilhelm 118, 131, 152
 Küpper, Hannes 92, 107, 199
 Kutusow, Michail I. 141
 Kuusinen, Otto-Wilhelm 68
- Labrousse, Ernest 53
 Langhoff, Wolfgang 248
 Le Bons, Gustave 37, 291
 Lebovicz, Jolan 131
 Lemmer, Ernst 152
 Lenin, Wladimir I. 62, 141, 176, 260
 Leonhard, Rudolf 224
 Leonhard, Wolfgang 91
 Leuteritz, Gustav 98
 Levi, Primo 112, 295
 Ley, Hermann 272, 374
 Lichtenberg, Bernhard 166ff.
 Liebknecht, Karl 232
 Lincoln, Abraham 176
 Loritz, Hans 116
 Lösche, Lothar 133
 Ludendorff, Erich 240
 Luhmann, Niklas 54
- Mahle, Hans 81, 87, 89–92, 94, 97–101, 103f., 106, 108, 113, 152, 183, 188ff., 197,

- 199–203, 211, 213–217, 223, 225, 265,
270, 285, 374
- Malachow, Nikolai I. 94f.
- Mannbar, Artur 90, 92, 99, 106, 141f., 183,
201, 375
- McLuhan, Herbert Marshall 318
- Marx, Karl 145
- Matern, Hermann 195
- Meier, Otto 191
- Meinecke, Friedrich 147
- Merker, Paul 206
- Mewis, Karl 277
- Michael, Karl-Heinz 207
- Michelangelo Buonarroti 126
- Mießner, Rudolf 92f., 116, 136, 170f., 375
- Mühlen, Theodor 107, 171
- Mühlmann, Wilhelm E. 50
- Mulin, Wladimir G. 86, 95, 97, 99ff., 104,
202f., 375
- Münkler, Herfried 44
- Münzenberg, Willi 69
- Murphy, Robert 83
- Mussolini, Benito 15, 62
- Nekrassow, Viktor 248f.
- Neumann, Franz 232
- Niederkirchner, Katja (eigentl.: Käthe) 120,
161f.
- Niemöller, Martin 166f., 170f.
- Nietzsche, Friedrich 52
- Norden, Albert 201, 375
- Obrig, Ilse 92f.
- Oelßner, Fred 104, 375
- Orwell, George 116
- Ossietzky, Carl von 174
- Pallas, Rudolf 246, 248, 265
- Papen, Franz von 66, 232, 259
- Paul, Rudolf 122
- Perk, Willy 194, 376
- Pieck, Wilhelm 68, 81, 86, 90, 103, 195, 202,
221, 257
- Pincus, Werner 105, 280
- Pius XII 253
- Plechanow, Georgij W. 141
- Plivier, Theodor 312, 376
- Preysing, Konrad Graf von 167f.
- Prien, Günter 118
- Priess, Heinz 376
- Prisky, (Jo-)Hanna 376
- Puschkin, Alexander 141
- Raddatz, Karl 116, 129, 229–232, 377
- Radek, Karl 62
- Rajk, Laszlo 196
- Rathenau, Walther 232
- Repin, Ilja E. 141
- Reuter, Ernst 232, 241
- Ribbe (ehem. Häftling in Sachsenhausen)
129
- Rickhey, Georg 227f.
- Rilke, Rainer Maria 125
- Rosanow, Wsewolod I. 95, 98, 377
- Rosenberg, Alfred 145
- Rücker, Günther 95
- Russanow, Lew N. 190
- Schacht, Hjalmar 228
- Scharf, Kurt 169
- Scheer, Maximilian 205, 223f., 377
- Schehr, John 98, 165f.
- Schirdewan, Karl 165, 197, 252ff., 257, 260
- Schleicher, Kurt von 66
- Schmidt, Heinz 97, 102, 108, 191, 193–197,
199, 201ff., 205f., 211, 214ff., 221, 224,
246, 248, 377
- Schmitt, Carl 50, 237, 264
- Schneider, Christian 49
- Schneider, Helmut 207, 377
- Schneider, Herbert 126
- Schnitzler, Karl-Eduard von 28, 188, 194,
199, 205, 207, 243f., 259, 277, 288, 377
- Scholl, Hans 255
- Scholl, Sophie 255
- Schomburg, Karl 118
- Schreiber, Walther 152
- Schukow, Georgij K. 81
- Schulze-Boysen, Harro 160
- Schumacher, Kurt 145
- Schwab, Alexander 160
- Schwarz, Georg 161
- Selbmann, Erich 277
- Semjonow, Wladimir S. 94, 203, 378
- Setschenow, Iwan M. 141
- Seydewitz, Max 92, 99–102, 188, 193, 197,
378
- Sinowjew, Grigorij 63
- Sluschejew (Major) 189f., 270
- Smirnow, Paul 139
- Sophokles 155
- Stalin, Josef W. 31, 64ff., 68, 71–77, 140f.,
159, 163, 207, 219, 248, 260f., 266, 300,
305

- Stibi, Georg 285
Surikow, Wassilij I. 141
Suworow, Alexander W. 141
- Tesla, Jirka 227
Thälmann, Ernst 66, 165, 174, 258–261,
265, 300f.
Thierfelder, Herbert 217
Tito, Josip Broz 195, 261
Tjulpanow, Sergej I. 94f., 99ff., 191, 193,
202, 378
Togliatti, Palmiro 64
Tolstoi, Leo 141
Trotzki, Leo D. 64
Tschaikowski, Peter I. 141
Tschechow, Anton P. 141
Tschernyschewski, Nikolai G. 141
Tschuikow, Wassilij I. 97
- Ulbricht, Walter 90f., 100, 102f., 188, 195,
197, 213, 221f., 257f., 266, 288, 305
- Vida, Eugen 91, 112f., 378
- Wandel, Paul 99, 104, 202, 378
Wartenburg, Peter Graf York von 173
Weber, Max 19, 45
Wegener, Bettina 309
Weinert, Erich 248
Westermeyer, Alexander 161
Wiedmair, Marie 123
Wilke, Erwin 90f.
Willig, Kurt 168f.
Winzer, Otto 104
Wolf, Friedrich 131
Wolf, Markus (Psd. Michael Storm) 81, 92,
134, 202f. 232, 240, 250, 378
Wurm, Theophil 294
- Zahlbaum, Willi 379
Zahn, Peter von 194
Zaisser, Wilhelm 215
Zetkin, Clara 62
Zilles, Hermann 194, 206, 212, 255ff., 281,
290, 379
Zimmering, Raina 44
Zimmermann, Michael 44
Zwaig, Stefan Georg (s. a. Zweig, Stefan
Jerzy) 227f.

